


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Gesammelte Schriften

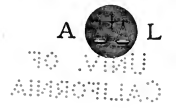
Georg Brandes

Gesammelte Schriften

Deutsche Original-Ausgabe

Neunter Band

Gegenden und Menschen



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1906

Georg Brandes

Gegenden und Menschen



Albert Langen
Verlag für Litteratur und Kunst
München 1906

Italien

San Giorgio

(1889)

Der in den siebziger Jahren angelegte herrliche Fahrweg nach San Miniato hinauf ist der schönste in der unmittelbaren Nähe von Florenz: Durch einen Duft von tausenden und abertausenden voll erblühter Rosen fährt man im Monat Mai den wie eine ungeheure Wendeltreppe geformten Weg entlang, hinauf zu jenem Hügel, auf dem Michelangelo einst die Festungswerke zur Verteidigung der Stadt erbaute.

Bei jeder neuen Biegung und jeder neuen Hebung des Weges eröffnet sich eine immer weitere Aussicht über die feine und klare Landschaft, durch die sich der Arno windet, und in der Florenz mit seiner Domkirche und seinem Glockenturm aus buntem Marmor eingefaßt liegt wie eine Mosaikblume auf dem Boden einer Schale.

Die Landschaft ist von den mittelhohen Bergen der Apenninen umfriedet; sie ist reich an Villen, Baumgruppen, Städtchen und Hügeln. Nichts Saftiges oder Schwimmendes bietet sich dem Auge; die Umrisse zeigen sich so scharf und genau, daß man unwillkürlich an das ein wenig Trockene im Kolorit der Florentinischen Malerschule erinnert wird; und die schlanken Schönheitslinien der Menschenrasse, die auf den Straßen, in den dem Fremden offenstehenden Häusern, sowie in den zahlreichen Darstellungen der Statuen und Reliefs die Aufmerksamkeit des Fremden erregten, vermählen sich in seinem Sinn auf geheimnisvolle Weise mit denen der Landschaft. Er begreift es, daß Venedig, nicht Florenz, die Heimat des Kolorits in Italien wurde; er glaubt, eine Verwandtschaft zu verspüren zwischen den Formen des umbrischen Erdbodens und den Formen in Umbriens bildender Kunst.

I

Dort oben auf dem Hügel wurde bei dem Feste zu Michelangelos vierhundertstem Geburtstage (1875) das große Denkmal des Künstlers errichtet; sein David in Bronze hoch auf einem Marmorsockel, geschmückt mit den ruhenden Bronzestatuen aus den Gräbern der Mediceer: Morgen, Tag, Abend und Nacht. Obwohl vom künstlerischen Standpunkt ein solches unwillkürliches Zusammenspiel losgerissener und in einer der ursprünglichen Bestimmung zuwiderlaufenden Absicht verwendeter Figuren unzweifelhaft verwerflich ist, übt das Monument doch eine mächtige Wirkung. Diese gigantischen Gestalten vertragen den blauen Himmel als Hintergrund. Besonders David nimmt sich noch besser aus als das Marmororiginal in früheren Tagen am Fuße des Palazzo Vecchio. Es ist indessen schwer, von seinem Kopf einen vollen Eindruck zu erhalten, noch schwieriger als früher, da sein Sockel nicht so hoch war. Und das ist sehr schade, denn der Kopf ist unvergleichlich der schönste Teil der Statue. Wer ihn kennen lernen will, kann seinen Gipsabguß in der Florentiner Akademie studieren, und er wird empfinden, wie schwer es ist, sich loszureißen. Mit einer so fürchterlichen Schönheit fesselt und entzückt der Ausdruck dieses Kopfes die Sinne. Auf dem San Miniato starrt man zu ihm hinauf, ohne mehr als die allgemeinen physiognomischen Umrisse sehen zu können; und ich vermochte, als ich ihn dort sah, mich des Gedankens nicht zu erwehren, daß es Michelangelos Fehler sei, wenn die ganze riesenhafte Statue nicht wie eine gewisse andere, kleinere aber gesammeltere, an die sie mich erinnerte, in einer einzigen ungeteilten Wirkung auf den Sinn des Beschauers aufgehe.

Mag, dachte ich, Michelangelos David von der Höhe hier oben Florenz beherrschen; unten in der Stadt steht die Statue, die stärker ist als er. Mag die spätere Bildhauerkunst immerhin bei dem David Michelangelos in der Schuld stehen: unten in der Stadt steht die Statue, in deren Schuld er steht.

Und mein Auge suchte, indem ich den Blick über Florenz hinschweifen ließ, unwillkürlich die Kirche Or San Michele. In einer Nische, die sich an der Außenmauer dieser Kirche befindet, steht die Bildsäule, ohne die der David nie entstanden wäre, und an die er, wie dämonisch er auch dasteht, in bezug auf Jugendkraft

und Harmonie nicht heranreicht. Donatellos St. Georg hat hundert Jahre mehr auf seinem Rücken; aber sie drücken ihn nicht schwerer als ein Fäserchen. Denn der Feind, den sein Blick so trotzig herausfordert und überwindet, ist die Zeit.

II

An der Stelle, wo Or San Michele steht, wurde schon im 8. Jahrhundert dem St. Michael eine Kirche errichtet; in der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde sie niedergerissen und auf der Baustelle Kornmarkt abgehalten, den man bald vermittelst einer Loggia mit einem Kornmagazin darüber schirmte. 1337 wurde der Beschluß gefaßt, die alte Ziegelsteinloggia durch eine neue, von starken, behauenen Steinen zu ersetzen, und jede der Gilden mußte sich verpflichten, einen der Pfeiler mit dem Bilde eines Schutzheiligen zu schmücken. Bald wurde der Marktraum wiederum in eine Kirche verwandelt, und im Jahre 1406 wurde die den Gilden auferlegte Verpflichtung erneuert, und zwar in der Form, daß im Laufe von zehn Jahren die Aufstellung ihrer Schutzheiligen stattgefunden haben müsse. Man wandte sich an die größten Künstler jener Zeit. So führte Ghiberti Johannes den Täufer für die Kaufleute, Giovanni da Bologna St. Lukas für die Richter und Notare, endlich Donatello St. Petrus für die Schlächterinnung, St. Markus für die Leineweberzunft und die herrlichste aller Statuen, St. Georg, für die Panzerschmiede aus.

Nie wird es mir gelingen, auszudrücken, wie schön ich diese Figur finde. Sie ist mir fast immer gegenwärtig. Sie gehört für mich zu den wenigen vollkommenen, in allen Stücken untadeligen Kunstwerken, welche den teuersten Schatz der Menschheit, eine immerwährende Quelle der Freude für Geschlecht auf Geschlecht bilden, wie es Keats gesagt hat: A thing of beauty is a joy for ever.

Ein günstigeres Verhältnis zwischen Kunst und Gesellschaft, als das hier zu Tage tretende, das die Ausführung dieses Werkes veranlaßte, ist kaum denkbar.

Hier waren es weder ein Fürst noch ein reicher Privatmann, die dem Künstler auf eigene Rechnung einen Auftrag erteilten. Es war das Volk selbst, das in Zünfte, in Gilden organisierte Volk. Und wie der Auftrag nicht von einem Kabinett sondern

von einer volkstümlichen Vereinigung ausging und die Freiluft der Öffentlichkeit mit sich führte, so wurde auch das bestellte Kunstwerk kein Kabinettsstück, sondern ein Freiluftdenkmal des Bürgersinnes und volkstümlichen Kunstverständnisses.

Donatello (eigentlich Donato di Betto Bardi) wurde 1386 geboren. Sein Vater Nicolo, der dem Krämergewerbe angehörte, beteiligte sich leidenschaftlich an den Florentinischen Parteikämpfen, ja, er wurde als Landesverräter verurteilt, an einem Eselsschwanz zur Richtstätte geschleift und geköpft zu werden. Er entzog sich diesem Urteil durch die Flucht. Aber 1380 wurde der Prozeß von neuem aufgenommen und der Verurteilte freigesprochen.

St. Georg hat geschichtliche Bedeutung als eine Erinnerung an das kriegerisch bewegte Zeitalter, das Donatellos Jugend in Florenz vorangegangen war. Dieser stolze Jüngling mit dem langen florentinischen Halse ist ein echter Landsmann des Meisters, dessen Meißel ihm Leben gab. Donatello hat augenscheinlich solche eleganten und kriegerischen Gestalten vor Augen gehabt. Doch die Seele dieses Kunstwerkes ist seine eigene Seele. Das Beste darin entstammt seinem Innern. Alle von innen ausströmende und überströmende Kraftfülle und Selbstherrlichkeit der Renaissance sind in dem Mute des jungen Kriegers verkörpert. Aufmerksam, mit hochgezogenen Augenbrauen und gerunzelter Stirn, doch sorglos, ohne eine Waffe in der Hand, erwartet er das Kommen des Drachens. Er denkt wenig daran, daß Drachen kein Menschenherz haben und niemals Pardon geben. Nachlässig stützt er den großen Schild mit ein paar Fingern der linken Hand, während der rechte Arm und die waffenlose rechte Hand ruhig an der Seite herunter hängen. Die Haltung ist rein defensiv, doch der Blick zornig drohend. Das Fürchterliche liegt allein im Ausdruck des Gesichts. Aber dieser Ausdruck verleiht Bewegung in der Ruhe, und während die Statue als Gestalt durch das Geschlossene, Zusammengedrängte, Haltbare ihrer Masse wirkt (sie zeigt keine Stelle, die im Laufe der Zeit abgestoßen oder ernstlich beschädigt werden konnte), liegt im Ausdruck eine Lyrik, die diese architektonische Plastik in Bewegung versetzt, so sogar die vielen an und für sich leblosen Teile der Figur beseelt: Schild, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen. Die Säule steht da als ein Ausdruck edler, kriegerischer Jugend, als eine heroische Idee, ein gepanzerter Gedanke. Sie gemahnt

in ihrer Menschlichkeit an jene bewundernswerten florentinischen Architekturwerke, die ein Mittelding zwischen einem Palast und einem Kastell bilden.*)

In dieser Gestalt vereinigen sich ein mittelalterliches (die enge Rüstung, die derbe, breitspurige Stellung), ein klassisches und ein rein florentinisches Element. Sie verschmilzt das Ritterwesen des Mittelalters mit der harmonischen Ruhe der Antike und der aristokratischen Moral der Renaissance. Daß hier auch das griechische Element vorhanden, das allerdings vielleicht am schwersten herauszufinden ist, wird man durch einen bloßen Vergleich von Shakespeares Heißsporn (Henrik Percy) mit diesem San Giorgio entdecken. Heißsporn ist nämlich das Gegenstück der Renaissance zu Achilles; St. Georg steht in der Mitte zwischen beiden.

III

Während alle nach Florenz kommenden Reisenden Michelangelos David aufsuchen, wallfahrten weit weniger zu Donatellos St. Georg. Und doch ist diese Statue ganz ebenso schön und verdiente in noch höherem Grade geliebt und bewundert zu werden. Da es von kundiger Hand nachgewiesen worden ist, daß diese durch ihre persönliche Originalität so überraschende Bildsäule in ihrem Motiv nicht als ganz original bezeichnet werden kann, weil sie verschiedene mittelalterliche Vorbilder besitzt (Jul. Lange: Geschichte eines Motivs), so ist es für einen leidenschaftlichen Bewunderer Donatellos verlockend, daran zu erinnern, wie viel Michelangelo seinerseits dieser Figur verdankt, wenn auch nicht in bezug auf die Haltung seines David, so doch in bezug auf den Ausdruck und den ganzen Charakter seines Werkes. Und David ist ja nicht das einzige Beispiel dafür, daß Michelangelo bei Donatello Anleihen gemacht hat. Sein berühmter Moses ist durchweg eine (in der Energie übertreibende) Nachahmung von Donatellos sitzendem Johannes der Evangelist — eine geniale, das Vorbild übertreffende, aber in jedem Zug durchgeführte Nachahmung.

*) In den Acta Sanctorum findet man in der Reihe der Heiligen, die unter dem 23. April behandelt werden, eine kritische Darlegung der Geschichte und Legende vom Heiligen Georg.

Donatello hat seinen St. Georg in seinem dreißigsten Jahre, 1416, vollendet. Volle fünfhundert Jahre sind seit der Geburt des Meisters verflossen. Doch sein Ansehen, das schon in seinem eigenen Jahrhundert groß war, ist seitdem nicht erblaßt, strahlt eher in immer klareren Glanz, während die Zeiten verrinnen. Die Kultur, die in seiner Person und seinem Werke zum Ausdruck gelangte, erweist sich immer mehr als die einzige auf die Dauer solide Kultur nächst der Zivilsation des Altertums.

Wenn das bald anbrechende 20. Jahrhundert sich eine Grundlage suchen wird, auf der es seine feinste, nichtwissenschaftliche Kultur erbauen kann, dann wird es sich wahrscheinlich mit Unwillen von den zerfallenden Fundamenten des 19. Jahrhunderts und nicht weniger entschieden von der Verheerung der Revolutionszeit und den Protesten der Reformationsjahre abwenden; aber es wird nicht umhin können, zurückzukehren zu der einzigen großen modernen Vergangenheit: der italienischen Renaissance des 15. Jahrhunderts. Dieser Zeit und ihren Werken wird man dann huldigen, wie nie zuvor.

O, St. Georg, mein Schutzpatron! Wie schön ist der heilige Zorn in deinem Blick, wie herrlich das ruhige Gefühl der Kraft, das deine Brust erfüllt, du Heiliger und Heide! Daß du auch mit leeren Händen, ohne Schwert oder Lanze, lauter Unverzagtheit bist, das ist eine Lehre. Wehrlos stehst du da, aber fest auf deinen Füßen, fest in deinen Knieen, einen Panzer um den Fuß, um mit eiserner Ferse zertreten zu können, und einen Panzer um Lenden und Arm und Beine und Rücken und Brust. Du, Gift und Galle des Drachen Preisgegebener! Du weißt es, die Zeit wird kommen, da du wieder einen Lanzenschaft in die Hand bekommst! Töte dann den Drachen, stoße das Eisen in sein Herz und zerbrich ihm die Knochen, daß er nie wieder Jungfrauen verschlingt und nie wieder Jünglinge mordet!

Italien um den 20. September 1870

(20. September 1895)

Als am 12. September 1870 der Zug von Susa auf dem Bahnhof in Turin einlief, befand sich unter den Passagieren ein junger Mann, ein harmloser und ganz zufälliger Reisender, der mit Verwunderung die Blicke aller auf der Station stehenden Soldaten auf sich gerichtet sah. Plötzlich ertönte es aus einem mächtigen Trupp dieser Krieger: „Hoch der Preuße!“ (Evviva il Prussiano!), und die Mützen wurden geschwungen. Erstaunt sagte er zu seinem Mitreisenden, einem jungen Turiner, der ihn in einem mehrstündigen Gespräch unterhalten hatte: „Gilt der Ruf mir? und weshalb rufen sie?“ — „Sie halten Sie für einen Preußen infolge Ihres Zylinders und Ihres blonden Bartes, und sie sind von den Siegen der Preußen entzückt.“

So wurde der Reisende sofort bei seinem Eintritt in Italien darüber belehrt, daß die Schilderung dänischer Blätter von den italienischen Sympathien für Frankreich nicht so ganz mit der Wahrheit übereinstimmten.

In Wirklichkeit nahm ein einziger Gedanke die Sinne gefangen: Roms Eroberung. Einige seinerzeit von Thiers ausgesprochene Worte, des Inhalts, daß Frankreich sie schon zu verhindern wissen würde, standen, von allen möglichen spöttischen Ausfällen begleitet, an den Anschlagssäulen zu lesen, und der Haß gegen Frankreich, das bis vor so kurzer Zeit Rom besetzt gehalten hatte, war in Piemont wie in Umbrien in allen Klassen verbreitet. Allerdings sah man unter den Karikaturen, die mit dem Papst, den katholischen Dogmen usw., ihr Spiel trieben, auch Karikaturen des preußischen Königs. Aber sie zielten alle auf seine mit der Gottheit so vertrauten Siegesbulletins ab und schlossen die Freude über die Siege selbst nicht aus. Man sah z. B. unter dem Titel: Il Re Guglielmo

ed il suo buon dio (König Wilhelm und sein guter Gott) Zeichnungen, in denen dargestellt wurde, wie die Dreieinigkeit ihm die Stiefel ausziehen half, wie die Vorsehung ihm den Kaffee ans Bett brachte, wie der Heilige Geist ihm Pomade für seinen Kahlkopf versprach. Aber die Sympathie für die Deutschen war deshalb nicht weniger ausgeprägt. Die Furcht der nordischen Völker vor Gotteslästerung in Bild und Wort war und ist den Italienern unbekannt. Neben diesen Zeichnungen hingen andere, die den Haß gegen die Papstgewalt ausdrückten: eine stellte Christus dar, wie er einem gichtbrüchigen Weibe (der Freiheit) ihre Rüstigkeit wiedergab, und niemand ereiferte sich darüber, daß Christus Garibaldis Gesichtszüge hatte und sein rotes Hemd trug. Auf einer anderen Zeichnung sah man Italien als römische Bäuerin vor ihrer Tür fegen, und unter dem Gerümpel bemerkte man die Papstkrone und die heiligen Schlüssel.

Einige Tagebuchstellen aus jener bewegten Zeit werden besser als zurückschauende Betrachtungen es vermögen, die Stimmung jener Tage vergegenwärtigen.

Parma, 15. September. Ich blieb heute den ganzen Tag im Museum, und um keine Zeit zu verlieren, ließ ich mir von den Aufsehern ein Frühstück, wie sie es gerade beschaffen konnten, in ihre Privatwohnung dort bringen. Weil ich Correggios wegen hierher gekommen bin, so will ich keinen Augenblick versäumen, ihn zu studieren, und da ich sofort für siebzig Lire Photographien von seinen Bildern kaufte, so waren die Aufseher sehr gastfreundlich. Sie brachten mir Brot, Käse und Trauben, und während ich aß, räsonierten sie über Politik. Wie alle Italiener, die ich gekannt habe, hegten sie einen wahren Haß gegen Frankreich. Alle Wohltaten, die Frankreich Italien erwiesen, hatten sie vergessen, aber der Name Mentana ließ ihre Gesichter aufflammen. Selbst diese einfachen Männer kannten das Telegramm Les chassepots ont fait merveille auswendig, diesen Bericht von dem Siege der französischen Chassepotgewehre über Kinder von fünfzehn, sechzehn Jahren, bewaffnet mit Säbeln und Pistolen. Einer von ihnen, der seine Perioden zu verbinden und seine Effekte vorzubereiten verstand, rief mit südländischer Beredsamkeit: „Sobald wir erfuhren, daß Frankreich Preußen den Krieg erklärt hatte, Frankreich, das uns von einem Herrn befreite, um uns einen anderen zu geben, Frankreich, das

uns verhöhnt und Rom verweigert, Frankreich, das uns Nizza und Savoyen im Nordwesten geraubt hat, das Schuld war an Aspromonte und uns bei Mentana niederschoß — da widerhallte ein Schrei über ganz Italien: Hoch Preußen!" — Welche Rhetorik!

Florenz, 17. September. Ich machte die Reise von vier Uhr morgens bis ein Uhr nachmittags mit einem jungen italienischen Kapitän namens Bartolomeo Sassi. Er war Stabsoffizier und äußerte sachkundige Urteile über die Schlachten. Er hatte in sprachlicher Hinsicht nur die erbärmliche italienische Erziehung gehabt, strengte sich aber mit ganzer Kraft an, Deutsch und Englisch zu lernen. Seine Bewunderung von Moltkes Genie kannte keine Grenzen. Er nahm nach echt italienischer Weise den Hut ab, wenn er seinen Namen nannte, und hob zum Vergleich hervor, wie elend die Schlachten bei Magenta und bei Solferino kommandiert worden waren. Sie wurden ja nur gewonnen, weil die Österreicher mit noch schlechteren Generälen noch mehr Fehler begingen. Auf allen Stationen sahen wir Truppen. In acht Tagen hat Italien viermalhunderttausend Mann unter Waffen. Alle Italiener glauben, daß Rom in ein paar Tagen fällt.

Florenz, 21. September. Gestern, als ich aus den Uffizien heraustrat, sah ich eine große Bewegung auf der Straße: Hinter Knaben, die mit Zeitungen voranliefen, kam ein langer Zug. Einige trugen die rot-weiß-grüne Fahne. Die einfachen Leute äußerten ihre Freude durch Händeklatschen. Die große Neuigkeit war eingelaufen: Rom war Italiens erobertes Eigentum. Eine Bande lief zum Campanile. Ich folgte ihnen und ging ihnen nach in den Turm hinauf. Sie rissen die Tür auf, hingen sich gleichzeitig an sieben, acht Glockenstränge, und bald widerhallte die Stadt vom Läuten der Glocken. Es war wirklich rührend, wie das eine Haus nach dem andern seine Fahne heraushing, bis die ganze Stadt in dreifarbiger Pracht dastand. So sind also die Italiener durch eine Mauerlücke bei der Porta Pia hineingekommen. Eine Großtat war es nicht, den wenigen päpstlichen Truppen gegenüber, aber trotzdem ist dies Ereignis groß als Symbol. Mir traten die Tränen in die Augen bei dem Gedanken an den Sieg, den die menschliche Freiheit hier gewonnen hat. Heute kam Dall' Ongaro (der vortreffliche alte Dichter und Garibaldioffizier) und besuchte mich. Er ist der eifrigste Republikaner, den ich noch getroffen habe; steht

fortdauernd in Verbindung mit der neuen Regierung in Paris, aber gleichwohl ist er, wie alle Italiener, durchaus deutschfreundlich. Immer wieder kommt er auf das Verbrechen zurück, das die Franzosen mit der Besetzung Roms begangen hatten, und grauenerregend waren die Schilderungen, die er von den Unterdrückungen, der kleinlichen Spionier- und Verfolgungssucht des Pfaffenregiments entwarf. Nun kriecht die Priestergewalt dort im Staube; das Haupt der Schlange ist getroffen. Äußerliche Macht erlangt die Geistlichkeit in Rom nicht mehr. Nun bleibt es dem Norden allein vorbehalten, Priesterasyl zu sein. Ich gedachte Snoilskys Verse:

Verläßt beim Morgengrauen
Sankt Peter den Vatikan,
Dann raunt es in Flur und Auen:
Erwacht ist der große Pan.

Gestern kam der Gesandte. Er scheint ein anständiger und dummer Bursche zu sein. Die dänischen Gesandten, die ich kenne, zerfallen in zwei Gruppen: unanständige, dumme Burschen und dumme, anständige Burschen. Er wiederholte ein Mal über das andere: „Wer hätte Ereignisse wie diese voraussehen können! — Es ist ja jetzt unmöglich Depeschen zu schreiben. Wer kann in unserer Zeit aus oder ein wissen!" so daß es mir im Zwerchfell kribbelte. Er gab mir unaufgefordert ein Paket Tageblätter, aus denen ich ersah, daß X. jetzt Korrespondenzen aus Lyon schreibt, ebenso falsch, verlogen und elend wie seine ersten aus Paris. Am meisten wunderte mich jedoch seine Frechheit. Er, der Imperialist bis in die Fingerspitzen gewesen, der in Paris mir gegenüber von Republik und Republikanern mit einem Haß und einer Verachtung sondergleichen sprach und seinen Glauben an Napoleon ausdrückte, er ist jetzt vollständig Heegaardisch umgeschlagen. Das ist unleugbar stark — aber schlimmer ist es, daß er die an und für sich schon hinlänglich im Irrtum Befangenen zu Hause noch mehr in die Irre führt.

Florenz, 3. Oktober. Gespräch mit Giuseppe Saredo, einem feurigen jungen Professor der Rechte aus Siena. Er lobte die germanischen Völker, sprach mit großer Bescheidenheit von dem gegenwärtigen Italien, das er recht wohl kannte, da er in vielen Städten gewohnt hatte. Er sagte: „Wir, das gegenwärtige Geschlecht, haben nur eines für Europa getan: unser einziges Verdienst besteht darin, dem Katholizismus ein Ende gemacht zu haben.

Das Unglück ist nur, daß dies keine Reform, sondern ein Wegfegen ist. Wir sind Europas wahre Heiden. Leider. Uns fehlt der Hang des Nordländers zum Unendlichen, wir sind ein plastisches Volk. Also haben wir keinerlei Religion, während im Norden alles zur Religion ward, sogar die Liebe; bei uns ist sie nicht einmal Galanterie. Religion im eigentlichen Sinne des Wortes findet man hier nur bei einigen Frauenzimmern." Wir sprachen von dem gegenwärtigen höheren Unterricht in Italien. Er sagte: „Die Universitäten taugen im Augenblick nichts und zwar aus einem einfachen Grunde. Die Professoren teilen sich in zwei Gruppen: entweder unter der alten Staatsverwaltung angestellte, also rechtgläubiges Hofgezücht, das keinen Menschen etwas lehren kann, oder unter der provisorischen Regierung angestellte, also liberale Märtyrer, Leute, die irgend etwas ausgestanden haben, Gefängnis, Verbannung oder dergleichen, und die auch keinen Menschen etwas lehren können. Sie kennen nur die liberalen Redensarten und prägen den Studenten einen Garibaldismus ein, der sie nicht verhindert, alle ihre Zeit mit Billardspiel und Mädchen auszufüllen.

Florenz, 6. Oktober. Langes Gespräch mit Villari, dem Historiker, über Italiens Stellung zum Papsttum. Er bekleidet einen hohen Posten im Ministerium des öffentlichen Unterrichts. Er ist Neapolitaner, gemäßigt in seinen Aussprüchen, eng befreundet mit Stuart Mill, dessen Gesinnungsgenosse, mir gegenüber infolge meiner guten Empfehlungen außerordentlich entgegenkommend. Auch er, wie so viele moderne Italiener, bildet sich ein, daß zwangsweiser Unterricht imstande sein werde, die durch das Freidenkertum geschaffene Spaltung zwischen den Gesellschaftsklassen und Geschlechtern auszugleichen, ist deshalb leidenschaftlich für den Unterricht der Frauen.

Alles ist hier zum Empfang der Deputation aus Rom vorbereitet, die der Stadt die traurig-fröhliche Botschaft überbringen soll, daß Florenz nun aufgehört hat, Hauptstadt zu sein, und der alten Hauptstadt Italiens und der Welt nun seine Krone reichen muß. Die Festlichkeiten beginnen morgen; alles ist schon mit Girlanden behängt, und die ganze blumengeschmückte Stadt wird Samstag Abend festlich illuminiert.

8. Oktober. Der Einzug war schön, Fahnen, Kränze, Blumengewinde, schöne Damen in Festgewändern in den Fenstern

und großes Gedränge. Da kamen endlich die Gesandten in blumengeschmückten Wagen. Ich stand bei Saredos und sah zu. Er sagte: „Was für ein unglaubliches Glück wir untauglichen, verdorbenen Italiener doch haben! Wir griffen Österreich an, schlugen uns schlecht, die Franzosen besorgten die Arbeit für uns und gaben uns die Lombardei. Wir hatten die Aufgabe, das Gewonnene zu stärken und zu befestigen, aber wir vernachlässigten sie, und Garibaldi eroberte Sizilien für uns. Garibaldi entfacht dann einen Aufruhr; Frankreich verlangt, daß man ihn angreife, was recht und billig war, und wir können Frankreich dafür danken, daß die innere Revolution uns nicht übermannte, sondern bei Aspromonte erdrückt wurde. Neuer Aufruhr, und Frankreich nimmt das Odium auf sich, den Aufstand niederzuschlagen, und bringt dem jungen Italien die schmerzliche Niederlage von Mentana bei. Selbst diese Wunde wird uns sodann zum Heil. Denn ihr verdanken wirs, daß ein Nationalgefühl sich entwickelt, das die so naheliegende Allianz mit Frankreich verhindert, die alles mögliche Unglück über uns gebracht hätte. Wir führen wiederum Krieg mit Österreich, bekommen trockene Prügel zu Lande und nasse Prügel zur See und empfangen zum Lohne Venedig. Endlich fällt Napoleon, Italiens Freund und Schöpfer. Aber weit davon entfernt, uns zu schaden, ist dies uns so nützlich, daß wir über seine Leiche nach Rom gehen. Ja, was beinahe lächerlich ist: ein bißchen früher oder ein bißchen später wird nun Preußen gezwungen, uns Nizza ohne Entgelt anzubieten ..."

Rom, 11. Oktober. Der Zug hielt in der Dämmerung am Monte Rotondo, wo die Eisenbahn beim Angriff des italienischen Heeres gesprengt worden war. Wir mußten eine lange Strecke in Regen und Pfützen gehen, bis wir den neuen Zug erreichten, der auf uns wartete. Ich reiste in der Gesellschaft der amerikanischen Bildhauerin Vinnie Ream, die das Lincolndenkmal für Washington ausführt. Wir wurden bei der langen Fußwanderung getrennt, aber ich hatte sie gebeten, einen Platz für mich an ihrer Seite freizuhalten, was sie tat. Da ich stets in ihrer Gesellschaft bin, brauche ich die der Dänen nicht, und das ist gut; denn ich komme schlecht mit ihnen aus. Als ich neulich ins Genio hineinkam und an ihrem Tische Frühstück aß, kamen wir auf die Politik zu sprechen, und als ich in möglicherweise ziemlich geraden

Worten meine geringe Bewunderung für die Art und Weise aussprach, in der unsere heimatlichen Blätter ihr Publikum über die europäischen Verhältnisse aufklären, nahmen ein paar der Herren sich die Freiheit, gegen mich recht unartig zu sein. Ein Maler sagte mir, daß ich „sehr arrogant und sehr jugendlich“ wäre, und ein Bildhauer fügte hinzu, daß er solche Rede für „unehrenhaft“ hielte. Worauf ich aufstand, meine Zeche bezahlte und ging, um sie und den Ort nicht wiederzusehen.

Ich ging aus und sah mir die Bresche an, die liebe Bresche, ehe man sie zumauert, was recht bald geschehen wird. Ein Hagel von schweren Granaten fiel auf die Porta Pia selbst, einige über das Tor, wo sich ein schön gemaltes Bildnis der Madonna mit dem Kinde befindet. Auf jeder Seite der Madonna hat eine Granate eingeschlagen; doch weder die Mutter Gottes noch das Kind ist getroffen worden — ein Glück, des Aberglaubens wegen. Dagegen haben, sehr bezeichnend, zwei moderne Apostelgestalten in den Tornischen beide den Kopf verloren. Walter Runeberg nahm am Sturmtage eine halbe Granate mit. Es ist ein scheußliches Mordwerkzeug, schwer, so daß ich sie kaum heben kann. Die Bresche selbst ist so groß, daß fünfzig Männer darin nebeneinander stehen können. Die Mauer ist breit, viele der heruntergefallenen Stücke sind dicker als mein Arm lang ist und haben ungefähr sechs Ellen Umfang. Sehr lehrreich ist es, eine während des Sturmes auf die Bresche gemachte Photographie mit einer freien Zeichnung des Vorganges zu vergleichen, die man in allen Schaufenstern sieht. Auf der Photographie gehen die Soldaten langsam, vorsichtig auf das Loch zu, alle mit dem Gewehr an der Wange; einige liegen am Boden und scheinen sich zu winden; nur die Offiziere, die in der Maueröffnung selbst stehen, strecken heftig den Arm aus. Auf der Zeichnung ist alles wie es sich gehört: Pferde bäumen sich, Kerle stürmen, Offiziere schwingen theatralisch die Säbel. Ich nahm ein Stückchen Mauer von der Bresche mit. Es war doch dieses Loch, durch das zum ersten Male seit ein paar hundert Jahren ein Lichtstrahl in die Stadt hineindrang, wo Giordano verbrannt und Galilei gemartert wurde.

Runeberg, der während des Angriffes hier war, erzählte mir sehr lebhaft davon. Als die erste Kolonne der Bersaglieri von der Porta Pia, wo die Mauer offen war, hier über die Piazza

Barberini herabkam, liefen ungefähr zehn Mann alter Verbannter ihr voran. Der allererste war ein weißhaariger Greis mit einem blauen Regenschirm. Er sprang vor den Truppen in die Stadt, und als er den Triton mitten auf dem Platze sah, rief er: „Du alter Triton, du alter Triton, ich sehe dich also wieder, dich habe ich vierzehn Jahre lang nicht gesehen." Und lachend und weinend lief er in seiner gerührten Ausgelassenheit mit seinem Regenschirm auf ihn zu, wie man ein Gewehr hält. Darauf stürzte er auf den ersten Bersaglierioffizier zu und preßte ihn an seine Brust, als ob er ihn erwürgen wollte. Dann begann das Volk herbeizuströmen. Sie hüpften, klatschten in die Hände, umarmten die Soldaten, gaben ihnen Lebensmittel und alle möglichen Geschenke. In demselben Augenblick kamen die päpstlichen Zuaven über den Markt, im langsamen Laufschritt, während die elende Bevölkerung, die am Tage vorher noch untertänig gewesen war, schrie und pfiff und sie verhöhnte. Ein einziger päpstlicher Dragoner, der ein ausgezeichnetes Pferd besaß, suchte durchzukommen, indem er ritt, daß der Bauch des Tieres die Erde berührte, doch er wurde angehalten.

Helden sind diese römischen Bürger nicht; kaum Männer. Aber die päpstlichen Zuaven waren tapfere Leute, und die Bersaglieri sind es nicht minder. Es ist ein Vergnügen, sie vorbeimarschieren zu sehen in ihrer kleidsamen Alpenjägeruniform mit den Hahnenfedern an den breiten Hüten. Dieses Korps geht so schnell wie kein anderes in Europa; ihr Gang ist ein halber Lauf, wohl doppelt so schnell wie der dänische Marsch, und er kleidet sie vortrefflich. Sie kamen gestern vorbei, als ich über den Kolosseumsplatz ging. Ihre Hornfanfaren erschallten in dem mächtigen Raum, wie sie die Luft überall hier in Rom reinigend erschüttern. Sie erfüllten die alten Wölbungen des Kolosseums wie ein Klang der neuen Zeit. Ein paar alte, dicke, weißgekleidete Priester in ihren langen Umhüllungen begegneten ihnen mit watschelndem Gange. Welcher Gegensatz allein in den zwei Gangarten! Diese Hornmusik hat mit ihren starken, frischen Chören die Römer ganz gewonnen. Sie laufen, wenn sie die Töne hören, aus den Cafés, Häusern und Buden und verlieren sich im Anschauen der italienischen Truppen. Ja, hier in Rom selbst ist die Freude über Italiens wiedergewonnene Einheit, über Rom als die Hauptstadt des ganzen, großen Reiches noch wie ein Karnevalsjubel.

Gestern abend, als ich allein auf dem Capitolium stand, kamen drei halbwüchsige Burschen mit drei Gitarren und spielten in sehr schönem Takt die Bersaglierihymne. Eine Menge Personen schloß sich ihnen in Kolonnen zu drei und drei an, und nun zog die Schar davon im Takte einer Musik, die im Mondschein rein romantisch klang. Sie spielten erst so, daß die Gangart eine sehr schnelle wurde, dann so, daß sie zum Lauf werden mußte, und zuletzt so, daß sie zum Tanz wurde. Und nun zog die Schar unter den fröhlichen Bravirufen der Volksmassen tanzend den Korso entlang, singend, spielend, sich hie und da herumwirbelnd und sich über das köstliche Wetter und das milde, starke Licht des Mondes freuend. Das war ganz antik.

2*

Filomena

Eine Studie aus dem römischen Kleinbürgerleben

(Februar bis März 1871)

Nach zweimonatlichem Aufenthalt im Hospital, das auf dem tarpejischen Felsen liegt, hat man mich nach Hause gefahren, in mein Logis hier in der Purificazione.*) Der gewaltsame Typhus ist vorbei, hat aber eine ebenso gewaltsame Venenentzündung hinterlassen, und mit der liege ich in meinem breiten Bett in meiner großen Stube. Es ist eine bedeutende Veränderung zum Besseren, so nach Hause gefahren worden zu sein. Im Krankenhause war es trist. Die Pflege war erbärmlich; der Arzt, ein Deutscher mit einem angesehenen Namen, kam fast nie, blieb womöglich dreizehn Tage hintereinander fort. Das Bett war so steinhart, daß ich nachts vor Schmerzen in Gliedern und Körper aufwachte; das Kopfkissen so hart, daß durch den Druck die Haut von meinem rechten Ohr abging. Das ganze Spital hatte nur einen Kustoden, einen deutschredenden russischen Kerl, groß und grobknochig. Manchmal befanden sich fünf, manchmal vierzehn Patienten in seiner Obhut. Wenn er ausging, um Essen, Medizin usw. einzukaufen, so konnte man an die zwei Stunden vergebens klingeln, und kam in der Zwischenzeit ein Bote oder ein Besuch zu einem, so konnte der Betreffende vor der Tür stehen, bis der Diener zurückkehrte. Er schien unglaublich saumselig zu sein; aber wahrscheinlich verhielt sich die Sache so, daß er zugleich seinen Schatz besuchte, wenn er für das Krankenhaus Besorgungen machte. Oft lagen alle Patienten und klingelten auf einmal, ohne daß jemand kam. In der Zeit, als ich das Schlimmste hinter mir hatte und deshalb

*) Aufsteigende Straße, die von der Piazza Barberini ausgeht.

fürchterlich an Hunger litt, sollte ich ein Ei zum Frühstück haben, ich konnte dann anderthalb Stunden daliegen und vor Hunger nach diesem Ei verschmachten. Aber nun waren drei Tage hintereinander keine frischen Eier zu bekommen. Da kam er zum Frühstück bloß mit einem Stückchen trockenen Brotes. Eines Tages, da ich vor Hunger ganz krank war, bat ich ihn wiederholt um noch ein Stück Brot; aber er schlug es mir ab. Das geschah nicht eigentlich aus Bosheit, sondern aus purer Dummheit, da er sich gar nicht in meinen Zustand hineinversetzen konnte. Und um Feuerung zu sparen, ließ er mich frieren, wie er mich hungern ließ; er wollte mir nie mehr als ein erbärmliches Scheitchen Holz auf einmal in den Ofen legen. Es wurde überhaupt an allem unglaublich geknausert. So war es mir unmöglich, des Nachmittags Licht zu bekommen, ehe es ganz stockfinster war, und dann niemals mehr als eines, obgleich einem die Augen brannten, wenn man lesen wollte. Licht und Brennholz wurde nämlich den Patienten nicht berechnet. Und doch wird dieses Krankenhaus aus den Beiträgen aller größeren Mächte erhalten, also muß es wohl jemand geben, der das Geld in die eigene Tasche verschwinden läßt. Die meisten von uns haben es ja überlebt; einige starben, die möglicherweise dem Leben erhalten geblieben wären; einer wurde gerettet, auf den die dänischen Zeitungen schon schöne Leichenreden fertig hatten.

Hier dagegen werde ich von meinen Wirtsleuten, einfachen römischen Kleinbürgern, vortrefflich gepflegt, als hätte ich mir im Mietskontrakt Pflege in Krankheitsfällen ausbedungen. Besonders ist meine Wirtin, Maria, die fürsorglichste Krankenpflegerin, überhaupt das beste Wesen von der Welt, trotzdem sie eine echt italienische Schurkenphysiognomie hat, wenn sie schweigt. Macht sie dagegen nur den Mund auf, dann strahlen ihre Züge vor mütterlichem Wohlwollen. Hier bin ich keines Menschen Tyrannei unterworfen und nicht wie im Gefängnis; hier kann ich mich beklagen, wenn das Essen schlecht ist und die Trattoria wechseln, wenn es mir paßt usw. Hier ist alles gut.

Solange ich gesund war, habe ich meine Wirtsleute fast gar nicht bemerkt, kaum ein paar Worte mit ihnen gewechselt; ich war den ganzen Tag draußen und bat sie nur flüchtig, entweder mein Zimmer in Ordnung zu bringen, oder ein wenig in den Kamin einzulegen. Erst jetzt mache ich ihre Bekanntschaft.

Maria ist vierzig Jahre, sieht aber aus als wäre sie gegen sechzig. Ihr Mann, der Tischler ist, ein schöner rüstiger Mann, arbeitet den ganzen Tag um das tägliche Brot und hat einen Laden. Dann ist da noch Marias Nichte, die neunzehnjährige Filomena, ein großes, schönes Mädchen, das ich noch nicht recht beachtet habe. Jeden Abend geht es bei ihnen hoch her, sie lachen, singen und spielen Karten. Am Sonntagabend gehen sie auf den Markt hinaus (alla fiera) und sehen sich die Sachen an, ohne zu kaufen. Andere müssen einen Lire zahlen, um hineinzukommen. Sie haben es umsonst, da sie einige der Leute kennen. An Festtagen hat Maria ein Seidenkleid an.

Über meinem Bett habe ich ein Kruzifix, eine Madonna mit dem Kinde in Öldruck und ein mit Gold auf Weiß genähtes Herz, fürchterlich durchbohrt von den sieben Schwertern des Schmerzes, die als Nägel aufgefaßt sind; im Herzen selbst steht, teils in lateinischen, teils in griechischen Buchstaben: Jesu XPI Passio.

Trotzdem ist Maria äußerst ungläubig. Gestern, am Abend meines Geburtstages, hatten wir folgendes Gespräch. Ich: „Hier feiert man ja den Tag seines Heiligen, nicht seinen Geburtstag; aber Sie wissen wohl, daß wir oben im Norden keine Heiligen haben.“ — Und da ich es für notwendig hielt, einen religiösen Stoßseufzer hinzuzufügen, sagte ich noch: „Wir meinen, es sei genug, an Gott zu glauben.“ — „Ach ja,“ sagte sie in gedehntem Ton und fügte nach einem Weilchen hinzu: „Auch das ist nun so eine Sache für sich.“ — „Wie?“ — „Ja,“ sagte sie, „Sie wissen, ich bin schrecklich unwissend; ich kann auch nicht das Allergeringste. Aber ich denke viel. Da sind nun diese Leute, die immer von dem Herrn schwatzen. Mir scheint, das ist der helle Unsinn. Als ich mich verheiratete, sagten sie zu mir: ‚Der Herr gebe, daß dein Mann gut gegen dich sein möge.‘ Ich dachte: Wäre ich nicht so vernünftig gewesen, mir einen guten Mann zu wählen, so hilfe es mir wohl wenig, was der Herr gibt. Nachher sagten sie: ‚Der Herr gebe, daß du Söhne bekommen mögest.‘ Ich bekam auch welche, aber sie starben, als sie klein waren. Damals dachte ich, wenn mein Mann und ich uns nicht der Sache ein bißchen annehmen, so nützt es wenig, daß der Herr sie geben will. Auch die Natur hat dabei ein wenig mitzusprechen. (Anche la natura è una piccola cosa.) — Sie haben gar keine Vorstellung davon, Herr, wieviel wir hier im

Kirchenstaate unter den Priestern gelitten haben. Jeder mußte zum Beichtvater gehen, und da sie natürlich nicht ihre eigenen Sünden beichten wollten, so beichteten sie die der anderen — und logen auch — und so wußte der Priester alles. Hatte der Priester etwas von einem erfahren, so ließ er ihm einen Schein zugehen, auf dem stand: Komm zu mir um die und die Zeit! Wenn man dann kam, sagte er: ‚Bist du verrückt, du lebst mit dem und dem ohne verheiratet zu sein?‘ — und das während er selbst eine Freundin und ein Nest voll Kinder hatte. Dann sagte er: ‚Ich will in meinem Kirchspiel nichts von dir wissen.‘ Und dann erzählte er das Geheimnis, das man hatte, aller Welt. Oder er war noch erbitterter, dann sagte er: ‚Heraus aus dem Lande des Papstes!‘ Und rief ein paar Karabinieri; die führten einen zu einer Karosse und fuhren einen an die Grenze. Dort hielten neue Karabinieri und fuhren einen weiter — und ohne Gesetz und Urteil, ohne Untersuchung. Oft war die Anklage pure Lüge. Aber wir wurden von Spionen regiert, und die ganze Macht beruhte auf dem Beichtstuhl, der nur Spionage ist. Kurz vor Ostern kam ein Priester und zählte die Hausbewohner. Fand sich nachher einer, der nicht zum Abendmahl gewesen war, so wurde sein Name zu seiner Schande an der Kirchentür angeschlagen. Nun bin ich schon seit langen Jahren nicht bei einem Beichtvater gewesen. Wenn ich sterben soll, so werde ich sagen: Gott! verzeih mir meine Sünden und meine Fehler! Und werde ruhig ohne Priester sterben."

Bei allem, wovon wir sprechen, kommt Maria auf ihren Priesterhaß zurück. So neulich als ich das Pech hatte, daß ein Landsmann, K. B., der heraufkam, um nach mir zu sehen, begehrlich nach einem großen Fiasko blickte, den ich dort stehen hatte, und der vier Flaschen Chianti enthielt. Er kostete den Wein, der äußerst einfach war, erklärte ihn für „lecker“ und begann zu trinken, gleich zehn Gläser hintereinander. Zuerst sagte er mir Artigkeiten und erklärte mir, daß man seinen Vormittag nicht unterhaltender zubringen könne, als erst die Sixtinische Kapelle und dann mich in meinem Krankenzimmer zu besuchen; aber allmählich wurde er immer unhöflicher, und in dem Maße wie seine Trunkenheit stieg, sank ich im Wert. Zuletzt sagte er mir, daß ich unleidlich eingebildet sei, und begann mich tüchtig auszuschelten. Ich, der ich

wehrlos im Bett lag und mich nicht rühren konnte, mußte Maria klingeln und sie flüsternd bitten, mir ein paar Herren aus dem Skandinavischen Verein zu holen, die den Betrunkenen heim geleiten konnten, nachdem er mir sechs volle Stunden von meinem Tag genommen hatte. Kaum ist er fort, als Maria ausruft: „Che porcheria!" „Und darauf lachend hinzufügt, um ihre Sprachkenntnisse zu zeigen: „Cochonnerie, Schweinerei!" Sie besitzt nämlich ein merkwürdiges Gedächtnis für alle Worte, die sie von Fremden gehört hat. Sie kennt eine Menge französischer Worte, die sie halb italienisch ausspricht, ebenso kann sie etwas Russisch und etwas Deutsch, weil sie als junges Mädchen einem russischen Fürsten und seiner Familie die Wirtschaft geführt hat.

„Ich fühle," sagte sie, „daß ich mit Leichtigkeit sowohl Französisch wie Deutsch gelernt haben würde, falls ich imstande gewesen wäre, in einem Buch zu vergleichen. Aber ich kann ja weder lesen noch schreiben. Diese elenden Priester haben uns in Unwissenheit gehalten. Und nun bin ich alt und tauge zu nichts. Ich bin vor kurzem vierzig Jahre geworden, und das ist zu alt, um das Alphabet zu lernen. — Wissen Sie, Signore, wie ich zuerst dazu kam, an nichts zu glauben und die Priester zu verachten? Ich war zwölf Jahre alt und ein großes Mädchen, auch ein sehr hübsches Mädchen; aber das kann man jetzt nicht sehen, da ich alt und häßlich geworden bin. (Man kann es sehr wohl sehen; denn die Gesichtszüge sind stolz und zeigen vollkommen reine Linien; nur daß der Ausdruck, wenn sie allein sitzt, düster ist.) Meinen Vater verlor ich, als ich fünf Jahre war. Um diese Zeit nun verheiratete sich meine Mutter wieder und kümmerte sich nicht mehr um mich, da sie mit ihrem neuen Mann Kinder bekam. Ich war also mir selbst überlassen und trieb mich in den Straßen herum und wurde ganz unbändig vor Lebhaftigkeit und Keckheit; denn ich war sehr lebhafter Natur. Da stieß ich eines Tages auf einen Maulesel, der allein herumlief; sein Herr hatte ihn verlassen. Ich setze mich auf das Tier und reite zu, Straße auf, Straße ab, bis ein Hund kommt und den Maulesel erschreckt, so daß er ausschlägt und mich über seinen Kopf weg abwirft. Da lag ich und hatte mir das Schlüsselbein gebrochen, und etwas von dem Knochen stak durch die Haut vor. Nun kam ein Arzt und wollte mich verbinden; aber ich schämte mich darüber, daß er meine Brust sehen würde, und

wollte nicht. Er sagte: ‚Mach keinen Unsinn, ich habe so viele Mädchen gesehen.‘ Und ich wurde verbunden und lag sechs Wochen ganz steif ausgestreckt. Inzwischen kam ein Priester, den alle Don Carlo nannten — ich weiß nicht, weshalb sie Don sagten — er sah nach mir, und als ich mich etwas mehr erholt hatte und nur den linken Arm nicht bewegen konnte, sagte er zu mir, ob ich in seinen Garten kommen und gäten wollte, dann würde er mir Geld dafür geben. Jeden Tag ging ich nun in den Garten, wo ich ja mit dem einen Arm ganz gut arbeiten konnte. Er kam zu mir herunter, brachte mir Konfekt und anderes und bat mich, seine Freundin zu sein. Ich tat, als ob ich ihn nicht verstände. Außerdem sagte er, wie schön ich sei und dergleichen. Endlich eines Tages rief er mich in seine Kammer, gab mir zuerst Zuckerwerk und setzte mich auf seine Kniee. Ich wußte nicht, wie ich loskommen sollte. Da sagte ich zu ihm: ‚Das ist Sünde, die Madonna will es nicht haben.‘ Wissen Sie, was er sagte, Herr? Er sagte: ‚Kind! Es gibt keine Madonna (non c'è Madonna); sie ist nur eine Trense für das niedere Volk (è un freno per il populo basso).‘ Nun wollte ich davonlaufen, und in demselben Augenblick kam meine Mutter an dem Garten vorbei und rief, als sie mich nicht dort sah: ‚Anna Maria! Anna Maria!‘ Ich sagte: ‚Mutter ruft mich‘ und lief aus der Tür. Da sagte Mutter zu mir: ‚Was hat der Priester zu dir gesagt und mit dir gemacht? Du warst ja in seiner Kammer.‘ Ich sagte: ‚Nichts!‘ Aber als meine Mutter zur Beichte ging, sagte sie, statt ihre Sünden zu beichten, beständig zu ihm: ‚Was hast du mit meiner Tochter gemacht? Ich will meine Tochter untersuchen lassen, um zu erfahren, was du für einer bist.‘ Er rief: ‚Ich werde dir einen ordentlichen Gewehrschuß (una buona shioppettata) geben lassen, wenn du das tust.‘ Deshalb wagte Mutter nicht, Weiteres in der Sache vorzunehmen, aber sie wollte mir nicht glauben.“

Hier wurden wir dadurch unterbrochen, daß die toskanische Frau von nebenan, die mehr oder weniger mit einem Kellner verheiratet ist, hereinkam und über die Flüchtigkeit des Kellners klagte und vor Eifersucht weinte. „Ich bin einmal ebenso schwach gewesen,“ sagte Maria. „Als ich jung verheiratet war, war ich so eifersüchtig auf meinen Mann, daß ich weder essen noch trinken konnte, wenn jemand zu mir kam und sagte: ‚Heute abend ist er

bei der oder der.' Versuchte ich dann zu essen, so mußte ich mich gleich übergeben. Ich habe ihn jetzt ebenso gern wie früher. Aber jetzt bin ich geheilt. Wenn ich seine Untreue mit eigenen Augen sähe, ich würde es mir auch nicht im geringsten zu Herzen nehmen. Damals hätte ich ihn erwürgen können."

. . . .

Ich habe eine Partie für Goldschmidts Awrohmche Nachtigall, die ich eben zugesandt erhielt, gefunden, und eine viel bessere als seine alte Gitte. Das ist die junge Filomena. Ich will ihren Vornamen mit seinem Zunamen verheiraten, und da sie außerdem vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit heller Stimme singt, paßt sie zu ihrem Namen. Das griechische Filomele hat diese volkstümliche Form erhalten, die in der Anrede häufig zu Filomé verkürzt wird.

Neulich schenkte ich ihr ein Säckchen mit englischen Cakes. Darüber begann ihr Antlitz so zu strahlen, wie ich sonst in meinem Leben nur das Antlitz meines Cafetiers strahlen sah, — er ist ein Junge von zwölf Jahren, — wenn er hin und wieder ein paar Soldi bekommt, um mir Kaffee oder Tee zu bringen. Wer nur nordische Gesichter sich aufklären sah, hat, wie auch die Maler zugeben, keine Ahnung von solchen Veränderungen im Äußern. Ach ja! Filomenas hoher Wuchs und frisches Herzblut würden die Goldschmidtsche Menschenrasse dermaßen auffrischen, daß sie in den folgenden Büchern zu besseren Menschen würden.

Ich habe etwas vom Karneval zu sehen bekommen. Gestern morgen war Filomena bei mir drinnen, um eine große italienische Fahne zu holen. „Die schwenke ich Donnerstag," sagte sie, und fügte mit erglühenden Wangen hinzu: „Dann werde ich eine Maske tragen." Aber heute Abend konnte sie sich nicht halten. Zum ersten Male in den fünf Monaten, die ich hier gewohnt, und zum ersten Male in dem einen Monat, den ich hier krank gelegen habe, kam sie herein, ohne daß ich gerufen oder geklingelt hatte. Sie trug eine rotseidene Mütze mit Goldverbrämung auf dem Kopf. „Was sagen Sie, Herr!" fragte sie, und ihr klares Lachen hallte im Zimmer wider. Ich erfrischte meine kranke Person, indem ich soviel Jugend, Stärke und Freude in aller Ruhe betrachtete; dann sagte ich ihr einige freundliche Worte, und hierdurch ermuntert,

brach sie in einen Strom von Beredsamkeit aus über alle die Freude, die sie sich versprach. Es war der erste Karneval, den sie sah. Sie kam ja von den Bergen und sollte noch in diesem Frühjahr zurück. Über die Maßen glücklich war sie über ihre Mütze. Sie erinnert mich mit ihrem kräftigen Körperbau immer an das junge Riesenfräulein im Märchen, das einen Bauern und seinen Pflug in die hohle Hand nimmt.

Filomena ist groß wie ein mittelgroßer Mann, feingebaut, hat aber doch starke Schultern. Sie macht den Eindruck munterer Lebensfreude. Sie hat selbst alles genäht, was sie trägt, ein armes, grauwollenes Röckchen mit einer Borte in italienischen Farben, das oben durch ein Stück angesetzten Schirtings um anderthalb Viertel verlängert worden ist. Eine dünne, rot- und weißgestreifte Jacke, die sie trägt, eine Art loser Garibaldimantel, soll diesen Ansatz verdecken, was sie indessen nur höchst unvollkommen tut. Der Kopf ist klein und pikant; das Haar schwer, blauschwarz; die Augen klarbraun, ausgezeichnet geschnitten, lächelnd und klug. Der Mund hat schmale rote Lippen und die schönsten Zähne, die ich — soweit ich mich entsinnen kann — gesehen habe. Die Hautfarbe ist braun, gleichmäßig, ausgenommen wenn sie errötet; dann wird das Braun dunkler. Ihr Wuchs ist selten schön, aber ihre Bewegungen sind schwer, so daß man gleich sieht, sie hat keine Erziehung erhalten. Sie hat indessen Bewegungen mit den Schultern und eine Art, den reizenden Kopf zu drehen und zu wenden, die ganz allerliebst sind.

Ich habe Filomena in die Stadt geschickt, um ein Pfund Feigen für mich und eines für sich zu kaufen. Während sie fort ist, denke ich daran, daß ich mir nicht genug zu meinen vortrefflichen Wirtsleuten gratulieren kann. In der Regel sind diese römischen Wirtsleute — wie ich von allen gehört habe — Banditen. Als der norwegische Bildhauer F. todkrank war, hat die Frau, bei der er gemietet hatte, nicht einmal mit ihm gesprochen; sie ging aus und ließ ihn allein im Hause liegen. Als der dänische Dilettant S. sterbenskrank lag, hat seine Wirtin auch nicht einmal am Tage nach ihm gesehen oder ihm einen Trunk Wasser reichen wollen, so daß er genötigt wurde, sich einen Diener zu halten. V. hat seine Wirtin ein Opernglas, einen Rock, etwas Geld gestohlen usw. Die meisten Fremden werden auf hunderterlei Art ausgebeutet:

machen sie einen Fleck auf den Teppich, müssen sie einen ganz neuen bezahlen. Maria pflegt mich wie eine Mutter. Jeden Morgen reibt sie mich mit der Salbe ein, die der Arzt verschrieben hat. Wenn ich baden soll, nimmt sie mich ohne falsche Scham in ihre Arme und legt mich ins Bad, nimmt mich dann wieder heraus und legt mich ins Bett; nach meinem Spitalsaufenthalt bin ich ja nicht sehr schwer. Am meisten verdutzt bin ich über das schonungsvolle Feingefühl dieser Leute. Maria hat z. B. ihrem braven Mann, zu dem ich gewöhnlich ebenso wie Filomena Zio (Onkel) sage, verboten, Knoblauch (die Lieblingsspeise der Römer) zu essen, während ich krank bin, damit der Geruch nicht zu mir hereindringt. Sie und die Nichte machen alle meine Besorgungen umsonst, sobald ich nur ein Wort sage. Ja, neulich rief Maria förmlich entrüstet: „Sagen Sie doch nicht, Herr: Wenn Sie in die Stadt gehen, wollen Sie dann nicht das und das für mich kaufen. Sind wir Räuber? Sind wir Lumpen? Sagen Sie: ‚Geht!' Dann gehe ich." Nie sage ich zu ihr: „Tun Sie mir einen Gefallen," ohne daß sie mir antwortet: „Zwei, Herr!" Ja, sie überschüttet mich mit Geschenken; sie und Filomena bringen mir Feuerung, bald ein Glas guten Wein, bald Makkaroni usw. — Alle Dänen, die herkommen, sind erstaunt darüber und sagen: „Teufel auch, was für Wirtsleute haben Sie!"

Marias größtes Vergnügen besteht im Plaudern. Am Tage hat sie keine Zeit. Des Abends dagegen bringt sie mein Zimmer langsam in Ordnung, wobei sie mich ständig unterhält. Ihre letzte Fürsorge gilt einem unschuldigen Toilettengegenstand, den man in der Regel stillschweigend übergeht. Sie nimmt den Gegenstand mit in die Küche hinaus und bringt ihn in gereinigtem und sauberem Zustande zurück. Indessen will sie gern um die Zeit, in der die andern schläfrig sind oder zu Bett gehen, noch ein kleines Plauderstündchen haben, und sie weiß wohl, hat sie den Gegenstand an seinen Platz gestellt, so ist ihre Tätigkeit für den Tag zu Ende, und ich verabschiede sie mit einem gnädigen Nicken und einem buona sera, buon riposo! Um diesen Augenblick hinauszuschieben, behält sie also die blinkende Fayence in der Hand, stellt sich in der römischen Lieblingsstellung, die Hand in die Seite gestemmt, hin, die Fayence unter dem Arm, und konversiert. Sie kann sich in dieser Stellung so komisch ausnehmen, daß das Lachen mir im

Halse sitzt und gluckst, während wir sprechen. Am schlimmsten war es vorgestern. Sie klagte über die alte Tyrannei der Franzosen in Rom, geriet in immer heftigere Erregung, ergriff die Fayence am Henkel, gestikulierte immer gewaltsamer damit, schwenkte die Hand, hielt das Ding im steifen Arm, im höchsten Pathos. All das Tragische der Ereignisse, die sie erzählte, war nutzlos an mich verschwendet; ich senkte den Blick auf meine Bettdecke, wagte nicht aufzusehen, um nicht vor Lachen zu ersticken. Ich wollte sie nicht verletzen, hatte aber das Gefühl, daß ich bersten müßte, wenn ich nicht Luft bekäme. Ich sagte also einen schlechten Witz über die Hinterlassenen (Kinder) der Franzosen in Rom und lachte mich aus. Sie lachte mit, aus Höflichkeit.

. . . .

Heute ist der erste Tag des Karnevals. Deshalb ist auch Filomena heute abend ausgewesen, in dreifarbigen Beinkleidern ... Ich werde dadurch unterbrochen, daß die Bewohner sämtlicher Etagen, nun alle durcheinanderschwatzend, vom Karneval gleich zu mir hereinkommen, um mir ihre Trachten zu zeigen. Es befinden sich unter ihnen Gäste aus den Bergen, große, schöne Männer, höchst phantastisch gekleidet. Sie erzählen mir, wie gut sie sich amüsiert haben. Filomena schenkt mir naiv ein paar gebrannte Mandeln mit Zucker, die sie in ihrer Hosentasche gehabt hat, und berichtet mit unaufhaltbarer Zungenfertigkeit, wie sie mit allen Menschen, die ihr begegneten, „die sie nicht kennen und die sie nicht kennt", gesprochen hat. Sie hatte eines meiner Oberhemden anbekommen, das sie mit Band bestickt hatte, wodurch es sich förmlich wie ein Kostüm ausnahm. Sie strahlte vor Glück. — Das Tamburin erklingt den ganzen Tag auf der Straße; sie tanzen überdies unter mir Tarantella, so daß man schwer einschlafen kann. Filomena bleibt hier, nachdem die anderen gegangen sind, um ihr Tagewerk abzuschließen. Ein herrlicher Anblick, sie mit einer Mütze aus Goldbrokat auf dem Kopf und in grün-rot-weißen Hosen bei dieser Tätigkeit zu sehen.

Keiner von ihnen ahnt, wie es mich quält, hier zu liegen und vom Karneval zu hören, der ein paar Straßen entfernt sich abspielt, und den ich nicht sehen kann. Wann komme ich wieder einen Winter nach Rom! Und kein anderer Karneval ist mit diesem zu vergleichen, da die Römer ihn sich zehn Jahre lang völlig versagt

hatten, so daß man kaum, selbst am Moccoli-Abend, mehr als zwei Wagen mit faden Amerikanern einander mit Confetti überschütten sah, während Eckensteher und französische Soldaten sich gegenseitig mit Gips und Schmutz bewarfen. Nun ist Rom frei, der Jubel dringt aus allen Poren der Stadt, und ich, der ich in Rom bin, muß mich damit begnügen, den Widerschein des Festes auf ein paar naiven Gesichtern zu erblicken.

. . . .

Es ist Morgen. Ich habe gut geschlafen und genieße die frische Luft, die durch die offenen Fenster hereinkommt. Himmel, welch wunderschönes Mädchen, das in Hemd und Unterrock auf dem Balkon schräg gegenüber steht; sie habe ich noch nie vorher dort gesehen. Olivenfarbige Haut, blauschwarzes Haar, der schönste Wuchs, die Gesichtszüge kann ich nicht recht sehen. Nun werfen sie aus unserem Nebenhause an einem langen Stück Bindfaden etwas zu ihr herüber, ich glaube, es sind ein paar rote Blumen. Sie streifen sie fast, trotzdem kann sie sie nicht greifen und bemüht sich lachend mit beiden Händen zum zweiten, dritten und vierten Male, ohne daß es glückt! Aber das ist ja unsere eigene Filomena, die bei dem Modell schräg gegenüber zu Besuch ist! Sie gibt die Sache mit einer kleinen Grimasse auf und geht hinein.

Nun singen sie unter meinem Fenster in lauten Tönen die Bersaglierihymne als Duett. Heute ist hier wahrlich Leben in der Purificazione. Von dem Beispiel angesteckt, beginnt dann ein Chor kleiner Jungen, die stets vor der Haustür liegen, den Garibaldimarsch anzustimmen. Unsere Sänger am Theater zu Hause könnten sich solche Stimmen wünschen. Jetzt widerhallt die ganze Straße; alle singen eine Melodie von Verdi.

. . . .

Ich sitze aufrecht im Bett. Neben dem Bett Filomena, das schwarze, schwere Haar gut frisiert, in einer Übergangstoilette. Feines Unterzeug, den Unterrock von einem Feiertagsgewande, wegen der Vorbereitungen zum Karneval; als Taille ihre gewöhnliche rote Jacke. Sie steht mit der Hand in die Seite gestemmt, ohne deshalb martialisch oder abschreckend auszusehen. Ich: „Ihr aßet heute magro?" [Es ist ja Fasttag.] „Leider Gottes! in allen diesen Tagen magro." — „Wissen Sie, Filomena, daß ich grasso esse?" — „Ja, und das ist Ihre Pflicht." — „Warum?" —

„Weil Sie krank sind, dann sollen Sie Fleisch essen; selbst der Papst aß Fleisch, als er krank war. Der Sinn der Religion ist nicht, daß man seiner Gesundheit schaden soll.“ — „Woher wissen Sie, Filomena, was der Sinn der Religion ist?“ — „Von meinem Beichtvater. Neulich hatte ich ein bißchen Kopfweh, und er verordnete sofort, daß ich Fleisch essen solle.“ — „Das schlimmste ist, daß ich keinen Beichtvater brauche und nie zur Kirche gehe. Werde ich deshalb verdammt?“ — „O nein, Herr, damit hats keine Not. Glauben Sie, ich sei so dumm, daß ich nicht gesehen habe, daß ihr anderen viel bessere Christen seid als wir? Sie sind gut; Ihre Freunde, die zu Ihnen kommen, sind gut. Die Römer dagegen, die den einen Tag in die Kirche gehen, schlagen die Leute den andern Tag tot und stehlen und wollen uns Frauenzimmer nicht ruhig über die Straße gehen lassen.“

Es tut mir recht leid, daß sie schon zu Ostern heim soll; es wird mir eine Entbehrung sein, ihr Gesicht nicht mehr im Hause zu sehen. Aber ich habe mehr entbehrt.

. . . .

Abends spät. Nun kamen sie vom Karneval nach Hause. Filomena kam herein und machte mir ein Geschenk, dessen Gebrauch mir rätselhaft ist. Eine Rolle Silberpapier. Doch jetzt sehe ich, daß es eine Karnevalsmütze ist. Mein dänischer Freund R. behauptet, sie habe es sich in den Kopf gesetzt, daß ich sie heiraten werde, wenn ich mich einmal erhole, oder richtiger, daß Maria es ihr in den Kopf gesetzt habe. Ich wollte nun erforschen, wie es damit stände. Ich sprach mit Maria über Heiraten mit Ausländern. Maria erwähnte, welche Menge junger Mädchen aus Rom und Capri sich mit Fremden verheirateten, fügte aber darauf nicht ohne Bedeutung, zu mir gewendet, hinzu: „Es ist nicht so, wie Sie glauben und vorhin sagten, daß eine, die in einem warmen Lande geboren ist, sich darüber beklagen würde, in ein kaltes geführt zu werden. Täte sie das, dann wäre sie dumm. Aber einem fremden Herrn ist nicht mit einer Römerin gedient. Sie sind allzu unwissend, die Römerinnen.“

Viel Wissen besitzt das niedere Volk sicherlich nicht. Ehe ich kam, wußte Filomena nicht, was Tinte sei. Nun habe ich entdeckt, daß sie nicht weiß, was eine Uhr ist. Sie berechnet die Zeit nach Mittag und Ave Maria. Kürzlich verbrachte ihr Onkel eine Woche

damit, dieses große Kind die Zahlen kennen und schreiben zu lehren, doch vergebens. Letzthin sollte sie an ihre Mutter draußen in den Bergen schreiben, sie ging zu einem öffentlichen Schreiber und bekam ihren Brief. Sehr treuherzig kam sie dann hinterher zu mir herein, um zu erfahren, ob auch der richtige Name und die richtige Adresse darauf ständen. Ich sagte ihr, daß ich ihr diesen Brief ebensogut hätte schreiben können. Seitdem kommen alle Bewohner des Hauses zu mir, wenn sie etwas geschrieben haben wollen, und bitten mich, es für sie zu tun. Meine Fertigkeit hat sich herumgesprochen.

Apropos — Briefe — ich habe nun die vier Briefe gelesen, die ich heute erhielt. Filomena klagt beständig über die Leidenschaft meiner „Geliebten", die sich als Schreibwut äußere; sie bildet sich nämlich ein, daß alle Briefe, die ich aus Dänemark erhalte, von einer Person kämen und natürlich von einer Frau. Sie selbst bekommt ja das ganze Jahr kaum einen Brief.

. . . .

Ich habe (mit voller Überlegung) eine große Unbesonnenheit begangen und bin gut davongekommen. Ich habe mich die Treppen hinuntertragen lassen, bin zum Korso gefahren, habe den Karneval gesehen und bin wieder zu Hause. Ich hatte erst daran gedacht, in einem Wagen den Korso auf und ab zu fahren, aber es war mir nicht angenehm, ganz und gar mit Confetti überschüttet zu werden, besonders, da ich nicht Kräfte genug besaß, um wieder zu werfen. Ich hatte auch nicht die Mittel dazu, Wagen und Pferde schmücken zu lassen. So ließ ich einen ausgezeichneten Balkonplatz, ersten Stock, erste Reihe, mieten. Um drei Uhr stand ich auf, kleidete mich an und wurde hinuntergetragen. Ich war sehr erstaunt über die milde Sommerluft draußen (wohl ungefähr wie in Dänemark Ende Mai), auch machte es mir Spaß, unterwegs in allen Straßen Masken anzutreffen. Die wenigen, aber ziemlich hohen Balkontreppen waren nicht leicht zu überwinden. Aber dann saß ich da, und nun habe ich doch endlich trotz Krankheit und Seuche den römischen Karneval an seinem glanzvollsten Tage erlebt. Ich saß schräg gegenüber von Prinzessin Margheritas höchsteigener Loge, von der man noch dazu bei weitem nicht so gut sehen konnte wie von meinem Platz. Der Anblick war folgender: Alle Balkone mit Fahnen bezogen; rot, weiß, grün beherrschte das Ganze.

In der langen, geraden Straße bewegte sich eine dichte Menschenmenge. Durch diese eine im Schritt aufwärts gehende und eine ebenso abwärts gehende Reihe von zweispännigen Wagen, die jeden Augenblick halten mußten. Die Luft widerhallte von den Schellen der Pferde und von Jubelrufen, bald über einen prächtig geschmückten Wagen, bald über ungewöhnlich schöne Damen, bald über einen heftigen Confettikampf zwischen zwei Wagen oder einem Wagen und einem Balkon. Und diese Luft, die von Schellenklang, Rufen und Gelächter widerhallt, ist kein leerer Raum. Wer wie ich den Korso erst erreicht, wenn das Spiel schon anderthalb Stunden gedauert hat, tritt in ein vollständiges Bombardement kleiner, feiner Aniskugeln oder größerer Gipskugeln ein, die mit den Händen, mit Tüten, mit Hohlmaßen geworfen werden, und gegen die man das Gesicht mit einer Stahldrahtmaske bewaffnen muß. Denn während einzelne sanfte, junge Damen die Confetti von ihren Wagen fast nur hinuntergießen, so daß sie wie ein mildes Regenbad fallen, werfen einige Römer sie mit einer solchen Kraft, daß einem ohne Maske die Augen davon tüchtig weh tun würden. Indessen wird einem der Hutrand und jede Falte des Anzuges mit einer Schicht kleiner Kugeln angefüllt. Die meisten haben einen mächtigen Beutel voll neben sich, andere auf den Balkonen haben ungeheure Körbe dastehen, die, kaum geleert, von dienstfertigen Verkäufern gefüllt werden. Alle die Damen, die als Türkinnen oder Hafenarbeiterinnen verkleidet an den Fenstern stehen, haben eine tiefe, bis an den Rand gefüllte Holzrinne vor dem Fenster angebracht, und zu deren Vorrat nehmen sie beständig ihre Zuflucht. — Auf der Straße, die des Wettrennens wegen mit Erde belegt ist, gehen Charaktertrachten; eine Anzahl von ihnen treibt Possen und ist spaßhaft. Ein Weib im Hemde gehörte zu den besten. Ein junger Bursche, ganz in Hochrot gekleidet, vergnügte sich besonders damit, die Offiziere der Bürgerwehr (Nationalgarde), welche die Ordnung aufrecht erhalten sollen, aus der Fassung zu bringen. Wenn sie recht streng waren, ging er hin und streichelte ihnen die Wangen, liebkoste sie wie kleine Kinder, und sie mußten gute Miene zum bösen Spiel machen. Das Straßenleben und die Fußgänger zogen indessen nicht viele Blicke auf sich. Das ganze Interesse sammelte sich um die Wagen und um ihr Verhältnis zu Fenstern und Balkonen. In den Wagen saßen nur Charaktertrachten. Unter ihnen zeichneten

sich entzückende Scharen von Römerinnen in leichten Mänteln von roter Seide mit einer roten Stahldrahtmaske vor dem Gesicht aus, die einem erlaubte, alle ihre Züge zu erraten; es war ein Gewimmel herrlicher Figuren, wohl die Hälfte in Männerkleidern, z. B. als bewaffnete junge Seeleute. Feine, frohe Gesichter! Und nun die jungen Männer, welche Schönheiten! Nicht leuchtende Augen, wie es affektiert heißt, aber glückliche Augen; eine gesunde, gute Beleibtheit, ein Ausdruck, der da errät, daß sie das ganze Leben lang Sonne und Glück und allen Segen der Faulheit, alles milde und gutmütige Behagen des Müßigganges eingesogen haben. Einige hatten einen kolossalen Wagen mit Vorreitern und Reitknechten; er trug einen großen Kutter; da hingen sie am Tauwerk, standen in kleidsamen Seeoffizierstrachten auf den Ruderbänken und warfen allen den schönen jungen Damen, die vorbeifuhren, herrliche Buketts zu. Jedes solcher Buketts kostet mehrere Lire, und sie warfen sie zu Hunderten, mußten also reichliche Mittel haben. Das Confettiwerfen entfesselt nur die Streitsucht und artet leicht aus. Ungleich interessanter ist das kokette, einschmeichelnde, echt italienische wechselseitige Bewerfen mit Buketts. Nichts übertrifft die Anmut, mit der sie geworfen und aufgefangen werden; es kann eine förmliche Leidenschaft in der Art und Weise liegen, in der sechs, sieben Sträuße hintereinander ein und derselben Dame zugeworfen werden, die nie unterläßt, mit gleicher Münze zu erwidern. Ein Wagen war besonders schön; er trug eine ungeheure, viereckige, ganz von künstlichen Rosen und Grün bedeckte Erhöhung, die fast bis zur zweiten Etage der Häuser reichte, und auf ihr standen in zwei Reihen, beiden Seiten der Straße zugewendet, die schönsten Römerinnen, die man sehen konnte, und warfen ununterbrochen Buketts. Die meisten Wagen haben hohe Stangen mit Querpflöckchen, und jedes Pflöckchen trägt eine Anzahl Sträuße, so daß sie beständig Vorrat haben. Die schöne Prinzessin Margherita war natürlich Gegenstand vieler Huldigungen, obwohl sich ihr Balkon im zweiten Stock befand. Eine Form dieser Huldigung war sehr nett. Ein paar junge Gentlemen in blau und weiß fuhren langsam vorbei. Einer von ihnen hatte einen großen, flachen Korb mit lauter prachtvollen weißen Rosen. Er schob eine lange Hellebarde in den Henkel, reichte so den Korb zur Prinzessin hinauf und wurde reich mit Buketts belohnt. Ein Spaßvogel hatte eine gute Idee, die sehr gefiel. Er ließ um fünf Uhr

eine Blase in Gestalt eines kolossalen Truthahns im blinkenden Sonnenschein in die Höhe gehen. Sie war so eingerichtet, daß sie mit einem Ausdruck höchst komischer Sentimentalität den Kopf bald nach rechts, bald zärtlich nach links wendete, je nachdem sie stieg. Der ganze Korso widerhallte von Gelächter und Händeklatschen.

Das Pferderennen zum Schluß war nicht viel wert. Die Pferde jagen davon, erhitzt durch die Rakete, die man an ihrem Schwanz abbrennt, und durch alle die spitzen Kugeln, die um sie herum hängen, vom Geheul der Menge ganz zu schweigen. Um sechs Uhr war ich zu Hause und in meinem Bett.

. . . .

K. B. war hier zu Besuch, den Filomena von Herzen haßt und verachtet seit dem Tage, an dem er sich in meinem Wein betrank. Als er gegangen war, sagte sie: „Brutta bestia, ich vergaß nachzusehen, ob er heute rein war.“ Sie und Maria behaupten nämlich, daß er von allen meinen Bekannten der einzige ist, der keine saubere Wäsche trägt. Dieser Punkt, die Reinlichkeit, ist gegenwärtig ein Lieblingsgedanke von Filomena geworden. Es ist ihr großer Stolz, daß sie rein ist, und sie fragt mich jeden Tag, ob sie es ist. Sie gehört nämlich zu den Neubekehrten der Reinlichkeit, und solche Abtrünnige oder Novizen sind ja in allen Religionen die heftigsten. Als ich hier ins Haus kam, war sie schwarz im Gesicht und wusch ihre Hände einmal täglich ein bißchen. R. brauchte damals von ihr den etwas übertriebenen Ausdruck, sie würde klebenbleiben, wenn man sie gegen die Wand drückte. Dann beobachtete sie mit ungekünsteltem Erstaunen, wie oft ich mich täglich wusch und frisches Wasser verlangte, wie oft ich reine Hemden haben mußte usw. Das machte einen tiefen Eindruck auf ihre junge Seele, und nachdem ich aus dem Krankenhause zurückkam, begann sie ernstlich, sich das Gesicht mit einem Schwamm abzureiben und sich fünf-, sechsmal täglich zu waschen, auch die Tücher zu reinigen, die sie um den Hals trägt. Maria sieht all dies mit Verwunderung. Sie sagt wie die Alte in Hertz' Tonietta: „So ein großes, gesundes Mädchen braucht sich nicht zu waschen und zu bepantschen wie ein Engländer.“ Die Vorträge über die Schädlichkeit des Wassers für einen Patienten, die sie mir jedesmal, sobald ich mich waschen wollte, gehalten hat, sind zahlreich und köstlich. So oft ich Wasser verlange, ist es, als wollte ich Selbst-

3*

mord begehen; erst nach wiederholten Aufforderungen bringt sie es, und dann mit einer still resignierten Miene, die da sagt: Ich habe das Meinige getan, um diese Unbesonnenheit zu verhindern; ich lehne jede Verantwortung ab. Anders Filomena auf ihrer neuen Entwicklungsstufe. (Früher bedeutete Fil. in meinen Aufzeichnungen unabänderlich Philosophie; jetzt sehe ich zu meinem Schrecken, daß es Filomena bedeutet. Welcher Fall!) Sie mustert mein Hemd mit Kennerblicken und sagt: „Morgen mag es noch angehen; übermorgen ein frisches!“ oder: „Sahen Sie, was für schöne Manschetten der große Schwarze (d. h. der Maler M.) gestern anhatte?“ oder: „Entschuldigen Sie, mein Rock ist jetzt so schmutzig. Ich ziehe nachher einen reinen an.“ Oder: „Bin ich schwarz auf der Wange? Ich glaube nicht, denn ich habe mich heute zweimal gewaschen. Sie müssen bedenken, ich habe eine sehr schwarze Haut, fast wie eine Mohrin.“ Oder so: Triumphzug zu mir herein mit einer vollen Wasserkanne in der Hand, einer von den ungeheuer großen, wie man sie hier gebraucht. „Was ist das, Filomena, was soll ich damit?“ — „Sehen Sie, Herr, sie ist voll.“ — „Ja, und —?“ „Das ist die Wasserkanne des Kellners. Er hat sie zehn Tage lang voll stehen gehabt; (mit Hohn) er ist wasserscheu. Er braucht Wasser nur, um es in den Kaffee zu tun.“ — Sie hat vergessen, wie wenige Monate es her ist, daß sie selbst wasserscheu war.

. . . .

Sie kam herein während ich Abendbrot aß und sagte: „Immer lesen Sie, wenn Sie essen. Wie können Sie nur zu gleicher Zeit lesen und essen. Ich weiß ja nicht, was es ist, lesen, aber ich glaubte, es wäre schwerer als so. Es ist ein Unglück für mich, daß ich weder lesen noch schreiben kann. Wenn ich nun krank würde, wie Sie, womit sollte ich mir denn die Zeit vertreiben? Es gab ja keine Schule in Camerino, wo ich geboren bin, und ich bin bis zu meinem achtzehnten Jahre auf dem Lande gewesen und habe auch nichts gelernt. Wir waren neun Geschwister; es gab selten etwas zu essen im Hause; manchmal arbeiteten wir, manchmal lagen wir auf der Erde. Es ist ein Pech für mich, daß ich nicht lesen kann, denn ich bin ja nicht besonders schön; könnte ich noch wenigstens etwas, so könnte ich einen Mann bekommen.“ — „Kennen Sie nicht einen Buchstaben, Filomena?“ — „Nein, Herr.“ — „Machen Sie sich darum keine Sorgen, Sie sind viel glücklicher

als ich, der viel mehr kann als Sie. Sie lachen und singen den ganzen Tag; ich lache und singe nicht." — „Lieber Herr, Sie werden schon lachen und singen, wenn Sie nach Hause kommen. Dann wird Ihr Mädchen (ragazza), die so appassionata ist, daß sie täglich vier Briefe schreibt, Ihnen ein Fest geben, und ich denke, wenn Sie mit Ihren Freunden in die Osteria gehen, so können Sie lachen. Nun ist es genug, daß Sie Geduld haben." — Da sie davon gesprochen hatte, einen Mann zu bekommen, fragte ich: „Sind Ihre Schwestern verheiratet?" — „Sie sind alle älter als ich und verheiratet." (Im ersten Teile der Antwort rettete sie ihren Stolz.) Nachdem sie sich einige Minuten bedacht hatte, fuhr sie fort: „Ich für mein Teil will keinen Mann unter dreißig haben; die jungen prügeln alle ihre Frauen." — Bald darauf beendete ich die Audienz. Wir hatten ein paar kurze Dispute gehabt, und ich war überwunden worden, scheinbar von ihrer Logik, aber hauptsächlich infolge ihrer Überlegenheit in der Sprache und weil ich zum Spaß alles mögliche verfocht. Dann sagte ich zuletzt: „Haben Sie gemerkt, Filomena: wenn wir disputieren, so sind Sie es immer, die mich zum Schweigen bringt. Da können Sie sehen, daß Sie trotz meines vielen Lesens einen viel besseren Kopf haben als ich." Diese Artigkeit erfreute sie; sie errötete und lächelte, ohne eine Antwort zu finden. Sie verwirklicht die nordische Forderung an das junge Weib: unverdorben vom Romanlesen. Im übrigen fehlt es ihr nicht an Verstand, obwohl sie buchstäblich nicht weiß, was Nord und Süd heißt; aber sie ist bescheiden, auf ihre Weise fein, mit äußerst wenig vergnügt. Im Augenblick ist sie damit beschäftigt, den kleinen Hund des Hauses zum wütendsten Gekläff zu reizen, indem sie das Miauen einer Katze täuschend nachahmt.

Später. Nun bringt der Junge aus dem Café mir mein Abendessen. Was ist mit Filomena los? Ist sie am Ende nicht zu Hause? Ich kann nicht hören, daß sie ihre abendliche Rauferei mit dem Jungen im Korridor macht. Sie prügelt ihn gewöhnlich einmal täglich zur Motion.

. . . .

Maria kommt zu mir herein und sagt: „Hören Sie die Kanonen, Herr, was glauben Sie, ist es?" Ich ruhig: „Das ist Krieg, die Zuaven [die päpstlichen] kommen." — Maria geht

hinaus und meldet die Antwort des Orakels im andern Zimmer. Es werden wirklich einige Kanonensaluts abgefeuert. Maria eilt auf die Straße hinunter, um nachzufragen. Filomena kommt zu mir herein: „Ich habe Angst," sagt sie. „Wirklich?" Sie lachte und zitterte zu gleicher Zeit. Ich sah wohl, es war Ernst mit der Angst. „Ist es möglich, daß Sie solche Angst haben können? Es gibt wirklich keinen Krieg und keine Zuaven; es war Scherz." Es gelang mir, sie zu beruhigen. — Sie: „Sie könnens glauben, ich hatte Angst damals als die Italiener [die Römer nennen sich niemals Italiener] nach Rom hineinkamen. Eine Granate folgte der anderen; eine sprang auf das Dach des Hauses hier gegenüber." „Für wen sind Sie, Filomena, für den Papst oder für Vittorio?" „Für keinen von ihnen. Ich bin ein dummes Mädchen; ich bin für den, der mir zu essen gibt und mich kleidet. Aber ich habe oft über die Zuaven gelacht. Einer stand damals und nahm sich eine Prise nach der anderen und sagte zu mir: ‚Die Italiener kommen nie nach Rom hinein.' Ich antwortete: ‚Nicht, wenn sie sich Priesen nehmen, aber wohl, wenn sie Sturm laufen.' Glauben Sie, daß der Papst siegt?" — „Nein, ich glaube, seine Sache ist verloren. Vielleicht kommt sogar eine Zeit, wo niemand hier in die Kirche geht." — Sie: „Wer geht in die Kirche? Die jungen Mädchen, um ihre Liebhaber zu treffen; die jungen Männer, um ein schönes Ladenmädchen zu sehen. Wir lachen über die Priester." „Warum?" „Weil sie lächerlich sind. Es donnert eines Tages; gleich ist es ein Zeichen von Gott. Der Himmel wird eines Abends feuerrot, wie jetzt letzthin im Oktober. [An einem Oktoberabend erschien ein großes, herrliches Nordlicht am Himmel.] Das ist ein Zeichen, weil die Italiener im September nach Rom hineinkamen. Alles ist ein Zeichen von Gott, ein Zeichen seines Zornes, seiner Erbitterung. Er ist nicht böse, das ist ganz klar. Hätte er es nicht haben wollen, daß die Italiener in Rom einzogen, so wären sie nicht gekommen, sondern alle miteinander auf einmal gestorben." — Sie sagte das letztere mit großem Ernst und Pathos, mit einer Handbewegung gen Himmel und senkte das Haupt, wie jemand, der eine große, unbekannte Macht fürchtet. Maria kam zurück und sagte, man glaube, die Schüsse bedeuteten Garibaldis Ankunft. Ich: „Da habt Ihr einen Mann, der Mut hat. Spiegelt Euch in ihm, Filomena. Es ziemt sich nicht für so ein großes, starkes Mädchen,

zu zittern." Sie: „Ich bin nicht stark, aber jetzt wohl stärker als Sie, der von der Krankheit so geschwächt ist — trotzdem — wer weiß, Sie haben sich ja in den letzten Tagen so sehr erholt. Wollen wir versuchen?" — Ich legte meine rechte Hand in die ihre, prüfte erst ein wenig ihre Kräfte und fand zu meiner Verwunderung, daß ihr Arm nicht viel kräftiger war als der einer gewöhnlichen Dame; ich krümmte also meine Finger ein wenig und legte sie sehr nett auf den Fußboden. Ich saß im Bett; sie lag auf den Knieen davor, durfte sich dann blitzschnell erheben. Aber es war ein reizender Anblick: Das blauschwarze Haar, der lachende Mund mit den feinen, weißen Zähnen, die braunen, lächelnden Augen. Beim Aufstehen sagte sie: „Sie sind jetzt gesund; ich bereue es nicht, die Überwundene zu sein."

. . . .

Sigurds zweite Flucht *) vorgenommen. Ich habe dem Moccolifest beigewohnt, ließ mich dorthin und wieder nach Hause tragen und fahren wie das vorige Mal. Saredo hatte ein Zimmer auf dem Korso gemietet; von dort sah ich alles und habe den schönen Eindruck in der Erinnerung. Welche ausgelassene Freude! Welcher Jubel! Welche Kinderfröhlichkeit! Man kommt in eine Kinderstube hinein und sieht die Kinder spielen, hört sie schreien und sich amüsieren, als wären sie aus Rand und Band, und dermaßen, wie man selbst nicht mehr zu schreien und sich zu amüsieren vermag.

Ich kam spät und sah nur das Ende der Aufzüge; weit mehr Wagen, wilderes Schreien, mehr Tollheit — bacchantisch, stürmisch — als das vorige Mal. Der Korso in seiner ganzen Länge erschallte von einem einzigen Lachgeschrei. Und wie viele schöne Gesichter in den Fenstern, auf den Altanen, auf den Balkonen! Große, geschlossene Wagen mit im Innern verborgener Musik und den graziösesten Damen oben darauf. Da i preti (die katholischen Blätter) erzählt hatten, daß sämtliche Teilnehmer von der Regierung bezahlt worden seien, so hatten eine Menge Männer und Frauen, die die schönsten Wagen füllten, — nach der heutigen Nuova Roma mehr als zwanzigtausend — das Wort Pagato (bezahlt) auf das Barett geklebt, was viel Vergnügen bereitete. Dann räumten die Ulanen in gestrecktem Galopp die Straße für das

*) Titel einer Abteilung in Björnsons Drama Sigurd Slembe.

Pferderennen (Barberi); aber sofort organisierte sich ein großer Zug von Polichinellen und lächerlichen Rittern im Don Quixotestil und lief in kurzem Trab den Korso hinunter, um das Rennen zu parodieren. Dann kamen die fauchenden und tollen Pferde. Ein paar Minuten; die Nacht senkte sich auf Roms sieben Hügel, und selbst der Korso lag im Dunkeln. Aber dann begannen die ersten Lichtpunkte aufzutauchen. Dort unten ein heller Lichtschimmer, und dort oben noch einer, und zwei dort, und sechs hier, und zehn dort links, und hundert dort rechts, und dann Tausende und viele, viele Tausende. Von einem Ende der ungeheuer langen Straße zum anderen, vom ersten Stock bis zum Dach, in jedem Hause und in jedem Palast ein stetes Aufblinken von kleinen Flämmchen, von Fackeln, von großen und kleinen Lichtern; die Wirkung ist überraschend und eigenartig. — Sobald sich die ersten Lichtschimmer zeigten, liefen schon junge Männer und Mädchen herbei, um einander das Licht auszublasen. Auch die Kinder mischten sich in das Spiel; ich sah in mehrere Häuser hinein, wo es in vollem Gange war. Da begannen aus allen Seitenstraßen geschmückte Wagen von neuem in den Korso einzubiegen, aber diesmal hatte jede zum Wagen gehörende Person ein Licht in der Hand. Ja, nicht genug damit; mindestens jeder zweite der großen Karren — sie glichen ungeheuren Blumenkisten — trug, an Stangen oder sonstwo befestigt, große bengalische Flammen von verschiedener Farbe, die jedes Haus, an dem sie vorüberkamen, bald mit rotem, bald mit grünem Schein erleuchteten. Und so funkelten denn die Tausende von Lichtchen von jedem im Gedränge Gehenden, von Wagen, Balkonen und Altanen, hinein in jene großen Flammen, die siegreich gegen den letzten Schein des Tageslichtes ankämpften. Die Leute liefen wie verrückt den Korso entlang und wehten die Lichter in den Wagen aus. Aber manch eine römische Schönheit hatte es besser verstanden, ihre Züge zu beleuchten, ohne sich dem Löschen des Lichtes auszusetzen. Mir gegenüber stand z. B. im zweiten Stock ein wunderschönes Mädchen an einem Fenster. Neben sich im Fensterrahmen hatte sie eine jener gewaltigen roten Flammen angebracht, so daß sie in einer scharfen Beleuchtung, wie im Sonnenlicht durch rotes Glas gesehen, dastand, und es war unmöglich, sie nicht zu bemerken. Inzwischen hielten die Leute auf den Altanen lange Stangen in den Händen, womit sie unversehens

die Lichtchen der Wagen auslöschten. Unablässig ertönten durch den Trubel die gegenseitigen Zurufe der einzelnen, und Jubel, wenn ein lange versuchtes und mit Geschicklichkeit vermiedenes Löschen endlich gelang, und Händeklatschen und Bravorufen über einen ungewöhnlich stark beleuchteten und geschmückten Wagen. Inzwischen machten die Taschendiebe ausgezeichnete Geschäfte. Die Hälfte der hier weilenden Dänen hat ihr Geld verloren.

Um acht Uhr war ich wieder zu Bett, und bald darauf kamen meine Wirtsleute einen Augenblick nach Hause. Filomena war prächtig und geschwätzig. „Lei é ingrassato," rief sie in der Tür. Es macht ihr Vergnügen, daß die Hohlheit meiner Wangen immer mehr schwindet. Sie maß nun dem Moccoliabend eine besondere Wirkung in bezug auf die Rundlichkeit bei.

. . . .

Vormittags um halb elf Uhr kann man hier in der Straße ein putziges Schauspiel beobachten. Dann kommt Domenico, und die Lotterie geht los. Die Lotterie ist in Rom verboten, doch Domenico verdient täglich seine zehn Lire dabei. Er geht herum und gröhlt und schreit in dieser Straße und den Nachbarstraßen, bis er die neunzig Nummern abgesetzt hat. Mädchen und Frauen legen sich dann aus den Fenstern und rufen, welche Nummer sie haben wollen — sie sind in der Beziehung grenzenlos abergläubisch. Sie glauben nicht an den Papst; aber sie glauben, daß es Nummern gibt, die es an diesem Tage zu erlangen gilt, selbst für den höchsten Preis — nämlich zwei Soldi. Der Soldo wird aus dem Fenster geworfen, und jedes behält seine Nummer im Gedächtnis. Darauf zählt Domenico mit lauter Stimme alle die Nummern, damit man ihm keinen Betrug vorwerfen kann. Eine Range zieht eine Nummer aus dem Beutel, und Domenico schreit: „Höre es, ganze Purificazione, Nummero vierunddreißig hat gewonnen, höre es, Purificazione, vierunddreißig . . . vierunddreißig!" Die enttäuschten Gesichter ziehen sich hinter das Fenster zurück. Alle die, welche dreiunddreißig, fünfunddreißig, sechsunddreißig gehabt haben, greifen das ungerechte Schicksal in harten Worten an.

Beim ersten Rascheln des Lotteriebeutels fährt Filomena herein, öffnet das Fenster und ruft nach einer bestimmten Nummer. Will auch eine andere dieselbe haben, so muß sie sehen, daß sie zwei Soldi in ihrer Tasche findet. Werfe ich dann von meinem

Bett einige Soldi zum Fensterrahmen hin, so erleichtert es den Fund. Indessen gewinnen wir nie. Filomena meint, daß ich grenzenloses Unglück im Spiel habe und gibt eine Ursache an.

. . . .

Sie ging wieder und sang draußen. Ich rief sie, wollte doch einmal wissen, was sie eigentlich beständig singt. Sie antwortete: Es sind Berglieder, lauter canzone d'amore. — „Sagen Sie sie langsam, Filomena, ich will sie aufschreiben. Ich begann, geriet aber über ihre Aussprache der Verse, ihren Sinn für Rhythmus und Deklamation dermaßen in Entzücken, daß ich fast nicht schreiben konnte. Und zu meiner Verwunderung entdeckte ich, daß es durchweg Lieder waren, die man in Dänemark Aarestrupsche Ritornelle nennt. Die seinigen sind (durch Rückert) insgesamt in Form und Manier diesen Liedern entlehnt. Niedergeschrieben sind es nur bleiche Larven gegen die Gestalt, die ihnen die echte Aussprache und Betonung verleiht. Wie sagt Byron:

> I love the language, that soft bastard latin
> Which melts like kisses from a femal mouth
> And sounds as if it should be writ on satin.

Ich werde wirklich etwas entbehren, wenn Filomena nun reist. Das Unglück ist, daß ihre Dialektaussprache so schwer zu deuten ist, und daß sie so viele Silben verschluckt, um das Metrum herauszubekommen, da gewöhnlich zuviel Füße vorhanden sind und nur die Feinheit der Deklamation die Unkorrektheit der Verse und Reime gutzumachen vermag. Beständig sagt sie z. B. lo statt il (lo soldato), und nie kann sie angeben, wieviel Worte die Zeile enthält, da weder sie noch Maria wissen, was ein einzelnes Wort im Gegensatz zu mehreren bedeutet, und weil es zwecklos ist, ihr das Wort vorzubuchstabieren und zu fragen: Ist es so? da sie ja nicht buchstabieren kann und nicht weiß, was Buchstaben sind. Saredo erzählt mir, daß ein Vetturin, der ihn und seine Frau einmal fünf Tage lang in Toskana herumfuhr, den ganzen Tag sang und beständig improvisierte. So macht Filomena es auch, schiebt jeden Augenblick andere Worte ein, die ungefähr dasselbe bedeuten und sagt: Das ist dasselbe (c'è la stessa cosa). Dagegen hält sie stets das Metrum ein und zwar mit der schönsten Betonung; nie ein falscher Vers:

Fior di giacinto!
La donna che per l'uomo piange tanto —
Il pianto delle donne è pianto finto.

Amore mio!
Non prendite le fiori di nessuno,
Se vuoi un garofletto, lo do io.

Fior di limone!
Limone è agra, e le fronde son'amare
Ma son più amare le pene d'amor.

Lo mi' amore che si chiama Peppe
Lo primo giuocatore delle carte
Prende 'sto cuore e giuoca a tresette.*)

Von solchen Liedern habe ich einige zwanzig Stück aufgeschrieben.

. . . .

Eine Stunde damit verbracht, Filomena die großen Buchstaben bis zum N kennen und hersagen zu lehren, ich habe zu diesem Zweck drei Abteilungen gebildet: ABCD — EFG — ILMN. Es geht sehr gut, nur überspringt sie immer E und L. Der Unterricht schloß: „Waren Sie heut in der Kirche, Filomena?" „Nein, ich hatte nichts zu beichten." „Waren Sie vorigen Sonntag in der Kirche?" „Nein, es ist nun anderthalb Monate her. Ich habe keine Sünde begangen. Was tue ich? Ich habe keine Liebschaft, nichts." „Was beichteten Sie früher?" „Ein paar häßliche Worte, die mir herausgefahren waren. Jetzt tue ich nichts Böses." „Man kann schon fehlen, ohne Böses zu tun, wenn jemand z. B. hochmütig ist." „Ich bin nicht hochmütig. Wenn Sie sich dagegen einbildeten, daß Sie besser seien als Ihre Bekannten,

*) Hyazinthenblume! Das Weib, das so viel um des Mannes willen weint — wisse es, die Klage der Frauen ist Verstellung.

Meine Liebe! Nimm von niemand Blumen an. Willst du eine Levkoje haben, so gebe ich sie dir.

Zitronenblüte! Die Zitrone ist scharf, und ihre Blätter sind bitter, aber bitterer sind die Qualen der Liebe.

Mein Geliebter, der Peppe heißt, er ist der erste im Kartenspiel, er hat dieses Herz genommen und spielt Drei = Sieben damit.

die kommen und Sie besuchen, so wäre es natürlich, denn Sie **sind** besser.

. . . .

Der Tag war lang. Das junge Mädchen vertrieb mir den Abend. Nach ihrem Sonntagsspaziergang in der Kampagne kam sie herein. Ich sagte zu ihr: Wollen wir lesen? (In diesem Augenblick ging eine Schar junger Menschen unten auf der Straße vorüber, sie hatten eine Harmonika und eine Menge Kastagnetten und stimmten ein Lied zu Ehren Garibaldis an. Es klang bei all seiner Einfachheit unglaublich ergreifend; ich war ganz geschmolzen.) Sie antwortete: Gern. — Ich dachte: Nun kommt es darauf an, ob sie noch ein Wort von dem weiß, was ich gestern gesagt habe. Aber ohne weiteres sagte sie: „Signore, ich bin fleißig gewesen." Sie hatte sich ein ABC gekauft und hatte sich nicht allein mit allen großen Buchstaben, sondern auch mit allen kleinen vertraut gemacht, hatte außerdem alles auswendig gelernt. Ich erstaunte dermaßen, daß ich fast ins Bett zurückgefallen wäre. „Aber was ist das, Filomena? Sie haben bei jemand anders lesen gelernt?" „Nein, bloß bei Ihnen, gestern. Aber ich habe mir fünf Jahre lang nur gewünscht, lesen zu können, und es gefällt mir so sehr, es zu können." — Ich wollte sie buchstabieren lehren. „Ich glaube beinahe, ich kann ein wenig." — Und sie war schon so sicher, daß sie — ohne vorhergehendes Buchstabieren — eine ganze Seite voller Silbenproben mit zwei Buchstaben fast ohne Fehler herunterlas. Sie sagte zwar oft: d—a, ad oder las f—o, of; aber der Fortschritt war überwältigend. Wenn sie buchstabiert, faßt sie die Worte als gültige Wirklichkeit auf, nicht nur als Worte und fügt etwas hinzu: z. B. s—a, sa, l—i, li, r—e, re, salire alle scale — (die Treppen hinunterspringen). — „Filomena, ich kann Sie in drei Wochen lesen lehren." Sie: „Ich habe es immer für die größte Schande für einen Menschen gehalten, nicht schreiben und lesen zu können."

Ich erzählte ihr etwas vom Fortschritt des Menschengeschlechts, daß die ersten Menschen wie Tiere gewesen wären, nicht wie Adam und Eva. „Meinen Sie, ich glaube, daß Eva einen Apfel aß und daß die Schlange sprechen konnte? Non credo niente. Solche Dinge sind wie mal' occhi (Glauben an böse Augen), Glauben für Kinder." Und ohne Übergang beginnt sie — sempre allegra

wie sie sich nennt — ein munteres Lied zu singen. Sie hat nämlich jetzt einen großen, roten Schal, über den sie äußerst vergnügt ist. Es kam ein Hausierer an die Tür; sie seufzte tief auf beim Anblick der leuchtenden roten Farbe; so schenkte ich ihn ihr.

. . . .

Sie hält, wie ich, viel auf einen guten Tropfen Wein und versteht etwas davon. Wir kosten und trinken jeden Mittag zusammen. Da sie mich stets bedient, gebe ich ihr gern etwas Kuchen und Wein ab. Nun haben wir mit einem neuen Wein begonnen, weißen römischen Muskat. Aber ich wechsle die Weinsorte fast alle zwei Tage. Filomena hatte die eine große Flasche genommen und auf meinem Tisch Zeitungen um sie herum aufgestapelt, damit K. B. sie nicht sähe, wenn er käme. Nun traf es sich, daß er heute kam, während ich aß und ihr vom Essen abgab. Es klingelte; sie wollte gehen. „Bleiben Sie, es gilt vielleicht gar nicht mir, und jedenfalls frage ich niemand, ob Sie hier sein dürfen." Er kam und sagte, indem er seinen Hut fortlegte, auf dänisch: „Nanu, Sie lassen das junge Mädchen hier im Hause mit sich essen; das würde mir nicht passen." — Filomena, die den Blick und die Bewegung bemerkte, sagte mit so gehässigem Blick und mit so schneidender Stimme, wie es ihr nur möglich war: „Il Signore prende il suo pranzo con chi lui pare e piace." (Der Herr ißt mit wem es ihm paßt.) „Versteht sie dänisch?" fragte er erstaunt. „Es scheint so," antwortete ich. Als er fort war, brach ihre furia los. Ich sah sie zum ersten Male erbittert, was ihr höchst putzig stand. „Fragten Sie ihn nicht, mit wem *er* ißt? Sagte er, daß ich häßlich wäre? Fragten Sie ihn nicht, ob *seine* ragazza (Mädchen) schöner ist?" (Sie meinte eine dänische Dame, eine verheiratete Frau, mit der sie K. B. häufig auf der Straße getroffen hat.)

. . . .

Sie sagte gestern: „Ich kann doch etwas, was Sie nicht können, Herr. Ich kann zweihundert Pfund auf meinem Kopf tragen. Ich kann zwei Conchas auf den Kopf nehmen oder, wenn Sie mich prüfen wollen, all das Brennholz, das da liegt." Sie hat die stolze römische Haltung. — Anderthalb Stunden mit Filomena gelesen. Sie buchstabiert nun einigermaßen Worte mit drei Buchstaben. Diese Sprache hat einen so süßen Klang, daß

ihr Buchstabieren sich wie Musik anhört. Die heilige Andacht dieser Treuherzigkeit zu sehen, womit sie sagt G—r—a, Gra —, das ist etwas, um das mich ein Dichter beneiden würde. Und dann dieser ernsthafte, fragende Blick, den sie am Ende jeder Zeile auf mich richtet. Seltsam, einen erwachsenen Menschen vollständig in diesem Studium a—b, ab, aufgehen zu sehen, und dann liegt doch auch etwas beinahe Großes in diesem rasenden Wissensdurste im Verein mit dem Unglauben allem Überlieferten gegenüber. Solch ein Modell sollten die Dichter für ihre naiven Gestalten gehabt haben. In Goethes Römischen Elegien tritt die Gestalt der Römerin nicht besonders hervor; ist nicht wie ein echtes Weib aus dem Volke gezeichnet, ist nicht naiv. Er hat eine Faustina gekannt, aber man fühlt, daß er nachher ein deutsches Modell untergeschoben hat. Filomena hat die unbedingte Ehrlichkeit und Geradheit einer frischen Seele. Ihr Blick ist nicht gerade rein, aber frei — wie soll man es nennen? voll, groß, einfältig. Mit einer Concha auf dem Kopf müßte sie einer Karyatide gleichen. Vergleiche ich sie in Gedanken mit einer Frauengestalt eines andern Dichters, Lamartines Graziella, einem italienischen Mädchen aus dem Volke, gleich ihr, so kann ich nicht umhin, Graziella dünn und poetifiziert zu finden. Der Erzähler lehrt, wenn ich nicht irre, auch sie lesen, aber Graziella wünscht es persönlich gar nicht; er erzieht an ihr herum. Filomena dagegen ist mit ihrem Lerneifer ein Beispiel und Sinnbild einer großen historischen Bewegung, dem Drange des armen, eingeschüchterten römischen Volkes nach Licht und Wissen. Von Italiens sechsundzwanzig Millionen Menschen konnten nach der letzten Volkszählung siebzehn Millionen weder lesen noch schreiben.

Heute sagte sie zu mir: „Was meinen Sie eigentlich, Herr, glauben Sie nicht, daß der heilige Geist eine Tugend (una virtù) ist und nicht der Vater des Kindes sein kann?" — „Sie haben recht, Filomena." „Deshalb bete ich auch nie." — „Wenn Sie einmal sehr unglücklich wären, so würden Sie vielleicht beten." — „Ich bin sehr unglücklich gewesen; als ich Kind war, litt ich schrecklichen Hunger. Ich mußte um fünf Uhr aufstehen, um zu arbeiten, und bekam acht Soldi dafür, den ganzen Tag in der Sonne auf einem Weinberg zu stehen und mit einem Spaten in der Erde zu arbeiten, und da Korn und Fleisch teuer waren, so bekamen wir sieben Kinder selten etwas richtiges zu essen. Auch im vorigen

Jahr hungerte ich ziemlich viel, denn es ging, wie das Sprichwort sagt: Wenn ich esse, so kleide ich mich nicht, und kaufe ich mir Kleider, so esse ich nicht. [Was für ein tristes und aufklärendes Sprüchwort!] Herr, gäbe es ein Paradies, so würden Sie hineinkommen für das, was Sie an mir tun. Kann ich erst lesen und schreiben, dann kann ich doppelt so viel verdienen wie sonst. Dann kann ich Cameriera werden und meiner Padrona jede Woche eine geschriebene Rechnung bringen."

Filomena weiß, daß Saredo Professor an der Universität ist. Aber sie weiß weder, was ein Professor, noch was eine Universität bedeutet. Sie fragt danach in folgender Form: „Ich mache mir gewiß keine ganz richtige Idee davon, was die Universität ist?"

. . . .

Hier kommt kein Mensch mehr her. Anfangs ist ein Patient interessant, erregt Teilnahme. Hält er zu lange an seinem Krankenlager fest, so findet man es unwillkürlich unbillig, daß er sich nicht erholt, und bleibt aus. Ich bin also den ganzen Tag darauf angewiesen, mit Filomena zu schwatzen, der Maria meine Pflege überlassen hat. Jeden Abend lese ich mit ihr; gestern hatte sie die vierte Stunde, und da konnte sie schon fast rein lesen. Ihre Hautfarbe und der untere Teil ihres Gesichts sind wie bei einem Kinde; ihr Mangel an Entwicklung bildet sich insofern im Äußern ab. Ich erzählte ihr versuchsweise gestern, daß es fünf Weltteile und in jedem von ihnen viele Länder gäbe; aber sie kann noch nicht verstehen, was ich meine, da sie keinen Begriff davon hat, wie die Erde aussieht. Sie weiß nicht einmal, in welcher Richtung von Rom aus ihre Vaterstadt Camerino liegt. Ich will sehen, eine Landkarte oder einen Globus zu ergattern. Gestern lasen wir das Wort inferno. Sie sagte: „Es gibt keine Hölle; es ist auf Erden schlimm genug; sollten wir nachher verbrannt werden, so gäbe es zwei Höllen." — „Herrgott, Filomena, ist das Leben so schlimm? Sie singen ja doch den ganzen Tag." — „Ich singe, weil ich gesund bin, das ist etwas rein Natürliches, aber wie sollte ich zufrieden sein!" — „Was möchten Sie denn haben?" — „So viel Geld (denari), daß ich sicher wäre, nicht mehr hungern zu müssen. Sie wissen nicht, wie weh das tut. Dann möchte ich gern noch eines; aber das ist unmöglich. Ich möchte nicht sterben; ich habe solche furchtbare Angst vor dem Tode. Ich möchte freilich wünschen, daß

es ein Paradies gäbe; doch wer weiß! Indessen, meine Großmutter wurde hundert Jahre weniger drei, und sie hat nie einen Tag krank gelegen; aber als ihr drei Jahre am Hundert fehlten, ging sie noch aufs Feld wie wir andern und arbeitete und war wie ein ganz junges Weib (giovanotta). Mutter ist zweiundvierzig Jahre, doch trotzdem sie zwei Jahre älter ist als Tante, sieht sie ganz jung aus. Chi lo sa! Am Ende kann ich auch hundert Jahre werden, nie krank sein — ich bin es noch keinen einzigen Tag gewesen — und dann hineingehen und mich aufs Bett legen wie sie und gleich tot sein."

„Wie süß sie doch ist!" sagte R. gestern abend. Das Wort paßt nicht. Allerdings, ihr Lachen, ihre kleinen Gebärden, ihre Witze, ihre Einfälle und Manieren sind sehr anziehend; aber ihre Ausdrucksweise ist, wenn sie offen spricht, äußerst rückhaltlos, und würde ich bestimmte Äußerungen von ihr einem Fremden wiedersagen, so würde er sie vielleicht roh oder liederlich finden. „Nun wollen wir einmal sehen, welche Mädchen Sie mit zu uns nach Hause nehmen, wenn Sie erst gesund sind; ob Sie einen eben so guten Geschmack haben, wie unser Franzose. Oder Sie gehen vielleicht lieber zu ihr? Ich weiß schon, wie ein feiner Herr sich benimmt, wenn er seine Freundin besucht. Sie ist oft eine Dame und reich. Er kommt, klopft leise an, setzt sich und spricht über schwierige und gelehrte Sachen. Dann bittet er um einen Kuß; sie fällt ihm um den Hals; allora, il letto rifatto, va via." Sie wird weder rot, noch empfindet sie irgend welche Verlegenheit, wenn sie dergleichen sagt. „Woher wissen Sie solche Dinge, wenn Sie keine Erfahrung haben?" — „Man hat es mir gesagt, ich kenne es vom Hörensagen. Ich selbst bin nie verliebt gewesen; aber ich glaube, man kann jemand sein ganzes Leben lang lieben und seiner nie überdrüssig werden und keinen andern lieben. Sie sagten neulich (im Scherz?), daß man sich auf ein Jahr oder ein halbes verheiraten sollte; aber ich glaube, daß man immer denselben lieben kann."

Unter solchem Geplauder vergehen meine Tage. Mir ist zumute, als wäre ich an irgend einem Orte in den Sabinerbergen hinuntergefallen, in einem Hause freundlich aufgenommen worden — Maria stammt auch aus Camerino — und lebte dort vor der Welt verborgen unter diesen großen Kindern.

Gestern bekam Onkel zum ersten Male seine Nationalgardeuniform an. Er kam herein, um sich vor mir zu zeigen. Ich sagte ihm, daß sie ihm gut stände, was ihm Freude machte. Filomena präsentierte ihn mit Bewunderung. Als später Maria nach Hause kam, fragte sie sofort die andern: „Hat ihn der Herr gesehen? Was sagte er? Soll er ihn nicht noch einmal sehen?"

. . . .

An zwanzig neue Ritornelle aufgeschrieben; ich habe die besten ausgesucht. Manche sind ziemlich oder sehr unanständig. Aber, wie Filomena sagt: „Man kommt nicht in die Hölle, weil man Canzonen singt; man kann nichts dafür, wie sie sind." Die unanständigen will sie nur schrecklich hastig und nie zweimal sagen. Paßt man jedoch gut auf, so versteht man sie leicht. Es ist eine Mischung von Kühnheit und gemeiner Plattheit. Sie beginnen alle mit Blumen. Sie ist zu unintelligent, um die Scheu des gebildeten Mädchens vor dem Geschmacklosen zu besitzen; alles Natürliche, meint sie, kann man sagen, und nimmt ruhig das Blatt vom Mund. Doch hat sie jetzt begriffen, daß es gewisse Dinge gibt — Unglaublichkeiten, die ich nicht gern von ihr höre.

. . . .

Ich saß und schnitt eine Hostie (in der Pulver eingewickelt waren) in Stücke, weil ich Oblaten daraus machen wollte. Sie: „Die Geweihten darf man nicht zerschneiden, nicht einmal zwischen die Zähne nehmen. Der Priester sagt: Du sollst Christus nicht beißen." — Leider hat sie nicht den geringsten Eindruck von der Religion, weder von ihrer Schönheit noch von ihrer bedingten Wahrheit. Keiner von ihnen ahnt, was das Neue Testament ist oder enthält. Sie wissen nichts von seinen berühmtesten Aussprüchen oder Legenden. Die Religion besteht für sie in vier oder fünf (auswendig gelernten) Wörterreihen, die in unserem ABCdario stehen, im Kredo, im Ave Maria, in den verschiedenen Sakramenten usw., die sie auswendig können. Das plappern sie herunter; aber sie haben keinen Begriff davon, was Christentum ist. Wenn ich einen Bibelspruch aus dem Neuen Testament anführe, haben sie ihn nie gehört. Dagegen können sie die sieben Kardinaltugenden und die sieben andern Tugenden hintereinander herschnurren. Unter diesen letzteren ist die Belehrung der Unwissenden

eine Tugend, von der die Geistlichkeit (teilweise aus guten Gründen) hierzulande nicht sonderlich viel Gebrauch gemacht hat.

Gestern kam Maria entzückt aus einer Trattoria nach Hause, wo ein Herr tanto bene, tanto bene gegen die Religion und den Papst und die Priester gesprochen hatte; es waren ein paar Caccialepri (Spitzname für die Anhänger der Geistlichkeit) zugegen, die sich hübsch auf den Mund schlagen mußten. Als sie fertig war, sagte sie zu meiner Verwunderung genau folgendes zu mir: „Nicht wahr? die Natur ist Gott?“

Ein fast sinnbildlicher Ausdruck für die Unwissenheit und den Aberglauben der Römer ist ihre ständige Redensart: Chi lo sa? (Wer weiß?) Ich sagte neulich zu Maria, als sie diese Worte in einer Viertelstunde zum vierten Male sprach: „Gute Maria! Der erste Schritt zur Weisheit besteht nicht darin, Gott zu fürchten, sondern darin: Perche? (Warum?) zu sagen statt Chi lo sa?“

Ich erfuhr gestern, während ich Mittag aß, Filomenas Geschichte. Sie kam vorigen Dezember nach Rom. „Sie glauben, ich kam, weil Maria meiner Mutter eine Last abnehmen wollte. Ich kam nach Rom, weil mich einer heiraten wollte.“ — „Wie hieß er?“ — „Er hieß Peppe.“ — „Lo mi' amore, che si chiama Peppe . . .“ — „Ach, ich liebe ihn durchaus nicht. Nein, die Sache ist die, in Camerino prügeln alle Männer ihre Frauen. Meine Schwester hat zum Beispiel immer ein blaues Auge und rote Striemen auf dem Rücken. Meine Freundin Marietta bekommt immer Prügel von ihrem Mann, und je mehr er sie prügelt, desto mehr liebt sie ihn; manchmal geht sie auf ein paar Tage von ihm fort zu ihrer Schwester. Aber sie kommt immer wieder.“ — „Was hat das mit unserem Freunde Peppe zu tun?“ — „Ja, sehen Sie, Mutter wußte, daß Peppes Bruder seine Frau Tag und Nacht prügelte; deshalb wollte sie mich ihm nicht geben.“ — „Ja, es wäre doch schlimm, wenn das ein Familienfehler wäre.“ — „Da sagte Vater eines Abends zu mir: Deine Tante aus Rom hat geschrieben, ob du sie ein paar Tage besuchen willst. Und er zeigte mir einen falschen Brief. Tante kann nicht schreiben und wußte nichts von einem Brief. Ich hatte wenig Lust, wollte nicht, kam aber doch herein und erfuhr, daß ich hierbleiben sollte und daß Mutter es nicht wollte, daß ich

Peppe bekäme. Da begann ich zu weinen, und fünf ganze Tage lang weinte ich immerzu und wollte weder essen noch trinken. Indessen begann ich nachzudenken und sagte mir: Mit mir und Peppe ist es aus. Sollte ich mich eines Mannes wegen zu Schanden weinen? So hörte ich mit Weinen auf und vergaß ihn bald reinweg. Und nach Verlauf einer Woche machte ich mir aus der ganzen Geschichte nichts mehr und sang und war fröhlich, und nun will ich immer in Rom bleiben."

. . . .

Gestern Abend stand ich ein wenig auf, las mit Filomena und beschloß, hineinzugehen und mit der Familie in ihrem Loch Abendbrot zu essen. Filomena machte die Tür weit auf und rief durch den Korridor: Eccolo! und nun wurde ja der endlich Auferstandene bewillkommt, und ich mußte zwei große Biergläser Landwein trinken. Maria erzählte mir erst, weshalb ich während meiner Krankheit alles so pünktlich bekommen hatte. Es geschah, weil Filomena dem kleinen Jungen aus dem Café eingebildet hatte, ich würde ihm, sobald ich genesen sei, meine Uhr geben, wenn er niemals etwas kalt werden ließe. Deshalb lief der Junge wie besessen, fiel sogar einmal auf der Treppe hin und schlug alles in Stücke. — „Er liegt in Fieberphantasien," sagte Filomena eines Tages „und redet nur davon, dir seine Uhr zu geben." — „Wie kann er so krank sein," sagte der Junge mißtrauisch, „wenn er ißt und trinkt?" „Willst du die Uhr haben oder nicht?" antwortete Filomena, und der Bengel lief. Ich ließ mich von den andern unterhalten. Maria sagte: „Sie haben gestern Filomena etwas von den Wilden erzählt; ich weiß auch etwas von ihnen. Die wilden Menschen wohnen in China, und die allerschlimmsten von ihnen nennt man Mandarinen. Wissen Sie, was einer italienischen Dame mit einem von ihnen passierte? Sie war mit ihrer Familie drüben; plötzlich kommt ein Mandarine, ergreift sie, entführt sie und sperrt sie in sein Haus. Sie war nicht mehr zu finden. Da bekam er drei Kinder mit ihr; aber eines Tages geht er aus und vergißt, die Tür zuzuschließen. Sie läuft schnell aus dem Hause zum Wasser, hinunter und sieht ein Schiff weit entfernt. Wissen Sie, was der Mandarine tat, Herr, als er nach Hause kam und sah, daß seine Frau fort war? Er nahm die drei Kinder, riß sie mitten durch und warf die Stücke auf die Straße." —

4*

Das erinnerte an Lucidarius und andere mittelalterliche Volksbücher.

Dann legte unser guter Zio, der brave Onkel, los und erzählte Maria und Filomena die Geschichte Napoleons I. ziemlich richtig. Er hatte sie von seinem Meister Leonardo gehört, der ihn das Handwerk lehrte; dieser hatte fünf von Napoleons Feldzügen mitgemacht. Der einzige, mir bewußte Fehler, den er beging, war, daß er meinte, die Österreicher hätten den Herzog von Reichsstadt allmählich vergiftet, weil er noch fürchterlicher zu werden drohte als sein Vater; aber das kann der alte Grenadier sehr wohl geglaubt haben. Was mir seltsam vorkam, war, daß die Erzählung nicht den geringsten Eindruck auf Maria und Filomena machte. Ich fragte Filomena, ob ihr dies nicht seltsam schiene. Aber teils hegte sie augenscheinlich den Verdacht, daß das Ganze eine Lüge sei, teils ist ihr alles, was vor ihrer Zeit in der Welt geschehen ist, so gleichgültig, wie das, was auf einem andern Planeten geschieht; endlich findet sie den Krieg nur abscheulich. Zio schloß seine Erzählung mit kindlichem Selbstgefühl: „Damals, als ich dies erfuhr, war ich nur Lehrjunge; aber jetzt heiße ich mastro Nino."

. . . .

Ich empfinde in diesen Tagen, wo ich anfange, ein kleines bißchen in den Zimmern herumzuschleichen, ein Gefühl des Glückes und Entzückens, wie ich es vorher kaum gekannt habe. Die Luft ist ein Fest. Die kleinen, schwarzhaarigen Rangen, die in dieser malerisch ansteigenden Straße herumlaufen, sind meine Wonne, wenn ich aus dem Fenster sehe. Alles, was mir bevorsteht: Roms Herrlichkeit, Italiens Sommer und Kunst, Neapel im Süden, Venedig im Norden, läßt mein Herz schlagen und meinen Kopf schwindeln. Schon wenn ich mich vom Fenster abwende und sehe Filomena hinter mir stehen und stricken, in einer Stellung, als sei sie ein lebendes Gemälde von Küchler, fühle ich mit Jubel: Ich bin in Rom. Saredo kam heute um zwölf Uhr und sah mich zum ersten Male angekleidet. Ich hatte meine schönsten Sachen angezogen. Ich rief Filomena, ließ drei Portionen Mittagessen bringen, und zwischen ihr und ihm sitzend, hielt ich meine Mahlzeit. Ich sagte gerade: Ich will heut keine Suppe essen, ausgenommen, wenn es Zuppa d'herba wäre. Filomena nimmt den Deckel ab und ruft: A punto. So erfüllen sich nun alle meine Wünsche.

Ich hatte einen feinen, hellroten Wein bekommen. Er schmeckte so gut, daß die Götter, wenn sie ihn gekannt hätten, ihren Nektar in den Ausguß geschüttet haben würden. Filomena schenkt ein und singt dazu:

L'acqua fa mare,
Il vino fa cantare.
Il sugo della gresta
Fa gira' la testa.

(Das Wasser ist schädlich; der Wein bringt einen zum Singen. Der Saft der Traube macht den Kopf schwindlig.)

Morgen kann ich ausgehen. Von Sonntag ab höre ich auf, im Hause zu essen: Sonntag reist Filomena nach Camerino.

Eine Woche im Sabinergebirge

(Tagebuch vom April 1871)

Im Jahre 1870—1871 lebte ich sechzehn Monate hintereinander im Auslande. Alles, was ich wahrnahm, machte in diesen Jahren einen starken Eindruck auf mich. Ich sah damals Paris zum zweiten, Italien zum ersten Male. Jeder dieser beiden Aufenthaltsorte übte eine tiefe Wirkung auf mich aus. Von meinem Aufenthalt in Italien verlor ich freilich volle fünf Monate durch das obenerwähnte Krankenlager, doch ging mir die Zeit insofern nicht ganz verloren, als ich die drei letzten dieser Monate im täglichen Gespräch mit meinen schlichten römischen Wirtsleuten und mit einem hochgebildeten, sehr begabten Italiener verbrachte, dessen Bekanntschaft ich bei dem berühmten Dall' Ongaro in Florenz gemacht hatte. Es war mein Freund, der im Dezember 1902 verstorbene Senator und Vorsitzende des Staatsrats, Giuseppe Saredo, damals Professor an der Universität Rom, der tagaus tagein an meinem Bette saß, und dem ich stets durch die Bande der Freundschaft und Dankbarkeit verbunden war.

Kurz nach meiner Genesung unternahm ich mit einem jungen französischen Freunde, Georges Rouffiard, der mich auch später nach Neapel begleitete, einen Ausflug ins Sabinergebirge, an den die Erinnerung in den folgenden Blättern festgehalten ist. Es scheint mir etwas von dem Glück der wiedergewonnenen Gesundheit darüber zu liegen; die Tage, die sie schildern, stehen noch sonnenbestrahlt vor mir. Mein Reisegefährte und Freund, den ich 1897 durch den Tod verlor, war einer der am feinsten veranlagten und entwickelten Franzosen, die ich gekannt habe. Sein Sinn für bildende Kunst war außerordentlich und ursprünglich, seine Vertrautheit mit den Kunstschätzen Italiens stand einzig da. Er hatte ebenso gute

Anlagen für die Musik wie für die Malerei, die Ausübung der letzteren hatte er infolge einer Augenschwäche aufgeben müssen, und deshalb betrieb er jetzt beide Künste als Dilettant. Er hatte, im Alter von sechsundzwanzig Jahren, einen großen Teil von Europa und Asien, ganz Nordafrika, außerdem Mexiko und die Vereinigten Staaten zweimal gesehen. Er war wohlhabend genug, um nicht für sein Brot arbeiten zu müssen, und wohnte lange Jahre in Florenz. Er hat ein paar schöne Bücher über Berlioz und Richard Wagner herausgegeben. Sie bekunden seine hohe Kultur, ohne eine Vorstellung davon zu geben, was er im persönlichen Verkehr war.

Montag. Georges und ich sahen am Vormittag die Thermen des Diokletian, von Michel Angelo zu einer imponierenden Kirche umgebildet. Einer der Mönche dort sagte zu Georges, daß er aus Alsace stamme und Franzose sei, zu einem Deutschen, daß er aus dem Elsaß stamme und Deutscher sei; er dachte nicht, daß ich beide Sprachen verstünde. Wie kann auch ein Mönch Nationalgefühl bewahren.

Es war schändlich anzusehen, wie die italienische Regierung das Kloster, aus dem die Mönche vertrieben worden sind, zum Pferdestall für die Kavallerie gemacht hat. Mein Blut kochte, als ich die schönen Säulen von Kot besudelt dastehen sah. So ist man auch empört, wenn man in San Onofrio das Kloster zur Kaserne umgebildet sieht. Der religiöse Sinn nimmt hier, wenn er schwindet, allzu oft den historischen und poetischen Sinn mit sich fort. Die gebildeten Italiener haben in der Regel kein Kunstverständnis.

Georges und ich fuhren mit der Eisenbahn nach Valmontona. In unserem Wagen saßen zwei entzückende junge Italienerinnen. Wir sprachen miteinander, und ich sagte von einem gemeinsamen Bekannten: „Er behauptet, daß alle Römerinnen dumm seien." Die jüngste mußte lachen, und wir sahen, daß sie französisch verstünden. Wir blieben bald mit ihnen allein und begannen ein italienisches Gespräch. Für Georges, der Italienisch spricht wie ein Toskaner, war das nichts, aber ich bin nicht stark in Lei-Konversationen. Das älteste dieser beiden Mädchen war eines der merkwürdigsten Wesen, das ich gesehen habe; das andere war jung, fröhlich, fein gebildet, gewöhnlicher. Sie ließen sich gleich ins Gespräch ein und zwar ganz geradezu, ohne eine Spur von Koketterie. Die jüngste schloß lächelnd ihr Buch. Ich sah, es

war Imitazione di Christo. Ich sagte: „Lesen Sie immer so ernsthafte Bücher?“ — „O nein,“ antwortete sie, „wir lesen auch manchmal Romane.“ Wir merkten bald, daß sie stark päpstlich waren. „Es sieht schön aus in Rom,“ sagte die älteste. „Der arme Papst! alle diese Treulosen haben ihn verlassen.“ Sie sagten, daß sie etwas Französisch verstünden aber nicht sprechen könnten. Sie hätten keine fremden Sprachen gelernt. Aber was ist der Würde und dem Anstand ihrer Sprache vergleichbar! Sie waren in Genazzano geboren, Kinder eines einfachen Landbewohners. Aber wie viele Königinnen hat nicht Europa, für die es nicht unpassend wäre, der ältesten die Schleppe zu tragen. Sie glich der tragischen Muse. Das strenge, ernsthaft-düstere Profil, die fürstlichen Handbewegungen, die vollkommene Ruhe und Sicherheit, das halb gutmütige, halb herablassende Lächeln sind mir noch am besten im Gedächtnis. Sie trug ein grünes Wollkleid, das sie augenscheinlich selbst genäht hatte; es umspannte die Brust nicht fest, sie verschmähte dies; den Kopf bedeckte ein feiner, leichter Hut, dessen blauer Schleier wie eine durchsichtige Maske so eingerichtet war, daß er, unter dem Kinn schließend, ihr edles Gesicht einfaßte. Sie fragten uns, von wo wir wären, und wir sprachen von der Art des Grußes in den verschiedenen Ländern und bei den verschiedenen Menschen. Ich ahmte die römische Art nach. Sie sagte: „Wie grüßen Sie selbst?“ Ich bewegte meine Hand, und sie sagte beifällig: „Piu nobilmente cosi.“ Es fuhr mir durch den Kopf, daß der ganze Adel ihres Wesens zu sagen schien: „Semper piu nobilmente“ (immer edler!). Wir trennten uns an der Station. Aber sie holten uns mit ihrem Wagen ein und boten uns Plätze an. Ihr Vater kam unterwegs dazu, ein braver, alter Mann mit braunen Augen und weißem Haar, ein Dorfpatriarch, nicht ohne einen gewissen Wohlstand, aber nicht wohlhabend genug, um in Rom zu wohnen. Einige Bauern traten an den Wagen und grüßten. Die jüngste sagte mit jungfräulichem und kindlichem Stolz zu mir: „Das sind unsere Bauern.“ Es war augenscheinlich nicht übel, einige Wesen zu haben, die man so nennen konnte. Wir politisierten viel. Großer Kummer über das neue Regiment und die Steuern auf den Gran turco (Mais). Ich setzte bei dem Gedanken an das Steigen der Preise meine mitleidigste Miene auf.

Meine Muse sprach mit, aber wie eine gute, zärtliche Tochter, die über Dinge mitspricht, die ihren alten Vater interessieren. Als er kam, sprang sie vom Wagen hinunter und küßte mit kindlicher Demut die braune Hand des Alten. Sie selbst hatte die feinsten, köstlichsten Hände — nicht gerade gepflegt, aber seelenvoll. Sie sah aus wie ein höheres Wesen, das einen großen, tiefen Herzenskummer gehabt hat, in schlaflosen Nächten bleich geworden ist. Man wurde sonderbar ungeduldig beim Anblick dieser Leidenschaftslosigkeit, die so wenig natürlich schien. Man dachte: eine solche Schönheit! Eine solche erworbene Ruhe der angeborenen Würde hinzugefügt! welche rein künstlerische Wonne, einen Blitz in diesen stolzen Augen zu erblicken, diese beherrschte Gestalt in Begeisterung, Zorn oder Liebe ihre Festigkeit verlieren zu sehen!

Die jüngste, froh, lächelnd, glücklich darüber, ihren Einzug in Genezzano mit zwei jungen Fremden an ihrer Seite zu halten, blickte vor sich hin. Sie konnte ungefähr neunzehn, die andere vierundzwanzig Jahre sein. Als es gegen Abend kalt wurde, hüllte die ältere sich in einen leichten, augenscheinlich ebenfalls von ihr selbst genähten Umhang, dessen Farben auf das Schönste zu denen des Schleiers und des Kleides paßten. Sie glich mit den Krausen dieser Umhüllung einem jungen Florentiner Ritterfräulein aus dem Mittelalter. Es war ein herrlicher Anblick.

Wir kamen nach Genazzano und konnten nur mit vieler Mühe Nachtquartier finden. Die Straßen erfüllt von Pilgern zum Fest der Madonna, allgemeines Gedränge. Bauern mit ihren Frauen und Töchtern, kleine Kinder, alle in Nationaltracht, erfüllten das Städtchen. In scheußliche Höhlen kamen wir hinein, endlich fanden wir einen recht netten Aufenthalt, ohne Beutelschneiderei, richteten uns dort ein und gingen ins Wirtshaus, wo zwar alles besetzt war, wo wir aber essen konnten. Man konnte nichts Malerischeres sehen als diesen Abendtisch. Um die Hälfte des Tisches saßen Leute, als wir eintraten. Ein junger und schöner Bauernbursche von ungefähr dreißig Jahren mit Federn und Blumen an seinem Hut erhob sich und sagte das liebenswürdige: „Favorisca, Signor!" und schenkte uns jedem ein Glas vom Weine der Gesellschaft ein. Es versteht sich, daß wir später ihre Freigebigkeit vergalten. Welche Gesellschaft. Alle in bunten Trachten! Eine alte, prächtige Bauersfrau mit dem dreieckigen Kopfputz,

schlank, dunkel und streng, glich auf das Genaueste einer Sybille des Michelangelo. Nun weiß ich, wo er seine Modelle gesucht hat. Die jungen Mädchen sahen uns verstohlen an; wir waren die einzigen Fremden in Genazzano. Wir aßen und tranken, eifrig beschützt von der ganzen Gesellschaft, die darauf achtete, daß wir von allem die besten Stücke bekamen und nicht betrogen wurden. Der Koch, ein schnurriger, lächerlicher Patron mit einem Bocksbart, machte Versuche, uns auf Französisch anzureden, welche Sprache er behauptete, bis zur Vollkommenheit zu beherrschen. Aber wir mußten — was ihn tief kränkte — dermaßen lachen, daß er genötigt war aufzuhören.

Spaziergang in die Stadt. Die Pilger lagen gruppenweise in den steilen, hochansteigenden Straßen und schliefen ruhig in der milden Wärme. Am nächsten Morgen um vier Uhr sollte das Fest beginnen. Von unserem Fenster aus konnten wir in Zimmer hineinsehen, wo Leute an langen Tischen aßen und tranken. Der Wandschmuck des Speisesaales bestand in einem englischen Stich (augenscheinlich aus Hogarths Schule), der, vermutlich um Appetit hervorzurufen, vierundzwanzig Personen jeden Alters darstellte, die sich mit verschiedenem Mienenspiel in den Sitz durchgebrochener Stühle drückten.

Georges, der jetzt eben aus der Türkei und Kleinasien kommt, sagte, von allem, was er gesehen habe, glichen diese Straßen am meisten denen des Morgenlandes. Wir gingen nach Hause zu unserem guten Wirt, einem italienischen Patrioten, der einen Sohn im Heere hatte, was er uns sogleich stolz berichtete.

Dienstag. Um fünf Uhr morgens wurden wir durch Gesang aufgeweckt. Jede Familie oder richtiger jedes Geschlecht, jeder Stamm für sich, zogen in einer gewissen Ordnung (das Oberhaupt der Familie — die Alten — die Frauen — die Kinder) Psalmen zu Ehren der wundertätigen Madonna singend in die Stadt. Alle sangen sie gut. Es klang feierlich. Wir gingen auf den Platz hinunter, wo zugleich Markt war und sich alle in ihren farbenreichen Trachten drängten. Der ganze Markt leuchtete von Weiß und Rot. Alle Augenblicke mußte der Haufen einem von der Kirche fortziehenden und singenden Stamm Platz machen. Die Leute waren ernsthaft. Nicht ein Lächeln war zu sehen. Das reine Mittelalter.

Wir gingen dann in die Kirche, und hier erwartete uns das eigentliche Bild. Der Raum war gesteckt voll, so daß die Knieenden sich fast drängten. Vor der wundertätigen Maria befand sich ein kleiner, mit Eisenstangen abgegrenzter Raum, wo die Priester lasen und beteten und ihre anderen Zeremonien ausführten; ein garstiger Dickwanst war der Vornehmste. Ein junger Mönch mit sehr feinen Zügen trug ihm stehend die Schleppe, kniete und erhob sich, ohne jemals die Schleppe loszulassen. Um die Eisenstangen herum herrschte Gedränge. Die ganze Kirche sang, schrie und kreischte dazwischen, so daß man sein eigenes Wort nicht hören konnte. Die Pilger, die hauptsächlich Wunder erflehten, waren außer sich, heulten, brüllten: „Maria! Maria! mache, daß mein Bruder gesund wird, daß mein Mann nicht stirbt!" Und diese wilden Schreie waren wie hohe Töne. Sie stiegen empor über den Psalm, der von allen angestimmt wurde, und über die schallende Orgelmusik. Das Kreischen löste sich los vom Chor, vermengte sich mit Schluchzen und Rufen. Die Frauen besonders streckten die Arme aus, schrien wie Besessene und klatschten dann die Hände gewaltsam gegeneinander. Hatte eine von ihnen ihre Anrufung beendet, so schrien alle im Chor, um sie zu unterstützen: „Oh ja, Maria, tu's für sie! tu's, tu's!" Und die Tränen rannen so manchen über das Antlitz. Alle zwei Minuten rief dann einer oder der andere Fanatiker mit gellender Stimme: „Evviva Maria!" und die ganze Kirche wiederholte: „Evviva Maria!", als ließen sie einen König oder eine Königin leben. Ein jeder suchte die Aufmerksamkeit der Madonna besonders auf sich hinzulenken. Viele von denen, die ganz hinten standen, erhoben die Hände und schrien: „Sieh mich an, mich, Maria!"

Inzwischen traten die Familien ein, tiefernste Männer und Frauen, den ganzen Mundvorrat und das gesamte Reisegepäck auf dem Kopfe tragend, jeder einzelne knieend, ohne es zu verlieren, Maria lobsingend. Erst drinnen verloren sie in der religiösen Krampfstimmung Haltung und Würde. Wenn sie wieder herausgingen, schritten sie alle rückwärts, den Blick starr auf Maria geheftet — auf ein kleines, uraltes, dunkelfarbiges, ganz verwischtes Gemälde. Wir sprachen später draußen mit vielen; alle waren sie gläubig; sogar die beiden jungen Mädchen von gestern sprachen von den Wunderwerken dieser „sehr renommierten" Madonna.

Es wurde uns bald zu bunt. Man schauderte bei dem Gedanken, daß einstmals das gesamte Europa genau wie diese Kirche gewesen war, und wir bewunderten in stiller Andacht — denn auch wir hatten die unsere — den Mut jener Denker des Mittelalters, die es nicht nur gewagt hatten, als kalte Zuschauer einer solchen Leidenschaft gegenüberzustehen, die in einem Moment zur Raserei gegen die kalten und stehenden Zuschauer werden konnte, sondern es sogar gewagt hatten, einer Welt zu trotzen, von der uns diese Kirche ein Miniaturbild gab.

Um uns von dem Lärm und dem Atmen in der dumpfen Luft zu erholen, verließen wir die Stadt und setzten uns auf den Abhang eines etwas weiter gelegenen Berges, auf dem ein Schloß im spanischen Stil lag.

Wir sprachen von allem möglichen. Tief rührte es mich, als ich hörte, daß Regnault — sicherlich der erste unter den jüngeren Malern Frankreichs — so jung beim letzten Ausfall vor Paris gefallen ist. Die Leute aus seiner Abteilung traten massenhaft aus den Gliedern und flehten ihn an, diesmal in der Stadt zu bleiben; aber er wollte nicht. Er starb sofort. Er fand einen schönen Tod. Es war eine reiche Natur, er sang, schrieb Verse, war stets guter Laune. Er erhielt in diesem Jahre die Ausstellungsprämie für seine Salome, eine Farbensymphonie von Gelb in Gelb. Hier in Rom sprach man besonders von ihm wegen der Leidenschaft, die die Herzogin von Colonna für ihn empfand. Sie ließ ihm niemals Ruhe. Sie quartierte sich fast in der Académie de France ein, fuhr jeden Tag mit ihm in ihrem Wagen aus, reiste mit ihm nach Spanien und führte ihn bei verschiedenen Granden ein. Dadurch bekam er Gelegenheit, das vortreffliche Gemälde von Prim zu Pferde zu malen.

Wir gingen nach Hause und sprachen mit unserem Wirt über Politik und anderes. Sein Porträt hing an der Wand, es war von einem dänischen Maler gemalt, dessen Name mir unbekannt ist. Die Dänen sind sicherlich eine der populärsten Nationen im Kirchenstaat, überall bekannt; ich bedaure dies in gewisser Beziehung, denn was soll aus Dänemarks Kunst werden, solange seine Maler nicht aufhören, nach Rom zu reisen und dort zu malen, wie sie es tun. Viel Gutes hörte ich von Murphy, einem in Olevano wohnenden Dänen, früheren Gardeoffizier, dessen

Bekanntschaft ich früher einmal bei dem Konsul gemacht habe. Man erzählt sich von ihm, daß er eines Tages in seinem Hause von zehn Räubern überfallen wurde. Er bat sie ruhig, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehen; er wolle ihnen sein Geld geben. Dort ergriff er dann, allein wie er war, zwei Revolver und einen Degen, schoß und schlug, verwundete drei, vier und jagte den übrigen einen solchen Schrecken ein, daß sie flüchteten. Ich hatte die Geschichte schon einmal vernommen; sie gehört zu denen, wie sie die italienische Volksphantasie so recht gern wiedererzählt und ausschmückt. Paul Heyse hat sie in einer seiner Novellen behandelt. Aber die Erzählung unseres Wirts ergötzte mich, weil mein Landsmann in so gutem Lichte stand.

Wir gingen wieder in die Kirche hinein. Die Priester waren im Laufe des Tages ruhiger geworden. Zwanzig bis dreißig lagen zugleich knieend vor einer Schranke. Der Priester ging die Reihe entlang und steckte ihnen murmelnd die Hostie in den Mund; sobald einer sie empfangen hatte, stand er von seinem Platz auf und ein anderer kniete an seine Stelle, so daß die Reihe beständig geschlossen war, während die Priester auf- und abschritten, wie in einem Spiel. So waren sie von vier Uhr morgens gegangen, einander ablösend, wenn sie müde wurden.

Um die Mittagsstunde stiegen wir wieder auf den Berg und sahen die unendlich langen Kirchenprozessionen mit allen möglichen ungeheuren Aufzugsfahnen sich in Windungen die Bergstraße aufwärts zur Stadt bewegen. Kleine weißgekleidete Knaben waren besonders schön. Es schien, als sähe man sie in Balletts im Hintergrunde der Bühne emporschreiten.

Wir gingen in der heißen Mittagssonne über die Berge. Weite Aussicht über herrliche Täler. Alles strahlte vor Sonne. Die Bauerngeschlechter zogen singend aus der Stadt. Wenn der erste Teil einer solchen Gruppe müde war, begann die zweite Hälfte, so daß Gebet und Gesang nie aufhörten, bis sie an ihrem Bestimmungsort angelangt waren. An einer Stelle des Weges war ein großes Kreuz errichtet. Eine Familie von ungefähr zwanzig Personen kniete in einer Gruppe vor dem Kreuz nieder und sang sehr innig und schön. Ihre weißen, roten und blauen Kleider funkelten in dem starken Sonnenlicht. Es war ein ganzes Bild, das Tal in der Mitte, Berge als Hintergrund.

Gegen Nachmittag kamen wir in Olevano an. Wir erreichten das Ziel im Schweiße unseres Angesichts, da wir beständig den Berg hinaufgestiegen waren. Denn alle Städte im Sabinergebirge schweben rittlings auf der Bergspitze. Wir gingen durch die malerische Stadt. Stille Straßen und Gäßchen, voll von Frauen und Kindern in Nationaltracht. Ganz oben eine alte Schloßruine, halb bedeckt von Schlingpflanzen und Grün. Gerade gegenüber auf einer andern Bergspitze liegt das Gasthaus Baldi, die Künstlerherberge. Gemälde an den Wänden. Künstlerporträts, von den Malern selbst ausgeführt, in vielen Mappen voll Zeichnungen. Marstrand hat das Bild der Wirtin gemalt. Sie, nett und freundlich. Aber auch politisch; sie zog die eine nach der andern von ihren Töchtern vor und zeigte sie uns. Die Mädels sträubten sich und wollten sich nicht sehen lassen; es war ein sehr amüsanter Exnerscher Anblick. Die älteste Tochter Elena, fünfzehn Jahre, dumm, groß, unschuldig, schön, dänisch-zurückhaltendes Bauernmädchen. Ein kleines, süßes, prächtiges zehnjähriges Mädchen, ganz reizend, auf den Namen Marietta hörend. Ein kleiner Federigo, braver Junge, der lesen konnte, und die Perle von ihnen allen, die dreizehnjährige Mathilde, noch ein halbes Kind, aber doch erwachsene Jungfrau, mit großen, blauen Augen, roten, lächelnden Wangen. Sie lachte, trieb Unfug, kokettierte für vier und stellte das Haus auf den Kopf. Es machte uns viel Freude, mit ihr zu plaudern.

Welche Aussicht von dort oben! Drei Bergketten, die eine über der andern, bilden den Hintergrund, der Vordergrund ist die Stadt und das hohe Kastell, das sich abends dunkel und drohend vom sternenhellen Himmel abhob; der Mittelgrund eine ungeheure ausgedehnte, flache Kampagne. Gegen Ave Maria (7—8 Uhr) stiegen wir zur Ruine hinauf, und in den Straßen sahen wir die kleinen Mädchen in Kreisen, Hand in Hand, tanzen; sie waren fast alle schön. Sie ließen sich mit großem Vergnügen beschauen, während sie herumtanzten, die Bersaglierihymne sangen und bei bestimmten Worten in die Hände klatschten. Nachher lehrten die Mütter sie bei uns um Bajochi betteln, weshalb sie ihren Tanz aufgaben und uns umringten. Wir gaben den schönsten. Dagegen kam ein junges, schönes Mädchen von selbst und schenkte Georges zwei von seinen Blumen. Wir gingen hin und her im Mondenschein, während unser Abendessen zubereitet wurde. Dann zu Bett in einer höchst

bevölkerten Kammer, gegen deren Bewohner sogar Georges Insektenpulver nicht viel nützte. Da waren Tiere von jeglicher Größe, von Insekten wie mein Zeigefingerglied bis zu den bekannten kleinen. Wir schliefen trotzdem.

Mittwoch. Morgens um sieben Uhr Abschied. Wir nahmen Schinken und Brot mit, sowie eine kleine Flasche Wein und trabten getrost über die Berge davon. Es war nicht allzu warm. Wir stiegen beständig aufwärts bis Civitella. Enge Täler zwischen den Bergen. Wir setzten uns nieder, ließen die Beine über den Abgrund hinaushängen und aßen unsern Schinken. Durst. Kein Haus zu finden. Gespräch mit einem köstlichen Jungen, der Schweine hütete. Erst zeigte er uns den Weg und bekam ein paar Soldi, als wir uns nachher hinsetzten, um auszuruhen, lief er einen weiten Weg von seinen Schweinen bis zu uns und wollte uns wieder helfen: „Ich dachte, Sie hätten sich verirrt und sagte mir: die Armen! Sie können den Weg nicht finden; es wird das beste sein, wenn ich helfe." Wir dankten und versicherten ihm, daß wir den Weg gut kennten. „Ich heiße Ghecco," sagte er. Ich versprach ihm, diesen Namen in mein Gehirn einzubrennen.

Gegen zwei Uhr näherten wir uns Subiaco. In der Nähe der Stadt stürzt sich der mächtige Fluß (Anio) als ein reißender Wasserfall in den Abgrund hinunter. Eine schöne Brücke führt darüber. Zu beiden Seiten der Berg ganz in Grün gekleidet. Wir standen lange und starrten erst hinab, dann hinauf zu San Benedetto, Benedikt von Nursias altem Zufluchtsort. Wir gelangten zu dem schönen Wirtshaus. Die Wirtin gab uns ein vortreffliches Zimmer, führte uns in den Speisesaal und versprach, daß die Ragazza gleich kommen würde. Wir warteten und bestellten Mittagbrot. Sie kam — und wir blieben zwei Tage dort. Elena heißt auch sie, aber sie bildet den vollständigsten Gegensatz zu der von gestern. Die andere war eigentlich schöner, künstlerisch gesehen; kunstloser nämlich, korsettloser sozusagen; aber für unseren verdorbenen Hauptstadtgeschmack war die Schönheit dieser Elena doch weit, weit berückender. Die reizendste Figur, schlank, fein, kokett. Wie ein Rosenbukett aus dem Papier heraussteigt, so steigt ihre Gestalt aus ihrem niedlichen Sabinerinnenkorsett heraus. Es ist nämlich oben ganz offen, und das Halstuch wird auf den beiden Seiten unter den Schultern hineingesteckt. Feines,

anziehendes Profil, anziehend und doch zurückhaltend. Die Gestalt der anderen jungen Elena hatte, ein wenig grob, etwas Klassisches an sich. Dies war der Stil des 18. Jahrhunderts, Watteaus oder Bouchers. Ich hatte von ihr sprechen hören, Marstrand hat sie porträtiert, und wir kannten ihren Ruf, daß sie sehr sittenstreng wäre, wie es sich für die Tochter des Hauses ziemt, die gute Kleider genug und den Ehrgeiz hat, sich ehrbar zu verheiraten. Wir waren die ersten Fremden, die in diesem Jahre nach Subiaco gekommen waren. Alle klagten sie über das Ausbleiben der Forestieri. Der Krieg und die Umwälzung hier sind natürlich die Ursache davon.

Wir aßen ein gutes Mittagsessen, wie es der Ort bot, und wollten gleich nach San Benedetto gehen und jene weitberühmten Felsenhöhen sehen, wo Benedikt als Einsiedler lebte. Aber ein rasendes Gewitter brach los, als wir durch Subiaco gingen. Ein netter Bursche in Kniehosen kam und bat uns, einzutreten. Köstliche Gesellschaft; sie boten uns mit großer Artigkeit Wein an; ein herrschaftlicher Kutscher führte das große Wort; er war possierlich, demütig und treuherzig zugleich. Das Gewitter hörte auf, wir gingen heim, schwatzten mit der reizenden Elena und verplauderten den Abend.

Donnerstag. Wir standen vor sechs Uhr auf und gingen auf den Berg zu den heiligen Höhlen (Sacro speco). Nach fünfmonatlichem Krankenlager und nachdem man in dieser Zeit zweimal mit knapper Not dem alten Herrn mit der Sense entgangen, war es erquickend, seine Glieder gebrauchen und reinen Morgenduft in einer paradiesischen Gegend atmen zu können. Wir sahen jetzt so recht, wie schön die Stadt liegt. Sie ist pyramidenförmig gleich dem Bergesgipfel und endigt hoch oben mit einem stolzen, das Ganze beherrschenden Schloß. Um dieses Schloß haben sich augenscheinlich im Mittelalter die Häuser gesammelt, um Schutz zu suchen. Ein jämmerlicher, magerer, moderner Triumphbogen an dem einen Ende der Stadt stach kümmerlich von den gewaltigen Linien der Natur ab. Hinter und über dem Kastell erhob sich eine bläuliche Bergkette, die seinen Eindruck abschwächte; aber wenn die Berge von Wolken eingehüllt wurden, hob sich das Kastell ganz prächtig vom grauen Hintergrunde ab, so daß es in einem Augenblick imponierend, in einem andern verhältnismäßig unbedeutend erschien.

Unter der Brücke stürzte sich der Bergstrom brausend in all seiner Morgenfrische hinab. Wir sprachen von den Kompositionen Glucks, die Georges mir vorgespielt hatte, und von Berlioz' Symphonie fantastique, die er so sehr liebt, besonders von ihrem ersten Teil, der im Programm Revêries, Passions heißt. Es fiel uns beiden gleichzeitig ein, daß sie, im Jahre 1828 geschrieben, augenscheinlich unter dem ersten Eindruck der englischen Schauspielerin Miß Smithson entstanden ist, deren Aufmerksamkeit Berlioz zuletzt auf sich zu lenken wußte, und die seine Gattin wurde. Denn 1827 hatten die englischen Schauspieler in Paris geweilt. Berlioz wollte im Allegro dieses ersten Abschnittes nicht nur das plötzliche Entstehen der Liebe in einem Herzen, sondern die Geliebte selbst durch ein seelenvolles, häufig wiederkehrendes Thema malen. Er glaubte, daß es durch die Anmut seiner Konturen das Bild eines reizenden Mädchens hervorrufen, durch die Eleganz seiner Rhythmen, die Reinheit seiner Tonfolge eine Vorstellung von ihrem Gang und ihrer Stimme geben könnte. Er hat hierin unrecht; denn nicht das Weib allein besitzt diese Eigenschaften, und die Melodie hebt sich nicht so stark von den andern Melodien der Symphonie ab und glänzt in ihrer Reihe nicht dermaßen außerordentlich, wie sich die Geliebte in Berlioz' Augen von der ganzen Welt abgehoben hat, alles überstrahlend. Dagegen ist es klar, daß die Musik hier etwas geben kann und gibt, was die bildende Kunst nicht vermag. Maler und Bildhauer können das Bild eines schönen Weibes getreu und doch veredelt darstellen. Aber können sie die unbeschreibliche Anziehungskraft wiedergeben, die sie für ihren Geliebten hatte? Tizians Bella donna, Raffaels La Fornarina, Andrea del Sartos und Rubens' Frauen sind alle schön, aber wer hat ihnen gegenüber den Taumel, die verliebte Tollheit empfunden, die eine Frau zu dem einzigen Wesen auf der Welt macht, das für einen Mann in Betracht kommt! Das ist es, was die Musik annähernd wiederzugeben vermag und was Berlioz hier ausgedrückt hat.

Es war sehr warm, die Natur indessen so herrlich, daß ich mir einbildete, ich würde dieses Panorama nie vergessen können, und so schwach ist doch das menschliche Gedächtnis, daß es schon jetzt nur teilweise in meiner Erinnerung geblieben ist. Es ist eine der wildesten Berggegenden, die ich gesehen habe. Wir stiegen über die Steine hinauf und gelangten zu einem köstlichen Olivenhain, dessen Eingang

eine gotische Pforte bildete. Seitwärts eine Wand mit Benedettos mystischem Kreuz, über dem eine Anzahl päpstlicher Zuaven (Flamländer) ihre Namen eingekratzt hatten. Wir kamen zum Kloster und betraten einen offenen, mit Bildern alter Florentiner geschmückten Korridor. Durch vier, fünf in die Felsenhöhle hineinführende Windungen des Weges erreichten wir die Kirche. Sie war völlig von florentinischen Gemälden, wohl ungefähr aus dem 14. Jahrhundert, bedeckt; die meisten waren verwischt. Aber in ihr, unter ihr, an allen Ecken eine wunderliche Sammlung von Kapellen, nach verschiedenen Plänen über und untereinander gegraben, je nach der unregelmäßigen Beschaffenheit des Felsens. Die eine Seite der Kapelle bildet immer die nackte Bergwand. Seltsame, unförmige, unregelmäßige Grotten. In einigen von ihnen sehr alte Gemälde aus dem 12., 13. Jahrhundert. Wir standen lange in der Grotte, wohin Benediktus vor seiner Amme flüchtete, um ihrer Pflege zu entgehen. Eine entzückende, liebenswürdige, von Bernini herrührende Statue, die Benedikt als fünfzehnjährigen Jüngling darstellt, war dort errichtet, wo er lag und wo der andere Eremit seine spärliche Nahrung durch das Loch von oben zu ihm herunterließ.

Von diesem Punkt ging der Benediktinerorden aus; von hier verbreitete sich Segen über ganz Europa. Nicht umsonst nennt Guizot die Benediktiner „les défricheurs de l'Europe". Sie waren es, die für die Wissenschaft der Zukunft den Boden pflügten. Jeder Mann, der leben wollte, und zwar nicht wie ein Tier leben, der denken und nicht raufen wollte, flüchtete zu ihren geweihten Stätten, studierte Literatur, schrieb und arbeitete dort. Für geistige Arbeit gab es keine andere Freistätte.

Ein forscher, magerer junger Mönch aus Sizilien kam und führte uns herum. Er war regelmäßig schön, die Haltung vornehm, aber er lächelte beständig wie mit einer Grimasse. Seine Stimme war süßlich, einschmeichelnd sanft. Er rieb beständig seine feinen, weißen Hände gegeneinander und sprach ganz eintönig. Dieses Lächeln ist das eigentliche Mönchslächeln, die Verzerrung, die entsteht, wenn alle Gemütsbewegungen und Leidenschaften immerwährend niedergehalten werden müssen. Es entspricht in seiner Welt der Bedeutung, die die Diplomatenwürde in einer anderen hat. Er zeigte uns die gewöhnlichen Schätze: Heiligenknochen, Reliquien mit Schleifen umbunden, ferner einen Abguß

der Glocke, die der Teufel dem heiligen Benedikt zerschlug, die Eßglocke, mit der San Romano läutete, wenn er das Essen zu Benedikt hinunterlassen wollte und dieser in Gedanken versunken war. Es war klar, daß der Mönch daran glaubte; er bedeutete uns mit einer leidenschaftlich heftigen Handbewegung, wie es der Teufel angestellt habe, ein Stück von der Glocke abzuschlagen. „So!" sagte er. Im übrigen war er äußerst zurückhaltend und klug, gestand möglichst wenig Mirakel zu, unserem wahrscheinlichen Unglauben gegenüber auf dem Posten. Wir taten natürlich, als ob wir alles glaubten, um ihn zum Erzählen zu veranlassen; aber er hielt sich immerwährend zurück. „Das war kein Mirakel," sagte er mehrmals. „Das ging natürlich zu." Er wollte augenscheinlich zeigen, daß er kein schlechter und rechter Sakristan sei. Wir kamen in den Garten mit dem großen, mannshohen Rosenbeet. Hier war die Stelle, wo Benedikt sich zwischen den Dornen niederwarf und seinen Körper blutig riß, um die Anfechtungen zu töten, die ihm ein junges schönes Weib verursachte. „Es war der Teufel in Frauengestalt?" fragte ich und deutete auf die Wand, wo sie mit kleinen Hörnern abgebildet war. „Der Sage nach war es der Teufel," erwiderte er berichtigend. — „Und die Dornen wurden in Rosen verwandelt, nicht wahr?" sagte Georges. — „Keineswegs," antwortete der Mönch bestimmt; „aber als der heilige Francesco von Assisi später hierher kam, pfropfte er Rosen auf die Dornen. — „Und das sind dieselben Rosen, die wir sehen?" — „Wer weiß! Wenigstens wird nirgends erzählt, daß man sie gewechselt hat." Er war beständig auf seiner Hut, wehrte unsere Fragen leicht und sicher ab; ich konnte ihn zuletzt recht gut leiden. Armer Bursche! Es ist schon merkwürdig, daß er den Grad von Bildung und Kenntnissen erlangt hat, den er besitzt. Im Alter von zehn Jahren hat er, wie er uns mitteilte, Palermo verlassen, hat nun hier vierzehn Jahre lang in Armut und Not in diesen öden Bergen, von lauter Mönchen umgeben, gelebt und hat so viel Mäßigung und so viel Feinheit erworben. Wie fein ist diese Rasse!

Es erbitterte mich, daß nun auch diese Mönche vertrieben werden sollen. — Es ist eine Schande, solche Eingriffe in die menschliche Freiheit zu unternehmen, und das im Namen der Freiheit. Dieses herrliche alte Kloster zum Pferdestall zu machen, verbietet zum Glück seine Lage. Als ob Benedikt nicht dennoch

5*

ein großer und ausgezeichneter Mann war, wenn wir auch heutzutage keine Katholiken mehr sind! Ich hasse diese Roheit, ebenso wie ich, seit ich hierher kam, gegen die geeifert habe, die die Vertreibung der Jesuiten verteidigen. Dieses Haus, diese Grotten gehören diesen Mönchen; sie sind arm, sie leben still, sie studieren und schreiben; die Mönchsschändlichkeiten des Mittelalters sind nie bis zu diesem stillen Ort gelangt. Durch Handlungen, wie man sie jetzt begeht, die nichts mit wahrem Freisinn zu tun haben, erweckt man nur Raserei gegen sich und benimmt sich ganz und gar wie das unleidliche Christentum des Mittelalters. Ist das Freiheit, die unterjocht, die verbietet, die keinen unschuldigen Zusammenhalt dulden will! Wie traurig ist es, die Sache der Neuzeit so schlecht verteidigt zu sehen.

Wir hatten uns durch die Lektüre der Legenden von Benedikt und der historischen Darstellung seines Lebens vorbereitet und gingen gerührt fort. In dem nach seiner Schwester genannten Kloster Santa Scholastika nichts besonders Merkwürdiges; großer, schöner Klosterhof, ansprechende gotische Bruchstücke.

Wir gingen hinunter, beständig von bettelnden Kindern umringt. Ein kleines neunjähriges Mädchen, fast nackt und zugleich fast entwickelt, ging, ihre Bürde auf dem Kopf tragend, auf bloßen Füßen mit festen Schritten neben uns her. Ich gab ihr einige Soldi. Als sie uns französisch sprechen hörte, näherte sie sich Georges und sagte flüsternd: „Sei uno Zoavo, ma zitto!“ d. h. „Du bist ein Zuave, aber ich werde es niemand sagen!“ Sie fügte hinzu: „Wir sind alle deine Freunde. Wann kommt Ihr, wann kommt der Papst wieder?“ Sie legte den Finger auf den Mund, sah sich mit großer Pfiffigkeit um, sagte dann noch einmal: „Ich werde nichts verraten.“ Sie glauben, daß Leute, die französisch sprechen, päpstliche Zuavenoffiziere in Zivil sind.

Wir sprachen davon, daß eine lesbare und unparteiische Schilderung der Klöster des Mittelalters ein sehr nützliches Buch sein würde. Georges hat große Lust, es zu schreiben, hat aber allzu viel Pläne, so daß er bald wieder davon abkommt. Wir gingen nach Hause, aßen in Gesellschaft der schönen Helena und unternahmen dann einen den ganzen Tag währenden Spaziergang über die Wiesen in Subiacos Umgegend, von schön beleuchteten Bergen umringt, während wir tief unten, unter unseren Füßen, schöne,

waldbewachsene Täler vor Augen hatten. Georges zeichnete; ich lag unter einer Steineiche und träumte und dachte unter anderem daran, wie kalt und häßlich es jetzt in Dänemark wäre.

Wir gingen abends nach Hause; ein Gendarmerieoffizier war angekommen; ein sehr höflicher Mann, der aber allzu viel mit Elena flüsterte, was bei Georges bitteren Liebesneid erregte, so daß er, nachdem wir in unsere Schlafkammer gegangen waren, sich nicht einmal schämte, an der Tür zu stehen und zu horchen. Er hörte dann zu unserer Belustigung, daß, umgekehrt, der Offizier eifersüchtig war und Elena sich verteidigte. Er hörte: Niente — diversi complimenti — gettarmi par la finestra — francese — danese-venuti a piedi — domani sommari.*) Wir erfuhren daraus, daß ihre Tugend so wild war, daß sie die Absicht oder die Gewohnheit hatte, sich aus dem Fenster zu stürzen, wenn diese Tugend bedroht wurde, gerade wie Rebekka in Ivanhoe. Ich neckte sie am Morgen sehr damit, die Höhe und Beschaffenheit des Fensters in demonstrativer Weise zu untersuchen, so daß sie merkte, daß wir ihre Worte gehört hatten. Sie tröstete Georges durch die Versicherung, daß der Gendarmerieoffizier ihrer Auffassung nach einer der häßlichsten Männer unter der Sonne wäre. Es war im übrigen ganz klar, daß sie ihn nicht leiden mochte; von den Zuaven sprach dagegen auch sie mit großer Begeisterung. Sie haben Wunden in manchen Frauenherzen in den Bergen ringsum hinterlassen. Wirkung von Uniform und Religion im Verein. — Köstlicher Mondschein. Gute Betten.

Freitag. Früh auf, Lebewohl zu dem würdigen Vater, herzzerreißendes Dito zu Elena, und per Esel nach Cerbara, immer auf schwierigen Bergpfaden hinan, daß die Steine unter den Füßen der Maulesel rollten. Es waren nette Tiere, und es tat mir leid, meinen zu prügeln, aber es war notwendig, da sie daran gewöhnt sind und — ebenso wie gewisse Frauen ihre Männer sonst nicht respektieren, wenn sie nicht die Peitsche zu kosten kriegen, — etwas bei ihrem Reiter entbehren und keine Achtung vor ihm haben. Aber mir taten die armen Dinger leid. Denn die Wege waren verteufelt schlecht; bald ging es im Wasser, bald auf

*) Nichts — einige Artigkeiten — würde mich aus dem Fenster stürzen — französisch — dänisch — zu Fuß gekommen — Esel zu morgen bestellt.

rollenden Steinen. Der Weg schlängelte sich am Abgrund entlang die Felswand empor und war sehr schmal. Herrliche Blumen wuchsen auf den Felsen. Alle hundert Schritt waren Kreuze aufgestellt, die man hier an den Stellen errichtet, wo jemand überfallen und ermordet worden ist. Unser Freund Ottavio Cerotti hat in diesen Bergen tüchtig auf die Banditen Jagd machen müssen. Er war als Bersaglierooffizier einmal einen ganzen Tag hier in den Hinterhalt kommandiert worden und mußte alle die Räuber auf der Stelle erschießen. Er kenne jeden Pfad in diesen Bergen, erzählte er uns; dagegen hatte er, obwohl er in Rom geboren war und obwohl er an jenem denkwürdigen 20. September mit dem italienischen Heer seinen Einzug in seine Vaterstadt hielt, als wir Rom verließen, noch nicht ein einziges Mal in seinem Leben den Vatikan besucht.

Cerbara ist die höchst gelegene Bergstadt. Sie liegt da wie ein Adlernest. Sie wird nie von Fremden besucht. Aber wir hatten von französischen Malern gehört, daß man beim Apotheker speisen könne. Wir wurden vortrefflich aufgenommen. Ein kleiner Junge von zwölf Jahren führte uns auf die Schloßruine hinauf. Wir sahen um uns nackte, wilde Felsen. Georges sagte, daß sie ganz denen Ägyptens glichen; keine Täler, sondern nur Rinnen, die der Bergstrom geschnitten hat; Bergkette über Bergkette, stufenweise von allen Seiten aufsteigend. Ich fragte den Jungen, was er am liebsten werden möchte, Priester oder Soldat. „Priester," sagte er, „man kann nichts Besseres sein." Den Apotheker, der zugleich Postmeister war, trafen wir in seinem Bureau, es war ein freundlicher, verständiger, gutmütiger Italiener von der echten, honetten Sorte. Er ließ uns von dem Jungen in sein Haus führen. Eine der interessantesten Behausungen, die ich gesehen habe. Um das Feuer (einen großen Scheiterhaufen) saßen drei Frauen in Nationaltracht. Ein junges, reizendes Mädchen erhob sich aus einer anderen Ecke und bot uns den Willkomm. Mitten im Zimmer saß ein junger ungefähr siebzehnjähriger Priester, der Sohn des Hauses, prächtiges Gesicht, nachdenklicher und ruhiger Blick, vollkommene Naivetät. Keiner von der Familie hatte jemals eine wirkliche Stadt gesehen. Nur der junge Priester war einmal in Subiaco gewesen. Aber er hatte die Zeitungen gelesen, und mit lebhaftem Interesse unterhielt er sich über die Kommune und

das Versailler Heer. Als ich hörte, daß er so verständig sprach, fragte ich ihn, ob er ganz bestimmt Geistlicher werden wolle. Er antwortete: „Vorläufig studiere ich und kann dann entweder Student oder Geistlicher werden, aber ich bin sicher, das letztere werden zu wollen; denn die Wahrheit wird siegen, das ist nur eine Zeitfrage." Es war eine so reine Begeisterung in seinem kindlichen Gesicht, daß ich ganz schmerzlich berührt wurde, als ich ihn so reden hörte. Ich sagte: „Was kennen Sie von antiker Literatur?" „Die Catilinarischen Reden, die für Milo, Sallusts Jugurtha, Livius, Horaz und Vergil." „Haben Sie Homer gelesen?" „Ja, in Montis italienischer Übersetzung." In der modernen Literatur schien er nicht weiter gekommen zu sein als bis zu Dante. In Wirklichkeit war er ja auch sein Zeitgenosse.

Wir bemühten uns vergebens, ihm die Anschauung beizubringen, daß die Besetzung Roms seitens der Franzosen ein Staatsfehler und ein Unrecht gewesen sei, und daß keine Nation ein Recht habe, sich in die Angelegenheiten einer anderen zu mischen. „Der Satz ist im allgemeinen wahr," sagte er, „aber dieser Fall ist eine Ausnahme. Der Papst ist der Vater der ganzen katholischen Welt, der Papst ist die Wahrheit. Es ist Frankreichs ewiger Ruhm, ihn verteidigt zu haben. Die Italiener sind ein erbärmliches Volk. In Subiaco stimmten sie ‚Ja' aus Furcht (per rispetto umano), aber wir hier in Cerbara, wir stimmten ‚Nein', Mann für Mann. Nicht einer unter uns war feige." Ich fragte ihn, ob er an die Unfehlbarkeit des Papstes glaube. Er antwortete mit rührender Treuherzigkeit: „Ich glaubte ein wenig daran, ehe sie ein Dogma wurde. Jetzt, da sie ein Dogma ist, jetzt weiß ich, daß der Papst unfehlbar ist." Die Frauen betrachteten den jungen Priester mit Ernst und Ehrfurcht. Der Vater kam dazu, und mit derselben Unerschrockenheit wie der Sohn griff er die Regierung an. Aber da er ja nicht wußte, welche religiösen Anschauungen wir hegten, gab er die religiösen Gründe seines Hasses nicht an. Er führte besonders die drei Anklagepunkte an: Die Steuer auf Mais, die Mühlenabgaben, Preisverdoppelung der Freimarken. Das ist überall der Maßstab des kleinen Mannes. Das Gespräch kam jedoch notgedrungen auf die religiösen Fragen; sie fragten vorsichtig; Georges antwortete sehr zurückhaltend und liebenswürdig; aber auf eine gegebene Veranlassung konnte ich mich nicht enthalten, zu erwidern,

daß ich kein Katholik sei. Es entstand eine Stille, eine Pause der Bestürzung, als ob ich das Entsetzlichste gesagt hätte. Es tat mir fast leid, daß ich die Wahrheit gesprochen hatte. Als wir gingen, erhob sich die alte Frau am Ofen, streckte ihre Hand aus und sagte zu Georges: „Gehe mit Gott, mein Sohn, und mögen dir Maria und die Heiligen eine glückliche Reise geben." Ich mußte mich ohne Segen begnügen.

Sie gaben uns Essen und nahmen fast nichts dafür.

Wir gingen und begannen den Abstieg zu Fuß. Es regnete leise; aber plötzlich brach ein fürchterliches Gewitter los, und wir hatten nicht einmal Regenschirme. Da standen wir mitten auf dem Bergpfade. Zum Glück gewahrten wir ein Obdach, eine Art Sennhütte; wir liefen dorthin, krochen hinein und befanden uns inmitten einer großen Familie, die dort wohnte. Sie sahen uns mit ungeheucheltem Erstaunen an, befühlten unsere Kleider und fragten bei jedem Stück nach dem Preis; sie hatten kaum je vorher Leute in gewöhnlicher europäischer Tracht gesehen. Um kein Gefühl der Entbehrung und des Neides bei ihnen zu erwecken, gaben wir kaum die Hälfte des Preises an. Aber selbst diese erschien ihnen so hoch, daß sie, völlig überwältigt, einander die Summen mitteilten. Ihr steter kindlicher Ausruf war: „Gente ricchissima!"*) Wir plauderten mit ihnen in ihrem Viehstall wohl ungefähr anderthalb Stunden, während es donnerte, blitzte und goß. Dann gingen wir, und kaum jemals habe ich solchen Marsch unternommen. Keine Spur von Weg. Alles spitze Steine, — reißende Wasserströme, Schlamm bis über die Knöchel. Wir wateten im Wasser, in Pfützen, rissen uns die Füße an den Steinen wund, hüpften von einem zum anderen und fürchteten, daß sich unsere Stiefel ganz auflösen würden. Es wurde immer schlimmer; Stunde auf Stunde verging; wir waren halbtot vor Müdigkeit. denn nie gab es eine Sekunde Ruhe, immer mußte man von Stein zu Stein springen und im Morast versinken.

Dann ging es wieder aufwärts, fast senkrecht aufwärts. Das Wasser troff uns übers Gesicht, und unsere einzige Linderung bestand darin, wie Matrosen zu fluchen. Dann kamen wir nach Arsoli und sahen zum ersten Male Priester und Bersaglieri in

*) Ungeheuer reiche Leute.

vertraulichem Verkehr auf den Straßen. Das sah possierlich aus, wenn man bedachte, daß das ganze Heer in Kirchenbann getan war. Wir spülten etwas Wein hinunter und fuhren dann mit der Post nach Tivoli: Im Wagen waren zwei Priester, der eine schön, ein scharfes Machiavelligesicht, der andere ein junger grober, gewöhnlicher Priester mit einem lasterhaften Antlitz; sie sprachen hauptsächlich über Politik. Das Gewitter brach von neuem los. Wir fuhren bei strömendem Regen an dem schönen Kloster Cosimato vorüber, unter dem ein Bergstrom wie ein Wasserfall herabstürzt. Dann wurde es schöner Mondschein, und wir kamen durchgefroren und erschöpft nach Tivoli, wo wir zu unserer Freude die Bekanntschaft einer feingebildeten amerikanischen Gesellschaft machten, die mit uns in demselben Zimmer aß. Eine junge reizende, schwarzhaarige Amerikanerin machte unter den eigenen Frauen des Hauses von so verschiedenem Typus einen besonders merkwürdigen Eindruck. — Nacht mit Millionen von Flöhen.

Sonnabend. Wir aßen unser Frühstück an der klassischen Stätte, wir saßen unter dem schönen Sibyllentempel und blickten zu dem stürzenden Wasserfall hinüber, dessen Schaumfächer sich in der Sonne ausbreiteten. Vor uns hatten wir Olivenwälder, die größtenteils grau, aber doch in dem starken Licht auch grün und rot erschienen. Dann gingen wir eine Bergstraße entlang, die mitten durch alle die Kaskaden und kleinen Wasserfälle führt, und von der man die ganze Landschaft übersieht; rechts die weite Kampagne und die Peterskuppel, die sich immer über ganz Rom erhebt, vor uns Tivoli, das stolz auf seinem Felsen steht, links alle die Wasserfälle. Wir saßen wohl eine Stunde und ließen uns von der Sonne backen, während Georges mir eine seltsame Geschichte erzählte, die ihm in Florenz passiert war.

Er hatte sich bei einem venezianischen Ehepaar eingemietet. Der Mann erschien ihm sehr tüchtig; aber gegen die junge Frau war er gleichgültig. Sie hatte schöne, sprechende Augen, war im übrigen nicht schön, und er dachte nie an sie. Jeden Morgen, wenn Georges saß und spielte, kam sie ins Zimmer, und als später seine Schwester nach Florenz kam, war sie stets mit dieser zusammen. Eines Tages sagte sie zu ihm: „Ich weiß, woran Sie denken, und daß Sie leiden; aber glauben Sie mir, Sie haben es mit keiner Undankbaren zu tun; doch ich will lieber schreiben als sprechen.“

Am nächsten Tage gab sie ihm einen fast wahnsinnigen Brief, abgebrochene Worte, losgerissene Sätze, den ganzen Ausbruch einer hysterischen Liebe. So ging es ein paar Tage fort. Da er es als echter Franzose vor allen Dingen für unwürdig hielt, solche Briefe von einer Frau zu empfangen, in deren Nähe seine Schwester lebte — dies führte er zunächst an —, sodann keine Leidenschaft empfand und außerdem meinte, als ehrlicher Mann sich nicht erst mit ihr verbinden und sie dann dem Gatten überlassen zu können, so sagte er ihr fest und sanft, daß sie diese ohne Veranlassung von seiner Seite entstandene Neigung bezwingen müsse. Sie wurde sehr gerührt. Er reiste gleich darauf mit seiner Schwester nach Venedig, aber sie fuhr ununterbrochen fort, an ihn zu schreiben, so lange, bis der Mann den Briefwechsel entdeckte und Georges schrieb, er wünschte, er hätte Grund, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; aber er müsse zugeben, daß Georges sich als ein vollkommen ehrenhafter Mann benommen habe. Nur bat er ihn, die Briefe seiner Frau auszuliefern. Georges antwortete, es sei seltsam, daß er jemand, den er selbst einen ehrenhaften Mann nenne, einen solchen Vorschlag machen wolle; er würde selbstverständlich nie eine solche Niedrigkeit begehen. Dann hörte der Briefwechsel auf, und Georges hat sie nie wieder gesehen. Aber ihre Geschichte ist interessant. Denn mit fünfzehn Jahren verliebte sie sich so sterblich in einen jungen Mann, daß sie ihrem Vater, der die Heirat untersagte, bestimmt erklärte, sich von ihrem Liebhaber entführen zu lassen. Er kam jede Nacht in einer Gondel unter ihr Fenster — ganz wie in George Sands *L'Uscoque* — und sie verabredeten Pläne. Plötzlich starb er, und sie verheiratete sich nach einiger Zeit mit ihrem jetzigen Mann, weil er ihrem verstorbenen Geliebten ein wenig glich und außerdem denselben Vornamen hatte wie er. (In eine von Goldschmidts *Liebesgeschichten* kommt derselbe Zug vor.) Es versteht sich von selbst, daß sie mit einem Mann, den sie aus solchen Gründen gewählt hatte, unglücklich wurde.

Wir konnten nie müde werden, uns umzusehen. Wir gingen zur Villa Hadrians, schlenderten dort umher wie das vorige Mal, ließen uns von ein paar jungen, schlanken, raffaelischen Bauern, die stolzen, verkleideten Prinzen glichen, Wein bringen und fuhren mit der Post nach Rom. Während unserer Fahrt erzählte ich Georges von Siena, wo ich mich so glücklich gefühlt hatte. Ich sagte

ihm: Glück ist, im klaren Mondschein einsam auf einer Marmorbank auf dem Domplatz zu Siena zu sitzen, in einer Sommernacht, wenn sich das Mondlicht in der großen Rose des Fensters bricht und all der glänzende weiße Marmor funkelt und leuchtet. Ich phantasierte weiter von der Kirche, die aus weißem Marmor erbaut und mit schwarzem Marmor durchzogen, stolz und prächtig, hoch und kräftig und doch zugleich süß zum Hineinbeißen ist, süß wie Zucker und gut für die Augen wie das Spitzenkleid einer jungen Schönheit. Ich erzählte von der Liebenswürdigkeit des Präfekten, von seiner feinen philosophischen Bildung und führte seine Worte an: „Hier lebt sich's vortrefflich für einen Mann, der wie ich das Leben hinter sich hat und ein paar Stunden des Tages zum Studieren übrig haben will. Für einen jungen Mann würde das Leben hier nicht gut sein."

Das Leben in Siena ist patriarchalisch, ein Idyll. Die Leute sind einschmeichelnd höflich; aber sie meinen es so. Klopft jemand an die Tür, so sagt er: „Herr, verzeihen Sie; verzeihen Sie, wenn ich störe; seien Sie nicht ungeduldig; paßt es Ihnen?" und noch sieben andere Formeln. Fragt man nach dem Weg, wollen sie mitgehen. Nirgends sind die Preise für ein Glas Eis, eine Tasse Kaffee, ein Paar Stiefeln so niedrig. Die Sanftheit der Gemüter ist so groß, daß die dortige Aristokratie, die gläubig ist und mit der alten Regierung eng verbunden war, sich schon der neuen anzuschließen beginnt. Es wunderte Georges zu hören, wie geliebt der alte Herzog dort gewesen war. Es war ein guter Mann, nicht im geringsten tyrannisch, so geschätzt in Siena — vielleicht zum Teil infolge der ghibellinischen rückständigen Haltung der Stadt, — daß man in Italien die Stadt ausschalt und sie Innsbruck nannte. Ich schilderte die Stadt: die jungen Töchter des Präfekten lobten bei jeder Gelegenheit das Gesellschaftsleben. Der Vater lachte darüber und sagte: „Hier gibt es kein Gesellschaftsleben — aus Sparsamkeit." Die Leute in Siena sind wohlhabend, aber sie geben nichts aus, deshalb sind sie wohlhabend; es sind Gutsbesitzer und kleine Handeltreibende. Die Gutsbesitzer bringen sechs bis acht Monate des Jahres auf ihren Gütern zu. Es gibt nur eine Familie in der Stadt, die abends empfängt (einmal wöchentlich), und einzelne Familien, die vormittags empfangen. Das Theater spielt während sechs Monaten des Jahres, besonders

zur Karnevalszeit; da ersetzen die Besuche in den Logen während der schlechten Komödie oder Oper das fehlende Gesellschaftsleben. Sonst sieht man sich fast nie; man ist sehr zurückhaltend, trifft sich nur auf dem großen Platz, wo die Wagen der Damen anhalten, während sich die jungen Männer nähern und ihnen mehr oder weniger geistreiche Artigkeiten sagen. Die Besitzer der herrlichen mittelalterlichen Paläste verkaufen diese nicht, sondern sparen und scheuen jeden Luxus, sogar jede Geselligkeit.

Ein junger Adliger betrachtete es als einen Luxus von mir, daß ich mir einen eisernen Stock, eine Art Florett, kaufte, der mit Büffelhaut bezogen und mit einem Bleiklumpen versehen war, und den man sowohl zum Stoßen wie zum Schlagen gebrauchen konnte, — freilich wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil man in Siena wahrlich nicht mit der Gefahr eines Überfalls zu rechnen brauchte. Man kann von der Stadt sagen, sie stirbt aber sie ergibt sich nicht. Man findet in den Magazinen vortreffliche Stoffe; sie liegen da von Jahr zu Jahr und kommen aus der Mode, aber infolge des Weltstreites und aus Kirchturmspatriotismus kauft kein Sieneser seine Kleider in Florenz. Der Groll geht so weit, daß die Papistischen in Siena mit einer Art Entzücken am 20. September die Botschaft vernahmen, daß die Italiener in Rom eingedrungen waren. Man hörte nur einen Schrei: „Das war Florenz gesund!“ Nun war es doch nicht mehr Hauptstadt. Die Freude über diesen Stoß, den Florenz erhalten hatte, war weit größer als die Trauer über den Sturz der Papstgewalt.

Man liebt in Siena keine Veränderungen; man ist glücklich über das Leben, und das Leben ist so schön. Es gibt viele Damen dort, die nie gereist, nicht einmal in Florenz gewesen sind, und dorthin fährt man in drei Stunden. Sie entbehren nichts.

Wir kamen darin überein, daß dieses entzückende Klima, das in äußerlicher Hinsicht ein Glück ist, in geistiger Beziehung ein Unglück werden kann. Im Norden muß man fast lasterhaft sein, um zu faulenzen; hier muß man fast tugendhaft sein, um zu arbeiten.

Die Siena-Mundart gilt bekanntlich für das reinste, schönste Italienisch; man hörte stets Witze über die Kehllaute der Florentiner. Nun ist die Stadt nur Schale, und ihr Leben sammelt sich hauptsächlich in den Augen ihrer schlanken und doch vollen Blondinen.

Aber es ist leicht, sich das Gefühl vorzustellen, mit dem ein alter Sieneser im 15. Jahrhundert über den großen Platz ging, der wie in einem Kochtopf liegt, von Palästen umgeben, und dessen eine Seite von einem Schloß eingenommen wird, das an den Palazzo vechio erinnert, aber noch prachtvoller liegt, während die Stadt sich ringsum amphitheatralisch erhebt.

Georges fragte mich über Sienas Kunst aus. Ich versuchte, den frischen Eindruck dieser schönheitstrunkenen, milden und süß-sentimentalen Geistesrichtung des sanften Siena in meiner Seele wieder aufleben zu lassen. Der Sinn für Schönheit ist in Siena nicht sinnlich, wie in Neapel, oder großartig, wie in Rom; er ist attisch und elegant, zierlich und zärtlich, ein Sinn für das Allerliebste. Und was ist das Allerliebste? Das ist im malerischen Ausdruck des Gefühls das Seelenvoll-Innige (Duccio, Beccafumi, Jacopo della Quercia, Sodoma), in der Bildhauerkunst das kleine aber anmutig und köstlich Ausgemeißelte, in der Architektur das spitzenartig Ausschmückende im Verein mit der mystischen Pracht und dem geheimnisvollen Zauber der Gotik. Ich wiederholte meine Behauptung: Glück ist, in einer Sommernacht bei Mondschein allein auf dem Duomoplatz in Siena sitzen, ganz von sich erfüllt.

Das Gespräch verstummte, das Rollen und Rasseln des Wagens, der Klang der Pferdeglocken betäubten und schläferten uns ein. Ich versank in Träume, und es war mir, als hörte ich plötzlich jemand anders auf Dänisch sagen: „Kongens Nytorv, einer der größten und schönsten Plätze der Welt," gewiß eine Erinnerung aus der Geographie meiner Kindheit. Und ich träumte von dem „Pferd". Ich weiß noch, ich wunderte mich darüber, daß wir es stehen ließen. Und eine schneidende Stimme sagte: „Du bist ein Sinnbild, du bist ein Wahrzeichen der Stadt, du Pferd, das auf dem Markt in die Kniee sinkt, Pferd, das nicht gehen kann, Pferd, das von einem hochseligen Oldenburger geritten wird." Und mir träumte, daß die Geister der Lampe es zur Nachtzeit nahmen und in die Gegenden des Südens brachten und es ganz heimlich auf den Duomoplatz in Siena aufstellten. Und als am Morgen Sienas kleine Jungen zur Schule gingen, sahen sie das Schreckbild auf dem Markt und entsetzten sich. Sie sagten: „Was ist das? Ist es ein Tier? ist es ein Mensch?" Eine alte Frau zweifelte: „Chi lo sa!" Aber die Priester sagten: „Wahrlich, das

ist ein Zeichen des Himmels! Wer hätte geglaubt, daß es etwas so empörend Häßliches in der Natur der Dinge gäbe? Was sollen wir mit diesem Tier machen? Ob es von dem Erbfeind Florenz gesandt worden ist? Ob es ein Pferd ist wie jenes trojanische mit dem Bauch voll bewaffneter Männer? Der Bauch sieht nach allem möglichen aus." Aber der Präfekt der Stadt, Signor Cornero, entwand meinen Händen einen Spieß, bezogen mit Büffelhaut, und jagt ihn, wie ein zweiter Laokoon, dem Tiere in den Leib, und aus dessen Bauche krochen zwei ungeheure Schlangen, und sie spieen Kälte, Regen und Verleumdung über die Stadt aus und töteten den Präfekten und seinen Sohn, der in München studiert; aber noch im Sterben gab mir der Präfekt meinen Stock zurück. Ich verlor ihn aus meiner Hand und fuhr dadurch auf.

Der Wagen rollte und rasselte beständig. Die Kampagne breitete sich vor dem Auge aus mit ihrem ganzen Reiz für denjenigen, der sich in ihre große, ernsthafte Anmut vertieft hat. Was für eine Ruhe bietet die Natur nach dem Anschauen all des mühevollen Menschenwerkes. Das menschliche Geschlecht scheint die Städte erbaut zu haben, um sich selbst zu zeigen, was es vermag; nun leidet es unter ihnen und zieht das Land vor.

Im Postwagen befand sich ein bedauernswerter armer Garibaldiner, der Medaillen von allen Feldzügen Garibaldis trug und über die neue Regierung jammerte, die den Garibaldinern kein Geld gäbe. Er jammerte so lange darüber, Hungers zu sterben, daß ich ungeduldig wurde und kurz bemerkte, man stürbe nicht so leicht vor Hunger. Dies war ein Signal für einen kirchlich gesinnten Postboten, dem Garibaldisten allerhand Sticheleien zu versetzen. Da begann dieser eingeschüchtert davon zu sprechen, wie gut die französischen Truppen gekämpft hätten. Er meinte, das würde uns gefallen. Doch mir tat er leid, der Wicht, so arm wie er war. Es war auch schön, ihn von Garibaldi sprechen zu hören. Er erzählte, daß er zu Hause eine Flasche hätte, aus der Garibaldi einmal getrunken habe. — Ja, es ist freilich so, wie die Schöne in Genazzano sagte: „Es gibt in Italien noch zwei Parteien." Das schlimmste ist, daß die Regierung zuweilen schwankt, zuweilen zu weit geht.

Rachela

(1897)

Georges Noufflard und ich hatten im Frühjahr 1871 einige Zeit in Neapel gelebt. Seine Schwester schloß sich uns an, und meine französischen Freunde hatten mit mir zusammen eine Droschke gemietet. Sie wollten nach Pompeji, das ich öfter gesehen hatte, ich nach Sorrento; wir wollten uns also, unserer Verabredung gemäß, in Torre Annunziata trennen. Aber als wir nach einer langen Fahrt zwischen dem Meer und lauter Mauern nach Torre del Greco kamen, wurde das eine Pferd lahm. Wir wurden also genötigt, einen neuen Wagen zu nehmen, und nun änderten meine Gefährten ihren Plan und begleiteten mich gleich bis Sorrento. Wir aßen unterwegs in Castellamare. Der Weg von dort bis Sorrento ist mit Recht seiner Schönheit wegen berühmt. Er geht, in die Felsenwand eingehauen, am Meere entlang, windet sich in die Felsen hinein und wieder heraus, und jede der mächtigen Klüfte, die er bildet, ist voll von Olivenbäumen. Das Meer war stahlblau, der Himmel wolkenlos. Es war eines der seltsamsten und traumschönsten Bilder, die ich gesehen hatte. Kaum angekommen, ging ich in das Haus Rosa Magra hinauf und mietete mir ein Zimmer. Ich machte den letzten Spaziergang mit meinen Freunden, die ihre Aufmerksamkeit gegen mich verdoppelten, da wir nun mehrere Tage getrennt leben sollten. Fräulein Marias alte Gesellschaftsdame Rosalie Courtonnel konnte sich gar nicht an den Gedanken gewöhnen. Wohl fünfmal sagte sie zu mir: „Und wenn wir nun heimfahren nach Neapel, wollen Sie dann wirklich allein hier bleiben, ganz allein? Fürchten Sie sich nicht, daß Ihnen etwas zustößt?“ — Ich erklärte ihr, daß ich gewöhnt sei, allein zu reisen, und nie Gesellschaft entbehrte. Ich war ja allein von Hause fortgereist. Sie und die andern nahmen mir dann das Versprechen ab, daß ich in drei, vier Tagen wieder in

Neapel sein würde, ein Versprechen, das ich freilich keineswegs zu halten beabsichtigte.

Ich entschloß mich bald, eine Zeitlang in Sorrento zu bleiben. Hier hatte ja Tasso so lange gewohnt: hier besuchte er, von der Welt verstoßen, krank und verloren, seine Schwester, die ihn nicht gleich wiedererkannte, so hatte er sich verändert. Alle Zeiten haben hier ein Zeugnis hinterlassen. In Bajä war ich vor wenigen Tagen an der Villa vorübergefahren, wo Cicero wohnte und Augustus empfing, als dieser, noch ein Jüngling, bei dem berühmten Redner eingeführt wurde. Trotzdem, die eigentliche Ursache weshalb ich blieb, waren nicht die großen Toten, Cicero, Augustus und Tasso, sondern eine geringere Zeitgenossin, Rachela. Nicht, daß ich sieben Jahre um sie dienen wollte, aber sie gefiel mir gleich, als ich meinen Koffer absetzte. Sie war die Tochter des Hauses, und hier wie überall auf dem Lande in Italien wird man patriarchalisch empfangen. Die Bevölkerung kommt dem Reisenden mit einer Freundlichkeit und liebenswürdigen Geradheit entgegen, wie sie nur in diesem verzauberten Lande der Treuherzigkeit zu finden ist. Wie hieß es in dem Geschichtsbuch unserer Schule? „. . . aber da Italien so schön ist, daß derjenige, der es einmal gesehen hat, es nur sterbend verlassen will.“ Unwillkürlich fiel mir die alte Floskel ein.

Rachela war schlank, mit goldbrauner Haut und tiefroten Lippen; ihre Hauptanziehungskraft bildete ihre Sorrentiner Mundart, die sie verständlich klar und mit einer besonderen Anmut sprach. Die ersten Worte, die wir wechselten, drehten sich um den kürzlich verstorbenen jungen Dänen S., einen der manierlichsten Schwindler und Heuchler, die ich bei dem Volksschlag angetroffen habe, die man Phantasten zu nennen pflegt. Er ist übrigens in der Literatur verewigt, denn nach einer Äußerung, die Ibsen eines Tages fallen ließ, ist etwas von seinem Wesen in dessen Peer Gynt hinübergeglitten.

Sie sagte: „Ach, wie es mir leid tat, als ich hörte, daß dieser Jüngling gestorben war. Aber, Herr, es war kein Wunder, die Mädchen gefielen ihm gar zu gut. Da mußte es die Brust büßen. Er nahm ein Mädchen aus Ischia mit sich hier aufs Land und später nach Capri hinüber. Was die Schönheit anbelangt, so war gerade nicht allzu viel Rühmenswertes an ihr; aber was tut nicht die Liebe! Ich sah sie einmal auf der Straße, und Antonio, der

Bootsmann, sagte zu mir: ‚Sieh, das ist das Mädchen, das mit dem Herrn zusammen war, du weißt,‘ und sie war sehr häßlich; es war nicht das geringste Schöne an ihr; aber er war nun einmal verliebt.

Nun, lieber Herr, dann ging's wie gewöhnlich. Das Mädchen war sehr leidenschaftlich (voleva sempre lavora'); das konnte er, der Arme, nicht ertragen, so wurde seine Brust ganz elend.“ — Ein paar Wochen später hatte man den jungen Menschen tot in Rom gefunden mit einem vorher zurechtgemachten Papierzettel auf der Brust, auf dem stand:

Was sucht ihr hier eine Leiche!
Ich selbst im schönsten Traum ging ein
Zu Jesus im himmlischen Reiche!

Wir glitten in ein politisches Gespräch hinüber. Sie, wie alle Bewohner dieser Gegend, war sehr unzufrieden mit Vittorio Emanueles neuer Regierung, sie sehnte sich nach der Papstzeit zurück. Wie all und jeder klagte sie über die unbillig hohen Steuern. „Nun haben wir diese hohen Steuern,“ sagte sie und fügte ironisch hinzu: „Aber dafür haben wir ja ein großes Gut bekommen. Das ist die Freiheit. Die Freiheit! Wissen Sie, Herr, was die Freiheit ist? Wenn einer ein armes, braves Mädchen oder eine Frau los sein will, dann schickt er sie fort oder läuft von ihr fort. Einen andern Sinn habe ich in dieser Freiheit nie finden können. Die Gesetzgeber, Herr, müßten doch wirklich bedenken, daß eine Frau ein schwaches Wesen ist und gut sein und doch nicht nein sagen kann.“ — Ich erklärte, daß die weibliche Schwachheit über allen Zweifel erhaben wäre, und daß die Gesetzgeber gefälligst daran denken müßten. — Sie erwähnte einige Male, daß sie verheiratet sei, spielte ein wenig darauf an, daß sie von ihrem Manne getrennt lebe und ein kleines Mädchen hätte, von dem ich übrigens nichts sah; aber ich fragte natürlich nach nichts.

Ich machte nach der Mahlzeit einen langen Spaziergang in der Dunkelheit. Es war ein wunderliches Gefühl, nachdem ich so lange mit andern gelebt hatte, mich jetzt ganz allein in der Natur zu befinden und ihr gegenüber zu stehen als ein Ich gegenüber einem Du. Seit ich mich an meinen Freund anschloß, von dem ich so viel gelernt, hatte ich mich nicht so stark als einzelner Mensch, als Person gefühlt.

Es war ganz dunkel, als ich nach Hause kam. Rachela erwartete mich in der Tür. Ich sagte zu ihr: „Es ist zu früh, zu Bett zu gehen. Wir wollen auf das Dach hinaufgehen und ein paar Stunden zusammen schwatzen und einige Tropfen guten Wein trinken." — „Gern," sagte sie, und wir stiegen hinauf, saßen zuerst kurze Zeit schweigend da und blickten auf das Feuer des Vesuvs. Die Sterne waren hervorgekommen; sonst war es eine sehr dunkle Nacht. Und sie begann zu plaudern, flüsternd, damit es die Leute im Hause nicht hören sollten. Drei Nächte hindurch, während wir auf dem Dache beisammen saßen, erzählte sie mir nun ihr ganzes Leben, oder richtiger, da wir jeden Abend so ziemlich von vorn anfingen, so gab sie mir in verschiedenen Formen drei vollständige Schilderungen ihres Lebens. Sie bewegte sich vom hohen und teilweise ergreifenden durch den naiver leidenschaftlichen bis zum annähernd wahrheitsgemäßen und wirklichkeitstreuen Stil.

Erstes Gespräch nachts auf dem Dache

Es müßte im Original wiedergegeben werden, mit allen sprachlichen Eigentümlichkeiten, mit dem, je nachdem die Erzählung an Heftigkeit zunahm, immer gewaltsameren Schnurren der Rs, so daß ein Wort wie rabbia zuletzt klang, als würde es mit drei Rs ausgesprochen. Rachelas ganzes Wesen schien Leidenschaft, doch von würdiger Art. Eine Grundsumme von Ehrlichkeit und Ernst. Darüber erhob sich eine Liebe, die ich selten eine so leidenschaftliche Sprache führen hörte, eine aufrichtige Liebe, die das Glück genoß, Gegenliebe zu finden. Ein Unerfahrener mußte glauben, hierin das ehrliche und erschöpfende Bekenntnis einer feurigen Seele zu haben.

„Ihr Mann wohnt nicht hier?" — „Nein, er wohnt in Como." — „Und er läßt eine so schöne Frau allein?" — „Ich bin meiner Gesundheit wegen hier; ich wurde während des Aufenthaltes in Como krank und mußte deshalb hierher zurückkehren." — „Sie sind achtundzwanzig Jahre?" — „Ja, und mein Mann ist neununddreißig. Er hat ein wenig weißes Haar, aber Sie können sich nicht denken, wie rotwangig und stark er ist, sehr schön anzusehen. Ich habe mir nie einen anderen Mann gewünscht. Man soll sich nie des Geldes wegen verheiraten.

Das einzige, worauf man sehen muß, ist Liebenswürdigkeit. Deshalb war es sehr dumm von Signor Rakilles Braut in Dänemark, daß sie ihn nicht nahm (sie meinte den jetzt verstorbenen dänisch-römischen Komponisten und Musiklehrer Ravnkilde). Es wäre ja eine Ehre für sie gewesen; er war doch Maestro. Die andern quälten mich sehr damit, daß ich mich mit einem alten Manne von sechsundsechzig Jahren mit vielem Gelde verheiraten solle; aber davon wollte ich nichts hören. Ich wollte einen Mann haben, den ich lieben konnte. Da kam eines Tages meine Schwester und erzählte mir von einem Carabiniere, der hier in der Gegend auf der Jagd nach Räubern wäre, und sagte: ‚Wie ich ihn achte! Wie ich ihn gern habe!' — Ich sagte: ‚Was geht das mich an?' — Er ging nun jeden Tag vorüber und grüßte zum Balkon hinauf; ich grüßte wieder. Die andern sagten: ‚Er ist in dich verliebt.' — Ich sagte: ‚Was geht es mich an!' — Aber so geht es in der Welt; eines Tages kam er herein, setzte sich hin und bat um einen Trunk. Ich gab ihm Wein. Er sagte: ‚Ein schlechtes Leben, das wir in diesen Tagen geführt haben' (denn es gab viele Räuber), und darauf zu mir: ‚Habt Ihr einen Bräutigam?' — ‚Ja,' sagte ich und nahm aus meiner Kommode ein Porträt, das ich von einem Neapolitaner hatte, der war damals mein Bräutigam. — ‚Es scheint mir, daß der Mann etwas zu alt für Euch ist,' sagte er. ‚Niemand will einen Carabiniere haben, denn ein Soldat ist nie ruhig auf einem Fleck. Aber in einem Jahre habe ich ausgedient, dann komme ich hierher zurück, und wenn Ihr dann mein sein wollt, dann bin ich Euer.' — Ich liebte ihn, er reiste und kam wieder. Alle meine Verwandten waren nun gegen mich in Bewegung. Keiner wollte es haben, daß ich ihn heiratete, von dem niemand etwas wußte. Aber, Madonna! wie war ich verliebt in ihn vom Scheitel bis zur Sohle, schön wie er war. Wie konnte ich an einen andern denken! Ich stampfte mit den Füßen auf und befand mich in einer Raserei und rief, sobald sie begannen: ‚Ich will, ich will ihn und nie einen andern haben!' Und so wurden sie denn zuletzt genötigt, mich ihn heiraten zu lassen. (Mit einem zärtlichen Blick:) Nichts kann der Macht der Liebe trotzen." — „Und glauben Sie nun, daß er, wo er doch so weit entfernt ist, ebenso erfüllt von Ihnen ist, wie Sie es von ihm sind?" — „Ich denke es sicher. Er schrieb wenigstens in seinem letzten Brief, kein anderes

6*

Weib könne mit seiner cara moglie (lieben Gattin) verglichen werden." — „Das glaube ich gern; aber um so mehr müßte er bei Ihnen geblieben sein. Nicht, weil ich für mein Teil ihn entbehre." — „Wenn man sich einem verständigen und liebenswürdigen Signore anvertraut, vergeht die Zeit."

Zweites Gespräch nachts auf dem Dache

Als ich von meinem einsamen Spazierweg nach Hause kam, war Rachela mir entgegengegangen, eifrig bestrebt, mich zum Hinaufgehen auf das Dach zu veranlassen und dort ihre Bekenntnisse fortzusetzen. Als wir uns gesetzt, die Sterne angesehen und an dem Wein genippt hatten, begann sie:

„Ich bekam also meinen Mann; dann schrieben seine Eltern, daß sie ‚die liebe Braut' sehen wollten, und wir reisten. Ich wollte auch gern seine Familie sehen, und ich freute mich darauf, die großen Städte Firenze und Milano zu sehen. Aber er führte mich nur hindurch und gleich nach Como und überdies nicht einmal in die Stadt, sondern auf einen Hügel in einer nahegelegenen Wüste. Dort wohnte seine Familie ganz allein. Eine Zeitlang ging es gut, aber dann bekam ich eine so fürchterliche Schwermut und Sehnsucht nach der Heimat hier, nach Mutter und meinen Schwestern, daß ich reisen mußte; auch der Arzt sagte, wenn ich nicht reiste, könnte ich nicht leben. Aber mein Mann wollte nichts davon hören. Er ließ sich gänzlich von den anderen regieren. Sein Bruder sagte zu ihm: ‚Sie soll bleiben', und der Bruder war der schlimmste Mensch, den ich je gekannt habe; er besaß nicht das geringste, während mein Mann doch tausend Dukaten hatte; aber er griff in unsere Kasse, wenn er wollte. So mußte ich mich denn von meinem Mann trennen, aber (etwas pflichtschuldiger in der Betonung) wie ich ihn liebe, o Madonna, wie ich ihn liebe und ihm wohl will! Ich war sechzehn Monate verheiratet gewesen und hatte ein kleines Mädchen von sieben Monaten, dem ich die Brust gab. Aber mein Mann wollte mir keineswegs erlauben, sie mitzunehmen. Ich dachte also: besser, er ist glücklich, als ich. — War ich eine böse Frau oder eine gute Frau, Herr, als ich mich so betrug? — So reiste ich nach Milano zurück und ging in das Wirtshaus, wo wir gewohnt hatten, als wir ankamen. Aber

Weinen und Gram hatten mich so verändert, daß der Wirt mich nicht wiedererkannte. ‚Warum seid Ihr allein?' sagte er. ‚Warum ist Euer Mann nicht mit? Habt Ihr kein Kind bekommen?' Ich sagte nun, wie es zugegangen war, und seine Mutter, die in der Stube saß, stand auf und sagte: ‚Reist sofort zurück und nehmt Euer Kind! Seid Ihr verrückt, ihm das Kind zu geben? Das Kind kann nicht ohne Eure Milch leben, und Ihr werdet krank, wenn das Kind Euch die Milch nicht abnimmt; dann schlägt sie nach innen und zerstört Eure Gesundheit." Da ging ich gleich an demselben Abend zu einem Freunde meines Mannes, der in Milano wohnte, und bat ihn, mich zu begleiten, und wir fuhren mit dem ersten Nachtzuge nach Como und kamen an das Haus. Ich sagte zu ihm: ‚Geh still um das Haus herum, daß wir keinen von der Familie wecken, die mir feindlich gesinnt ist.' Dann ging ich gleich zur Schlafkammer meines Mannes, klopfte leise an die Tür und rief. Aber trotzdem er mich hörte, glaubte er zu träumen. Ich ging also ins Zimmer hinein und sagte zu ihm: ‚Ich bin es, die von Milano zurückgekommen ist, ich kann ohne das Mädchen nicht leben, und das Mädchen kann nicht ohne mich leben.' Er sagte: ‚Du willst das Kind haben, aber ich sage nein, nein, nein, und ich will nichts mehr hören.' Ich weinte und bat, aber er drehte sich auf die andere Seite und sagte nur: ‚Nein, nein!' — Da legte ich mich mit allen meinen Kleidern auf das Bett, denn ich wollte mit dem ersten Zug fortfahren. Er sagte: ‚Zieh dich nur aus, und laß uns noch einmal gut Freund sein (contentami ancora una volta!).' Aber ich sagte: ‚Nein, ich will mich nicht ausziehen, sondern morgen früh reisen.' Als es Morgen wurde, faßte ich ihn mit beiden Händen um den Kopf. So (sie umfaßte mit einer repetitio in animale vili meinen Kopf mit beiden Händen) und küßte ihn, sagte Adieu und weiter nichts. Dann ging ich. Er rief immerwährend aus dem Fenster: ‚Komm zurück, contentami.' Aber vergebens.

Als ich nach Firenze kam, hatte mich die Milch fast verrückt gemacht. Ich lief in der ganzen Stadt herum, um ein kleines Geschöpf aufzutreiben, dem ich die Brust geben könnte, aber es war nicht möglich. Dann fand ich eine alte Frau, die mich von der Milch befreite; ich bedankte mich und gab ihr zehn Lire dafür. Aber als ich nach Napoli kam, war es dasselbe. Ich lief herum,

um ein kleines Kind in Sorrento zu finden, aber es war keines da. Nun schlug die Milch nach innen, meine Beine schwollen auf, und ich war halbtot. Endlich fand ich ein Kind von fünf Jahren. Da fuhr ich mit Mutter nach Castellamare, um ein Kind zu finden, das ich zu mir nehmen könnte. Meine Freundinnen sagten zu mir: ‚Nimm ein Kind, laß es saugen, bezahle der Mutter für jedesmal und schicke es gleich fort, sonst sagt er noch dazu, das fremde Kind wäre deines.' Das tat ich, und nun habe ich meine Gesundheit wieder; ja, manche finden, daß ich nicht so übel aussehe, und meine Stellung bringt ja hie und da ein verlockendes Angebot mit sich, Signor, aber ich widerstehe; nicht gerade aus Tugend, aber der Folgen wegen, nicht wahr? Und ich bin niemals froh. Ich kann wohl hin und wieder, wenn ich mit Fremden spreche, einen Scherz sagen oder ein bißchen lachen, aber immer denke ich an ihn, den ich so innig liebe, und an das Kind. Jedesmal, wenn er schreibt, antworte ich sofort, damit er keinen Grund zur Klage hat; aber er schwatzt hin und her, bald, daß er kommen will, bald das Gegenteil, und ich sehe keinen Ausweg. Zum Gericht will ich nun einmal nicht meine Zuflucht nehmen."

Drittes Gespräch nachts auf dem Dache

Sie hatte mich gebeten, etwas zeitiger nach Hause zu kommen, sie hätte so viel auf dem Herzen. Als wir auf das Dach hinaufkamen, waren schon verschiedene Sorten des guten Vesuvweines zurechtgestellt, und sie begann sofort: „Ich habe heute Nacht gar nicht schlafen können, wegen alles dessen, worüber wir gestern gesprochen haben. Ich dachte die ganze Nacht an ihn." — „Sie lieben ihn also immer gleich innig?" — „Ob ich ihn liebe!" — „Es waren also einzig und allein seine Verwandten, die so schlimm waren?" — „Ja, urteilen Sie nun selbst, lieber Herr! Ich glaube, er ist aus guter Familie, und reise mit ihm dort hin. Was nun? Nun komme ich in ein Haus, draußen in einer Wüste, und sehe, es sind Bauern, schlecht gekleidete Bauern, und begreife, daß er ein Bauer ist wie sie. Das ganze Haus war fürchterlich schmutzig. Ich trug einen Hut und ein seidenes Kleid, und die ganze Einwohnerschaft hatte sich den Weg entlang aufgestellt, um mich ankommen zu sehen — die Neapolitanerin nannten sie mich —

gerade als ob ich eine Merkwürdigkeit wäre. Als ich nun zu den Bauern (mit Verachtung) kam, wollte mein Mann, der Bauer, daß ich nicht seine Frau, sondern aller Dienstmädchen sein sollte. Ich sollte für sie alle fegen, Wasser tragen, rein machen usw. Ich konnte kein Wort von dem verstehen, was sie sagten — das glich ja keiner Sprache — und sie ihrerseits verstanden nie, was ich meinte, sondern sagten: ‚Das ist ja keine Italienerin. Sie spricht ja Inglese.‘ Inzwischen nahm der Bruder von unserem Geld, und ich hatte nie einen Soldo. Sobald ich den geringsten Einspruch erhob oder sagte: ‚So will ich mich nicht placken,‘ gleich nahm mein Mann seinen Stock und begann auf mich loszuprügeln. Madonna, wie er prügeln konnte, und wie er mich prügelte! Immer und ewig prügelte er. Nur ein Wort — dann schlug er, daß es am ganzen Körper schmerzte.“ — „Und Sie entbehren ihn trotzdem so tief?“ — „Ihn! Was liegt mir an dem Bauernlümmel. Um das Kind ist es mir zu tun. Bekomme ich sie — dann kann er gerne gehen ... wohin er will.“ — „Aber warum wollen Sie ihn denn so gerne hierher haben?“ — „Lieber Signore, was bin ich? ein unglücklicher Mensch: ich bin nicht Mädchen, nicht Frau, nicht Witwe. Aber sehen Sie, hätte ich ihn hier, dann wäre ich sicher; hier, wo ich meinen Bruder und so viele männliche Verwandte habe. Er dürfte sich nicht rühren, mir nicht solchen unbedeutenden Klaps geben (sie klopfte sich leicht auf die Hand). Zehn gute Stilettstöße würden ja für mich bereit sein, wenn ich einen brauchte. Ja, dann nähme ich die Zügel in die Hand; weder ein Mucks von Rechthaberei noch von Eifersucht würde gelitten werden. Eine halbe Mandel guter Stiletts stünden augenblicklich bereit. Aber da unten in Como! Käme ich da hinunter, hätte er mich bald zu schanden geschlagen.“

„Gut, aber nun er, sehnt er sich denn gar nicht nach einer so reizenden Gattin, die hundertmal zu gut für ihn ist?“ — „Lieber, du verstehst auch ganz und gar nichts (in der Hitze sagen sie immer du); er kommt nicht, weil er Angst hat. Er hat Angst vor meinem Bruder und vor allen meinen Vettern und Freunden. Er hat Angst davor, daß ich meiner Familie gesagt habe, daß er mich geprügelt hat. Aber davon habe ich noch nie ein Wort gesagt.“ — „Warum nicht?“ — „Warum nicht, wie du fragst! Natürlich, weil ich es war, die aus Trotz gegen alle die anderen diese unselige Heirat

erzwang. Dann würden sie ja recht kriegen und kommen und sagen können: ‚Du schläfst, wie du dich gebettet hast.‘ Aber ach, ach! Wie kann ich ihm den Glauben beibringen, daß ich ihnen nichts gesagt habe? Könnte ich bloß schreiben, oder könnte ich bloß schreiben lernen, so könnte ich es ihm sagen. Aber ich kann es nicht einmal mehr lernen. Ich bin ja kein Kind. Alle meine Briefe jetzt sind bloß Geschwätz, gute Worte, fader Unsinn, weil ich einen anderen für mich schreiben lassen muß und mich dem Schreiber nicht anvertrauen kann. Und außerdem wird er doch, solange andere für mich schreiben, immer glauben, daß ich andere ins Vertrauen gezogen habe. Deshalb weine ich oft aus Wut darüber, daß ich nicht selbst schreiben kann; denn dann würde ich ihn schon bewegen, herzukommen, und sowie er erst hier wäre, dann wäre er unter der Zuchtrute, ja unter ihrem flammenden Schwert. — Doch, es ist spät, Herr, ich will zu Bett gehen."

Wenige Tage darauf stand ich morgens um fünf Uhr auf und verschlang mein Frühstück, um nach Capri hinüberzufahren. Rachela kam mit Rosa Magras Buch, in das sich eine Menge Reisende eingeschrieben hatten. Köstlich waren die deutschen Inschriften; die fadeste Empfindsamkeit im Entzücken über die Stadt, das Land, das Haus. Die französischen hatten ein bißchen mehr Geist. Die skandinavischen endlich waren der Ausdruck einer so unverfälschten Spießbürgerlichkeit, daß sie fast rührten. Aber alle waren sie in demselben Geiste gehalten, alle die Herren waren sehr zufrieden gewesen, alle empfahlen dieses Haus ihren Landsleuten. Ich konnte mir nicht helfen, ich fand es ein bißchen kindlich, ein Haus in einem Buche zu empfehlen, das im Hause selbst auslag; denn wer sich darin befindet, weiß ja, wie es dort ist. Ich erklärte deshalb Rachela, daß ich es wenig galant fände, wenn ich mich mit ihr zufrieden erklärte, und schrieb also mit ihrer munter gegebenen Einwilligung umgekehrt eine Empfehlung von mir: E stato qui Signor Giorgio Brandes. Sono stata contentissima di lui; mi fu ricommandato del Signor Rakille, e lo ricommando anch' io a tutte le belle donne, ragazze, moglie e vedove d' Italia. Rachela Fiorentini.

Venedig

(1888)

Ist dies Wirklichkeit? Straßen von Wasser — statt der Droschken schlanke Gondeln mit einer mächtigen eisernen Hellebarde im Vordersteven. Und diese Paläste! Hier gibt es ja fast gar keine gewöhnlichen Häuser. Sind das alles Paläste? Gehst du jeden Tag so gekleidet, o schöne Signora Venezia? Ist es möglich, daß dies dein Alltagsgewand ist? Jeden Abend segelt man also hier von seiner Haustür hinaus und hinein ins Land der Träume.

Irgend ein Franzose hat folgenden Vers geschrieben:

Venus est la belle déesse
Venise est la belle cité.
Doux astre, ville enchanteresse,
Perles d'amour et de beauté!
Vous vous levez de l'onde amère
Toutes les nuits à l'heure du repos,
Car vous êtes soeurs, et pour mère
Vous êtes l'écume des flots.

Geblendet von dem Anblick, verwirrt von der Wucht der Eindrücke, landete ich zum ersten Male an einem Juliabend bei der Piazetta und kam auf den Marmorplatz hinaus. Ein Dienstmädchen mit tizianischem Madonnentypus kam mir gerade entgegen. Lichte Frauengestalten, blonde, bezaubernde Veronesen und Tintorettos glitten, raschelten, schlüpften ringsum vorüber, und ich stand da, umgeben von einer Architektur, von Palästen, mit denen verglichen die Paläste aus Tausend und eine Nacht Scheunen und Aladdins Schlösser phantasielos sind, wie der Wirklichkeit entrückt, auf diesem Platz, der im Schein von tausend Lampen und zweitausend Sternen erglänzte, während die feine Sichel eines zunehmenden Mondes sich draußen am Horizonte der Lagunen zeigte. Welch ein Gesellschafts-

raum, dieser Platz! Dies ist kein Pflaster, sondern der blanke Marmorboden. Hier gibt es keine Wagen, keine Pferde, keinen Springbrunnen, keinen Staub, nichts, was die Reinheit des Fliesenfußbodens befleckt, und dann ringsum: dieses ungeheure Viereck der Baukunst, dessen Schönheit freilich eine andere aber keine geringere ist als die des alten Rom. In Rom waten wir zwischen Stümpfchen und Brocken und sind bestrebt, mit Hilfe der Einbildungskraft die Pracht des Altertums neu aufzubauen. Hier lebt die Pracht des Renaissancezeitalters als ein Ganzes.

Von allen Herrlichkeiten Italiens übertrifft vielleicht dies allein alles, was die Träume eines Knaben ihm an irdischer Schönheit vorgaukeln können. Wenn der Knabe Mann geworden ist und hier auf der Piazetta steht, erfährt er, daß er sich in seinen Träumen als ein schlechter Poet gezeigt hat, und die Phantasie seiner Kindheit wird genötigt, sich tief und selig unter der Phantasie der großen Meister zu demütigen, die diese erstaunliche Sammlung von Wunderwerken erbauten. Dem Meere zugewandt, die beiden weltbekannten mächtigen Säulen von geschliffenem Granit mit dem Markuslöwen und St. Theodor. Rechts die westliche Fassade des Dogenpalastes, links die Bibliothek, die das ist, wofür sie gilt: Italiens schönstes Bauwerk. Sie erinnert etwas an den Stil des Palazzo Farnese in Rom. Ihr Eindruck ist: edle Stärke, ruhige Herrlichkeit, Pracht ohne Üppigkeit, leichte, stolze Schönheit ohne Strenge und ohne überflüssige Ausschmückung.

Gegenüber liegt der Dogenpalast. Die Bibliothek sagt zu ihrem gigantischen Nachbarn: „Was bist du für ein sonderbares und unedles Wesen, du griechisch-gotisch-maurischer Bastard?“ Aber der Palast antwortet: „Ich bin alles in einem: Ich bin die Gewalt, mächtig, unerschütterlich, ehrwürdig — Ich bin die Schönheit, glänzend, bunt, ausgeschnitten — Ich bin die Eigenart und die Laune: denn ich lege das Massive auf das Durchbrochene und mache meinen offenen Säulengang so stark, daß er, sicher wie Atlas die Welt trug, die massive maurische Mauer trägt. Die größten Geister der Neuzeit haben mich zum Muster genommen; Goethe hat sich nach mir gebildet. Meine erste Etage, die mit der Säulenreihe, entspricht der Iphigenia und den römischen Elegien, meine zweite, die gotische mit den Spitzbogen, entspricht dem Götz und Faust, mein drittes an das Morgenland erinnernde Stockwerk ist,

was der Divan in Goethes Lebenswerk ist. Nichts kann in regelloser, gesetzmäßiger Zauberkunst sich mit meiner Architektur messen."

Aber es ist ein Auflauf auf der Piazetta. Was gab es? Ein betrunkener Mann vergriff sich an einem Munizipalgardisten, der ihn mit großer Gemütsruhe beim Kragen packte und ins Wasser warf. Dem setzt man sich aus, wenn man sich in Venedig rauflustig zeigt. Es sah äußerst komisch aus, besonders durch die Fertigkeit, mit der es geschah.

Von den drei Seiten ist der Marmorplatz von einem Flammenschein umgeben; die Bogengänge strahlen; alle die ersten Magazine und Cafés hier sind von Gasflammen überglüht. Und der Raum ist voller Spaziergänger. In der Mitte steht ein Musikkorps um einen hohen Kandelaber, und der ganze Platz widerhallt.

Vor San Marco erheben sich in der Dämmerung die drei turmhohen roten Mastbäume auf ihren Bronzesockeln, und die ungeheuren Flaggen, die von ihrer Spitze bis zum Fuß hinunterreichen, groß wie ein dreistöckiges Haus, breiten sich langsam von ihnen aus. Die alten, verschieden gefärbten Säulenbündel an der Fassade von San Marco scharen sich zusammen und steigen einander auf den Kopf, wo die Mauer vorspringt. Die Kirche weicht zurück wie in ungeheure Nischen, und über jedem Nischentor ein Stück innerer Kugelfläche von leuchtender Goldmosaik mit Mosaikfiguren in roten und anderen stark gefärbten Draperien.

Langsam bewegen sich in dem dichten Gedränge die weißgekleideten Frauen mit ihren Begleitern auf und ab, und die Scharen werden verteilt, indem sie sich durcheinander schieben. Ein Wohlgeruch geht von allen diesen Toiletten aus. Es ist heiß. Aber die frische Brise vom Meere kühlt, so schwach und milde sie auch ist, doch die Luft. Vielmehr als halbbekleidet sind diese jungen Frauen nicht. Alle haben sie indessen einen weißen durchsichtigen Flor über Hals, Schultern und Arme. Ein Nordländer findet leicht die bekannten Verse von Alfred de Musset: „Hast du in Barzelona eine Andalusierin mit sonnverbranntem Busen gesehen? Das ist meine Geliebte" usw. unwahrscheinlich. Denn es ist doch seltsam, andere zu fragen, ob sie die braune Brust unserer Geliebten gesehen haben. Wer zur Sommerszeit in Venedig gelebt hat, begreift, daß man die Körperfarbe einer fremden Dame kennen kann, ohne sie anders als von der Straße aus zu kennen.

Diese Frauen in den weißen Kleidern mit der kleinen Spitze auf dem Haar, sind fast alle verheiratet; aber gut verheiratet sind sie selten. Regelmäßig folgender Anblick: Der Mann kommt mit seiner Frau, sie ist zwanzig bis vierundzwanzig Jahre, schön wie Venus oder Eva. Er sieht ein wenig mürrisch aus, ist meist etwas kahlköpfig; der Ausdruck seines Gesichts ist spießbürgerlich. Ein anderer Herr geht mit ihnen, und an ihn verschwendet die Frau ihre Liebenswürdigkeit. Er ist dreißig bis vierunddreißig Jahre, sein Bart ist sorgfältig gepflegt, seine schwarzen Augen leuchten. Wenn die Blumenmädchen kommen, geben sie erst der jungen Dame, und zwar eine ausgesucht große, glührote Nelke mit vielen Knospen; dann bekommt der junge Herr eine kleinere, und zuletzt wendet sie sich an den Ehemann, der antwortet: „Mir nicht. Danke, ich nehme nie Blumen an.“ Aber wohlgemerkt, der Mann bezahlt, und zwar für beide; so benehmen sich die Philosophen der venezianischen Schule.

Die junge Frau, die dort zwischen ihren vier kleinen Kindern an einem der zu Hunderten symmetrisch vor den Konditoreien aufgestellten Tische sitzt, kann nicht mehr als dreiundzwanzig Jahre alt sein. Ihre Toilette ist nicht reich, aber frisch und anmutig. Ihre Haut hat die seltsame Klarheit des Alabasters. Das Gesicht ist länglich, das Profil scharf und rein in seinen Linien, die Augen groß, tief, schwarz, ohne die leiseste Runzel oder Dunkelheit darum. Könnte man nicht aus dem Wesen der Kinder schließen, daß sie ihre Mutter sei, so würde man glauben, sie wäre ein junges Mädchen, denn die Haut ist fein und hell wie die eines Kindes; nicht das leiseste Fleckchen und nicht die kleinste Verunzierung; das Oval des Kopfes entspricht den idealen Vorstellungen, die man sich in früher Jugend von weiblicher Hoheit und Milde im Verein macht. Ihre Hand ist merkwürdig; etwas mager, aber zarter als das zarteste Instrument und leuchtend weiß. Ein prächtiges Armband hebt sie hervor. Der Ehemann mit den dicken Augenbrauen sieht dagegen aus, als stände er in ihren Diensten; man sollte glauben, sie wäre eine Adlige mit großem Grundbesitz und er ihr Pächter — und dabei ist sie selbst doch das einzige, was er gepachtet hat. Sie ist eine geborene Venezianerin, denn sie sagt: A rivedersi statt ci und sertamente statt certamente; sie spricht una forte impression' rein französisch aus und sagt mit ein-

geschobenem s : chi s'è. Sie stammt von den alten Geldfürsten der Stadt ab. Man staunt, wenn man eine solche Prinzessin von Geblüt ihren weißen Arm einem so fürchterlichen Grobian reichen sieht, und eine Ahnung taucht auf, daß ihr Seelenleben nicht nur ihrem Äußerem wenig entspricht, sondern daß sie selbst keineswegs das Ideal begreifen würde, von dem sie eine Vorstellung erweckt.

Was macht diese Frauen so merkwürdig? Zunächst natürlich Rasse und Klima, all das durch die Abstammung Angeborene, sodann der allgemein weibliche Sinn für Schönheit in Wesen und Benehmen, die Gabe, sich durch eine Mantille, eine Spitze, ein Band zu verschönern, endlich ein Müßiggang, eine Gedankenlosigkeit, die ins Uferlose hinausträumt ohne träge zu sein. Sie sind noch dieselben ungestört ruhigen und wunderschönen Tiere, wie zu Giorgiones und Tizians Zeiten. Ihre Blässe ist nie nervös. Sie genießen das Leben, eine Kunst, die man im Norden vergessen hat. Seht, wie bequem sie sich in ihren eigenen Gondeln zurücklehnen und langsam — langsam den Fächer bewegen.

Segelt man am nächsten Morgen zur Akademie hinüber, lernt man eine Überraschung anderer Art kennen. Mir schauderte, als ich zum ersten Male diese Säle sich vor mir öffnen sah, einen nach dem andern, ungeheuer, von oben bis unten bedeckt mit Bellinis, Tizians, Veronesen, Tintorettos: All dies ist vorhanden, ist hier, ist mein!

Ja erst dies ist Venedig. Hier wohnt der Menschenschwarm, der diese Stadt erbaute und ihren Glanz ausmachte, der ihre Kriege führte, ihre Siege gewann, sie in Krieg und Frieden regierte und ihren Namen in der Weltgeschichte unsterblich machte. Denn so eigenartig der Anblick gestern abend war, nicht jene Trachten sind es, weder die Röcke aus Tuch noch die Kleider aus Flor, die zu diesen Palästen und Gondeln passen. Es ist die üppige Atlaswelt des 16. Jahrhunderts: Brokat im Winter, die nackte Haut im Sommer, alles beides Atlas. Hier ist Venedigs wahre Bevölkerung.

Die italienischen Städte haben die gemeinsame Eigenart, daß sie nicht (wie z. B. Dresden) ein Haus mit Kunstwerken enthalten, sondern selbst ein Kunstwerk sind; es ist Venedigs Merkmal, daß nicht einmal die Sammlung in seiner Akademie eine zusammengetragene Kunst hat: Venedigs eigene Bilderwelt reicht hin, um

eine Sammlung auszumachen. Ganz dementsprechend enthält der Dogenpalast nicht (wie alle anderen Rathäuser Italiens) Szenen aus der Geschichte anderer Städte, nicht einmal aus der römischen, sondern ausschließlich Bilder aus der Vergangenheit Venedigs. Venedig bedarf Roms nicht; es ist selbst ein Rom.

Ein Bild überwältigt. Es ist Tizians Madonnas Himmelfahrt, von dem Stich und Photographien keine Vorstellung geben. Es ist eine Komposition, deren Farbenwirkung sich mit der Wirkung vergleichen läßt, die ein Orchester von mehreren hundert Musikern ausüben würde, falls sie so spielen könnten, daß keine Feinheit verloren ginge und keine Verschmelzung fehlte. Es ist mit einem in menschlicher und künstlerischer Hinsicht unschuldigem Sinn gemalt. Das junge Mädchen steigt gerührt und ernsthaft zum Himmel auf Wolken, die tragend sich heben. Hunderte von goldhäutigen nackten Knaben mit Flügeln umjubeln sie. Der väterliche Gott, eine entzückende Gestalt, zeigt sich in den Wolken, beugt sich vor, sichtbar bis zum Gürtel, und breitet schwebend seine Arme aus, um sie zu empfangen. Sein Bart ist weiß, aber sein Haar noch dunkel; es ist ein Mann, halb jung, halb vom Ernst gealtert, ein Vater, der eine geliebte, lange entbehrte, bewunderungswürdige Tochter empfängt. Die untere Hälfte des Bildes ist noch vollkommener. Apostel, Schüler, brechen in Entzücken aus über das Mirakel. Ein großer Begeisterungshauch fährt durch ihre Seelen; sie heben die Arme, staunen, werden bewegt und leben das leibhaftige Leben. Ihre Draperien flattern bei der Bewegung um sie herum, und diese mächtig hochroten, schwärmerisch grünen Trachten brechen in eine Licht- und Farbenhymne aus, in ein jubelndes, tausendfältiges Hosianna in der Höhe ewiglich! — Bis du dir die Augen zuhältst und sagst wie Oehlenschlägers Valborg: Nun will ich nichts mehr sehen, — nun vergesse ich dich niemals. — Diese Wände, diese Leinwandtafeln, das ist Venedigs wahre Literatur, das sind die sprechenden Erinnerungen der Stadt.

Segelt man durch die Stadt zurück, so sieht man alle Straßen voll von nackten Schwimmern. Sie plätschern umher und sitzen auf den Marmortreppen der Häuser nur mit leichten Schwimmhosen angetan. Die jungen Mädchen stehen an den Fenstern und gestikulieren mit den schönen Armen, um die die Armbänder rasseln, zu den an den Treppen sitzenden Kavalieren hinab, die

der Anzug nicht drückt. An allen Gondeln entlang sieht man Schwimmende. Die jungen Engländerinnen tun, als ob sie in ihrer Verzweiflung nicht wüßten, wo sie ihre Augen lassen sollen. Wo sollen sie hinsehen? Oben in der Luft ist der einzige Ort, wo man nichts von nackten Männern sieht. Ein junges Mädchen, das sich hier verheiratet, kauft wahrlich nicht die Katze im Sack; denn dieser selbe Sack wird so häufig und so öffentlich abgestreift, daß sie sich immer darüber vergewissern kann, was darin steckt. Daß alle Straßen in dieser Stadt zur Sommerszeit voll nackter Menschen sind, muß notgedrungen nicht wenig dazu beigetragen haben, daß Venedig in der Malerei die Rolle zuerteilt worden ist, die menschliche Hautfarbe bei wechselnder Beleuchtung darzustellen.

Der Zustand des vollkommenen Glückes ist der, den der junge Italiener empfindet, der selbander in einer feinen Gondel von der Piazetta zum San Giorgio Maggiore segelt. Der Himmel ist klarer als ein Spiegel, die Sonne strahlt und wärmt bis ins Mark, ohne indessen zu erhitzen. Die letzten Äußerungen eines verliebten Gespräches singen und widerhallen in seiner Seele, das Wasser schülpert milde, Venedig liegt vor ihm und um ihn, und die Bewegungen des Bootes wirken auf die Nerven einschmeichelnder als die süßeste Musik. Nach und nach empfindet er ein Entzücken, so stark und tief, daß alle seine Nerven noch mehrere Stunden nachher davon erzittern werden. Es ist ihm, als atmete er den Äther der Götter, eine Art feinerer stärkenderer Luft. Unwillkürlich hält er sich gerader als sonst. Alles um ihn herum ist so unglaublich schön.

Die Messe des Papstes in der Peterskirche

(1898)

Um sechs Uhr auf. Um sieben Uhr im Wagen. Die Kutscher verlangen doppelte Taxe; es ist noch ein Wunder, daß man überhaupt Wagen bekommt. Die fünfzigtausend Pilger, die nach Rom gekommen sind, um sich vom Papst segnen zu lassen, haben alle zu heute morgen Einlaßkarten zur Kirche bekommen; Römer und Fremde zu Tausenden haben sich gleichfalls Zutritt verschafft. Die Kirche kann freilich achtzigtausend Menschen fassen, aber es wird ein Gedränge geben; man muß deshalb zeitig fort, obwohl die offiziell um halb neun Uhr angesetzte Messe sicherlich erst eine Stunde später beginnt. Es ist eine Art Pflicht, wenn man schon in Rom ist, dann die Messe des Papstes in der Peterskirche nicht zu versäumen. Erst zum vierten Male seit seiner Thronbesteigung hält er dort die Messe ab.

Überall, von allen Punkten der Stadt, bewegen sich in der frühen Morgenstunde Fußgänger und Wagen zum linken Tiberufer hinüber. Die Fußgänger eilen, die Wagen fahren im Galopp davon, bis sie über eine der Tiberbrücken gekommen sind, dann sind sie genötigt, einander in ruhigem Trabe zu folgen und zu halten, wenn einer der früheren Wagen hält. Aber reihenweise hintereinander fahren uns im vollen Galopp Wagen entgegen, die schon ihre Fracht an der Kirche abgesetzt haben und nun nach der inneren Stadt zurückkehren, um neuen Verdienst zu suchen.

Die Luft ist kühl-frisch, der Himmel wie gewöhnlich leuchtend blau ohne eine Wolke, die herrliche Kuppel der Peterskirche erscheint in der Wintermorgenröte rosenfarbig.

Von zwei Seiten, durch Spalier bildende Soldaten hindurch, bewegt man sich die schönen, breiten Treppen hinauf zu der großen, sonst so leeren Kirche, die sich schnell füllt, diesem Tempel der

Menschheit, der einem ungeheuren himmelhohen Festsaal gleicht und so geräumig ist, daß ein Heer in ihm manövrieren könnte.

Am Seitenschiff entlang um den Schwarm herum, der sich im mächtigen Mittelgang der Kirche zusammendrängt, gelangt man zu einem nicht allzuweit vom Hochaltar entfernten Platz, findet eine Schranke, gegen die man sich anlehnen kann, und bereitet sich darauf vor, die Wartezeit auszuhalten. Es ist hart genug, drei Stunden stehen zu sollen, selbst wenn man zum Lohn dafür einen Papst in Funktion zu sehen bekommt. Bald ist jeder Platz, der auch nur die geringste Möglichkeit zum Anlehnen bietet, besetzt; gegen jeden Beichtstuhl, jeden Pfeiler, jede Schranke stützen sich Hunderte, und hastig füllen sich alle Zwischenräume dermaßen aus, daß es höchlichst unbequem ist, wenn irgend einer den Platz wechseln will. Namentlich sind die kleinen italienischen Kinder fatal, sie drängen sich beständig vor und dazwischen, wollen überall hineingucken, glauben stets, daß etwas Interessantes geschieht, bald hier, bald da, und man hat sie ständig zwischen seinen Beinen und auf seinen Füßen.

Auf jener Seite der Schranke ist ein reservierter Raum, wo päpstliche Kammerherren in Kniehosen und Mänteln, mit Ordensketten um den Hals und zahlreichen Sternen auf der Brust sich auf und ab bewegen, und gemeinsam mit ihnen Monsignores in violetten Seidengewändern, Mitglieder des diplomatischen Korps und römische Patrizier mit ihren Damen, die sich — nach der Vorschrift für alle Inhaber von Tribünenplätzen — in schwarze Seide mit einem Schleier auf dem Kopf gekleidet haben. Die Herren sind zu dieser frühen Morgenstunde in Frack und weißem Schlips. Am besten nehmen sich die breiten, vornehmen römischen Matronen mit ihren regelmäßigen Zügen und großen dunklen Augen aus. Aber im übrigen wimmelt es draußen unter den Massen in der Kirche von Engländern und Deutschen. Und da kommen ein paar Mönche mit vier Jünglingen von der Chinesischen Mission, denen ein bevorzugter Platz geschafft werden soll. Die vier kleinen, häßlichen Chinesen erregen indessen wenig Aufsehen; sie sehen aus wie die breitmäuligen Söhne einfacher Leute, die sich für Futter und Kleider bekehrt haben.

Die Zeit verstreicht langsam; alle Viertelstunde geht eine Welle der Erwartung durch die Menge, die die Blicke anspannt

und glaubt, der Papst käme. Um halb neun Uhr rücken alle Fahnenträger der Pilger, mehrere Hundert an der Zahl, mit schönen, schmalen Seidenfahnen zum Chore vor und nehmen in seiner Nähe Platz. Die Sonne ist gestiegen, und von den stolzen Bogenwölbungen wird der Widerschein zurückgeworfen, so daß einem die Augen schmerzen, während lange, breite Lichtfächer von den hochliegenden Fenstern schräg durch die Kirche herabfallen, an Thorwaldsens Papstmonument vorüber, das sich leider auf seinem schlechten Platz so unansehnlich und gering ausnimmt, während die kühnen Denkmäler der Barockzeit in dem scharfen Licht Bewunderung und Kritik herausfordern.

Ein Murmeln geht durch die Kirche, wie von Meereswellen an einem stillen Tage. Es hebt und senkt sich und hebt sich wieder. In dem Raum nebenan fahren prächtig gekleidete Damen mit Schleiern auf den Köpfen verwirrt hinein und fragen einen Hellebardisten in seiner Harlekinstracht oder einen päpstlichen Gardisten mit seinen weißen Lederhosen und langen Stiefeln oder einen Kammerherrn vom päpstlichen Hof aus, wo sie Platz finden sollen; und eilen dann lächelnd wieder hinaus. Alle suchen nun in einem hastigeren Tempo unterzukommen; denn es ist nach neun Uhr. Ein paar deutsche Damen und viele italienische Männer aus dem Volke klettern auf kleine Stühle, die sie bei sich haben, oder setzen sich auf die Beichtstühle. Die Väter heben ihre kleinen Jungen auf den Schultern in die Höhe.

Endlich um halb zehn Uhr hört man die ersten Rufe. Hoch in seinem Tragstuhl hat sich der Papst in dem einen Ende der Kirche gezeigt. Die Rufe klingen weit entfernt. Es hört sich bloß an wie Ah! Ah! man hört nicht, was gerufen wird. Ah! Ah! Ah! braust es stärker — und noch stärker. Und der Laut schwillt an; man sieht nichts; aber man hört die gewaltigen Huldigungsrufe der Stimmen unter den hohen Wölbungen. Es ist eine ganze Bevölkerung, die ruft. Was ruft sie? Man hört es undeutlich: Evviva il santo padre! Evviva il papa! Abasso il re! (Es lebe der heilige Vater! Es lebe der Papst! Nieder mit dem König!)

Begeisterung, Ergebenheit und Mitleid liegen in dem Rufe, aber keine Andacht. Alle rufen stehend, keiner wirft sich auf die Kniee. Haufenweise nehmen nicht nur Fremde, sondern auch Römer Operngläser und Augengläser vor. Evviva il santo padre! Abasso il re!

Und die Prozession kommt.

Von der gewaltigen Kuppel klingt der Ton der silbernen Posaunen, die Orgel ertönt, und lieblicher Gesang steigt von den Sängerscharen der Kirche empor. Der päpstliche Hof in seinen schönen, eigenartigen Uniformen aus der Vergangenheit. Dann der Papst selbst, auf den Schultern seiner Getreuen, und hinter ihm die großen, breiten Fächer, die ihm Kühlung zufächeln sollen, während der Weihrauch sich wie eine Wolke um seinen Kopf legt. Man erblickt die runde, weiße Mütze und darunter im Profil den Kopf eines Greises mit dem weißen Haar, der großen, gebogenen Nase und den aschfahlen Wangen. — Er steigt herunter und tritt vor den Hochaltar, er steht ein wenig krumm und vornübergebeugt mit seinen achtundachtzig Jahren. Die Geistlichen umringen und unterstützen ihn, ein paar Kardinäle, außerdem Bischöfe und Domherren, Priester verschiedenen Ranges. Das Zeremoniell führt es mit sich, daß ihm zweimal die große, schwere Tiara auf den Kopf gesetzt wird, um nach Verlauf einer geraumen Zeit wieder abgenommen und durch die kleine Mütze ersetzt zu werden. Zuweilen wird ihm auch diese genommen, und er kniet barhäuptig. Der Gesang umwogt ihn.

Inzwischen beobachtet ihn die Versammlung mit gespannter Neugierde. Der Andächtigen sind wenige. Die italienischen Zuhörer der Messe unterhalten sich ununterbrochen miteinander. Aber was man hört, sind wohlwollende, mitleidige Worte: „Armer Alter! Wie alt er ist! und doch schön! und so gut! Wie müde muß er sein, der arme Alte!“ Und wirklich muß sich der arme, alte Mann vor Müdigkeit entfernen, um etwas Fleischsuppe zu trinken. Die Anstrengung ist für ihn zu groß. Dann kommt er wieder. Er erhebt den Kelch, und während die Gemeinde auf die Kniee fällt, gibt er ihr seinen Segen.

Schön und fein steht er da. Klug und gefährlich ist er in seiner ganzen Regierungszeit gewesen, eine ansprechende Gestalt, wie es jede Gestalt ist, die große, still beherrschte Kraft entfaltet. Jahrhundertelang hat die katholische Religion keine solche Macht gehabt, wie unter seiner Regierung. Der Verlust des irdischen Kirchenstaates hat für den Papst nur ein vielfach vermehrtes Zusammendrängen der einzig wichtigen geistigen Macht bedeutet. Mit der ungeheuren Reaktion, die in den letzten Jahren dieses Jahrhunderts

7*

durch die Lande Europas geht, steht der Katholizismus im Bunde. Er nimmt nicht nur Monarchien wie Spanien, sondern auch Republiken wie Frankreich in seinen Dienst; er drängt den Protestantismus in Deutschland, England, im Norden und in den nordamerikanischen Freistaaten zurück, während er sein alleinherrschendes Zepter in ganz Südamerika wie in Spanien und Polen schwingt. Seine Fanatiker hat er nicht hier in Rom; aber Rom ist sein klassischer Erdboden, sein Mittelpunkt, und in Rom hat er das Höchste gesammelt, was er an künstlerischer Herrlichkeit, architektonischer und bildlicher Kraft, geistlicher Herrscherbegabung und menschlicher Klugheit besitzt. Hier befindet sich der Grundstein, auf dem die weltumspannende katholische Kirche erbaut ist.

Neapel

(1898)

Ein Nordländer reist zur Winterszeit gen Süden der Wärme nach. Nirgends ist man indessen besser gegen die Kälte geschützt, als im Norden, und nirgends friert man weniger als in St. Petersburg. In Italien versteht man nicht die Zimmer zu heizen, hat in den meisten Hotels gar keine Apparate dazu, und Galerien und Kirchen sind eiskalt.

Um so mehr erfreut die Sonne, wenn sie sich einfindet. Und sie glühte Anfang und Mitte Februar über Rom. Der erste Morgen auf dem Monte Pincio brachte eine der glücklichen Stunden, die uns für alle Beschwerlichkeiten und verdrießlichen Zwischenakte einer Reise schadlos halten. Die Sonne backte förmlich, wie im Norden im Juli, wärmte, liebkoste und taute die angegriffenen Nerven eines eben Genesenen auf, der den Sommer übersprungen hatte. Mit Freuden sah er die dunklen, gekappten Steineichen vor der französischen Akademie, die Palmen, und auf den niedrigen Hügeln ringsumher Pinien und Zypressen wieder. Endlich ließ er den Blick über das ungeheure Rom hingleiten, das zu seinen Füßen lag, um die St. Peterskuppel gesammelt, die Michelangelo, der einzige, erbaut hat, eine Kuppel, wunderherrlich in ihren Verhältnissen. Und er ging den Monte Pincio hinab und trat in die kleine Kirche Santa Maria del Popolo ein, um die Kapelle wiederzusehen, die der Bankier Chigi in der Decke mit Mosaiken ausschmücken ließ, die nach Raffaels Gemälden ausgeführt sind, den ersten Gemälden der Renaissancekunst, die unser Reisender im Alter von siebzehn Jahren kennen lernte und in die er sich vertiefte.

Sie stellen die heidnischen Gottheiten der Planeten Mars, Venus usw. dar, die von christlichen Engeln vor Gottes Angesicht hinaufgezogen werden. Wie behutsam hat nicht der Venusverehrer Raffael Venus von dem Engel anfassen lassen, während Mars barsch behandelt wird! Und wie himmlisch schön ist nicht der Engel, der zum ersten Male die Himmelskugel herumdreht, während unter dem Bilde zu lesen steht: Fiant luminaria in firmamento coeli!

Auch in Neapel ein einzelner schöner Tag, der erste, ehe die Woche des strömenden Regens begann — ein herrlicher Tag. Erst vor zwölf Jahren ist hier Neapels schönster Weg, Via Tasso, angelegt worden, der, zwei Kilometer lang, in gleichmäßigem Aufstieg, mit breiten, häufigen Krümmungen sich zur Höhe des Posilipo erhebt, wo Vergil begraben wurde. Man kann von der neuen Posilipogrotte vermittelst des Elevators durch den Berg hinaufsteigen und dann langsam ein paar Stunden die Via Tasso entlang wandern und hat dabei stets die Aussicht über Neapel und den Golf Procida gerade vor Augen. Leuchtende Sonne lag über dem Ganzen, und zehntausend Mandelbäume standen zu den Seiten des Berges in Blüte und sandten ihren Duft, während der Blick von den bunten und feinen Farben der reichen Blumen gefesselt wurde. Glühend tief innen im Kelch, dann weißlich-violett, jedes Blumenblatt wechselnd in seinen Schattierungen.

Neapels Kirchen sind unter den Reisenden nicht so bekannt, wie sie es verdienten. Es gibt wenig Städte, mit deren Kirchen ich so vertraut bin. Vor siebenundzwanzig Jahren kannte ich jedes Denkmal in jeder einzigen von ihnen. Mein Freund Georges Noufflard machte mich damals mit den Einzelheiten bekannt. Bei jedem Schritt, den ich in Rom oder Neapel mache, muß ich an ihn denken. Es ist, als ginge er unsichtbar neben mir. Ich entsinne mich unserer Gespräche, und meine ersten Wege galten den Denkmälern der Vergangenheit, die uns beide am meisten berührten oder beschäftigten. Alles, was ich hier sehe, ist Wiedersehen. Sören Kierkegaard fragt in einem seiner tiefsinnigen, jetzt so wenig gelesenen Bücher: Ist eine Wiederholung möglich? Unmöglich ist sie. Das Wiedersehen ist in der Regel himmelweit verschieden von dem ersten Anblick, ist etwas ganz anderes und setzt auf ganz verschiedene Art das Gefühlsleben in Bewegung, selbst wenn sich der Gegenstand nicht im geringsten verändert hat. Und doch fühle ich

hier diesen alten Kunstwerken gegenüber, wie wenig selbst ein Menschenalter für das bedeutet, was den innersten Kern eines Menschen ausmacht. Im tiefsten Innern bin ich ganz und gar derselbe, der ich war, fühle für dasselbe und wahrscheinlich in derselben Weise, nur weniger leidenschaftlich, weil der Gegenstand mir nicht neu ist, und inniger, weil der Gegenstand mir siebenundzwanzig Jahre lang nicht aus dem Sinn gekommen ist.

Besonders zwei Kunstwerke beeilte ich mich wiederzusehen. Das erste befindet sich in der Kirche San Angelo a Nilo; es ist Donatellos Grabmal des Kardinals Brancaccio, der 1428 starb. Steif und still liegt der Kardinal auf seiner Bahre; drei strenge, betrübte Frauen tragen ihn auf ihren Schultern. Diese drei Frauen mit ihrem tiefen Ernst und ihren Nornenblicken umfassen eine ganze Welt von Gemütsbewegung. Die älteste ganz rechts ist wohl gleich nach dem St. Georg Donatellos herrlichste Schöpfung. Es ist Michelangelos Kunst vor Michelangelo, seine Strenge, seine Echtheit, seine sorgenschwere Größe.

Und nicht weit davon befindet sich in der Kirche Santi Severino e Sosio die andere Kapelle, an der mein Herz hängt, die für die drei jungen Brüder San Severino. Es waren drei junge Männer, — der älteste von ihnen war kaum über zwanzig Jahre alt geworden — die, nachdem sie einzeln gefangen gehalten worden waren, im Jahre 1516 an ein und demselben Tage von ihrem Onkel, der sich ihres väterlichen Erbteils bemächtigen wollte, mittels Gift ermordet wurden. Drei Seiten der Kapelle werden von den drei Grabmälern in Anspruch genommen, die von Giovanni da Nola ausgeführt sind. Sie stehen über aller Kritik. Es steigt von ihnen ein Klagelied, ein Ruf an die himmlische Gerechtigkeit um Mitleid und Rache auf, der nicht stärker und reiner sein könnte. Es ist niemals ein Mensch in der Kapelle; um so stärker hört man die lautlose Klage. Die drei Jünglinge liegen nicht auf ihren Särgen, sie sitzen, in voller Rüstung dagegen angelehnt, in verschiedenen Stellungen, aber alle aufwärtsblickend nach Rechtfertigung für das, was an ihnen gesündigt wurde. Über dem Sarge an der Rückwand erblickt man hoch unter der Decke die heilige Jungfrau mit dem Kinde auf dem Arm; tief wehmütig schaut sie auf den Sarg hinab; links erblickt man Jesus, der mitfühlend leidet und von Schmerz zerrissen scheint. Über dem Grabmal rechts sieht man

Jesus in beredter Stellung mit ausgebreiteten Händen stehen als Fürsprecher der Unglücklichen vor dem Thron des Höchsten. Und unter jedem der Särge mit leichten Varianten dieselbe Inschrift auf lateinisch: Hier ruht Jakob (oder Siegmund oder Askanius) San Severino, der, ohne seine Brüder sehen, geschweige denn mit ihnen sprechen zu dürfen, in derselben Stunde wie sie gottlos durch Gift ermordet wurde. — Nie hat die Wucht der lateinischen Sprache wirkungsvolleren Klang gehabt. Die drei Inschriften greifen ineinander wie Töne eines Chorales.*)

Man kann seine Andacht in der Kathedralkirche San Gennaro beschließen. Die Kirche des heiligen Januarius, zu deren Erbauung man einen auf derselben Stelle befindlichen Neptuntempel plünderte, dessen wunderschöne Granitsäulen noch den herrlichsten Schmuck der Kirche bilden, enthält besonders zwei Kapellen, die einen kunstliebenden Sinn erfreuen können. Die eine ist die Kapelle des heiligen Januarius, die 1608 gebaut wurde und deren Ausstattung damals schon fünfeinhalb Millionen Franks verschlang. Mit ihren Säulen von grünlichem Marmor, ihren prachtvollen Kupfertoren, ihren schönen und feinen Marmorreliefs aus dem heidnischen Altertum, vom Neptuntempel geraubt und hier eingelassen, doch besonders durch die köstliche Statue eines Kardinals Andria Carafa, die (mit Unrecht) Michelangelo zugeschrieben wird, ist sie eine heidnisch-christliche Schatzkammer. Sie wird jetzt vom Herzog Ricardo d'Andria Carafa erhalten, einem der feinsten, gebildetsten Männer Neapels, der in seinem Palaste ein großes Haus führt und gute Schauspiele schreibt, die hier verdiente Beachtung finden.

In der Nähe der Kapelle der Andria liegt die der Minutolo, im gotischen Stil mit schönen Denkmälern für zahlreiche Mitglieder

*) Jacet hic Sigismundus Sanseverinus veneno impie absumptus qui eodem fato eodem tempore pereuntes germanos fratres nec alloqui nec cernere potuit.

Hic ossa quiescunt Jacobi Sanseverini comitis saponariae veneno misere ob avaritiam necati cum duobus miseris fratribus eodem fata eadem hora commorientibus.

Hic situs est Ascanius Sanseverinus cui obeunti eodem veneno inique atque impie commorientes fratres nec alloqui nec videre quidem licuit.

des berühmten Geschlechtes der Minutolo, des ältesten aus dem Jahre 1410.

Wie sonderbar wirkt es nicht, wenn man am Vormittag diese Gräber besucht hat, abends im Gesellschaftsleben mit den Nachkommen aller dieser großen Geschlechter, die noch hier in Neapel blühen und noch Herzöge, Prinzen oder Marquis sind, zusammenzutreffen, von einem Andria willkommen geheißen zu werden, einen Minutolo scherzen zu hören oder über moderne Kunst und Politik mit einem Nachkommen jener Brancaccios zu sprechen, für deren Onkel Donatello sein Grabmal ausführte!

Sizilien

(1898)

I

Das Königreich Apfelsinia

Gibt es einen süßeren Duft als den der Apfelsinen- und Zitronenblüten? Es gibt jedenfalls keinen, der sich inniger mit Frühjahrseindrücken von Sizilien verbindet. Überall begegnet man diesen großen, weißen Blütenmassen auf den Wegen längs der Gärten; man reißt sie unwillkürlich ab, und was man nicht selbst tut, das tut der Kutscher auf dem Wagen; er füllt die Sitze der Wagen, sogar die Brusttaschen seines Fahrgastes mit Blumen, so daß man vom Duft durchdrungen wird, und stark, wie der Duft ist (unerträglich in einem geschlossenen Raum), wird er uns außerdem stets von neuem in jeder Brise entgegengetragen; denn hier ist der Wind düftetragend. Die Zitronen- und Apfelsinenbäume haben jetzt gleichzeitig Blüten und Früchte. Jeden Tag sieht man von irgend einem Hügel über Haine und Gärten von diesen Bäumen hinaus, die sich unter der Last der goldgelben oder rotgoldenen, hier wertlosen Früchte zu Tausenden biegen. Die armen Bewohner bekommen elf Lire (keine acht Mark) für tausend Zitronen; der Reichtum der Insel macht sie nicht reich. Aber welcher Anblick und welcher Duft! Mit der Sicherheit des Genies hat Goethe in Mignons Lied Italien in jener ersten Zeile als: „das Land wo die Zitronen blühn!" gemalt. Denn der Duft der Zitronenblüten ist noch der süßeste. Dieses alte vereinigte Königreich Neapel und Sizilien (oder wie es offiziell hieß: die beiden Sizilien), das sind in Wirklichkeit die vereinigten Königreiche Citronia und Apfelsinia, die Solneß Hilde versprach, die sie aber nur in ihren Träumen zu sehen bekam.

II

Scylla und Charybdis

In früher Morgenstunde hält der Zug, der nachts in voller Fahrt durch die Landschaften Kalabriens an den lächelnden Küsten des Mittelmeeres entlang gefahren ist, ganz unten in der Zehspitze von Italiens Stiefel an einer Station, und der Reisende liest verwundert den Namen Scylla. Ist es möglich? Scylla ist eine Eisenbahnstation geworden. Stundenlang ist der Zug an Weinbergen, Gärten mit Apfelsinen- und Zitronenbäumen entlang gegangen; die Kaktusbüsche mit ihren sich rötenden Früchten ragten zu beiden Seiten des Wagens empor. Nichts bereitet auf den gefürchteten Namen vor. Nun ist man da und schaut über die Meerenge hinaus und läßt den Blick auf der Küste Siziliens verweilen, die licht und lachend in der leuchtenden Sonne daliegt mit der sichelförmigen Halbinsel, die ihren Hafen bildet. Hier draußen ist der starke Strom mit seinen Wirbeln, die das Altertum unter dem Namen Scylla fürchtete; und gegenüber bei der kleinen Fischerstadt Faro befindet sich im Meere der Malstrom, Charybdis, der entsteht, wenn die Strömung alle sechs Stunden von Norden nach Süden oder umgekehrt zurückgeht. Heut vermeidet man auf der Überfahrt vom Festlande nach Messina ohne Schwierigkeit sowohl die Scylla als die Charybdis. Man denkt nicht an sie. Man denkt eher an Aspromonte, den waldbewachsenen Berg, der sich dort hinter Reggio erhebt, wo italienische Truppen 1862 die traurige Missetat begingen, Italiens Nationalhelden zu verwunden und gefangen zu nehmen, dessen geradezu phantastische Größe man von Jahr zu Jahr immer stärker bewundern wird, in dem Grade, als es immer deutlicher zutage tritt, daß kein Garibaldi mehr geboren wird. Und während das Auge über die Felsenmassen Siziliens hingleitet und bei dem mächtigen Körper und dem leuchtenden Schneemantel des ungeheuren Ätna verweilt, stürmen die Erinnerungen an die Geschichte der Insel auf das Gemüt ein, und man empfindet auf einmal eine so überwältigende Mannigfaltigkeit von Eindrücken, daß man fast unter ihrem Reichtum leidet.

Dies ist also „Das große Griechenland“, wie es im Altertum genannt wurde; hier erwarten uns zahllose Überreste der Kultur des alten Hellas: Tempel und Theater, köstliche Figürchen und

herrlich geschnittene Münzen; hier stehen noch unverändert unten bei Syracusa die mächtigen Steinbrüche, in denen zur Zeit des Alkibiades die gefangenen Athener schmachteten und litten. Hier lebte und starb Äschylos; hier dichteten Pindar und Simonides. Hier starb Xenophanes; von hier stammte der größte Mann der Insel, Empedokles. Hier blühte Archimedes' Genie.

Die Gedanken weilen fern von Scylla und Charybdis. Doch ist man erst zur Insel hinüber gelangt und liegt man in seinem Bett in Messina, dann kehrt der Gedanke an sie zurück. Ist es so sicher, daß man sie vermieden hat? Lassen sie sich überhaupt vermeiden? Sind sie nicht die Sinnbilder von etwas Unvergänglichem? Man läßt in Gedanken seine Bekannten Revue passieren; wie wenige entgingen dem einen oder dem anderen Malstrom! Das Spießbürgertum ist die Scylla, und die Bohême ist die Charybdis; die Frauen sind die Scylla und der Wein die Charybdis; die Fadheit ist die Scylla und die Tollheit die Charybdis. Welchen Malstrom bildet der dumme Ernst und welchen Wirbel das dumme Grinsen! Und die Pedanterie und das Dilettantentum, die Beschränktheit und die Haltungslosigkeit, das Zuhausesitzen und das Herumreisen! Dänemark — welche Scylla! Europa — welche Charybdis!

III

Der große Tyrann, der gute Tyrann

Sizilien ist das Land der Tyrannen. Hier kamen im Altertum die ersten großen, treulosen, blutbesudelten Tyrannen auf, die, einmal im Besitz der Macht, sie vortrefflich zu gebrauchen wußten, wie jener Dionysios I., der den Angriff der Kartagenienser auf Syracusa abschlug. Daß die Bevölkerung ihn nicht vergessen hat, spürt man häufig genug. Eines Tages im Museum zu Syracusa sagt ein Aufsichtsbeamter zu mir: „Sehen Sie hier, Herr, den Kopf des Dionysio, der hier Tyrann war; das Porträt ist gemacht worden, als er ganz jung war.“ Es stellte sich als eine kleine Büste des Gottes Dionysos mit Weinlaub im Haare heraus. Aber das Mißverständnis war lehrreich.

Hier gab es auch in jener fernen Zeit das Ideal, das jetzt nicht einmal mehr für die Frauen ein Ideal ist: den guten

Tyrannen, wie sein Nachfolger Hieron und andere. Hier gab es in der griechischen Zeit die edelsten Höfe mit der höchsten Kultur; hierher flüchteten deshalb die größten und reichsten Geister des alten Hellas. Aber der gute Tyrann starb hier nicht mit den griechischen Herrschern aus. Im Mittelalter waren die Araber gute Tyrannen und brachten eine Kultur mit, so hoch, daß die Zeitgenossen überhaupt keine höhere kannten. Ihre Spuren treten einem noch in den Bauwerken der Sarazenen ringsum entgegen. Und die Normannen waren gute Tyrannen, ebenfalls ausgerüstet mit der höchsten Bildung und dem größten Schönheitssinn ihrer Zeit. Die schöne Kapelle Palatina im königlichen Palaste zu Palermo und die goldstrahlende Kirche in Monreale sind noch heutigen Tages ein Zeugnis ihres Geisteslebens, dieses normannischen Stils, der arabische Elemente in sich aufgenommen hat. Endlich waren die ersten Hohenstaufen große und gute Tyrannen, keiner so groß und gut und bewunderungswürdig wie Friedrich II., der größte Regent des Mittelalters, der erste moderne Mensch, der auf einem Thron gesessen hat, ein Genie, ein Befreier, Denker, Schöngeist und Held. Mit Andacht steht man an seinem Porphyrsarge in der Domkirche zu Palermo. Es ist gerade siebenhundert Jahre her, daß er Kaiser wurde, aber noch ist sein Name der beliebteste auf Siziliens Boden. Es sei denn, daß der Name Garibaldi dagegen aufkäme, der Name des Diktators, der so abenteuerlich die Insel mit nur tausend Mann befreite, und der darüber das Buch I mille geschrieben hat, das allerdings bei weitem kein gutes Buch ist, das ich aber doch nie ohne Rührung lesen konnte.

Wer schafft Sizilien wieder einen großen Diktator, einen guten Tyrannen! Hier hat Crispis abscheuliches Regiment gehaust, und die Büchsenschüsse rasten noch vor einem Monat unter den Scharen, die Hunger und Verzweiflung zum Aufstande trieben. Eines Tages, als ich — auf Einladung der holländischen Ingenieure, die die Bahn angelegt hatten — mit einem Extrazuge um den Ätna und über den Ätna fuhr, hatte ich bei der kleinen Stadt Bronte einen lehrreichen Anblick. Da lagen acht Säcke mit Korn — nur acht Säcke — die mit der Eisenbahn verschickt werden sollten, und eine ganze Kompagnie Soldaten war mit geladenen Gewehren dort postiert, um diese Säcke gegen die verzweifelte Bevölkerung zu beschützen, die es nicht zulassen wollte, daß man dieses Korn aus

der verhungerten Stadt hinausführte. So groß ist das Elend. Und das Elend ist nicht nur eine Folge ererbter historischer Verhältnisse, sondern der grenzenlosen Verderbtheit der höheren Klassen. Alle bestehlen die öffentlichen Mittel. Als Messina 1894 vom Erdbeben zerstört wurde und man in ganz Italien Hunderttausende für die Notleidenden sammelte, kam nicht ein Pfennig diesen Unglücklichen zugute. Alles verschwand unterwegs. Und die Schuldigen werden nicht angeklagt. Jedermann weiß, daß sie vom Geschworenengericht freigesprochen werden würden. Niemand wagt sie zu verurteilen. Man fürchtet ihre und ihrer Freunde Rache. Mit Wahlrecht und Geschworenengericht ist diesen Zuständen nicht abzuhelfen. Dazu gehört ein Diktator, ein guter Tyrann, der ohne Ansehen der Person die Mächtigen beim Kragen packt, diese Mächtigen, die jetzt in diesen Tagen Crispi wieder wählen. Ein einziges Mal hat ein italienischer Minister hier versucht, rücksichtslos einzugreifen und die großen, gefürchteten Diebe zu hängen — ohne weiteres zu hängen. Die Begebenheit wird in Hehns Buch über Italien ausführlich erzählt. Aber natürlich wurde er schleunigst gestürzt, und die Maffia triumphierte von neuem. Ach nein! es gibt keine Menschen mehr, die sich nach dem guten Tyrannen sehnen.

IV

Italiens Elend

Sucht man sich über die Ursache des politisch-sozialen Elends klar zu werden, das in diesem dem Fremden so reich und von Natur und Geschichte so begünstigt erscheinenden Italien zum Ausbruch kommt, so wird man bald sehen, daß die Wurzeln des Übels ungeheuer verzweigt sind und tief liegen.

Ein großer Teil des Unglücks ist ein Erbteil aus alten Tagen, aus Verhältnissen des Altertums und Zuständen des Mittelalters. Große Partien dieses Landes, das ein Paradies sein könnte, sind ausgesogenes Land — z. B. die römische Kampagne, die in eine Wüste verwandelt worden ist, sodann das Innere von Sizilien — dieses Innere, das einmal die Kornkammer des Römischen Reiches war, wo man aber jetzt nur traurige Berglandschaften erblickt, in denen nichts gedeiht. Der wahrhaft räuberische Holzschlag, der

durch vielleicht anderthalb Jahrtausende in Italien getrieben worden ist, läßt sich nicht so bald wieder gut machen. In Sizilien trug in alten Tagen die Angst vor Überfällen von der Seeseite her, später die entsetzliche Rechtsunsicherheit die Schuld daran, daß es im ganzen Lande weder verstreute Häuser noch kleinere Dörfer gibt; die Städte selbst liegen so steil und unzugänglich wie möglich; so Girgenti oder Taormina. Sieht man heutzutage den schönen, aber völlig kahlen Monte Pellegrino bei Palermo, so erstaunt man bei dem Gedanken, daß Hamilkar Barkas 246 v. Chr., als er während der Belagerung von Panormus hier lag, auf dem Berge all das Korn erntete, dessen er für sein Heer bedurfte. Im 15. Jahrhundert war dieser Berg noch mit Gebüsch bedeckt, heute ist er eine bloße Kalksteinmasse. Der denkende Fremde, der da sieht, daß der Bauer, der niemals Dünger anwendet, hier nur die Erde ein bißchen aufzuwühlen braucht, um eine in nördlichen Ländern noch nie gesehene Ernte zu erlangen, kann dieses Grundverhältnis nicht aus den Augen verlieren.

So ist also Italien infolge der Rücksichtslosigkeit, die frühere Geschlechter an den Tag gelegt haben, mit seinen dreißig Millionen ein überbevölkertes Land. Die Überbevölkerung ist ja gleichfalls ein Übel, dem unmöglich so schnell abgeholfen werden kann. Die niedere Bevölkerung setzt Horden von Kindern in die Welt, ohne einen Gedanken daran, wie sie ihre Nachkommen ernähren soll. Und diese Bevölkerung ist noch dazu faul. Die Zeit gilt in ganz Süditalien als etwas Wertloses. Man beeilt sich nicht, hastet nicht, reitet gerade so gern auf dem Rücken eines Esels, wie man mit der Eisenbahn fährt. Die Körper sind lebhaft aber träge. Kein Sport kann hier Verbreitung finden; niemand macht einen Spaziergang. Ja, kein gemeiner Süditaliener begreift, daß man geht, wenn man es nicht nötig hat. Man strengt sich so wenig wie möglich an, und Arbeit wird als Plackerei betrachtet. Spart man ausnahmsweise, so geschieht es, um sich in schönen Kleidern auf einer Promenade zu zeigen. Arbeitet man, so geschieht es weniger um „sein Brot zu verdienen“ — wie es im Norden heißt — als um sich schöne Kleider zu verdienen. Denn man braucht äußerst wenig, hat in bezug auf Wohlleben sehr geringe Bedürfnisse; aber man legt Wert auf ein herrschaftliches Ansehen, auf neue Anzüge und dergleichen.

Die Menschen im südlichen Italien besitzen sehr wenig Würde. Es ist keine Schande zu betteln, keine Schande, um Trinkgeld zu quälen, keine Schande einen Fremden anzuführen und zu betrügen; aber mit diesem Mangel an Würde geht die mittelalterliche Auffassung, daß die eigentliche Arbeit, die Arbeit für Geld, eine Schande sei, Hand in Hand. Man hungert und faulenzt eher, als daß man sich in ein Dienstverhältnis einläßt. Die Besseren sind zu stolz um einen angemessenen Preis für ihre Arbeit zu verlangen. Sie besitzen das romanische Selbständigkeitsgefühl, das uns so abstoßend vorkommt, das sie dazu führt, einen Gefallen augenblicklich mit einem anderen zu erwidern und keine Aufmerksamkeit anzunehmen, die man nicht direkt vergelten kann. Ich befand mich vor vielen Jahren mit einem südländischen Freunde in Neapel. Die Offiziere eines Kriegsschiffes, die an Land kamen, luden ihn zum Mittagessen ein. Er fragte sie, wie lange das Schiff bliebe, und schlug gleich darauf ihre Einladung höflich ab. Sobald sie gegangen waren, fragte ich ihn: Warum? Er antwortete: „Da sie schon morgen wieder abreisen wollen und ich also die Einladung nicht erwidern konnte, so mußte ich sie ja ausschlagen."

In dergleichen setzt man hier seinen Stolz; aber des Müßigganges schämt man sich nicht, und dem entspricht dann ein vollständiger Mangel an Unternehmungsgeist. Die Italiener sind unternehmend genug im Kleinen. Die Aufdringlichkeit des niederen Volkes ist überwältigend. Im südlichen Italien schreit und brüllt jeder Droschkenkutscher einem an, ob man mit ihm fahren will, fährt einem nach, versperrt einem den Weg mit seinem Wagen, entfaltet Beredsamkeit, macht eine Reihe von Vorschlägen, die in Erstaunen setzen. Bleibt man in Neapel einen Augenblick vor einem Laden stehen, so fährt augenblicklich der Mann heraus und bietet seine Waren an. Aber diese Unternehmungslust bringt es nicht zu großen industriellen Unternehmungen oder Anlagen. Alles dies ist durchweg in den Händen Fremder. Selbst die Verleger sind fast alle Fremde.

Man kann wohl sagen, daß Italien bei der Gründung des Reiches im höchsten Grade von den historischen Verhältnissen begünstigt, ja von Europa fast verwöhnt wurde. Napoleon befreite die Lombardei für die Italiener, siegte für sie bei Magenta und

Solferino. Dann erlitten sie 1866 die Niederlagen zu Wasser und zu Lande bei Lissa und Custozza, aber die Preußen siegten für sie bei Königgrätz, und sie erhielten zum Lohne für die Niederlagen Venedig. Europa hatte ihnen inzwischen infolge der recht unblutigen Aufstände Toskana, Modena, Parma, Neapel und Sizilien, sowie den größten Teil des Kirchenstaates zukommen lassen, und mit Ausnahme der zwei heldenmütigen aber übereilten Versuche der Eroberung Roms, die bei Mentana und Aspromonte scheiterten, handelten Volk und Krone gemeinsam, und alles fiel Italien wie von selbst in den Schoß — zuletzt 1870 Rom —, und die neue Großmacht war gebildet.

Aber wie glücklich sich auch hier alles fügte, so gab es doch bei der Bildung dieser neuen Großmacht einen Umstand, der ihr verhängnisvoll werden sollte. Sie wurde im Verhältnis zu den anderen Großmächten zu spät gebildet. Wie diese bedurfte sie der Kolonien zum Aufschwung ihres Handels und zum Abfluß ihrer Bevölkerung. Aber alle die guten Plätze waren schon vorweggenommen oder wurden es bald. Man hatte z. B. auf Tunis gerechnet und gehofft; aber Frankreich bemächtigte sich dessen. Und Italien war nicht stark und kriegerisch genug, um große Landstrecken im südlicheren Afrika gewinnen zu können. Crispis afrikanische Politik lief in die niederdrückende und demütigende Niederlage bei Adua aus, die Italien von dem Negus von Abessinien, dem damaligen Freunde Frankreichs, zugefügt wurde.

Seit der Errichtung des Reiches hat die italienische Regierung den großen verhängnisvollen Fehler begangen, der sich in diesen Tagen so blutig rächt. Es ist zugunsten einer einzigen Klasse regiert worden, der Klasse nämlich, die seinerzeit 1859—1861, die Revolutionen machte und dann ihre Belohnung verlangte. Es war die Klasse, die das neue Herrscherhaus trug. Man erlaubte also der Oberklasse, die neue Verwaltung ganz und vollständig zu ihren Gunsten auszunützen; so wurden z. B. die notwendigsten Nahrungsmittel mit Steuern belegt. Der Handel mit Salz wurde nicht weniger zum Staatsvorrecht als der Handel mit Tabak. Der Wein, in Italien ein wichtiger Bedarfsartikel, ist infolge der Abgabe (dazio), die hier ausnahmslos an den Toren jeder Stadt gefordert wird, mit einer Steuer von 4 Lire pro Carico (d. h. zwei Tönnchen, die ein Esel auf seinem Rücken trägt und die 72—74 Liter enthalten)

belegt worden. Vor vier Jahren bekam man einen Carico für $12^1/_2$ Lire, jetzt ist der Preis auf 19, anderwärts auf 23 Lire gestiegen; und es läßt sich voraussehen, daß er bis auf 25 Lire steigen wird, ein Preis, den die niedere Bevölkerung unmöglich zahlen kann. Gleichzeitig stieg der Preis des Brotes auf 50 Centesimi, ja jetzt zuletzt auf 55 Centesimi für 1 Kilogramm (d. h. man verlangte 7 Soldi für ein gewöhnliches Weißbrot), und dieser Preis war es, der die Bevölkerung in einer Menge von Städten zum Aufstand veranlaßte, da sie — wie sie sagten — lieber schnell von einer Kugel als langsam Hungers sterben wollten. Ihre naive Erbitterung ergoß sich besonders auf die Zollkammern vor den Städten; überall gingen diese in Flammen auf. Erschreckt hat die Regierung zu der ganz vorläufigen und unhaltbaren, also sinnlosen Maßregel gegriffen, das Brot durch einen Zwangsverkauf zu 35 Centesimi pro Kilogramm abgeben zu lassen, wobei sie den Bäckern die Differenz ersetzt. Aber dieses Mittel zeigt am besten, wie schwach sich die Regierung fühlt, und wie notwendig es ihr erscheint, Zugeständnisse zu machen.

Sie hat ja schon versucht, aus allem möglichen Kapital zu schlagen und Steuern auf alles zu legen, was sich überhaupt besteuern läßt. Selbst für jede quittierte Rechnung werden Stempelgebühren erlegt. Jedes Eisenbahnbillett ist mit zehn Prozent Steuer — der afrikanischen Kriegssteuer — belegt. Um soviel erhöht sich der offizielle Kaufpreis des Billetts. Der amtliche Fahrplan, der sogenannte Orario, ist ziemlich unbrauchbar, so unpraktisch ist er eingerichtet; aber jede Seite ist durch Annoncen entstellt und in Unordnung gebracht. Ja, auf der Strecke Florenz—Rom sind selbst die Eisenbahnbilletts gespalten und bilden Futterale, in denen sich auf Seidenpapier Annoncen befinden. Es erscheint unmöglich, die Schofelei weiter zu treiben.

Italien hat die Folgen seiner Großmachtspläne nicht tragen können. Die drohende Haltung des päpstlichen Frankreich und Crispis alte Schwärmerei für den Germanismus, sein Haß gegen Frankreich oder seine Furcht vor Frankreich zwangen Italien in den Dreibund hinein. Schon im Jahre 1878 oder 1879, als Crispi Berlin besuchte und dort alle hervorragenden Parlamentarier aufsuchte, war es sein ständiger Refrain: Wir sind aufeinander angewiesen; wir haben einen gemeinsamen Feind. Aber Italien,

dem der Dreibund noch nichts eingebracht, hat ihn allzu teuer bezahlt. Das erbitterte Frankreich brach seinen Handelsverkehr mit Italien ab, leitete einen Zollkrieg ein und deckte seitdem seinen Bedarf an Weinen, die es zur Verarbeitung braucht (um sie wieder als französische Weine verkaufen zu können), sowie seinen großen Konsum an Südfrüchten bei Spanien statt wie früher bei Italien. Früher lagen die Häfen Süditaliens voll französischer Schiffe; jetzt sind sie leer. Und mit dem Abnehmen und Aufhören des Handels ist die Armut gestiegen.

Die Fehler der Regierung, wie groß man sie auch nennen muß, sind jedoch verschwindend im Vergleich mit denen der oberen Klassen. Diese haben sich bis zur Gewissenlosigkeit unpatriotisch gezeigt. Ich nannte vorhin einige Beispiele. Ich will eines anführen: als vor ein paar Jahren die Cholera in Neapel raste, sammelte man in ganz Italien für die Notleidenden, und besonders die Unbemittelten gaben. — Ich kenne einen blutarmen Schneider in Rom, der seinen Lire gab. Wie gewöhnlich in solchen Fällen verschwand das Geld unterwegs. Niemand kann mit Bestimmtheit sagen, wo es geblieben ist; aber man erzählte sich allgemein (und es war nicht aus der Luft gegriffen), daß der Präfekt von Neapel, der den wohlklingenden, von Christenliebe triefenden Namen Amore führte, gerade damals um eine halbe Million reicher wurde.

Es war der jetzt verstorbene, so traurig gestürzte Cavalotti, der damals die Sache im Parlament zur Sprache brachte und vergeblich Aufklärung verlangte. Die Haltung der Regierung war ausweichend, bedauernd könnte man sagen. Sie fühlte sich nicht stark genug, vielleicht auch nicht schuldlos genug, um das Einschreiten zu wagen. Crispis Art, mit den öffentlichen Mitteln umzugehen, hat ja kein besonders schönes Beispiel gegeben. Gewiß hat der alte Staatsmann das Geld in der Banca Romana nicht für sich erhoben. Wer ihn kennt, behauptet, daß er kaum mehr als zehn Lire täglich für seine Privatperson braucht. Aber wenige hatten wohl auch den bald achtzigjährigen Staatsmann im Verdacht, persönlich verschwenderische Gewohnheiten zu haben. Es ist indessen höchst fatal für einen Staatsmann mit 30000 bis 50000 Lire jährlicher Einnahme, eine Gattin zu haben, die erklärt, daß sie nicht unter 1000 Lire täglich auskommen könne, und sie sich zu schaffen weiß. Man entsinnt sich vielleicht auch des Falles, der

8*

sich vor wenigen Jahren abspielte, als jene sehr schöne und etwas leichtfertige Gräfin, die Cavalotti den Boden ihrer Villa zu seinem letzten Duell überließ, und in deren Armen er starb, eines Tages ihre Juwelen vermißte und entdeckte, daß ihr damaliger bester Freund, der junge Crispi, sich damit unsichtbar gemacht hatte. Ein Premierminister kann es nicht gut ertragen, daß sein Sohn sich Liebenswürdigkeit und Gewandtheit auf diese Weise einträglich macht. Die Akten über Crispi sind nun abgeschlossen; doch wer da glaubt, daß er in Italien an Popularität verloren hat, der irrt sich. Teils sehen viele in ihm noch den einzigen Staatsmann, den Italien in dem letzten Menschenalter hervorgebracht hat, teils hat er als Sizilianer den ganzen sizilianischen Lokalpatriotismus für sich. Die sizilianische Presse ließ ihn nie im Stich, selbst als seine Stellung am meisten gefährdet schien, und in Catania habe ich in den am feinsten gebildeten und aufgeklärtesten Kreisen, die ich auf der ganzen Insel getroffen habe, Ausbrüche heftiger Erbitterung über den Sturm gegen den alten Premierminister gehört. Ich will nur einen Namen nennen, Giovanni Verga, sicherlich Italiens ersten Prosaschriftsteller, er sagte zu mir: „Ich kann es nicht leugnen, all mein sizilianisches Blut kocht in mir, wenn ich die Angriffe der norditalienischen Blätter auf einen Mann wie Crispi lese." Man hat nicht vergessen, welchen Anteil er als Leutnant Garibaldis an der Befreiung Siziliens vom Joche der Bourbonen hatte. Die Bevölkerung sah in ihm ihren Verteidiger gegen Frankreich. Die Sprache der französischen Blätter hat seit dem französisch-deutschen Kriege Italien hundertmal verletzt, und man feiert auf Sizilien noch alljährlich das Gedächtnis der Sizilianischen Vesper, obwohl es mehr als sechshundert Jahre her ist, daß sie (1282) die Gewaltherrschaft der Franzosen in ihrem Blute ertränkte.

Aber ökonomisch hat das Bündnis mit Deutschland sicherlich dieses arme Land ruiniert. Es hat wie gesagt seinen Handel mit Frankreich zerstört, der Zollkrieg hat Italien wirtschaftlich isoliert, und im Großen wie im Kleinen hat das Bündnis Geld gekostet. Im Großen durch die starke Entwicklung des Heeres, im Kleinen durch alles, was man anläßlich des Besuches des deutschen Kaisers fortgeworfen hat. Auch die allerkleinste Stadt wollte ihn feiern, falls noch ein Anhänger Crispis dort am Ruder war. In Taormina, dem schönsten Punkte Siziliens (der kleinen Stadt, von der Guy

de Maupassant in seinem Buche La vie errante gesagt hat, wer nur einen Tag auf der Insel zubringen könne, der müsse ihn dort verbringen), ging der Kaiser an Land, um das griechische Theater zu sehen, und hielt sich dort im ganzen vier Stunden auf. Nichtsdestoweniger gab die kleine bettelarme Kommune fünftausend Lire aus, um die Stadt in den vier Stunden würdig zu schmücken. Der Sindaco ließ sogar die Bevölkerung mit Nationaltrachten ausputzen, damit sie sich besser ausnähme, wenn sie das Amphitheater füllte. Der Kaiser empfing Blumen und Huldigungen und verschwand auf seinem Schiff so schnell wie er gekommen war. — Ach, der junge deutsche Kaiser! Welches Mißverständnis des Schicksals, welches Pech für die Franzosen, daß er auf den deutschen Thron gekommen ist. Nicht daß ihnen von seiner Seite besondere Gefahr drohte. So überraschend er sich zuweilen ausdrückt, hat er doch noch nie eine unbesonnene Handlung begangen. Er pflegt seine — wie soll man es nennen? — Unbesonnenheiten zu sagen, nicht zu begehen. Nein, wenn man es als ein eigenartiges Pech für die Franzosen bezeichnet, daß Kaiser Wilhelm Deutscher Kaiser ist, so geschieht es nur, weil er sonst so ganz und gar der Mann nach ihrem Herzen, der Kaiser für sie sein würde. Man denke sich, daß die Deutschen ihn abtreten könnten, oder daß er in Frankreich geboren wäre. Welches Entzücken in Frankreich und Navarra! Alle die Eigenschaften besitzt er, die unsere heutigen Franzosen am höchsten stellen. Das martialische Auftreten, den weißen Küraß, den wehenden Federbusch, die begabte Persönlichkeit, die imponierende Haltung, das interessante Besserwissen, den oratorischen Schwung, das fernige Wort. Er entspricht jenem alten französischen Ideal: eine Macht, die zu Pferde sitzt — und ebensogut auf Boulangers schwarzem Pferde wie auf seinem eigenen weißen. Es ist wie gesagt ein reines Mißverständnis, daß er in Frankreich nicht unbedingt beliebt ist. Er kann hier, in dem verbündeten Italien, nie so beliebt werden, wie dort im Nachbarlande, das ihn so schief ansieht.

Wer ist hier populär? Cavalotti war es, Italiens letzter Ritter, durch und durch ein Ehrenmann und redlich, zugleich Politiker genug, um nötigenfalls die Macht übernehmen zu können. Er war Dichter und Redner, aber er war ein Charakter, sein Freisinn war echt und sein Radikalismus ernst. Eine unendliche Trauer ergriff alle

freiheitlich Gesinnten in Italien, als ein ganz gewöhnlicher Preßbandit, ein Überläufer zu den Machthabern, mit seinem Degen Cavalottis Lebensfaden durchschnitt. Cavalotti war Frankreichs Freund, und es herrschte überhaupt bis in die allerletzte Zeit trotz der politischen Bündnisse in Italien ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Frankreich. Frankreich galt trotz alledem Italien beständig als das Land, das die Revolution gemacht hatte und dem Italien einen großen Teil des Besten in seiner modernen Kultur verdankte. Erst die Dreyfußsache hat eine Umwälzung in diesem Verhältnis geschaffen. Die italienische Presse hat einstimmig Frankreichs Haltung in der letzten Zeit als gleichbedeutend mit einem Widerruf der Grundsätze der französischen Revolution (analog dem Widerruf des Edikts von Nantes) betrachtet, und alle italienischen Blätter haben ausnahmslos für Dreyfuß und Zola Partei ergriffen. Cavalotti war hier Frankreichs letzter Anhänger. Sein bürgerlicher Freisinn ist jetzt vom Sozialismus abgelöst. Er findet keine andere Fortsetzung. Der Sozialismus hat hier eine mächtige Ausdehnung. Es wirkt auf den Fremden verblüffend, daß sich ringsum, in Neapel wie in Milano, in Palermo wie in Rom, die befähigsten jungen Leute, ja sogar Fünfunddreißigjährige, als Schüler von Karl Marx bezeichnen. Und unter den aufgeklärten Arbeitern Norditaliens ist der Sozialismus alleinherrschend. Ihre Presse nährt die Unzufriedenheit, greift die Verderbtheit der höheren Klassen und besonders die der Politiker an.

Wohin diese Presse unter den kleinen Leuten nicht reicht, dahin reicht die kirchliche Presse, und, wohlgemerkt, diese sagt wörtlich dasselbe: Daß Italien seit dem Sturze des Papstes von Banditen regiert wird, daß die herrschenden Klassen das Volk ausnützen. So begegnen sich die kirchliche und kirchenfeindliche Presse in einem gemeinsamen Aufhetzen der Unterdrückten und Notleidenden — ein nicht genügend beachteter Umstand.

Die Unruhen, deren Zeugen wir gewesen sind, waren kopflos. Das sieht man bald. Die Unruhen im Süden entstanden ohne Überlegung, es war die Selbsthilfe der Verzweiflung: das Brot war zu teuer, unerschwinglich. Die Aufstände auf Sizilien und in Kalabrien — ihre Seelengeschichte ist einfach. Anders verhält es sich mit dem Aufstande in Norditalien. Dort fehlte es nicht an Brot, weder in Milano noch anderwärts. Aber Milano ist Italiens

vorgeschrittenste Stadt, es ist als seine geistige Hauptstadt zu betrachten. Vielfach ist man der Ansicht, daß schon längst ein großer Plan entworfen gewesen sei. Es hätte ein geheimes Bündnis unter den italienischen Eisenbahnbeamten bestanden: man wollte die gesamte Arbeit an einem Tage niederlegen. Gleichzeitig sollten alle norditalienischen Fabriken in den Ausstand treten. Dies sollte keineswegs jetzt, sondern erst in späterer Zukunft geschehen, wenn alles gründlich vorbereitet wäre. Doch nun brachen, unvorhergesehen, die Brotunruhen aus. Die verhungerten Massen empörten sich bald in der einen Stadt, bald in der anderen. Da bekam die Anschauung die Oberhand — allerdings kaum unter den Führern, wohl aber unter dem kleinen Volke —, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, daß ein fernerer Aufschub schädlich wäre. Und so brach der blutige Aufruhr in Milano aus, der durch eine tiefe Ironie des Schicksals gerade an demselben Tage stattfand, an dem das Königshaus und die herrschenden Klassen in Turin die Gedächtnisfeier von 1848 begingen und das Italien priesen, das der damaligen Revolution entsprossen war.

Die Zeit der Bourbonen ist zurückgekehrt

(1898)

Wenn man so ungefähr ein halbes Jahr in Italien von Ort zu Ort reist, ohne eine andere Beschäftigung, als zu sehen und zu lernen, so lebt man im tiefsten Innern nicht in der heutigen Zeit. Man lebt mit der Natur, die in ihren Grundzügen zu allen Zeiten dieselbe ist, und man lebt in der großen Kunst der Vergangenheit, in einem möglichst innigen Zusammenleben mit Männern, deren Geistesleben sich vor Jahrtausenden oder Jahrhunderten entfaltete, und die um mindestens dreihundert Jahre von uns getrennt sind. Man vertieft sich in ein Dutzend verschiedener Städte mit ihrer Vergangenheitseigenart; man ist bestrebt, sich eine reiche Vorstellung von dem seelischen Zustande ihrer edelsten Geister und Talente zu bilden; man verfolgt die Renaissance der Kunst vom 13. bis zum 17. Jahrhundert, und man muß sich zuweilen Gewalt antun, um sich für das Italien zu interessieren, das unserer Zeit angehört. Was nützt es, daß man am Gesellschaftsleben teilnimmt, so oft sich die Gelegenheit bietet, oder daß man nach Kräften bemüht ist, einen deutlichen Eindruck von der heutigen italienischen Literatur zu erhalten. Selbst die interessantesten Menschen, denen man begegnet, sind klein im Vergleich zu den Großen der Vergangenheit, und die heutige italienische Literatur liegt abseits vom Wege. Geschieht überhaupt irgendwo in Europa etwas Entscheidendes im Reiche der Dichtkunst, dann jedenfalls nicht hier. Man stößt auf vorzügliche Novellen und entzückende Verse, aber auf nichts, was einen wirklichen Fortschritt bedeutet. Und wieder werden unsere Gedanken zu den Menschen und zu der Kunst der Vergangenheit zurückgetrieben.

Aber dann tritt ein Ereignis ein, wie die Hungeraufstände in ganz Süditalien und die soziale Revolte in den Städten Norditaliens, und die Gedanken des Reisenden werden gewaltsam zur Gegenwart zurückgezogen, und mit Spannung forscht er seine Bekannten aus, um die Auffassung der politischen Situation seitens der leitenden Klassen und ihre ganze Stellung zu den großen Lebensfragen zu erfahren. Wer in seiner Jugend wiederholt in Italien gewesen ist, hat Gelegenheit zu vertraulichen Gesprächen mit Leuten, zu denen der gewöhnliche Reisende keinen Zutritt hat. Ist es auch mit ihm selbst in den letzten zwanzig Jahren nicht im geringsten vorwärts gegangen, so sind seine Bekannten und Freunde deshalb nicht still gestanden. Ich für mein Teil habe einen von meinen nächsten Jugendbekannten als Senator, einen anderen als Vizepräsidenten des Senats wiedergefunden, und ich habe ein gut Teil der höheren Gesellschaft in Rom und Neapel, in Catania und Florenz gesehen. Was mich hier von neuem in Erstaunen gesetzt hat, das sind die Zeugnisse der politischen Verdummung der sonst so feinzivilisierten höheren Klassen am Ende des 19. Jahrhunderts. Ich spreche nicht von der Verderbtheit, die ernsthaft und entscheidend genug, aber eine Sache für sich ist. Auch sie ist wohl gewissermaßen ein Ergebnis der Verdummung, die die nahe Gefahr nicht ahnt, sondern es darauf ankommen läßt. Doch ihr bin ich persönlich nicht begegnet, so daß ich darüber nicht aus Erfahrung sprechen kann. Die Verdummung dagegen!

Sie ist freilich in der Aristokratie nicht so ausgeprägt. Italiens vornehme Bevölkerung hat einen ererbten Begriff von Staatssachen und eine Fähigkeit, die Dinge von großen Gesichtspunkten anzusehen, an der es dem Bürgertum höchlichst mangelt.

Die Damen z. B. sind in der Aristokratie politisch interessiert, stehen aber im Bürgerstande so ziemlich draußen. Aber selbst die politisch Interessierten, Männer wie Frauen, denken nicht viel mehr als eine Nase lang in die Zukunft. Spricht man von der Hungersnot und von dem verzweifelten Mittel der Regierung, eine Zeitlang dem Volke Brot zu einem bestimmten niedrig angesetzten Preise zu überlassen, dann antworten sie alle mit derselben Formel, die allmählich zu einem Dogma geworden ist. Auf die Frage, welchen Ausweg sie sich denken, lautet die Antwort unweigerlich: „Wir hoffen auf eine recht gute Ernte. Die Unruhen haben ihren

Grund in einem zufälligen und sehr bedauerlichen Mißwachs gehabt; eine einzige gute Ernte wird alles wieder in Ordnung bringen." Und mit dieser Hoffnung gibt man sich zufrieden.

Man gibt sich überhaupt zufrieden. Nicht einer Seele in den herrschenden Klassen fällt es ein, daß der kleine Mann Unrecht leidet, auch nicht, wenn er Stadtzoll für sein Handwerkszeug zahlen soll, oder wenn man ihn zwingt, am Eingange eines Dorfes die Steine aus seiner Karre herauszuwerfen, damit man untersuchen kann, ob nichts Zollpflichtiges darin verborgen ist.

Die aufgeklärte Jugend, die aus den Häusern hervorgegangen ist, deren Väter seinerzeit während der Revolution die fremden Fürsten verjagen halfen, ist — wie ich es verschiedene von ihnen ausdrücken hörte — „offen und ehrlich reaktionär". Ihre politischen Begriffe reichen nicht einmal so weit, daß sie das Unzulängliche der bloßen Unterdrückung einsehen.

Die älteren Gelehrten begreifen so wenig, was eigentlich geschieht, daß sie noch nicht einmal den rein sozialen Charakter des milanesischen Aufstandes begriffen haben. Ein berühmter Gelehrter Italiens erklärte mir in vollem Ernst, daß man schon 1848 in Milano wie anderwärts in den fortgeschritteneren Städten nur eine Bundesrepublik, kein Königreich gewünscht hätte, und daß man schon damals ein selbständiges Milano wollte. Die damalige Losung war die Dialektwendung: famdanu, d. h. faremo da noi. „Wir wollen auf eigene Hand handeln." Und er bildete sich ein, es sei diese Bewegung, die nun von der Arbeiterbevölkerung Milanos fortgesetzt würde.

Einer der in bezug auf Charakter, Fähigkeiten und soziale Stellung hervorragendsten Männer Italiens, einer der nicht allzuvielen heutigen Italiener, deren Namen in der Gelehrtenwelt ganz Europas bekannt ist, hat immer wieder den jetzigen Zustand öffentlich bedauert, mit der Begründung: in seinen jungen Tagen, in den sechziger Jahren, waren es die Ideale der Vaterlandsliebe, die den Männern, die das Bestehende umändern wollten, Begeisterung einflößten; jetzt würden sie nur von niederen Bedürfnissen bewegt; wenn aber die Flamme des Ideals erloschen sei, so sei das Leben nicht mehr lebenswert. Mit anderen Worten, er begreift erstens nicht, daß die Sozialisten ihren Zukunftstraum haben, so gut, wie die Patrioten den ihren hatten. Gioberti hatte seinerzeit die Italiener

gelehrt, daß sie das erste unter allen Völkern der Erde seien, und in diesem Glauben schufen sie das neue Vaterland, das der ideale Zukunftsstaat werden sollte. Lassalle und Karl Marx haben ein Menschenalter später die Arbeiter gelehrt, daß sie der erste von allen Ständen seien, und haben den Sozialisten den Glauben an einen anderen Zukunftsstaat beigebracht, der nicht minder ideal ist. Jener selbe Mann sagte zu mir, der ich vom Belagerungszustand sprach: „Das Ganze ist ja eine Form. Wo werden Sie vom Militär gehindert? Wo fühlen Sie einen Druck? Wir mußten den Belagerungszustand einführen, um die Arbeitervereine auflösen und Versammlungen verbieten zu können, das ist das Ganze." Mit anderen Worten: wir haben den Belagerungszustand eingeführt, um die Gesetze für ungültig zu erklären. Und er erwähnte nicht einmal die Standgerichte und die willkürlichen, fürchterlichen Urteile, die täglich gefällt werden, zehn, zwölf, vierzehn, fünfzehn Jahre Zuchthaus für Beteiligung an den Straßenaufläufen, bei denen das Militär mit Steinen beworfen worden war. Und nie ein ausreichender juridischer Schuldbeweis. Die Anklage seitens eines erregten Polizisten, der in Gedräng und Tumult den einen mit dem andern verwechselt haben kann, gilt als Beweis. Ein Kapitän ist der Ankläger, ein Leutnant tritt als Verteidiger auf, und ohne die geringste Rücksicht auf die Ausführungen des Leutnants fällen dann ein Oberst und seine Beisitzer das unerschütterliche Urteil. Die Gefängnisse sind schon längst überfüllt, neue Lokale werden ständig zu Gefängnissen verwandt und deshalb von General Bava oder General Heusch besichtigt, den beiden Männern, die das militärische Oberkommando in der Lombardei und Toskana haben; und scharenweise werden die Unglücklichen von allen Häfen Italiens und Siziliens an die Verbannungsorte in Afrika verschickt.

Mit anderen Worten: Die Zeit der Bourbonen ist zurückgekehrt. — Niemand sagt es, aber es ist so. Überall wird heute die Vertreibung der Bourbonen mit offiziellen Festen gefeiert; es ist fünfzig Jahre her, seit das piemontesische Grundgesetz erlassen wurde, das jetzt Italiens statuto ist. Niemand spricht davon, daß das Grundgesetz jetzt aufgehoben ist, und niemand wagt anzudeuten, daß die Willkürlichkeit und Grausamkeit der Herrschaft der gestürzten Bourbonen von neuem ihren Einzug gehalten haben. Ja, sie haben ihren Einzug gehalten, getragen von denselben Klassen

und Kräften, zum Teil von denselben Männern, die sie seinerzeit gestürzt haben. Und man deckt das Geschehende mit scheinbar freisinnigen Ausfällen gegen die katholische Kirche als der lichtscheuen Feindin des Staates. Und man führt die öffentliche Meinung in die Irre durch lärmende Huldigung all der alten Revolutionäre, durch Anfüllung der Museumszimmer in Venedig mit Reliquien von Daniel Manin, dem Helden von 1848, und durch die Feier von Garibaldis Todestag mit Flaggen auf Halbmast in Rom wie in Florenz und mit Telegrammen des Königlichen Hauses an die Familie. Mazzini ist ein Heiliger geworden wie Cavour und hat Bildsäulen und Gedächtnistafeln überall. Man bildet sich und andern ein, daß man im Geiste dieser großen Verstorbenen handelt. Und inzwischen entwickelt sich eine beinahe hysterische Dankbarkeit und Begeisterung für das Heer, das die bedrohte Gesellschaft durch Unterdrückung der Aufstände gerettet hat. Überall wird — man gibt höchst ungern — zur Unterstützung für die Familien der Einberufenen gesammelt. Überall, bei allen Gelegenheiten, möglichen und unmöglichen Anlässen, wird das Lob des Heeres ausposaunt. Die Haltung der Truppen ist freilich in der Regel überall gut gewesen; die Soldaten schritten ungern ein, und selbst wo sie durch einen Steinregen aufgereizt wurden, schossen sie anfangs in die Luft, um nur Schrecken einzujagen. Aber zuletzt ergriff natürlich auch sie die Wildheit des Bürgerkrieges. Das Heer ist schuldlos, aber es hat keine Verdienste, denn es muß sich eben verwenden lassen, wie man es verwenden will.

Jetzt werden indessen Offiziere und Soldaten belohnt wie nach gewonnenen Schlachten. Die Zeitungen veröffentlichen lange Listen der militärischen Auszeichnungen und Ehrenzeichen, die einem patriotischen Italiener die Schamröte ins Gesicht treiben müßten: General Bava Beccaris ist Großoffizier des militärischen Ordens von Savoyen, General del Mayno Kommandeur desselben Ordens geworden. Die silberne Tapferkeitsmedaille ist verliehen an — drei dichte Spalten, die bronzene Tapferkeitsmedaille an — fünf dicht gedruckte Spalten usw. usw.

Neulich hielt ein ausgezeichneter und, wie man zu sagen pflegt, freisinniger Mann, der Mann, der in allen Savonarola betreffenden Fragen als die größte Autorität gilt, bei der vierhundertsten Wiederkehr von dessen Todestage in Florenz einen Vortrag über ihn.

Pasquale Villari, denn er war es, betonte nachdrücklich die Hauptpunkte in Savonarolas Geschichte: 1. seine Predigten und Handlungen als politischer Prophet in Florenz; 2. seinen Kampf gegen das Papsttum im Namen der Religion und 3. seinen Widerstand gegen den Bann im Namen der evangelischen Lehre und der christlichen Religion. Villari warnte vor dem Unwillen, der sich aus den Kreisen der Kunstfreunde gegen Savonarola verbreitet hat, weil er einen ausschließlich moralischen Maßstab an die Kunst anlegte und deshalb die Verbrennung herrlicher Kunstwerke verlangte. Er betonte die Stärke des Pflichtbegriffes dieses florentinischen Propheten.

Dann fragte er: Wo findet man wohl diesen Pflichtbegriff heutzutage in Italien? und er antwortete: einzig und allein im Heere. Wie geht dies zu? Ist die Soldatenmütze denn ein Zaubermittel? Nein, es gibt nur eine Erklärung: daß der Arme, sonst Unterdrückte, kaum in das Bataillon eingetreten, sich väterlich behandelt und geleitet fühlt von den Offizieren, die im italienischen Heere von dem Geiste der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit beseelt sind. Deshalb repräsentiert das Heer nicht allein die nationale Stärke, sondern auch die Ehre und die Pflicht. — In den gedruckten Referaten wird an dieser Stelle hinzugefügt: (Donnernder und langanhaltender Applaus. General Heusch führt die Hand zum Antlitz um seine Gemütsbewegung zu verbergen.)

Giuseppe Saredo

(1901)

Bekanntlich hat im Monat Oktober der von der italienischen Regierung zur Untersuchung der Verwaltungsverhältnisse in Neapel eingesetzte Ausschuß das Ergebnis seiner Forschungen in einem großartigen Bericht veröffentlicht. Dieser Bericht ist ein Werk von nicht weniger als eintausendsiebenhundert Folioseiten, der alle Zweige der Verwaltung durchgeht und die Unordnungen, Betrügereien, Bestechungen, mannigfache Verbrechen nachweist, die die Schuld an dem ökonomischen Elend tragen, das augenblicklich in der größten Stadt des Königreichs Italien herrscht.

Die Einleitung, die einen Überblick über die Entstehung der Untersuchung und die von ihr zu befolgenden Ziele gibt — das lange erwachte Mißtrauen gegen den Magistrat Neapels, Prozesse, die den Umfang des Übels verrieten, die Einsetzung des Ausschusses am 8. November 1900 — gewährt eine historische Übersicht über die Zustände in der Stadt Neapel seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis heute und ist durchweg von dem Vorsitzenden des Ausschusses, dem Senator Giuseppe Saredo, geschrieben.

Saredo hat hier nicht nur einen ungeheuren Fleiß an den Tag gelegt, sondern einen bürgerlichen Mut bewiesen, der überall selten ist, besonders aber in Italien. Es hat denn auch nicht an Drohungen gegen den Ausschuß und seinen Vorgesetzten gefehlt. Im Gegenteil, ihr Leben wird täglich bedroht, und Neapels jetzt abgesetzter Bürgermeister Celestino Summonte sowie seine zahllosen Mitverschworenen und Handlanger sind Männer, deren Feindschaft gefährlich ist.

Wie man sich unwillkürlich schämt, wenn jemand aus unserem näheren oder ferneren Kreise eine unrichtige Handlung begeht, so kann man einen gewissen Stolz nicht unterdrücken, wenn einer unserer Freunde sich auszeichnet, selbst wenn man nicht den geringsten Anteil an seinen Verdiensten hat; und so muß ich gestehen, daß mir Saredos außerordentliche Tatkraft und tapferer Mut in dieser Sache Freude gemacht haben, denn unsere Freundschaft ist dreißig Jahre alt. Mehrere Monate meines Lebens hindurch habe ich ihn täglich gesehen. Wenn ich während der langen Krankheit, die ich in meiner Jugend in Rom zu überstehen hatte, stets mit geistiger Nahrung versehen wurde und mich eigentlich niemals langweilte, so verdanke ich es einzig ihm. Täglich hörte ich seine Stimme vor meiner Tür, wenn er die Leute des Hauses anredete. Dann kam er herein, sprach schon in der Tür und fuhr mit südländischem Feuer fort, wobei er bald auf einem Stuhl an meinem Bett, bald auf dem Sofa saß, dann am Fensterrahmen lehnte, oder im Zimmer auf und ab ging.

Saredo ist Piemontese (in Savona geboren) und beherrscht deshalb Französisch wie Italienisch. Seine älteste politische Schrift, die er mit warmer Bewunderung seinem großen Landsmann Cavour zueignete, ist sogar auf Französisch abgefaßt. Später hat er nur italienisch geschrieben, steht sogar als echt moderner Italiener Frankreich weniger wohlwollend gegenüber als irgend einem Lande der Erde.

Erst achtundzwanzig Jahre alt, wurde er in Sassari angestellt, kam von dort nach Parma, von Parma nach Siena und wurde 1870 nach Rom versetzt. 1879 legte er sein Professorat nieder und ging zum Staatsrat über, zu dessen Vorsitzenden auf Lebenszeit er 1898 ernannt wurde. Der Staatsrat ist eine eigenartige italienische Institution, dessen Aufgabe es ist, in Streitfragen zwischen der Regierung und dem Parlament zu vermitteln, eine Institution, die manchmal auch anderwärts sehr am Platze wäre.

Ebenso wertvoll wie der schonungslose Eifer für die Gerechtigkeit, mit dem die Untersuchung geführt worden, ist die in der historischen Einleitung hervortretende Humanität, die wiederum den Ton beeinflußt hat, in dem die italienischen Blätter den Skandal behandeln. Die anderen italienischen Städte sind sehr weit davon

entfernt, die Gelegenheit zu ergreifen, um sich auf Kosten des sündigen Neapels zu brüsten; im Gegenteil, stets wird betont — was ja nicht immer mit den Eindrücken des Fremden übereinstimmt — daß die neapolitanische Bevölkerung in ihrer Gesamtheit ebenso gut und brav wie aufgeweckt und verständig sei, und daß es nur auf historischem Wege zu begreifen sei, wenn einige wenige hundert Männer eine so in Grund und Boden verdorbene Verwaltung hätten gründen und aufrecht erhalten können, wie sie viele Jahre hindurch Neapel sowohl ökonomisch wie moralisch ruiniert habe.

Als die Revolution 1860 die Stadt überrumpelte, traf sie einen Ort von einer halben Million Einwohner, eine Residenzstadt mit einem ungeheuren Hof, in der die Regierung, die die Initiative des Einzelnen unmöglich machte, mit Hilfe der Geistlichkeit und Polizei die ganze leitende Kraft in ihren Händen gesammelt und den Adel verdorben hatte, ohne dafür einen Bürgerstand zu bilden. So war Neapel, das mit seinem Mangel an Unterrichts- und Rechtswesen, sozialen und ökonomischen Institutionen mehr als irgend eine andere Stadt der Wiedergeburt und richtigen Leitung bedurfte, 1860 aller örtlichen Selbstverwaltung, aller heilsamen Überlieferung und der Klassen entblößt, die sich zur Übernahme der Verwaltung geeignet hätten. Die kirchliche Alleinherrschaft hatte das Geistesleben und den Freisinn zerstört.

Es ist also um die Verwaltung der Stadt seit der Zeit des von Garibaldi am 8. September 1860 ernannten ersten Bürgermeisters schlimm bestellt gewesen; aber erst 1896, als der Marquis von Campolattaro zum Bürgermeister gewählt wurde, gelangte die Schlechtigkeit zur Herrschaft, indem die Partei Summonte-Casale ihm die Macht aus den Händen wand; und als 1898 Summonte seine Wahl durchsetzte, war die Schmach allmächtig.

Das römische Blatt La Tribuna vom 23. und 24. Oktober bringt auf achtundzwanzig dichtgedruckten Petitspalten einen Auszug der Untersuchung mit Erläuterungen über die Betrügereien, Ungerechtigkeiten und Bestechungen, die auf allen der Kommune Neapel unterstellten Gebieten, vom Unterrichtswesen bis zu den Straßenbahngesellschaften und den Droschkenkutschern vor sich gegangen sind, vom Beleuchtungs- bis zum Wasserwesen und der Renovation, von der Polizei bis zu den öffentlichen Gärten und Kirchhöfen.

Hat man diese Spalten durchgelesen, so weiß man, wie überall gestohlen, betrogen, gefälscht, geplündert worden ist. Jede noch so geringe Beamtenstelle ist den Chefs oder deren Helfern und Helfershelfern bezahlt worden. Jede Konkurrenz um Ämter war illusorisch; bei jedem Examen blühten Protektionen und Betrug. Auch die Presse erscheint in einem traurigen Licht. Man hat wohl immer gewußt, daß der Mattino käuflich war; er empfing z. B. kräftige Unterstützung von Crispi; aber man ahnte nicht, daß der Redakteur Scarfoglio mit jedem Tage, den Gott werden ließ, den Einfluß seines Blattes einträglicher machte und von all den Leuten, die Begünstigungen erlangen wollten, Geld einschaufelte. Noch weniger ahnte man, daß seine emanzipierte Frau, die bekannte Schriftstellerin Mathilde Serao sich herabließ, dasselbe Geschäft zu betreiben und zwar dermaßen im Detail, daß sie sich von einem Munizipalgardisten namens Foti, der zum Fähnrich befördert zu werden wünschte, zweihundert Lire ausbezahlen ließ; als er sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, ließ sie sich zwingen, ihm die Summe zurückzuzahlen, und gab ihm nur fünf, sage und schreibe fünf Lire wöchentlich, zurück.

Durch sein Verhältnis zum Mattino sicherte Summonte sich gegen die Kritik dieser Zeitung. Was das nette Blatt Corriere di Napoli anbetrifft, das bei seinem ersten Erscheinen einen Artikel brachte, der mit den Worten begann: „Nun ist also die Schande vollkommen“, so wurde es durch klingende Gründe schnell auf die Seite der Verwaltung gebracht. Seine Mitarbeiter wurden zu Inspektoren der Straßenbahngesellschaften ernannt; auch die geringsten bekamen immerhin etwas.

Manche der im Bericht erzählten Stückchen klingen so humoristisch, daß man glauben sollte, dergleichen geschehe in einer Posse, nicht in Wirklichkeit. Eine der Belohnungsmethoden bestand darin, die Leute zu gutbezahlten Lehrern an den öffentlichen Schulen zu ernennen. In einer Schule, die in einem Jahrzehnt um zweiundachtzig Schüler zugenommen hat, vermehrte sich gleichzeitig die Anzahl der Lehrer um zweiundachtzig.

Es ist kein Wunder, daß die Schulden der Stadt Neapel unter diesen Umständen zu einer Summe angewachsen sind, die mit rührender Genauigkeit angegeben werden: 13 Millionen 950 870 Lire 70 Centimes.

Obwohl die Bevölkerung Neapels sicherlich gesunde und gute Kräfte aufweist — ein Gelehrter wie Pasquale Villari ist Neapolitaner — so sind die Süditaliener doch der am meisten vernachlässigte und mißhandelte Volksstamm im ganzen Königreich. Von Norditalien allein kann heute Ordnung und Recht, Pflichtgefühl und Verantwortung, Selbstverwaltung und Fortschritt auf der Halbinsel wie auf Sizilien kommen. Die Männer aus dem Königreiche Sardinien waren von Anfang an im Süden so wenig beliebt, wie es die Preußen in Süddeutschland waren. Aber sie sind Männer von Gesetz und Recht. Es ist kein Zufall, daß einem von ihnen die Aufgabe zuteil wurde, Neapels Augiasstall zu reinigen. Er hat sein Wesen an den Tag gelegt in der Schonung, womit in dem Rapport das Entstehen der Mißlichkeiten erklärt, und in der heldenmütigen Schonungslosigkeit, womit die Verbrechen aufgedeckt und gestempelt werden.

Giovanni Verga

(1899)

Wenn in Italien ein Museumsbeamter nach Syracusa oder ein Universitätslehrer nach Palermo versetzt wird, so erscheint dies seinen Kameraden auf dem Festlande, als würde er in die Verbannung geschickt. Für die meisten von ihnen ist Sizilien das Ende der Welt, ein unbewohnbares Land. Man trifft in Neapel selbst Herzoginnen, die nie den Boden Siziliens betreten haben. Und doch ist die Insel, dieses gewaltige Dreieck, die Trinakria der Alten, vielleicht Italiens eigenartigster Teil. Ihre Natur ist mächtig, wild und sanft, höchst verschiedenartig an den verschiedenen Stellen; ihre historischen Monumente, griechische, arabische, normannische, sind anders geartet als die des übrigen Italien; ihre stark gemischte Bevölkerung zu einem Ganzen verschmolzen, ist in Tugenden und Lastern der des Königreichs Neapel ungleich; ihre Sitten sind eigentümlich, wie sie sich auf einer Insel entwickeln. Ein Teil ihrer Städte, wie Girgenti oder Syrakusa, ruft eine ganze Welt ferner historischer Erinnerungen ins Gedächtnis zurück, ein anderer Teil besteht aus völlig modernen Hauptstädten, die im Dufte der wundervollen Pflanzen ihrer Gärten daliegen, lebhaft und wirksam morgens und abends, mittags faul, durchbacken von der Sonne des Südens.

Sizilien, die so arme und mißhandelte Insel, deren Landbevölkerung alle Qualen des Hungers und der Not erduldet, war im Altertum eines der reichsten Länder Europas, das Krongut großer und zuweilen guter Zwangsherrscher, ein Heim für Denker und Dichter. Hier hat Platon geträumt und gedacht, hier schrieb Teokritos seine Idyllen, diese Gedichte, die oft erstaunlich wirklich-

9*

keitstreue und humorvolle Schilderungen des damaligen Volkslebens auf der Insel enthalten. Eine ungeheure Volkslieder- und Volkssagenliteratur hat bis zum heutigen Tage von der fruchtbaren Einbildungskraft der Bevölkerung Zeugnis abgelegt. Heute noch nimmt Sizilien durch seine Universitäten und seine Literatur einen hervorragenden Platz im geistigen Leben Italiens ein. In Catania allein leben zwei der bedeutendsten Vertreter der fortgeschrittenen Literatur Italiens: Rapisardi und Verga.

An einem schönen Apriltage des vorigen Jahres lernte ich Giovanni Verga kennen. Nachdem ich am Morgen die kurze Reise von Taormina nach Catania unternommen hatte, wo ich infolge von Empfehlungen erwartet wurde, hatte ich eben ein bißchen Toilette gemacht und im Restaurant des Hotels mein Frühstück bestellt, als mir schon Besuch gemeldet wurde. Ein junger Professor der Literaturgeschichte, Albino Zenatti, trat ein. Kaum hatte ich ihn gebeten, Platz zu nehmen, als sich noch ein Gast einfand. Es war der junge Herzog Imbert, ein lyrischer Dichter von Rang, der den früher Angekommenen begrüßte und sich lächelnd mit den Worten vorstellte: auch ich bin Professore (Lehrer). Er hatte sich kaum gesetzt, als der Kellner zu meiner Verwunderung noch einen dritten Besuch meldete und einem sehr schönen großen Manne mit ranker Haltung, dunklen Augen und weißem kurzgeschorenen Haar die Tür öffnete. Da ich schon zwei Professoren an meinem Tische hatte, sagte ich scherzend zu dem Eintretenden: „Ohne Zweifel noch ein Professor?“ — „Ich bin kein Professor,“ antwortete der Fremde, „ich bin Verga“.

Es war mir eine große Freude, ihn zu sehen. Ich hatte erst kürzlich einige seiner Romane und Novellen mit Bewunderung gelesen. — Als die Herren einen Wagen nahmen und mit mir ausfuhren, um mir ihre Stadt und deren Umgegend zu zeigen, gingen wir lange in dem schönen öffentlichen Garten spazieren; dort erhebt sich nahe am Eingang ein Hügel, auf dem Bellinis Name, eine Lyra und seine berühmtesten Melodien, deren Noten aus lebenden Blumen gebildet sind, sich gegen einen einförmigen Blumenhintergrund abheben. Der Garten wird von einem anderen Hügel beherrscht, auf dem nachmittags die Musik spielt, und von dem man eine reizende Aussicht über die umliegende Landschaft mit dem Riesenkörper des Ätna am Horizont genießt.

Vergas Gestalt mit ihrer stilvollen Haltung und der warmen, gedämpften Stimme paßte schön zu der milden Lauheit der Luft, dem sizilianischen Pflanzenleben und dieser Natur am Fuße des Ätna, die er so oft beschrieben hat. Wir fuhren zu den Ruinen des antiken Theaters und wanderten in seinen gedeckten Gängen unter der Erde umher. Es wunderte mich, daß Verga, obwohl er hier in Catania geboren war, dieses Theater nur ein einziges Mal vor vielen Jahren gesehen hatte und daher nicht einmal wußte, in welcher Straße es lag. Dies bewies nicht bloß die einfache Tatsache, daß man von den Denkmälern der Stadt, in der man wohnt, wenig sieht; es verriet den Dichter, dessen Blick nicht auf die Vergangenheit gerichtet ist, sondern der sich ganz in das ihn umgebende Leben vertieft hat.

Im übrigen hat sich Verga stets zwischen zwei Wohnorten in seinem Vaterlande geteilt: Catania, wo er zu Hause ist, und in dessen Umgegend er das niedere Volk kennt wie kein anderer Mensch, und Milano, Italiens lebhaftester und fortgeschrittenster Stadt, wo sich ihm reiche Gelegenheit bot, die höheren Stände zu studieren, wie sie in seinen Romanen auftreten, und wo er seine Schriften herausgegeben hat. Seine Verwandten wohnen auf Sizilien, in Catania und dessen Umgegend. Er selbst ist unverheiratet. Er ist nicht viel gereist, er war nur öfter in Frankreich und in der Schweiz. Einmal hat er London besucht, fühlte sich aber dort nicht besonders wohl, da ihm die Sprache fremd war und er niemand kannte oder aufsuchte. Dagegen beherrscht er die französische Sprache fast wie seine eigene und weiß in der französischen Literatur gründlich Bescheid.

Über seine eigenen Schriften sprach Verga mit der Einfachheit und stolzen Bescheidenheit eines Weltmannes.

Eine seiner kleinen sizilianischen Novellen hat in verschiedenen Bearbeitungsformen als Schauspiel und Oper den Namen Vergas in die Welt getragen. Der Künstlername der Duse ist unter anderem mit der Cavalleria Rusticana verknüpft. Aber die Novelle steht als Kunstwerk himmelhoch über den dramatischen Texten, die man aus ihren tadellosen Blättern verfertigt hat. Und jede einzelne seiner kleinen Novellen ist ein Meisterstückchen an Menschenkenntnis, Ortskenntnis und Darstellungskunst. Es ist erstaunlich, wie Verga, ein Kulturmensch, die halbwilde Landbevölkerung Siziliens

versteht, und kaum weniger überraschend ist seine Begabung für wortkarge und handgreifliche Schilderung. Was man mit einem Kunstausdruck die Dorf- oder Bauernnovelle genannt hat, ist in vielen Formen über Europa gewandert. Einige der jütländischen Novellen von Blicher gehörten zu den ersten dieser Art. Dann folgten in Deutschland Immermanns Oberhof, in Frankreich George Sands kleine Dorfgeschichten, in Deutschland Auerbachs lange Reihe Schwarzwälder Novellen, in Norwegen Björnsons Bauernerzählungen und endlich Kellers Novellen in der Schweiz. Aber Vergas sizilianische Skizzen stehen hinter keiner der besten Arbeiten dieser vorzüglichen Dichter zurück. Keiner hat einen kernigeren Stil, eine knappere Form als er.

In der Art des Stoffes — Eifersucht und verletztes Ehrgefühl sind ein häufig vorkommendes Motiv — erinnern Vergas Novellen zuweilen ein bißchen an die Arbeiten Mérimées. In diesen wie in jenen ist der Weg vom Gedanken zur Tat nur kurz, der Ausgang ist häufig gewaltsam; Büchse und Knüppel greifen gewöhnlich ein, und in der Regel ist es das Messer, das zuletzt den Knoten durchschneidet. Die Ähnlichkeit beruht indessen nur auf der Übereinstimmung der sizilianischen Verhältnisse mit den korsikanischen oder spanischen Sitten, die Mérimée mit Vorliebe behandelt hat. Vergas Kunst ist von ganz anderer Beschaffenheit als die Mérimées.

Auch nicht die Wortkargheit ist gleichartig. Mérimée verweilt gerade bei den Verhältnissen gern, die Verga in ein paar Zeilen bezeichnet. Man kann keine kürzere Art der Erzählung finden als folgende:

„Wer doch grüßen dürfte! seufzte der Jüngling.

Wenn du Lust hast mich zu grüßen, so weißt du ja, wo ich wohne, antwortete Lona.

Und Turiddo grüßte sie so oft, daß Santa ihm das Fenster vor der Nase zuschlug. Die Nachbarn deuteten lächelnd auf ihn und schüttelten den Kopf, wenn er vorbei ging. Lonas Mann war auf der Reise nach dem Markt mit seinen Maultieren."

Während Mérimée seine Freude an der Wildheit hat, wird Vergas Kunst durchweg von einem tiefen Mitgefühlt beseelt. Es zittert durch all die Erzählungen, trotzdem es niemals geradezu Ausdruck erhält, das Mitgefühl mit der ungeheuren Armut, mit

der Unwissenheit, mit der Mißhandlung dessen, der so ganz vernachlässigt wird, mit den Schwachen, den Verirrten, mit denen, die in der Verwirrung zu Empörern werden.

Oft versetzt sich Verga so ganz in die Denkweise dieser Personen hinein, daß er völlig in ihrem Geiste schreibt. Ein Hauptbeispiel dafür ist die ergreifende Geschichte von dem Roten Sandgräberjungen. Man achte auf einen Satz wie den folgenden, als die Mutter den Sohn in die Grube hinabführt, nachdem der Vater dort umgekommen ist: „Sie weinte, aber das Brot muß doch verdient werden, und irgendwo muß es doch herkommen." Oder auf folgende Stelle über den Sohn: „Er wußte, er war ein erbärmlicher Lümmel und tat sein Bestes, um so schlimm wie möglich zu werden, und passierte etwas, verlor ein Arbeiter sein Werkzeug, brach ein Esel das Bein, oder stürzte Sand in einen der Gänge hinab, so wußte er, es war seine Schuld, und er nahm die Prügel mit krummem Rücken hin wie ein Esel und zog seine Last weiter wie ein Esel."

Kein italienischer Erzähler verträgt heute als Künstler einen Vergleich mit Verga. Sicherlich nicht der weiche, sentimentale Salvatore Farina, dem er die Ehre erwiesen hat, ihm die Braut des Räubers zuzueignen in einer Einleitung, die besser geschrieben sein könnte und verrät, daß Verga als Dichter höher steht wie als Kunstphilosoph. Doch selbst nicht einmal von dem Manne, der in der letzten Zeit Verga an europäischen Ruhm überstrahlt hat, Gabriele d'Annunzio, kann man sagen, daß er ihn übertreffe.

Verga steht auf seinem eigenen Boden, er hat seine eigene Lebensanschauung, und die Menschen, die er malt, bewegen sich auf einem Gebiet, über das er unbedingt Herr ist.

Annie Vivanti

(1899)

Annie Vivanti! Annie Vivanti! Es ist nun über dreiviertel Jahre her, seit dieser Name in meinem Ohr zu singen begann, und ich werde ihn nicht los, ehe ich mich befreit habe.

Es war an einem Märztage unten auf Sizilien. Die Sonne leuchtete so warm, daß sie durch die Kleider braunte. Die Mandelbäume waren abgeblüht in Taormina; aber die Pfirsich- und Zitronenbäume standen in Blüte, die Kaktusblüten waren aufgesprungen, Margueriten so groß wie Sonnenblumen entfalteten sich in üppigen Gebüschen; ein feiner, starker Duft erfüllte die Luft an dem milden Vormittage. Der mächtige Körper des Ätna mit seinem weißen Schneemantel hob sich scharf vom reinen Himmel ab, und unten bei Giardini sah man das Jonische Meer in langen schaumgekrönten Wellen gegen den Strand schlagen, ein fremdes Schiff umspülend, das während des Sturmes am vorhergehenden Tage aufgelaufen war.

Auf dem nach dem Meere zu gelegenen Balkon zog der große schwarze Sizilianer mit dem schönen Lächeln und der einschmeichelnden Stimme ein Büchlein aus der Tasche und bat um die Erlaubnis, etwas vorzulesen. Es waren Damen zugegen; er wußte recht wohl, daß es seine Stimme fast ebensogut kleidete, Verse vorzutragen, wie Volkslieder zur Mandoline zu singen, und er war für Verse wie für Lieder begeistert, trotzdem er sie wie die meisten Italiener als Prosa las ohne Betonung des Rhythmus, ohne Zusammenziehen der Silben, die im Italienischen wie im Lateinischen am besten weggelassen werden, und ohne irgendwie beim Reim zu verweilen. Er las mit feinem und ausgezeichnetem Verständnis.

„Lirica heißt das Buch,“ sagte er, „es ist von einer ganz jungen Dame, wie man sich erzählt, einer Chansonettensängerin; Carducci hat seinerzeit die Sammlung mit einem lobenden Vorwort herausgegeben.“ Und er zeigte mir die lakonische Vorrede, in der der eigenartige und unsanfte, aber für weibliche Anmut nicht unempfängliche Carducci mit der Erklärung beginnt, daß nach seinem poetischen Gesetzbuch Priestern und Weibern das Versemachen verboten sei. In bezug auf die Priester habe er seine Ansicht nicht geändert, wohl aber in bezug auf dieses Fräulein. Die Vorrede überzeugte mich nicht von vornherein, aber sie spannte meine Aufmerksamkeit. Und ich hörte das erste Gedicht Ego, in dem die Verfasserin die Welt als die alte Zollwache mit den tausend Augen bezeichnet, die ihr das: Wer bist du? Was hast du vor? Nenne mir deinen Glauben, dein Alter, dein Vaterland, was du suchst, woher du kommst und wohin du gehst! zuruft. Sie antwortet: Ich habe kein Vaterland; die ganze Welt ist mein. Meine Mutter ist deutsch, mein Vater italienisch, in England wurde ich geboren. Was meinen Glauben anbelangt, so gehe ich zur Messe; die Musik erquickt und erbaut mich; aber ich bin als Protestantin getauft und mein Name ist hebräisch wie mein Profil. Mein Alter? Ich bin ungefähr zwanzig Jahre alt. Mein Ziel ist mir unbekannt. Was ich suche? Nichts. Ich erwarte mein Schicksal, und inzwischen lache ich und singe und weine und verliebe mich.

Es war etwas Junges und Keckes in dem Gedicht, aber keine sonderliche Poesie. Was es erzählte, war indessen Wahrheit. Annie Vivanti ist in London geboren. Ihr Vater war ein braver Italiener aus Mantua, der sich, wie die Jugend seiner Zeit, Verschwörungen anschloß und Aufruhr machte und in Österreich zum Tode verurteilt wurde und auswandern mußte. Ihre Mutter war eine Deutsche, eine Schwester der Brüder Rudolf und Paul Lindau, die sowohl auf deutsch wie auf englisch Verse schrieb. Sie saß als Kind auf Freiligraths Knieen, hörte den verbannten Poeten seine Gedichte deklamieren und sprach eher deutsch und englisch als italienisch. Mit neun Jahren kam sie nach Italien; aber im Alter von zwölf Jahren verlor sie ihre Mutter und wurde nach der deutschen Schweiz gesandt; doch schon mit vierzehn Jahren flüchtete sie aus dem Schweizer Pensionat, in dem ihr Vater sie untergebracht hatte, und streifte lange in der Welt umher. In Newyork erhielt sie eine

amerikanische Erziehung und lernte singen „wie eine wahre Italienerin". Dort fand ihr Vater sie wieder und nahm sie 1887 mit nach Italien. Sie wurde Varietésängerin und veröffentlichte einen kleinen halbselbstbiographischen Roman über das Leben in diesem Beruf. 1890 gab sie ihre Gedichte heraus.

Das wußte ich damals jedoch nicht, und das Gedicht sagte nicht viel, es gab nur Lust, mehr zu hören. Der schöne Sizilianer mußte lesen und lesen, mehr als das halbe Buch durch, ehe seine Zuhörer genug bekamen.

Dann lieh ich mir das Buch, und während einer Krankheit studierte ich es Zeile für Zeile. Es wurde mir lieb. Ringsum in Italien wollte ich es kaufen, konnte es aber nirgends bekommen. Es war ausverkauft, hieß es, und in den Buchhandlungen gab man mir den Grund an: Annie Vivanti bedauerte diese freien und leidenschaftlichen Verse, sie hatte ihr umherschweifendes Leben als Sängerin beendet; sie hatte sich verheiratet, war in die regelrechte Gesellschaft eingetreten und hatte, um ihre lyrische Vergangenheit auszulöschen, ihre Gedichtsammlung aufgekauft und wollte sie nie wieder herausgeben. Doch was sie besonders bedauerte, war das Gedicht Ave Albion! mit seinem jugendlich-südländischen Hohn auf die Engländer, denn der Mann, den sie geheiratet hatte, war ein Engländer. Das klang glaubwürdig. Denn das Gedicht Albion war unleugbar keine Artigkeit an den Bräutigam. Es lautet:

Du häßliches, nebliges, verfrorenes England, du abscheuliche Insel, wo ich geboren bin, mit deinem braven, schläfrigen Volk, hole dich der Teufel, verfluchtes Land! Ihr traurigen Engländer mit euren flachsgelben Haaren! Ihr mageren Engländer, rotwangig und fade! Ob es die Kälte ist, die euch so dumm gemacht hat, ihr langen Pakete von Regenschirmen und Schals! Ihr verständigen Leute mit ruhigen Gemütsbewegungen, mit gedämpfter Rede und unterdrücktem Lachen, gebt mir ein bißchen Sonne, gebt mir ein bißchen Feuer! gebt mir die wilde Liebe, den rasenden Haß und die Rache der Südländer, das Schimmern des Auges und des Dolches. Die Heftigkeit des Zornes und die plötzliche Vergebung! Gebt mir das leichte Lachen und das starke Weinen und die Sprache meines Italiens und tragt sie in eurem Plaid nach Hause, eure netten und schiefen Ideen vom Passenden! Mach, daß du wegkommst, du Volk von Erkälteten! Gott sei Dank, ich betrete

deine besudelte Erde nicht mehr. Ja, du Volk, das unter dem ewigen Regenguß trocken ist und bleibt, gehe auf deinen großen Füßen zum Teufel!

Letzthin fragte ich in der eigenen Buchhandlung des Verlegers in Milano nach dem Buche. Aber der Buchhandlungsgehilfe erklärte mir, daß es nicht zu bekommen sei. Er selbst hatte vor längerer Zeit zwanzig Lire für sein Exemplar gegeben. Annie Vivanti wollte das Buch nie mehr erscheinen lassen; sie hatte sich mit einem Lord verheiratet! Und der nette Bursche fühlte sich im Namen seines Volkes augenscheinlich ein wenig geschmeichelt dadurch, daß die junge italienische Dichterin einen so vornehmen Fremden geheiratet hatte. Trotzdem man meinen sollte, die Engländer wären zu einigem Stolz berechtigt, weil diese Verächterin ihres Volkes zuletzt einem der Söhne des Landes gegenüber hatte klein beigeben müssen.

Ich mußte also notgedrungen darauf verzichten, in den Besitz des seltenen Buches zu kommen, gab nur hier und da (vergeblich) einem nach Italien reisenden Bekannten den Auftrag, dem Werke für mich nachzuspüren — und nun an einem Dezembertage liegt es vor mir auf meinem Tisch, frisch und unaufgeschnitten, fünfte Auflage 1899, vermehrt mit einigen neuen Gedichten, drei englischen am Schluß, die unleugbar andeuten, daß ein Engländer im Spiel gewesen ist. Aber ein seltsam fischblütiger Herr scheint es gewesen zu sein, ein absonderlicher Hermaphrodit; denn er wird als eine Mischung von Jüngling und Mädchen geschildert, und er ist so leidenschaftslos, daß es in dem einen Gedicht von ihm heißt:

My heart would bend to your bidding,
My pride would bow to your grace,
Could you add the pallor of passion
To the beauty of your face.

Und das andere schließt wehmütig-humoristisch:

He writes a poem none will read,
Conventional and sweet —
While May in riotous roses raves
An I am at his feet.

Doch, auf jeden Fall, „der Lord“ hindert ihre Gedichte nicht, unter die Leute zu kommen, und sie hat, nachdem sie jahrelang

ihr Buch zurückgehalten hatte, es der Öffentlichkeit wiederum in die Hände gegeben.*)

Annie Vivanti kommt als Künstlerin nicht in Betracht. Ihre Technik ist so einfach wie nur möglich. Man kann ihre Kunst nicht neben der eines strengen und klassischen Meisters wie des Toskaners Giosuè Carducci nennen; ebensowenig neben der seines Nebenbuhlers, des Sizilianers Mario Rapisardi. Alles was ich von italienischer Lyrik kenne, übertrifft in technischer Hinsicht ihre Gedichte. Ich bin kein unbedingter Bewunderer des großen Prosaisten und schlimmen Poseurs Gabriele d'Annunzio; aber allen Respekt vor seinen Versen. So üppig und wenig beherrscht Tommaso Cannizzaros lyrische Ader strömt, so haben seine Gedichte immerhin eine hundertmal festere Form als die Annies. Die Herzogin Enrica d'Andria-Carafa, die die solide klassische Gelehrtheit eines Mannes mit der Anmut einer Frau verbindet, erstrebt in ihren Reimen eine antike Strenge, und selbst der etwas dilettantische aber fein begabte junge Herzog Gaetano Imbert überwindet in seinen Versi gern die eine oder die andere technische Schwierigkeit.

Annie Vivanti scheint dagegen der Technik niemals einen Gedanken geschenkt zu haben. Bei ihr muß sich die Form in jedem Punkte danach richten, was sie zu sagen hat, sie nimmt es mit Rhythmus und Reim besonders leicht, wendet nur (mit südländischer Vorliebe für den Affekt) Wiederholung und Antithese als rhetorische Mittel an und läßt im übrigen alles gehen wie es will. Nichtsdestoweniger sind ihre Verse mir lieber als die der meisten anderen, und in einem gewissen Sinne kann man sogar behaupten, daß sie besser seien.

Man nehme die Lyrik der großen mit Recht anerkannten Dichter. Wie ist sie zuweilen kalt und ausgearbeitet, wieviel Gelehrtheit steckt nicht hinter ihr, welcher Ballast von Geschichte wie bei Carducci oder von panteistischer Philosophie wie in Rapisardis Poesie religiose! Unwissend, wie Annie Vivanti ist, drückt sie die Gelehrsamkeit nicht; von Geschichte scheint sie keine Ahnung zu haben, und unphilosophisch wie sie ist, beschränken ihre unfrommen

*) Der Engländer, den Annie Vivanti geheiratet hat, ist kein Lord, sondern John Chartres, Journalist und Dramaturg, der Impresario Rudyard Kiplings und anderer. Ihrer Ehe entstammt eine Tochter, Vivian Chartres (geboren 1893), die sich als Violistin schon einen Namen geschaffen hat.

oder aufrührerischen Anfechtungen sich auf einige Erinnerungen aus Heinrich Heine. Aber sie hat nicht eine Zeile niedergeschrieben, die ihr nicht auf den Lippen gebrannt hat. Sie hat niemals eine Strophe über Gelesenes oder Gedachtes, über Vergangenheit oder fremde Verhältnisse verfaßt; sie hat ein paar Verse über Gesehenes oder Beobachtetes geschrieben, all die übrigen einzig und allein über unmittelbar Erlebtes und Gefühltes. Sie zittern vor Leben, diese Gedichte. Der Puls schlägt in ihnen. Sie sind gefühlvoll, freudestrahlend oder sorgenschwer, wehmütig gestimmt oder geistreich und schelmisch, aber stets im höchsten Grade persönlich. In ihnen lebt und atmet ein junges, leidenschaftlich bewegtes, ganz ungewöhnlich tapferes und selbständiges Weib.

Der Umfang von Stimmungen und Gefühlszuständen, den die rein persönlichen Gedichte enthalten, ist nicht besonders groß; aber er ist ungewöhnlich. Junger Trotz und herausfordernde Keckheit, Wildheit und Wanderlust und Zugvogeltrieb der Künstler-Zigeunerin, das ist eine der Saiten, die Annie Vivanti auf ihrem Instrument hat. Immer wieder kommt sie auf ihren Hang zu Extremen zurück; das Äußerste von Liebe oder Haß ist das Einzige, was sie schätzt; Lauheit und Gleichgültigkeit sind Gegenstand ihres Unwillens oder ihrer Verachtung.

So zeigt sie sich in einer großen Gruppe von Gedichten sterblich verliebt, brennend liebend, den Mann verherrlichend, den sie lieb hat, oder ihre Liebe zu ihm aussprechend, trotz allem, was zwischen ihnen liegt.

In der dänischen Literatur wären solche Gedichte eine unerhörte Erscheinung. Denn so unzählige Male ein Mann in Dänemark schwarz auf weiß an den Tag gelegt hat, wie heiß er ein Weib liebte, so hat man — so viel ich weiß — in der ganzen dänischen Literatur keine Dichtung von geringstem Wert, in der umgekehrt eine Frau ihre Liebe zu einem Mann ausspräche. Im Auslande ist es anders. In Frankreich gibt es Marcelline Desbordes-Valmore, ein feines Talent, der Sainte-Beuve Wohlwollen erwies, und die Robert de Montesquiou-Fesensac heutzutage als ein Talent ersten Ranges zu stempeln versucht, in Deutschland Marie Madeleine, in Österreich Goethes Freundin Marianne von Willemer und mehrere andere Dichterinnen von Rang, unter denen Betty Paoli und Marie Stona die besten sind, in England Elisabeth Barrett Browning, in

Italien Ada Negri. Die meisten von ihnen haben wertvolle erotische Gedichte geschrieben. Annie Vivanti hat alle Ausdrücke für jugendlich-glühende Erotik, von der höchsten Leidenschaft bis zur leichten Schelmerei, in ihrer Macht. Aber Illusionen besitzt sie wenige. Der Gedanke an die kurze Dauer der Leidenschaft und des Glückes, an Bruch oder Gleichgültigkeit als nahe bevorstehend oder schon eingetreten, taucht gewöhnlich in ihren Gedichten auf.

Doch selten denkt sie allzuweit in die Zukunft, wie sie selten zu weit zurückblickt; die Freuden und Sorgen des Tages geben ihr genug zum Ausspinnen. Einmal hat sie jedoch mit launiger Wehmut in einem entzückenden Bilde das alte Mädchen geschildert, das sie in fünfzig Jahren sein wird, und wie sie dann ein häusliches Leben mit Musik, Blumen und kleinen Kindern führt.

Aber sie hat auch andere Saiten auf ihrer Lyra. Das tiefe Mitleid mit den Kranken, mit den armen Kleinen, mit dem ganzen Jammer der Menschheit ist eine. Man lese die Gedichte Virgo, Vita breve oder das schöne, zwar erotische aber doch mehr menschenfreundliche Gedicht an den jungen Arzt als Ritter der Humanität. (Ad un giovane medico.) Sie hat außerdem die Saite der Satire auf ihrem Bogen, die in dem Gedicht gegen England gespannt wurde, und die in dem witzigen Spott über die gewöhnliche Ehe (Ménage) oder über einen spießbürgerlich veranlagten Liebhaber (Sindaco di villaggio) schwirrt. Sie kann manchmal einen Balladenton anschlagen, wie in dem Gedicht vom Ritter und dem Zigeunermädchen (C'era una volta) oder in dem verzweifelten Gedicht Stelldichein (Appuntamento). Sie kann das Bild der modernen Kurtisane in ihrem Staat und Parfüm zeichnen und die Schilderung mit dem barschen Ausruf schließen: „Ich werde Hungers sterben" (Cocotte), und sie kann ein ergreifendes, originelles Bild von dem Verhältnis zwischen Magdalena und Christus geben.

Daß Annie Vivanti sich keine sonderliche Mühe mit der Form gibt, ja, sie sich in gewisser Hinsicht bequem macht, heißt nicht, daß sich so leicht eine Vorstellung von der außerordentlichen Wahrheit und Anmut ihrer Gedichte geben läßt. Bei einer Wiedergabe in Prosa geht fast alles verloren. Sie hat die italienische Sprache für sich, diese Sprache, die von selbst wie Verse klingt, und in der sich die Reime scharenweis unter der Feder des Dichters einfinden. Sie gibt nur den Ton an, und die Sprache singt.

Unter den Gedichten ist eines mit dem Titel Vaticinio. Es beginnt mit der Schilderung eines Zigeunerlagers. Vier ungeheure Karossen sind auf dem Marktplatz des Dorfes angekommen. Ah, sieh da, meine Landsleute aus dem Zigeunerlande! Und die Verfasserin nähert sich einer alten Wahrsagerin, gibt ihr die Hand und nennt ihren Namen. Wie in aller Welt sollte man diese Strophe mit all den unheilschwangeren Worten, die sich auf den Vornamen reimen, wiedergeben können?

> Le diedi la mia mano ed il mio nome:
> „Anny?“ ella dimando, „ti dicono Anny?“
> Poi lenta scosse le sue folle chiome:
> „Rechi malanni, danni, affanni, inganni.“

Wörtlich übersetzt wird es zu nichts. Annie? fragte sie; sie nennen dich Annie? Darauf schüttelte sie langsam ihre dicke Mähne: Du wirst Unglück, Elend, Angst und Enttäuschungen verursachen.

Oder man versuche ein Gedicht wie Schicksal zu übersetzen, dessen häufig wiederkehrender Rundreim die Worte t'amo (ich liebe dich) bilden. Auf italienisch ist es keine Kunst, auf t'amo zu reimen; Hunderte von Worten enden auf amo, aber in vielen anderen Sprachen hat die Zusammenstellung ich liebe dich nicht einen einzigen Reim, ja, selbst die kürzere Wendung ich liebe hat nicht mehr.

Wenn ich es nichtsdestoweniger aufgegeben habe, Annie Vivanti auf italienisch zu zitieren, so beruht es darauf, daß die Kenntnis der italienischen Sprache so wenig verbreitet ist. Und wenn ich sie nur ausnahmsweise in Prosa anführe, so beruht es darauf, daß in diesem Falle fast all das verschwindet, wovon ich meinen Lesern gern einen Eindruck beibringen möchte. Gerade weil ihre Form vernachlässigt ist, ließe sich der Versuch einer Wiedergabe verteidigen, die keinen selbständigen künstlerischen Anspruch erhebt, sondern, leicht hingeworfen, wie sie ist, sich zugleich überaus nahe an den italienischen Text hält und dessen Tonfall und metrisches Gepräge bewahrt.

Hier in Paul Heyses Übersetzung ein Gedicht, das die häufig zurückkehrende Zwanzigjahresstimmung der Verfasserin in ihren ältesten Versen ausdrückt. Sein Titel lautet Aut — Aut:

Die Sonne will ich, heiße Sonnenglut,
Vor deren Glanz mein Herz berauscht erzittert,
Oder die finst're Nacht, die wilde Wut
Des Sturms, der rasend über mir gewittert.
Verhaßt ist mir der Nebel, kalt und grau;
Gebt Sturm mir oder helles Himmelblau.

Die Freiheit will ich haben grenzenlos,
Die Freiheit ganz und gar will ich genießen,
Oder die dunkle Haft im Erdenschoß,
Wo eng vier Bretter meinen Leib umschließen.
O, wenn ich die Unendlichkeit nicht hab',
Brecht mir die Flügel, senkt mein Herz ins Grab!

Und deine Liebe will ich, ganz und heiß,
Maßlose Liebe oder wildes Hassen;
Doch grenzenlos, Haß oder Liebe, sei's;
Gleichgültig will ich mich nicht anschau'n lassen.
Liebe, die alles duldet, alles gibt,
Haß, der unbeugsam ist und nichts vergibt!

Nichts oder alles, Jubel oder Qual,
Den schwarzen Sturm oder die gold'ne Sonne,
Ein enges Grab oder das Weltenall,
Und deines Blicks Martyrium oder Wonne,
All deine Küsse und dein ganzes Herz,
Oder der Kreuzeslast erhab'nen Schmerz!

Ebenso einfach im Gefühl aber von ganz entgegengesetzter Art ist das kleine weiche Gedicht von dem jungen Mägdelein, das in Armut und Elend lebte und starb, ohne jemals geliebt worden zu sein, Virgo:

Das zarte junge Kindchen, unter Flüchen
Und Schlägen eingeschüchtert, wuchs es auf,
Und zwanzig alt, beschloß an Hunger krankend
Die sanfte Märtyrin den Lebenslauf.

Nun wandeln durch des Himmels Sternenpfade
Die armen nackten Füßchen, müd' und klein.
Die Händchen pflücken, zitternd aber selig,
— Silberne Lilien! — blanke Sterneiein.

Die Engel haben, staunend und voll Ehrfurcht,
Die Strahlenaugen senkend, sie gegrüßt,
In diesem bleichen, müden Menschenantlitz
Den Mund betrachtend, der nie ward geküßt.

Das dritte Gedicht der Sammlung ist seiner Natur nach schon bedeutend komplizierter und steht hoch über den angeführten. Es hat zum Hintergrund triste Erlebnisse, gegenseitige Untreue, Haß und Sehnsucht bei der einen, Leidenschaft trotzalledem bei der anderen Partei, und es gibt ein an Energie unübertroffenes Gemälde. Sein Titel ist Destino.

Man achte hier besonders auf die merkwürdige Mischung von Brutalität und feierlichem Redestil bei der männlichen Hauptperson, die gerade nicht sehr glaubwürdig, aber für südländische Lyrik bezeichnend ist. In demselben Augenblick, wie er seiner Geliebten ins Gesicht schlägt, wendet er sich in prachtvollen Ausdrücken an die Vergessenheit.

Einen ganz anderen Stil zeigt die kleine Dichtung in zwei Abteilungen, betitelt: Ein kurzes Leben

Ich bin gesund, gewiß. Ich huste noch
Ein bißchen. Doch im Mai vergeht dies Leiden.
O, sähst du meine ros'gen Wangen doch!
Wachspuppen könnten mich darum beneiden!

Mama sagt nie ein Scheltwort mehr zu mir,
Und erst Papa! Stets küßt er mich so innig.
Er sieht mich an und fragt: Wie geht es dir?
Und lach' ich nicht, sein böses Mädchen bin ich.

Wie bin ich glücklich! Morgen werd' ich alt
Schon achtzehn Jahr! Das Leben ist so süße.
Die armen Toten! Ach, im Grab ist's kalt!
Es schneit! — Lebwohl! Giovanni send' ich Grüße.

Dieser erste Abschnitt enthält den Brief des armen, brustkranken jungen Mädchens; der andere ist die Fortsetzung (Commiato, Abschied), von der Schwester geschrieben. Ein Brief:

Heut geht's ihr besser. Langsam kehrt zurück,
So scheint's, das Leben. Ihr Gesichtchen wieder
Uns zugewendet, im erlosch'nen Blick
Glüht wieder auf ein Glanz, ein schwacher, müder.

Der Kinderjahre denkt sie wiederum,
Steht auf und kommt herein mit leisem Schwanken,
Und setzt sich dann in uns're Mitte stumm,
Mit jenem sanftem Lächeln einer Kranken.

Glückselig aber zitternd, streicheln wir
Ihr zart' Gesicht, die Haare weich und golden,
Und pflegen sie und sprechen leis' zu ihr
Mit Schmeichelworten, zärtlichen und holden.

Und wissen doch, zu hoffen ist verwehrt.
Nichts auf der Welt mehr gibt es, das sie rette.
Doch wenn sie in ihr stilles Zimmer kehrt,
Begleiten wir sie lächelnd in ihr Bette.

Dann seh'n wir, wenn die Tür geschlossen ward,
Uns schweigend an. Noch zeigen uns're Züge —
Ein Freudenspuk, vom Gram zu Eis erstarrt —
Des Lächelns tragisch heuchlerische Lüge!

Jugendlich ausgelassen ist das Gedicht Tutti i Santi. Nicht scherzhaft und munter wie dort (wo die beiden Strophen über Kupido übrigens etwas überflüssig sind), aber mit der tiefsten Liebesfreude und mit einem Jubel über das Frühjahr, der fast eine Stelle des Hohenliedes in die Erinnerung ruft, spricht die Dichterin ihr Entzücken über das Glück zu lieben und geliebt zu werden in dem folgenden kleinen Gedicht aus, dessen Schluß merkwürdig tief und schön ist: April

Laß' deine alten Bücher, küsse mich!
Mach alle Fenster auf! April ist da!
Rings hauchen Veilchendüfte.
Horch, wie die Schwalben zwitschern!
Komm in die sonnigen Lüfte!
Mein Sinn trägt wie mein Kleid des Himmels Farben;
Sieh, auch die Augen. Komm, April ist da!

Die Sonne hat der Erde weißes Kleid
Gelöst und ungeduldig sie besiegt.
Mit ihren Feuerblicken
Sieht sie sie an und eilt sich,
Mit Rosen sie zu schmücken.
Die Blumen weh'n im Wind wie Schmetterlinge,
Ein jedes Ding setzt Flügel an und fliegt!

Und gibt's nicht auszumerzen alten Groll,
Nicht zu vergüten Unrecht, Schimpf und Schand?
Für alle Feindestücke
Verzeihung zu gewähren,
Das Herz so voll vom Glücke?

Hinaus, hinaus, die undankbaren Menschen
Zu grüßen, die April noch traurig fand!

Und wer uns übel will, dem reichen wir
'nen großen Strauß von Primeln und die Hand!

Zwei Gedichte, die zusammengehören, Assenza und L'ho riveduto, drücken das Leid der Trennung und die Freude des Wiedersehens aus. In beiden ist das Gefühl vollkommen einfach, sowohl unzusammengesetzt wie unvermischt mit irgend einem andern. Häufiger jedoch und sicherlich bezeichnender für Annie Vivanti sind Gedichte, in denen die Bitterkeit der Erfahrung zu Worte kommt:

Und denkst du nicht mehr, sag', gedenkst du nicht,
Wie Arm in Arm wir durch die Straßen gingen,
Lächelnd und eins geschmiegt ans andre dicht?

Denkst du nicht mehr, daß wie ein junges Paar
Aus der Provinz wir gingen, stolz zu zeigen
Der ganzen Welt, was eins dem andern war?

Denkst du nicht mehr, wie ohne Scham wir da
Und glücklich waren, wenn, wer uns begegnet,
Steh'n auf der Straße blieb und nach uns sah?

Und denkst du nicht mehr, wie wir abends spät
Uns immer sputeten, nach Haus zu kommen,
Und ich um dich vergaß mein Nachtgebet?

Ach, denkst du, denkst du nicht mehr, wie wir zwei
Einst Arm in Arm auf off'ner Straße gingen —
Und geh'n einander grußlos heut vorbei!

Zwischen diesem Gedicht und dem folgenden Ma non rammenti liegt eine jener Erfahrungen, die schnell alt machen.

Ich will noch in Prosa das zusammengedrängt erzählende Gedicht Ménage wiedergeben:

Heute verheiratet. Er führt sie heim als die scheue Königin eines unbestimmten Reiches. Sie hält ihn so fest, so fest bei der Hand und senkt furchtsam das schöne Haupt.

Stolz und froh zieht er sie mit sich von Zimmer zu Zimmer. Sie widerstrebt leicht, und in ihrem Erröten gleicht sie einer Blume, die zugleich Mimosa und Rose sein könnte.

10*

Arm in Arm stehen sie auf der Schwelle des Nestes, wo Kupido dem kleinen geängstigten Vogel die Schwingen binden wird, und dort kniet er vor ihr nieder und sagt: „Ich verspreche dir meine Zukunft und mein Leben zu weihen. In dir sehe ich alle meine Sehnsucht erfüllt, und Freude und Licht und Ehre will ich allein in deinem Blick, mein Engel, suchen."

Einen Monat verheiratet. Er kommt nach Hause, munter, eilfertig, ungeduldig. Er nimmt drei Stufen auf einmal bei dem Gedanken daran, daß ihn dort oben ein lächelndes Antlitz erwartet, und daß die Tür und zwei Arme geöffnet sein werden, um ihn zu empfangen. Sie hat ihn vom Fenster aus gesehen und läuft jetzt wie immer hinaus, um ihn auf der Treppe zu erwarten und ihm auf der Schwelle Willkommen zu bieten. Sie ist geputzt, lauter Frische und Anmut; sie hat ein blaues Band in ihren schönen Haaren. Er küßt sie und sagt: „Meine Teure! Weißt du, daß du jeden Tag schöner wirst?"

Vier Monate verheiratet. Er kommt nach Hause. „Guten Tag, Nina. Geht dir's gut? Ist das Essen fertig?" Mit schwarzen Händen und glühendem Gesicht hantiert sie draußen in der Küche herum, das Rindfleisch gar zu kochen.

Ein Jahr verheiratet. Er kommt nach Hause, müde und staubig, schlechter Laune. Sie macht ihm auf in alten Morgenschuhen und einem lose hängenden Schlafrock. „Ja, jetzt hat man auf anderes zu achten. Jetzt hat man keine Zeit mehr, vor dem Spiegel zu stehen und Toilette zu machen. Ach, heilige Jungfrau, was ist das für ein Leben!"

Er sieht vom Sofa zu ihr hinüber, so ungekämmt und unordentlich angezogen wie sie ist, so eifrig beschäftigt, Tische und Stühle abzustäuben, und so abgemagert. Er findet sie häßlich.

Und in seiner Erinnerung taucht eine kleine Wohnung auf von wenigen Zimmern, aber hell und elegant, mit Möbeln, die leuchten, und dicken, weichen Teppichen und strahlendem Kristallglas. Und sein Gedanke macht Halt und ruht sich aus in der Erinnerung an eine hübsche und etwas nachlässige Gestalt, die einer feingepuderten, blonden und weißen Dame in einem langen und üppigen Abendkleide angehört. Er entsinnt sich noch der Adresse, ja, richtig — ein Jahr oder länger ist es her, daß er sie gesehen hat. —

Inzwischen säugt die unordentlich aussehende Hausmutter ihren Jungen und lächelt dem Kleinen zu.

Dieses kurze und kernige Gedicht von der Komödie der Ehe enthält nicht einen Zug, der nicht der Wirklichkeit abgelauscht ist, und man fühlt die Angst der Verfasserin hindurch, sich zu binden. Es stimmt hiermit gut überein, daß sie, so jung sie ist — sie kann in diesem Augenblick an dreißig Jahre alt sein, sich schon vor acht Jahren als altes Mädchen von fünfzig Jahren schilderte. Es stimmt gleichfalls hiermit überein, daß sie in dem Gedicht Sindaco di Villaggio in nachlässigen Terzinen ohne die Strophen verbindende Reime beschreibt, wie ihr Anbeter als Gemeindevorsteher draußen auf dem Lande ende, während sie einsam zugrunde gehen wird. Das Gedicht beginnt: „Bald wird das Vergessen kommen. Ich werde die Farbe deiner Augen, du wirst den Klang meiner Stimme und meines Namens vergessen." Die letzte Hälfte lautet:

„Jeder von uns beiden wird seiner Bestimmung folgen. Ich kehre zum Geraufe mit meinen Träumen und du kehrst zu dem Leben unter Tieren und Bauern zurück. Ich kehre zu meinem Herumstreichen auf der Jagd nach dem Glück und dem Himmelblau in Gemeinschaft mit Zigeunern und Zugvögeln zurück, und du beginnst für das Düngen des Erdbodens und für das Beibehalten der Scheunen in Gemeinschaft mit leeren Köpfen und vollen Börsen zu sorgen. Du kehrst zur Viehzucht und zu zärtlichen Verbindungen mit den Bauernmädchen zurück, — ich kehre zum Traum von göttlichen Dingen, dem Versescheiben und dem Verhungern, zurück."

Man fühlt ihre Persönlichkeit hindurch, wenn sie vereinzelt ein Bild von einer Frau gibt, die nicht geradezu sie selbst ist. So in der schönen Darstellung von Magdalena vor Christi Füßen, die blonden Haare über die nackten Schultern strömend, die kleinen wohlriechenden Hände über dem Busen gefaltet und über und über errötend. Der große Meister betrachtet sie schweigend. Eine unendliche Zärtlichkeit liegt in seinem göttlichen Blick, als er seine feine Hand auf ihren Kopf legt. Er fühlt sie bei der Berührung zittern und beben und ruft sie beim Namen: „Magdalena! Erhebe dich, Magdalena!" Der Schluß des Gedichtes lautet:

„Herr! mein Weg ist hart. Meine Füße, mein Gewand, mein Herz sind zerrissen. Welche Zuflucht, welche Stütze schenkst du mir?" — „Wir haben unser Kreuz, Magdalena."

„Herr! Meine Stirn und mein Sinn haben sich gedemütigt. Wann willst du mich wieder aufrichten? Wann willst du der Unglücklichen Frieden geben? —"

„Jenseits des Kreuzes, Magdalena!"

„Herr, o mein Herr! Wann darf ich meinen Kopf an Euer Herz legen und meinen brennenden Blick in das mächtige Blau Eurer ruhigen Augen senken? Wie das Feuer besänftigen, das glühend durch meine Fibern und Adern stürzt? Wann, o Herr?" — Und Christus antwortete: „Schweige, Magdalena! O Magdalena, schweige!"

Was Annie Vivanti ihrer Gedichtsammlung in den acht Jahren, die zwischen der ersten und der letzten Ausgabe verstrichen ist, hinzugefügt hat, sind im ganzen sechs italienische und drei englische Gedichte, die kein neues Blatt in ihren Ruhmeskranz flechten und darauf deuten könnten, daß ihr Talent sich sofort und auf einmal erschöpft habe. Aber es liegt kein Grund vor, denen Böses zu prophezeien, denen man viel zu verdanken hat.

Michelangelos Vorbilder

(1899)

Von allen bildenden Künstlern hat Michelangelo den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Ja, kaum einer der großen Geister der Weltgeschichte hat mein inneres Leben so beeinflußt, wie er.

Seine auffallendste Eigenart scheint mir darin zu liegen, daß — so groß er ist, so reich er war — sein vielseitiges Genie doch stets einfach wirkt. Er hat immer nur eine Grundstimmung; sein Gefühl ist ebenso einfach wie es tief ist. Er war ein wagender, probierender Künstler, der stets Versuche machte, und der diese Versuche bis an die äußerste Grenze des Natürlichen trieb, so daß die Kunst der Barockzeit von der seinen abstammt; er war insofern ein Dramatiker, als alles in ihm nach Bewegung und Handlung strebt; aber im tiefsten Innern war er ein Lyriker, dem alles Aus-sichherausgehen, deshalb alle Porträtkunst fremd war. Und als Lyriker schlägt er, wo er sein Bestes gibt, immer dieselbe Saite an, eine Saite auf der nur er allein gespielt hat.

Insofern er einfach ist, ist er in gewisser Beziehung leicht zu verstehen. Er gehört zu den Abgrundtiefen, aber durchaus nicht zu den Rätselhaften. Was er fühlte und ausdrücken wollte, kann selbst der Einfältige begreifen; es liegt offen zutage, wie das Größte so oft.

Das Unfaßliche an ihm ist nur seine Größe. Sie überwältigt anfangs geradezu, wenn man in früher Jugend ihn sich anzueignen versucht; aber auch später bietet sie dem Kunstfreund nicht nur etwas Erhebendes, sondern auch etwas Peinliches und Niederdrückendes. Wer ohne irgendwie umfassende Kunstkenntnisse Michelangelo liebt und verehrt, sieht ihn gleichsam hoch über seinem Kopf; er begreift diese Höhe nicht, faßt nicht, wie alle diese Werke, die der Künstler geschaffen hat, von seiner Phantasie ausgegangen sind.

Für jemand, der kritischen Hang hat, also besonders zum Verstehen veranlagt ist, bedeutet dieses Gefühl, dem Unzugänglichen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen eine Art Qual. Es ist, als wolle oder solle er einen ganz steilen Felsen hinaufklettern und sähe stets den Versuch scheitern.

Indessen gibt es immer Treppenstufen, die zu dem großen Geiste, selbst zu dem größten, hinaufführen. Aber wo sind sie bei Michelangelo?

Als ich zum erstenmal diese Frage an mich richtete, wandte ich nicht das einfache Hilfsmittel an, in einer Kunstgeschichte nachzulesen; wahrscheinlich gibt es in einer jeden einige Fingerzeige; aber ich muß gestehen, daß ich es nie ausgehalten habe, eine Kunstgeschichte durchzulesen, ja nicht einmal einen Abschnitt daraus lesen konnte. So habe ich selbständig verschiedene von den Einwirkungen entdeckt, die Michelangelos künstlerisches Ich geformt haben, und so auf eigene Hand einige von den Treppenstufen gefunden, die zu diesem schwindelnd hohen Geiste hinaufführen; ich bin mir aber selbstverständlich ganz klar darüber, durchaus nichts gefunden zu haben, was nicht schon von anderen entdeckt worden ist.

Es scheint mir, daß Donatello Michelangelos erster Meister war und daß dessen Bedeutung für den frühesten Griff am Marmor, den der Jüngling tat, und für seine Anschauung von Leben und Kunst entscheidend gewesen ist. Das niedrige flache Relief der Madonna mit dem säugenden Jesuskinde, das Michelangelo im Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren ausgeführt, hat ganz Donatellos Haltung und Stil. Aber noch in seinem siebenundzwanzigsten bis dreißigsten Jahre ist Donatellos Einfluß auf ihn sehr stark fühlbar, nämlich in seiner Riesenstatue des David. Hier ist die Einwirkung weniger deutlich. Ich hatte persönlich wohl zehn Jahre lang diese Statue und Donatellos St. Georg gekannt, ehe ich 1877 auf das eigenartige Verhältnis aufmerksam wurde, in dem sie zu der Schöpfung Donatellos steht. Sowohl der Ausdruck des Kopfes wie die drohende Ruhe der Haltung stammen von dem ewigen Kunstwerk in der Nische des Or San Michele. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß Michelangelo Donatellos Ernst und Tragik in sich eingesogen hat und sie eher weiter entwickelte, bis sie seine eigene wurde, als daß er den tragischen Ernst seiner Bildwerke auf bloßem Grunde aufgebaut hat. Dem David am nächsten

in der Haltung steht die von Bode 1896 für Berlin gekaufte Statuette des Apollo; nur daß sie ganz Frontfigur ist und alle Formen reliefartig entfaltet sind. Vieles in ihr deutet auf Michelangelo als Urheber; nur zeigt der Gesichtsausdruck eine gewisse Süßlichkeit, die Zweifel erweckt. Donatellos Grabmal des Kardinals Brancacci in der Kirche St. Angelo a Nil in Neapel ist wie die Arbeit eines Michelangelo avant la lettre, einfacher, unschuldiger als irgend eine Arbeit des richtigen Michelangelo, doch mit dessen ganzem Geistesinhalt wie in einer Wickel zusammengerollt. Und nicht nur in den unbestimmteren allgemeinen Zügen verrät sich Donatellos Herrschaft über Michelangelos Sinn, sondern, seltsam genug, ganz punktuell, und zwar noch im vierzigsten Jahre des jüngeren Künstlers. Da schuf er seinen Moses. Aber vergleicht man diese bewunderte Gestalt aus dem Jahre 1514 mit dem Meisterwerk, das Donatello, noch nicht dreißig Jahre alt, gerade hundert Jahre vorher schuf, mit der Statue des Evangelisten Johannes in der Kathedralkirche zu Florenz, so wird man sehen, daß dieses Werk dem Moses noch weit näher steht als St. Georg dem David. Die sitzende Stellung, die Haltung des linken Armes, der Blick, der lange Bart — in all diesem ist Moses gleichsam angelegt. Nur die Leidenschaft ist hinzugekommen und hat alles verstärkt, ausgeprägt, bewegt, übertrieben, daß die Hörner auf der Stirn herausragen, die Wellen des Bartes herabrollen, die Stirn sich runzelt und Blitze aussendet. Man fühlt, die noch sitzende Gestalt wird sich einen Augenblick später erheben und gehen.

Nächst Donatello hat selbstverständlich die Antike auf Michelangelo in seiner Jugend den mächtigsten Einfluß gehabt. Bekanntlich führte er ja im Alter von zwanzig und einigen Jahren einen schlafenden Kupido nach antiken Vorbildern aus, der in der Erde verborgen und dann in Rom als ein eben ausgegrabenes Kunstwerk des Altertums verkauft wurde. Einen starken Eindruck haben die kolossalen Statuen der Pferdebändiger auf ihn gemacht; einen noch stärkeren allerdings der berühmte Herkules-Torso, den er der Sage nach noch als alter Mann befühlte. Doch eines der damals bekannten antiken Kunstwerke, das seiner eigenen Skulptur am nächsten verwandt war, die Laokoongruppe, die ja auch seine höchste Bewunderung erregte, wurde erst ausgegraben, als er zweiunddreißig Jahre alt und sein Stil schon geschaffen war; und was

von der Bildhauerkunst des Altertums seine Kunst am auffälligsten verkündet, die Pergamenischen Skulpturen, die — wenn er sie gesehen hätte — ihn in das größte Erstaunen versetzt und sein leidenschaftliches Interesse erweckt haben müßten, wurden ja erst vierhundert Jahre nach seiner Geburt gefunden.

Bei der Erwähnung von Michelangelos Verhältnis zur Antike sei übrigens nicht vergessen, daß er, wie aufbewahrte Zeichnungen beweisen, die Wanddekorationen studiert hat, die ungefähr zu der gleichen Zeit, als man den Laokoon fand, in Titus' Badezimmer ausgegraben wurden.

Von manchem Künstler, dessen Einfluß im einzelnen kaum nachzuweisen ist, muß Michelangelo notgedrungen ein ganz Teil gelernt haben, so von seinem Lehrer Ghirlandajo und von Masaccio, dessen Fresken in der Kirche del Carmine in Florenz er bekanntlich als Schüler gezeichnet hat. Aber einen ganz deutlichen und zweifellosen Einfluß hat jener größte zeitgenössische Meister auf ihn ausgeübt, den sein Genie vielleicht aus Italien verdrängte, Leonardo. Die vielen Rotkreidezeichnungen von Köpfen und Masken, in denen er den Ausdruck studiert und dessen verschiedenste Schattierungen bis zu den eigenartigsten Verzerrungen probiert, verdankt man, wie ein einziger Blick auf sie lehrt, Leonardos Beispiel. Michelangelo wetteiferte insgeheim mit ihm, ehe er sich vor der Öffentlichkeit in den großen Wettstreit mit ihm einließ, als sie 1504 den Auftrag erhielten, jeder eine Wand des Rathaussaales in Florenz mit einem Schlachtengemälde zu schmücken.

Auch Luca Signorelli muß zu Michelangelos Vorgängern gezählt werden. Als ich 1871 in Orvieto in der Capella nuova der Domkirche Luca Signorellis Fresken mit der Darstellung der Auferstehung der Toten sah, die zwischen 1499 und 1505 ausgeführt wurden, setzte es mich in Erstaunen, daß hier im Studium des Nackten, der Muskulatur und der ganzen Anatomie des Körpers etwas war, das auf Michelangelo vorbereitet und wahrscheinlich auf ihn Eindruck gemacht hat. Nur die hohe Poesie fehlt hier, mit der er alles umgibt, was er berührt. Nach wenigen Jahren, 1508 bis 1512, führt er die Deckengemälde in der Capella Sistina aus.

Was nun diese Deckengemälde selbst betrifft, die in Ursprünglichkeit und Wucht einzig dastehen, so bietet es ein ganz besonderes Interesse, einzelne ihrer Voraussetzungen in der Kunst der älteren

Zeit zu finden. Denn nirgends vielleicht ist Michelangelo übermächtig wie hier. Julius Lange sagte eines Tages in seiner rechtgläubigen Jugend von ihnen: er begriffe nicht, wie der Engel des jüngsten Gerichts, wenn er käme, um mit seiner Posaune alles zu zerschmettern, es übers Herz bringen könne, die Decke in der Kapelle herunterzuschlagen, und frage sich, ob der Engel nicht vielleicht ganz ausnahmsweise diese stehen lassen würde.

Obschon von einem Werk der Malerei die Rede ist, getraue ich mir, den Einfluß zweier großer Bildhauer aus früheren Jahrhunderten, Giovanni Pisano (1245—1321) und Lorenzo Ghiberti (1381—1455) darin nachweisen zu können.

Man betrachte die Arbeit von Giovanni Pisano, die den kühnsten und leidenschaftlichsten Stil hat, die Kanzel in der Kirche San Andrea in Pistoja (vollendet 1301), und man wird hier auf doppelte Weise an die Deckengemälde in der sixtinischen Kapelle erinnert werden: teils durch die Benutzung des Raumes selbst, teils durch eine Einzelheit in der Ausführung der Hauptfiguren über den Marmorsäulen, die, selbst von Löwen, Adlern und Sklaven getragen, il pulpito tragen. Über den Säulen, zwischen ihnen, erheben sich Spitzbogen. Bekanntlich gehören gemalte Spitzbogen mit zur Deckeneinteilung der sixtinischen Kapelle. Auffallend ist es nun, daß schon hier bei Pisano die Bogenzipfel ganz wie bei Michelangelo von liegenden Gestalten ausgefüllt werden, die sich gegen die ihnen von dem engen Raum angewiesenen Schranken stemmen. Auf den Kapitälen der Säulen selbst stehen oder sitzen außerdem ernsthafte, stark ergriffene Gestalten, leidenschaftlich erfüllt von einem oder dem anderen Anblick, wie so viele von Michelangelos Propheten oder Sibyllenfiguren. Und hier findet sich die auffallende Übereinstimmung mit dem Verhältnisse dieser Figuren in ihrem Deckenfelde, daß auch hier ihr Vonsichselbsterfülltsein dadurch hervorgehoben wird, daß sie auf die Kindergestalten oder richtiger Kinderköpfe, die hinter ihrem Kopf oder daneben angebracht sind, gar nicht achten. Sicherlich hat Michelangelo diesen genialen Vorgänger und dieses sein unruhigstes, leidenschaftlichstes Werk sehr genau studiert.

Es ist zur Genüge bekannt, welche Bewunderung der größte Künstler der Renaissance für Lorenzo Ghiberti empfand. Häufig ist sein Wort angeführt worden, daß Ghibertis berühmte Bronze-

türen an der Ostseite des Baptisteriums in Florenz würdig wären, die Pforten des Paradieses zu sein. Wieviel Michelangelo indessen auch von diesen für die Kunst ihrer Zeit entscheidenden Reliefs gelernt haben kann, ein bestimmter Einfluß auf seine Kunst läßt sich von ihnen kaum nachweisen. Aber anders verhält es sich mit Ghibertis früher ausgeführten, im Stil einfacheren und weniger allgemein anerkannten Reliefs am Nordportal des Baptisteriums, die 1403 bis 1424 geschaffen wurden. Man betrachte recht eingehend die acht untersten Reliefs, die vier Kirchenväter und die vier Evangelisten darstellend, die jeder für sich in seinem Rahmen sitzen, grübelnd, forschend, lesend, einsam in Betrachtung vertieft. Hier hat man gleichsam im ersten Keim Michelangelos Propheten des Deckengemäldes. Bei den Kirchenvätern ist der Ausdruck stiller Frömmigkeit noch so vorherrschend, daß manch einer den Abstand zu der Bewegtheit der Propheten an der Decke recht groß finden wird. Es ist überhaupt nicht meine Absicht, den Abstand zu verleugnen, obwohl nicht alle Propheten gleich bewegt sind; Esaias zum Beispiel ist still in seine Vision versunken. Aber man muß Ghibertis Evangelisten studieren und unter ihnen besonders einen, St. Johannes (zwölfte Reliefreihe von unten, ganz links). Es ist die Greisengestalt, die ganz nach innen gekehrt, in weltfremdes Grübeln vertieft dasitzt, die rechte herabhängende Hand um die Feder, auf den linken Ellenbogen gestützt, und die Hand in den mächtigen, lockigen Bart vergraben, während der Adler zu ihren Füßen gleichsam begeistert zu ihr emporblickt. Man sehe dann von dieser Gestalt auf Michelangelos Jeremias, und man wird zugeben, daß man hier, hundert Jahre vorher, Michelangelo vor Michelangelo hat, ein wahres Wunder zu schauen.

Raffael war bei all seiner überströmenden Fruchtbarkeit ein großer Benutzer. Seine Anlehnung ist stets leicht zu entdecken; er nimmt ohne weiteres, was er gebraucht, wie Masaccios ganzen Adam und Eva für seine Loggiabilder oder eine antike Apollofigur für „Die Schule in Athen", und er macht sich, sobald die Decke in der Capella Sistina vollendet ist, fröhlich und sicher den ganzen Michelangelo mit samt seinen Gottesgestalten und seinem ersten Menschenpaar zunutze und schafft aus ihnen, was gerade für ihn paßt. An Michelangelo dagegen ist Raffaels Kunst vollständig abgeprallt. Darin war nichts, was er sich aneignen konnte.

Im Gegensatz zu seinem jüngeren großen Nebenbuhler nimmt er sich also im Abstand wie eine recht einsame Gestalt aus, unbeeinflußt und keinem Einflusse zugänglich, ein Geist ohne Voraussetzungen und Vorbilder, der alles, was er schuf, aus der Tiefe seines Wesens herausholte. Ebenso wie er dermaßen Herr über die Anatomie des menschlichen Körpers war, daß er die Menschen in den bewegtesten Stellungen malte und meißelte, ohne ein Modell vor Augen zu haben, so scheint er überhaupt eine solche Klarheit über seinen nie vorher gesehenen geistigen Inhalt und eine solche Sicherheit in seiner Ausformung zu haben, daß die Kunst der anderen gleichsam nicht für ihn existierte.

Dies ist eine Einbildung. Wie alle anderen Geister in der Welt, ist er außerstande gewesen, sich ohne tiefe, starke Eindrücke und Einflüsse der Geister der Vergangenheit und seiner eigenen Zeit zu entwickeln. Auf Grund zahlloser flüchtiger oder bewußterer Einflüsse der ihn umgebenden Welt hat er die einzig dastehende Originalität seines Wesens entfaltet. Seine geistige und künstlerische Kultur war ebenso zusammengesetzt und mannigfach, wie die Blüte, die sie in seinem Geiste absetzte, einzeln, kalla-artig war. Nur verschmolz er die ganze Mannigfaltigkeit ruhig empfangener Eindrücke und mit leidenschaftlichem Eifer vorgenommener Studien dermaßen, daß er in der bildenden Kunst der größte Lyriker wurde, den die Erde erzeugt hat.

Rußland

Beobachtungen und Erwägungen

(1888)

Die Veranlassung zu meiner Reise nach Rußland im Jahre 1887 bildete eine Anfrage des Vereins russischer Schriftsteller in Petersburg, ob ich nicht Lust hätte, ihre Stadt zu besuchen und dort eine Anzahl Vorträge auf französisch zu halten. Sie würden in diesem Falle alles für mich ordnen, wogegen ich ein Viertel meiner Einnahme an ihre Unterstützungskasse für arme Schriftsteller abgeben sollte.

Während ich in Petersburg weilte, erhielt ich eine ähnliche Einladung von dem Kurator der Moskauer Universität, dem Grafen Kapnist, der mich bat, denselben Teil meiner Einnahme den armen Studenten der Stadt zu überlassen. Ehe ich dorthin ging, machte ich einen Ausflug nach Helsingfors und hielt dort und in Wiborg einige Male Vorträge in dänischer Sprache. Nach meinem Aufenthalt in Moskau wohnte ich einige Zeit in einer Villa in Mittelrußland, zwanzig Stunden Eisenbahnfahrt südlich von dessen Hauptstadt. Von dort reiste ich nach Smolénsk und von Smolénsk nach Warschau. So lernte ich ein Vierteljahr lang eine Anzahl zerstreuter Punkte des Landes kennen, darunter einige der wichtigsten des großen Reiches. Ich beobachtete städtisches und ländliches Leben, sah Rußland im Winter- und im Sommergewande, und die besonderen Verhältnisse, unter denen ich meine Reise unternahm, brachten mich mit mehreren hundert Personen aus verschiedenen Volksschichten und Gesellschaftsklassen in Berührung; ich lernte Großrussen und Kleinrussen, Finnen und Schweden, Armenier und Polen beiderlei Geschlechts kennen verkehrte mit feinen und einfachen Leuten,

mit Männern der Regierung und Freisinnigen, mit Juristen und Ärzten, Schriftstellern und Künstlern, Fürsten und Professoren, Journalisten und Bauern, Beamten und Dienstboten.

Indem ich versuchen will, über meine Eindrücke Rechenschaft abzulegen, vergesse ich indessen keinen Augenblick, wie wenig sie für die Gesamtauffassung des russischen Reiches bedeuten. Ich vergesse weder, einen wie geringen Bruchteil von alledem, was ich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit hatte, ich auf Grund meiner Kenntnisse auch wirklich verstehen konnte, noch wie unbedeutend der Ausschnitt, der sich meinem Auge von einem Staate und einem Volke wie dem russischen bot, überhaupt war. Aber natürlich glaube ich selbst an meine Fähigkeit zum Sehen und an die Richtigkeit meines Urteils.

I

Um eine treffende Vorstellung von der ungeheuren Ausdehnung des russischen Reiches zu geben, erinnerte Alexander von Humboldt seinerzeit an die Mondfläche. Richtet man abends einmal den Blick auf den Mond, wenn dessen Scheibe voll ist, so hat die Halbkugel eines ganzen Sternes, den man dann sieht, keinen so großen Flächenraum wie Rußland. Es fehlen noch fünfzigtausend Quadratmeilen.

Kein anderes Land hat eine so große, zusammenhängende Ausdehnung. Rußland umfaßt den sechsten Teil der Erdkugel, und obwohl es verhältnismäßig nur schwach bevölkert ist, hat es eine Einwohnerzahl von hundertunddreißig Millionen Menschen, deren überwiegende Mehrzahl russischen Blutes ist.

Die Naturverhältnisse im russischen Reiche entsprechen hinsichtlich der leblosen Natur dem außerordentlich großen Umfang des Reiches. Seine ungeheuren Ebenen erstrecken sich von der deutschen Grenze bis tief in Centralasien hinein und vom hohen Norden bis an das Schwarze Meer. Es besitzt an einem seiner Enden das Kaukasusgebirge, das sich von einer unter dem Meere liegenden Fläche zu einer Höhe erhebt, die Europas höchste Alpen übertrifft. Im Nordwesten hat es die größten Seen Europas, den Ladoga- und den Onegasee, im Süden den Kaspischen See, den größten der Erde. Seine Flüsse endlich sind so mächtig wie seine Ebenen, Berge und Seen. Der größte von ihnen, die Wolga, ist Europas längster und breitester

Fluß. Wenn er gleichwohl keine so große Wassermasse davonwälzt, als man erwarten sollte, wie sie z. B. die Donau bewegt, so beruht dies auf der Flachheit und Regenarmut des Landes. Wie ganze Ströme im südlichen Rußland in ihrem Laufe von der Erde aufgetrunken werden und verdampfen, so verdampft der ungeheure Wolgafluß bei seiner Mündung völlig im Becken des Kaspischen Sees, ohne durch Jahrhunderte dessen Wasserspiegel zum Steigen zu bringen.

Die großen Steppen, die man mit dem Ozean verglichen hat, zeigen keine Ähnlichkeit mit der ewig wechselnden Natur des Meeres. Unveränderliche Einförmigkeit ist ihr Merkmal. Der gewaltigste Fluß, der breit wie ein Sund ist und mit dem verglichen der Rhein kurz erscheint, ermangelt der Geschwindigkeit und Hast, die weniger imponierende Flüsse besitzen. Eine gewisse mächtige Trägheit ist seinem Laufe eigentümlich. Sowohl diese Trägheit wie jene Einförmigkeit ist russisch.

In diesem Reiche, wo alles unermeßlich ist, ist nichts in den Naturverhältnissen gemildert, mittelwarm. Die große Landmasse gleicht einem Körper ohne Glieder; sie hat keine Einschnitte, die etwas bedeuten, ist nicht in Halbinselformen zerstückelt oder in Inseln verteilt wie ganz Nord-, West- und Südeuropa. Sie hat Festlandsklima, d. h. bekanntlich lange, harte Winter und glühende Sommer. Das Meer, das stets Kälte und Hitze dämpft, ist fern, der Einfluß des Golfstromes, der stets mildernd wirkt, ist hier nicht zu verspüren.

Und wie dies ungeheure Festland keine Einschnitte hat, so wird seine Einförmigkeit auch nicht von Bergen und Tälern unterbrochen. Eine einzige große Ebene ist dieses Land der Wälder und der schwarzen Dammerde und der Steppen. Dies ist der Grund, daß der kalte Lufthauch vom nördlichen Eismeer sich über das ganze Land herunter verbreiten kann, ohne einem Bollwerk zu begegnen, und daß die Feuchtigkeit fehlt, die das Atlantische Meer, die Ostsee und das Mittelländische Meer Europa bringen. Mit Ausnahme der Krim und des Kaukasus hat kein Teil des so weit ausgedehnten Landes das Klima der südlichen Gegenden. Wie man es ausgedrückt hat: Rußland hat Sommer, aber keinen Süden.

Allerdings bestehen innerhalb dieses gleichartigen Klimas große Verschiedenheiten. Die Durchschnittstemperatur des Sommers an

Rußlands nördlichen Küsten (+ 2°) ist niedriger als die Wintertemperatur in Sebastopol. Doch der Januar in Odessa hat dieselbe Temperatur wie der Januar in Christiania, und obwohl Moskau unter demselben Breitengrad liegt wie Kopenhagen und Edinburg, ist die Durchschnittstemperatur des Winters — 10° in der russischen Stadt gegen 0,5 in der dänischen und + 2,8 in der schottischen.

Und es besteht sogar kein wesentlicher Unterschied zwischen der Naturbeschaffenheit des europäischen Rußland und Sibiriens, nur daß dort alle Verhältnisse strenger sind.

Von den Gegenden des Nordens, wo nur das Renntier Futter findet, bis zu den Strecken im Süden, die Wein und Mais hervorbringen, findet im europäischen Rußland ein gradweiser Übergang statt, doch weder die Pflanzen- noch die Tierwelt bieten etwas für einen Westeuropäer Überraschendes oder Außerordentliches dar. Unsere bekannten Baumsorten, unsere bekannten Tierarten im größten Teile des Reiches. Von wilden Tieren enthalten alle Waldgegenden einige Bären, doch in den Wäldern wie in den grasreichen Ebenen und kahlen Steppen kommen Wölfe in sehr großer Anzahl vor. Man berechnet die Anzahl der Wölfe im europäischen Rußland auf ungefähr hundertfünfundsiebzigtausend, die jährlich hundertachtzigtausend Stück Großvieh, fünfhundertsechzigtausend Schafe, hunderttausend Hunde, außerdem hundertundfünfzig Menschen verzehren. Jeder einzelne Wolf verzehrt der Berechnung nach jährlich für ungefähr achtzig Rubel.

Doch sieht man von diesem einen Raubtier ab, so gibt es in der Tierwelt nichts Fürchterliches oder Ungewöhnliches. Die unorganische Natur dieses Landes ist gewaltig, die lebende Natur ist es nicht; die Bäume sind, sogar in den Urwäldern, nicht hoch, und die Tierwelt hat im großen ganzen keine auffällige Eigenart.

Der entscheidende Grundzug für Rußlands Charakteristik ist, daß alle Verhältnisse, wenn auch ungeheuer, so doch gleichartig sind. So groß das Land ist, so monoton ist es. Es liegt eine traurige Eintönigkeit über ihm. Rußland ist ein Land, nicht nur durch die Ausdehnung seiner Ebenen, die Breite und Länge seiner Flüsse, sein gleichartiges Klima, sondern auch durch die Regelmäßigkeit seiner geologischen Lage. Und das ungeheure Land bildet zudem insofern eine organische Einheit, als das Waldland nicht das

Kornland, das Kornland nicht das Steppenland, das Steppenland nicht das Waldland entbehren kann. Die Steppe bedarf der Bäume, das Waldland bedarf des Viehes. Und so bedarf die Küstenstrecke des Innern und das Innere der Küstenstrecke. Wie schon Graf Moltke in seinen Briefen aus Rußland gesagt hat: „Kein Teil kann bestehen ohne den anderen; der waldreiche Norden nicht ohne den kornreichen Süden, die industrielle Mitte nicht ohne beide." Der Traum, daß das große Reich sich in eine Menge kleiner auflöse, wird deshalb kaum in Erfüllung gehen. Was die Geographie vereint hat, kann der Mensch nicht scheiden, und was sie geschieden hat, können Menschen nicht vereinen. Die Geographie, die die Verschmelzung der drei kleinen skandinavischen Völker zu einer Einheit verhindert hat, hält dieses Sechstel der Erdkugel zusammen. (A. Leroy-Beaulieu, L'empire des Tsars et les Russes. Tome I, livre I. Élisée Reclus: Nouvelle Géographie universelle. Tome V.)

II

Rußland ist ein Land des Ackerbaues. Es hat verhältnißmäßig wenig Städte. Die Provinzstädte sehen alle einander ähnlich; hat man ein paar gesehen, kennt man sie, wie es heißt, alle. Eine solche Provinzstadt hat einen öffentlichen Garten, eine Kathedrale, einen Gouverneurpalast und ein Krankenhaus. Dies gehört dazu; das übrige hängt von den besseren oder schlechteren Verhältnissen der Bevölkerung ab. Doch, es ist wahr, noch etwas und zwar etwas sehr Wesentliches, findet man sicherlich: ein Gefängnis, und in einer Provinzstadt wie Lomja kamen auf eine Bevölkerung von fünfundzwanzigtausend Menschen sechshundert Gefangene.

An einem klaren Sommertage kann das Leben in einer solchen russischen Provinzstadt, so wenig die einheimischen Schriftsteller es auch rühmen, sich ansprechend genug ausnehmen. Die lebhaften Trachten, die roten Oberhemden der Männer, die gestickten Jacken der Frauen leuchten munter in der Sonne. Von den Orten, die ich gesehen habe, war Brjansk, eine Handelsstadt am Flusse Djesna, der Typus russischer Eintönigkeit. Dagegen lag Smolensk (spr. Smalénsk, mit dem Ton auf der letzten Silbe) entzückend an beiden Ufern des Dnjester. Der Hauptteil der Stadt liegt auf dem linken Ufer, das steil gegen den Dnjepr abfällt, so daß die vielen Kirchenkuppeln

und Türme der Stadt, von der entgegengesetzten Seite gesehen, sich hochgelegen, in einer Landschaft mit kräftigem Profil zeigen. In der Regel ist die Lage indessen wegen der Flachheit des Landes nicht ansehnlich, und die Stadt hat für den Reisenden entweder nur als Handels- und Industriestadt oder auf Grund historischer Erinnerungen Interesse, wie alle die Städte, die Napoleons Winterfeldzug berühmt gemacht hat. Mit dem geistigen Leben in den Provinzstädten sieht es traurig aus: Kartenspiel und Branntwein, Branntwein und Kartenspiel.

Mit Ausnahme Finnlands, Polens und der Ostseeprovinzen, die alle ihr selbständiges Gepräge aufweisen, hat sich alles, was es in Rußland an geistigem Leben gibt, in den beiden Hauptstädten des Reiches, Petersburg und Moskau, angesammelt.

Schon in dem Augenblick, da der Reisende an der Grenze in den russischen Eisenbahnzug einsteigt, schlagen ihm drei Dinge als Botschaft aus einer fremden Welt entgegen: Die Sprache, die bei all ihrem reichen und weichen Wohlklang nicht die geringste Ähnlichkeit mit einer der in Westeuropa gesprochenen Sprachen hat; das Alphabet, dessen Schriftzeichen uns teils ganz fremd sind, teils eine andere Bedeutung haben als in unserem Alphabet (ein T bedeutet z. B. ein G); endlich eine Zeitrechnung, die uns aus unserem gewöhnlichen Almanach herausreißt, indem sie die Zeit um zwölf Tage zurückschraubt, und die schon dadurch gleichsam die Brücke mit der Zivilisation West- und Südeuropas abbricht. — Wären es nur diese zwölf Tage allein, die Rußland hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben ist.

Im allgemeinen kommt wohl der Reisende zunächst nach Petersburg. Petersburg ist, wie das alte Gleichnis Peters des Großen sagt, das Fenster, das der moderne Schöpfer Rußlands seinem Lande nach Westen zu baute. Es sei hinzugefügt, daß die Aussicht durch dieses Fenster den größten Teil des Jahres durch Eisblumen verdeckt ist. Was Rußland in jener Zeit am meisten not tat, war ein offener Hafen; Archangel im Norden war fast stets von Eis versperrt. Nun kam der Hafen von Kronstadt dazu, aber auch er ist das halbe Jahr geschlossen. Seitdem hat das Reich neue Häfen gewonnen, so Wladiwostock im fernen Osten; doch auch er ist nicht eisfrei. Nur in den Häfen am Schwarzen und Asowschen Meere ist die Schiffahrt fast immer frei; sie eröffnet dennoch Rußland

11*

keinen freien Zutritt zur umgebenden Welt, da sie stets bei den Dardanellen gehemmt werden kann, solange Konstantinopel in der Macht der Türken ist. Daher Rußlands unablässiges und stets wachsendes Verlangen nach Konstantinopel.

Mit der Begründung Petersburgs wollte der Zar sein Land dem Westen nähern. Die Stadt war, wie man gesagt hat, zugleich das Sinnbild seines Entschlusses und das Mittel zu dessen Ausführung. Indem er gleichzeitig den Kanal zwischen der Newa und der Wolga graben ließ, strebte er danach, die Reichtümer seines Landes von Osten und Süden den Strom hinauszutreiben und ihnen einen Ausweg nach Westen zu öffnen.

Petersburg ist eine ungeheure, von Kanälen und Flüssen durchschnittene Stadt, in einem Sumpf erbaut, von einer Wüste umgeben. Eine künstliche Stadt, ohne natürlichen Baugrund, die hauptsächlich von den Beamten und vom Militär lebt, wenn auch Handel und Industrie in letzter Zeit bedeutend gewachsen sind. Eine ungesunde Stadt, in der, wie übrigens auch in der alten Hauptstadt des Reiches, die Anzahl der Todesfälle viel größer ist als die der Geburten, sodaß die Bevölkerung, bei einem Verlust von ein paar Tausenden jährlich, einmal aussterben würde, wenn nicht eine ununterbrochene Einwanderung stattfände. Eine halbkultivierte Stadt, in der noch heutigentages von neunhunderttausend Einwohnern dreihunderttausend nicht lesen können. Eine herrliche Stadt endlich, großartig in ihrer halb europäischen, halb barbarischen Pracht.

Zu ihrem Aufbau ließ Peter in den vier Jahren von 1712 bis 1716 mehr als einhundertundfünfzigtausend Arbeiter dort in den Newamorast hinausbefördern, wo die meisten von ihnen an Fieber, Seuchen oder Hunger starben. Um die Maurermeister zu zwingen, ausschließlich dort Arbeit zu suchen, verbot er so lange bei Strafe der Gütereinziehung und Verbannung nach Sibirien den Bau von Steinhäusern in seinem ganzen Reiche und befahl außerdem jedem Adligen, der mehr als dreißig Bauernfamilien besaß, sich ein Haus in der neuen Hauptstadt zu bauen, ein Gebäude, dessen Anlage und Größe genau bestimmt waren, je nachdem der Betreffende infolge seiner Verhältnisse unter die eine oder andere Rubrik der Bauherren gehörte. Der fertigen Stadt gab er dann, vielleicht in der Erinnerung daran, was er Holland verdankte, seinen Namen in dessen holländischer Form: Piterburg.

Sie hat sich zu einer Luxusstadt entwickelt, wo die Anzahl des Gesindes im Verhältnis zur Bevölkerungszahl größer ist als in jeder anderen Stadt Europas. In Berlin betrug 1870 die Anzahl der Familien, die drei Bediente hatten, zwei Prozent sämtlicher Familien, in Petersburg zwölf Prozent; und während es in demselben Jahre in Berlin gar keinen Prozentsatz von Familien gab, die elf Bediente und darüber hatten, betrug die Anzahl solcher Familien in Petersburg ein Prozent.

Wenn man vom Bahnhof in die Stadt hineinfährt, erwartet man beständig, die Newa vor sich zu sehen — die Begriffe Petersburg und Newa sind ja miteinander verwachsen. Aber nein! Das da ist nur ein Kanal, und dies da, das ist nur der Fluß Fontanka, der in die Newa mündet. Endlich erblickt man den mächtigen Fluß, wie er daliegt, breit wie ein Meeresarm, zu Eis erstarrt, mit Schnee bedeckt, zwischen den hohen Kais und den Inseln; auf einer von ihnen erhebt sich die Festung Peter-Pavlovsk, ihr goldener Turm funkelt in der Sonne. Dann offenbart sich eine Welt rotgelber Paläste, bei denen, wie bei allen russischen Regierungsgebäuden, diese seltsame Farbe auffällt, die halb an Gefängnisfarbe, halb an Menschenhaut erinnert.

Vor dem Winterpalast stutzt der Fremde beim Anblick eines sonderbaren häßlichen eisernen Schuppens, der den schönen Platz verunstaltet. Dieser Schuppen gibt einem den richtigen Eindruck vom Klima des Landes. Er ist so notwendig wie der Palast, dieser Schuppen, sogar notwendiger. In seiner Mitte befindet sich ein Riesenkessel, der in den Winternächten mit glühenden Kohlen gefüllt wird, damit Kutscher und Diener, die auf die Herrschaften im Schloß warten, nicht erfrieren.

Hier auf dem linken Newaufer noch die hellfarbigen Massen des Admiralitätsgebäudes und die Isaakskirche, ganz aus Granit und Marmor erbaut, in der dem Reisenden zum ersten Male der russische Hang entgegentritt, durch Reichtum und Pracht des Stoffes statt durch Schönheit der Formen zu wirken. Hier sind im Innern Fußboden und Wände mit blankgeschliffenem Marmor verschiedener Art gedeckt; hier sind Säulen aus Lapislazuli, fünf Meter hoch, und Säulen aus Malachit, neun Meter hoch, mit vergoldetem Fuß und Kapitäl; aber hier ist keine unvergeßliche Form. Auf wirkliche Kunst trifft das Auge erst, wenn es bei Falconets kühnem Denkmal

Peters des Großen verweilt, wo man den Kaiser auf einem sich bäumenden Pferde — vielleicht die beste Pferdestatue der neueren Zeit — einen finnländischen Granitblock emporsprengen sieht. Im übrigen an der Newa entlang ein Gewimmel von Prachtbauten in italienischem und französischem Stil, die man hierher verpflanzt hat. Und ein Gewimmel von Kapellen und Heiligenbildern, vor denen jeder vorübergehende Mann aus dem Volke sich immer wieder bekreuzigt, falls er nicht stehen bleibt und seine Andacht verrichtet. Und auf der Newa und den Kais Schlitten und Troikas in sausender Fahrt. Schlitten und Droschken haben nur einen Sitz für zwei Personen; meist sieht man einen Herrn und eine Dame, und er hat stets den Arm um ihren Leib gelegt — vermutlich, damit sie nicht während der Fahrt aus dem Wagen geschleudert werde.

Alle fahren, selbst das Gesinde, das in die Stadt geschickt wird; die Entfernungen sind so groß, daß es in der Regel notwendig ist, und es stehen fünfundzwanzigtausend öffentliche Droschken zur Verfügung. Man feilscht bei jeder Tour um den Preis, und anfangs, wenn der Fremde schlecht russisch versteht, ist nichts häufiger als das folgende Gespräch: „Wieviel verlangen Sie?" — „Fünfzehn Kopeken." — „Keineswegs, ich gebe nicht mehr als fünfundzwanzig."

Wir fahren den Newskiprospekt, die Hauptstraße, hinunter an einem vorzeitigen Frühlingstage mit reiner, klarer Luft und Sonne. Der Kutscher ist ein russischer Bauer. Im Sommer bebaut er sein Feld, doch im Winter verdient er sein Brot als Iswoschtschik. Er sitzt da mit seinem bärtigen Gesicht unter einem flachköpfigen Hut, in einem weiten Rock, der von der Taille ab die Form eines faltigen Unterrockes oder eines weiten Schlafrockes hat und bis zu den Füßen hinunter reicht. Um den Leib trägt er eine bunte Schärpe. Im Eremitagemuseum findet man seltsam genug unter den Ausgrabungen von Kertsch in der Krim auf alten griechischen Schmucksachen, Armbändern zum Beispiel, Figuren von bärtigen Skythen, die in den Gesichtszügen, ja, in der Tracht an diese Bauernkutscher erinnern. Der Typus scheint sich aus dieser Zeit erhalten zu haben.

Es ist ein echter Großstadtsanblick: der Newskiprospekt im Spiel der Sonne, drei, vier Wagenreihen nebeneinander in unabsehbarer Folge. In den Wagen elegante Frauen und Männer. Auf dem

Bürgersteige die weniger wohlhabende Bevölkerung, die Frauen wie Bündel eingemummt, aus Furcht vor der Kälte, obwohl diese fast vorüber ist, scheinbar ganz außerstande, sich vorteilhaft zu kleiden. Die meisten machen einen ebenso anspruchslosen wie unansehnlichen Eindruck; doch man stutzt beim Anblick der einzelnen, die versucht haben, durch ihre Tracht Gefallen zu erregen: eine im schreienden Kleide von hellgrünem Samt, leuchtend wie ein Goldkäfer, eine andere im leuchtenden gelben Samtkleide, mit Stickereien den Rücken entlang. Einzelne Kutscher haben einen geradezu barbarischen Putz, sie sind in Rot und Gelb gekleidet; die der Gesandten haben ein Dreieck in Goldstickerei auf dem Rücken und die Farben ihres Landes vorn auf dem Hut. Unser Kutscher schlägt — wie alle Kutscher — ein Kreuz vor der Stirn, vor dem Munde, vor der Brust bei jedem Heiligenbilde, an dem wir vorbeifahren, und vor jeder der vielen Kapellen, in denen brennende Lampen ihr Licht auf die Straße hinauswerfen. Meist geschieht es gewohnheitsmäßig; die Frömmigkeit ist weit geringer, als es dem Fremden bei dem häufigen Bekreuzigen und Verneigen auf offener Straße scheinen möchte. Während man mit der rechten Hand ein Kreuz schlägt, kratzt man sich mit der linken Hand auf dem Rücken.

Äußerst charaktervolle Gesichter unter den Männern. Die Frauen sind fast alle bleichsüchtig. Das Klima zwingt sie, allzuviel im Zimmer zu sitzen. Das Wasser ist ungenießbar und die Nahrung schlecht. Die ärmere Bevölkerung lebt von Gerstenbrot, Kohlsuppe und Grütze in diesem Lande, dessen Temperatur kräftigeres Essen fordert als die Englands. Und die Nationalgetränke, Tee, Kwas und Wodka haben nicht soviel Nahrungswert wie Deutschlands leichtere oder Englands schwerere Biersorten. In Petersburg stößt man überall auf Blutarmut.

Das Straßenleben in den Hauptstraßen ist ganz modern. Aber mitten auf dem Newski, in der Nähe der Kazánkirche, hinter dem Denkmal Katharina II., sieht man in den Gostinny Dvor, den Basaren mit offenen Bogengängen, Bude an Bude, ein unmodernes Schauspiel. Man erblickt einen Schimmer des alten Rußland in dem bärtigen Bauern (Muschik) mit seinen Bastschuhen und seinem geflickten Kaftan oder Schafspelz, und man sieht die Priester in ihrem bis auf die Füße reichenden braunen Gewande mit dem schwarzen Barett auf den langen Haaren und dem bunten Gürtel,

zu dem der Bart fast hinabreicht. Sie handeln mit dem Kaufmann, der in altrussischer Pelzmütze dasteht, während seine Frau mit echten Perlen um den Hals zuhört.

Doch, will man das alte Rußland richtig sehen, so muß man nach Moskau (spr. Maskvá) gehen. Das ist bald getan; denn trotzdem Petersburg und Moskau zwei verschiedene Welten sind, ist durch die modernen Verkehrsmittel dafür gesorgt, daß man die erste am Abend verlassen und am nächsten Morgen in der zweiten sein kann. Die beiden Hauptstädte werden durch den einzigen wirklich schnell fahrenden Zug in Rußland verbunden.

Um einen hochliegenden Mittelpunkt, der hie und da in Türme mit grünen Dächern übergeht, liegt eine Stadt, die in ihren verschiedenen Teilen abwechselnd den Charakter einer großen Hauptstadt, einer Provinzstadt und eines Dorfes zeigt. Hier Prachtstraßen mit hohen Häusern und glasüberdachten Durchgängen wie in Paris, dort eine unabsehbare Anzahl niedriger Häuser inmitten geräumiger Gärten. Man fährt aus dem feinen Viertel in eines hinüber, das kaum gepflastert ist. In dieser Stadt mit achtmalhunderttausend Einwohnern und vierhundert Kirchen hat man zuweilen das Gefühl, als wäre man auf dem Lande. Es ist Platz genug — aber fast kein Ort vorhanden, wo man einen Spaziergang unternehmen könnte, nur an den Ausläufern der Stadt gibt es Promenaden. Aber alles ist breit angelegt; alles trägt ein Gepräge der Ruhe, während in Petersburg alles darauf angelegt scheint, stark und in Hast zu genießen.

Hier scheint man sich auf dem Wege nach Asien zu befinden. Hier bietet sich einem der wunderliche Anblick: eine tatarische Hochzeit in modernen Wagen; die dunklen Gesichter unter den Turbanen in eleganten Kutschen. Das war das erste Bild, das sich mir in Moskau bot. Was sonst als bunter Anblick in den Straßen der Stadt hervorgehoben zu werden pflegt: Perser mit den hohen Lammfellmützen, Türken mit ihrem Fez und heidnische Kalmücken, ist eine verhältnismäßig sparsame Abwechselung, ungefähr wie der Anblick von Türken und Persern in Venedig.

Der erste Gang des Fremden gilt dem Kreml. Hier steht er auf Rußlands Nabel. Dieser Ort ist für den russischen Patriotismus ein heiliger Ort. Hier ist der Mittelpunkt des Reiches; hier wird der Zar gekrönt. Man ersteigt den höchsten Turm,

Ivan Veliky, und sieht um sich herum eine ungeheure Stadt mit goldenen und grünen Kuppeln und Dächern. Hier stand Napoleon mit seinen Marschällen 1812 und sah die Feuersbrunst in der Stadt entstehen. Hier stand Frau de Staël und brach in die bekannten Worte aus: „Rom der Tataren!" die den Eindruck der kirchlichen Hauptstadt eines barbarischen Stammes meisterhaft malen. Doch das alte französische Wort: „Schabe den Russen ab, und du findest den Tataren!" enthält eine so stark bedingte und begrenzte Wahrheit, sodaß es in zehn Fällen neunmal irre führt.

Die fast zweihundertundsechzig Jahre bestandene mongolische Herrschaft (1220—1480) hat Rußland allerdings sehr rückständig gemacht und ihren schädlichen Einfluß auf den russischen Charakter gehabt, doch sie hat die Rasse nicht ändern können, wenn sie auch die Reinheit des Blutes beeinträchtigt hat. Unter manchem tatarischen Fürstentitel birgt sich russisches Fleisch und Blut; unter mancher von den Mongolen stammenden Gewohnheit hat sich das slawische Temperament unverfälscht erhalten. Das zeigte sich, als Peter der Große den Asiaten abzuschaben begann, und den Europäer unter der fremden Kruste fand.

Ist Kiew auch auf Grund seines Alters für die Russen ehrwürdiger als Moskau; ist es auch, wie Jerusalem, die heilige Stadt, so ist Moskau doch stets für den Großrussen die Mutterstadt, Maskvá Matuschka.

Diese starken Farben der Dächer, diese flammende Vergoldung auf den Kuppeln der Kirche — all dies, was in einem milderen Klima nur geschmacklos sein würde, hat seinen Grund in klimatischen und historischen Verhältnissen, hauptsächlich in der Länge und Beschaffenheit des Winters. Denkt man sich einen Winter, wo der Schnee zweihundert Tage hintereinander alle Wälder und Felder, Wege und Straßen und Dächer mit seinem einförmigen Laken deckt, so begreift man, daß dort oben in der Luft Glanz not tut, um zu beleben, wenn die Sonne endlich einmal scheint.

Der Winter ist Rußlands eigenartigste Zeit. Weht auch ein kalter Wind, so ist es doch bei weitem nicht dermaßen windig wie in Dänemark, und man kann hier strengere Kälte vertragen als dort. Der Winter gibt dem ganzen Leben und dem Volkscharakter seinen Stempel.

Was den Bauern betrifft, so ist er genötigt, im Winter wie eingemauert in seiner Hütte zu verharren, deren Wände und Fenster ängstlich gegen die Kälte verstopft werden. Er lebt in einer erbärmlichen Luft, beim Licht einer elenden Harzfackel, dicht an dem großen Ofen, auf dem die ganze Familie des Nachts schläft. Er schläft in seinen Kleidern, seinem Schafspelz. Er legt sie die ganze Woche hindurch nicht ab; nur Sonnabends, wenn er sein russisches Bad nimmt. Doch mit dem Pelz zieht er das Ungeziefer wieder an.

Bei den Vornehmen hat der lange Winter die Folge, daß man Tag und Nacht umkehrt. Das Petersburger Gesellschaftsleben ist in noch höherem Grade als das Warschaus ein Nachtleben. Sogar die meisten Schlittenpartien finden nachts statt. In der lautlosen Stille sausen die Dreigespanne oder die leichten Schlitten über Schnee und Eisflächen hin. Es ist die Vereinigung von Todesstille und rasender Hast, die das russische Gemüt ergötzt und befriedigt.

In einem südlichen Lande wie Italien erscheint das Pflanzenleben das ganze Jahr hindurch ziemlich gleichmäßig. Lorbeer- und Olivenbäume sind stets grün. Hier in Rußland schaffen Sommer und Winter zwei verschiedene Länder und Lebensabschnitte. Um den typischen Eindruck des Winters zu erhalten, denke man sich das Leben in Sibirien zur Winterszeit, wie es der kleinrussische Dichter Korolenko beschrieb, der von einem mehrjährigen unfreiwilligen Aufenthalt im Gouvernement Jakutsk zurückkehrte. Er wohnte in einem kleinen mit Fell bedeckten Hause. In einem solchen Aufenthaltsort treten beim Herannahen des Winters an Stelle der Fenster Eisflächen, die erst, wenn sie im Frühjahr schmelzen, durch Glasscheiben ersetzt werden. Es ist den ganzen Winter hindurch nicht einmal Tauwetter. Der Winter beginnt mit einem Grad Kälte und steigt bis zu 40—50 Grad. Um atmen zu können, macht man sich eine Art Boa oder Respirator aus Pelz, aus Eichhörnchenschwänzen. — Durch die Eisscheiben bricht die Sonne sich eigenartig und schön in Regenbogenfarben.

Das Herannahen des Frühlings verkündet ein neues Dasein. Das flüssige Element, das verschwunden war, kehrt zurück. Der eigentliche Frühling ist etwas Abscheuliches. Aber es währt nicht lange, dieses häßliche Frühjahrstauwetter, und gilt in Rußland

kaum als eine eigene Jahreszeit. Nichts kann indessen einem Westeuropäer eine Vorstellung davon geben, wie der plötzliche Anbruch des Sommers auf Sinne und Seele wirkt.

Man hatte in Moskau den Pelz tragen müssen; die Tage waren barsch, die Nächte kalt. Es schneite und fror, bis die Straßen sich in den letzten Tagen meines Aufenthaltes (gegen Mitte Mai) in ein Chaos von Schlamm verwandelten. Da wurde ich eines Tages von Bekannten zum Kursker Bahnhof geholt, und wir fuhren Tag und Nacht hintereinander südwärts. Am nächsten Morgen, als wir aufwachten, war der Sommer da. Da lag das Landhaus inmitten des frischknospenden Waldes. Ein Duft ging von diesen Pappeln und Birken aus, so betäubend stark wie der Pflanzengeruch in einem Treibhause, und noch viel frischer. Es gab kein Gras, nur Moos, doch über dem Moose ein nie endender Teppich stark duftender Maiblümchen. An den beiden Flüssen, dem Djesna und Bolwa entlang erstreckten sich die dichten, frischen Urwälder, und die Nachtigallen schlugen in reichem Chor, wie ich sie nie singen gehört habe. Das war kein Zufall, denn dies ist die richtige Nachtigallengegend. Es heißt, daß die Nachtigallen in der Nähe von Kursk und Arjol (Orel) in so großer Anzahl vorkommen und so schön singen wie an keinem andern Orte der Welt.

Faßt man die Hauptzüge zusammen, so ist dies ein Land, wo alles weit ausgedehnt, nichts temperiert ist. Denn, so ungeheuer die Verhältnisse auch sind, ebenso groß ist wieder die Gleichartigkeit, und so groß die Gleichartigkeit auch ist, so ungeheuer ist die durch die Jahreszeiten hervorgebrachte Verschiedenartigkeit. Endlich: Alles ist breit angelegt, Städte und Dörfer. Es ist allerorten Platz übrig, wie in den Freistaaten von Nordamerika.

III

Hat der Fremde sich in diesem Lande etwas umgesehen, so wird er notwendigerweise über die Beschaffenheit des Volkes nachdenken, das es bewohnt, und versuchen, über die Grundelemente des Volkscharakters zur Klarheit zu kommen.

In unzähligen Wendungen hat man, besonders in früherer Zeit, die Tatsache betont, daß die Russen äußerst wenig erfunden, sozusagen nichts zur Entwicklung und Zivilisation beigetragen,

sondern sich nur die Kultur der andern angeeignet haben. Es ist, sagt man, ein Volk von Nachahmern, ein Volk ohne Eigenart.

Unstreitig hat von allen größeren Völkern Europas keines soviel fremde Kultur entlehnt und besitzt so wenig zutage tretende Eigenart. Das zeigt sich schon in einem so äußerlichen Umstande, daß man, während ein reisender Engländer schon auf hundert Schritt zu erkennen ist — gut zusehen muß, um einen Russen auf der Reise herauszufinden. Es ist wohl auch kaum sehr übertrieben, wenn es im ersten Teil der Hauptströmungen heißt, daß ein Quadratmeter Erde im Forum Romanum eine größere Geschichte hat als das ganze russische Reich.

Und doch wäre eine Betrachtung äußerst oberflächlich, die das russische Volk mit dem Stempel abtäte: nicht ursprünglich. Wer in Rußland reist und sich selbst die Frage vorlegt: Was ist hier original? dem wird es, wenn er sich in seinen Gedanken vom Unbedeutendsten und Äußerlichsten zu den tiefstliegenden Eigenschaften bewegt, keineswegs an einer Antwort fehlen.

Er staunt vielleicht zunächst über das Gespann der Wagen. Nirgends spannt man ein Pferd so vor; nirgends fahren drei Pferde einen Wagen mit so stilvoller Haltung. Es steckt hierin ein nicht geringer und nicht gewöhnlicher Schönheitssinn. Sodann wird ihm die Originalität in der Hand- und Fabrikarbeit auffallen. Er findet sie in den Stickereimustern (auch in Deutschland wohlbekannt von den russischen gestickten Handtüchern), in dem Zusammenklang starker Farben, die alle russischen Schmucksachen und Ausschmückungen, von den alten Handschriften bis zu der modernen herrlichen Emaillierung von Gold- und Silbersachen auszeichnet; endlich in einem Baustil, der, so sehr er auch aus dem byzantinischen und mongolischen, hindostanischen und persischen, gotischen und Renaissancestil zusammengesetzt ist, doch als Ausdruck der griechisch-russischen Religion seine ausgeprägte nationale Eigenart erhalten hat.

Außerdem hat dieses Volk eine Eigentümlichkeit auf sozialem Gebiet, das sogenannte Mir, eine Vereinigung von Dörfern, deren verbindendes Element Selbstverwaltung und gemeinsamer Landbesitz ist.

Rußland ist ursprünglich und seiner Idee nach ein patriarchalischer Staat mit der unbedingten Macht des Volksvaters und der unbedingten Gleichstellung der Kinder. Rußland ist in Wirklichkeit

kraft einer unheilvollen Entwicklungsgeschichte ein Staat der Beamtengewalt geworden, wo die Herrschaft der Schreibstube alle herzlichen und natürlich wachsenden Verhältnisse im öffentlichen Leben vernichtet hat. Doch gleichwohl sind Familie, Kommune und Staat in Rußland drei ganz gleichartig gebaute Organismen, nur verschiedenartig im Umfang. Die großrussische Familie beschränkt sich nicht darauf, Eltern und Kinder zu umfassen, sie umfaßt mehrere Generationen, mehrere Hausstände. Verheiratete Söhne, Brüder des Vaters oder der Mutter, haben bis in die allerneueste Zeit stets in demselben Hause oder auf demselben Hofe gearbeitet, mit gemeinsamem Besitz und unter der Autorität des Ältesten. Diese Familie ist nun in der Auflösung begriffen, weil in ihr (wie im Staat) die väterliche Autorität in einer unnatürlichen und empörenden Weise angeschwollen war.

Die Kommune ist indessen nur die größere Familie, wie der Staat nur die Vereinigung aller Kommunen zu einer großen Familie darstellt, deren Mitglieder ursprünglich gleichgestellt und deren Vater der Zar war. Die russische Familie hat zwei verschiedene Züge: Die unbedingte Autorität des Vaters und das ungeteilte Eigentum der Kinder. Der russische Staat, das Selbstherrschertum, hat den ersten, die russische Kommune, Mir, den zweiten dieser Züge beibehalten. In Wirklichkeit sind diese beiden Einrichtungen, die Zargewalt und die Landkommune, die zwei Grundbestimmungen, durch die sich das russische Volk von allen anderen unterscheidet. Allerdings haben eine Menge Länder lange Zeit einen ähnlichen kommunalen gemeinsamen Besitz gekannt, aber anderwärts ist er nach Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit aufgehoben worden; hier dagegen hat er sich erhalten. Während die gemeinsame Familie (oder die Familiengemeinschaft) seit Abschaffung der Leibeigenschaft in der Auflösung begriffen ist, hat der kommunale gemeinsame Besitz nicht nur seit der Abschaffung fortbestanden, sondern hat sich sogar auf Kosten des Privateigentums erweitert. Im Gouvernement Moskau sind seit 1861 von vierundsiebzigtausendvierhundertundachtzig Höfen nur neunzehn aus der Gemeinschaft ausgeschieden, und gegenwärtig befinden sich im ganzen Großrußland neunzig bis achtundneunzig Prozent allen bäuerlichen Grundeigentums im Besitz der Kommune. Sogar in Weiß- und Kleinrußland hat die Kommunalgemeinschaft Einlaß gefunden.

Natürlich erblicken die Russen angesichts unserer heutigen sozialistischen Bewegungen in ihrem Mir den gesunden Keim zu besseren sozialen Zuständen. Sie betrachten sich in dieser Beziehung gewöhnlich als Vorläufer oder Vorbilder Europas.

Die Originalität der Russen in rein geistiger Beziehung ist natürlich weniger leicht greifbar, doch sie ist deshalb nicht weniger unzweifelhaft. Rein geistig fallen die Russen dem Fremden durch den Wirklichkeitssinn auf, der sie zu einem großen Volk gemacht und sich im Kampf des Lebens so siegreich gezeigt hat. Es scheint diese Eigenschaft zu sein, die dem Großrussen das Übergewicht über alle andern Stämme des Reiches gegeben hat. Während der Kleinrusse wahrscheinlich den Großrussen an angeborener Begabung, Lebhaftigkeit und Feinheit, Gefühl und Gemüt übertrifft, fehlt ihm dessen praktischer Sinn. Der Blick für die Wirklichkeit hat sich als starke Seite des Großrussen erwiesen. Dieser Blick erklärt es unter anderm, daß Werke mit dem Geistesgepräge der wirklichkeitstreuen Richtung, die in letzter Zeit in der französischen Literatur gesiegt hatte, bei ihrer Einführung in Rußland dort als Ausdruck für etwas Altes und Bekanntes aufgenommen wurden. Schon lange vorher hatten russische Dichter die Aufgabe des Romans in ähnlicher Weise aufgefaßt. Als Frankreich noch ganz tief in der Romantik steckte, hatte sich schon die ganze russische Romanliteratur auf die Wirklichkeitsschilderung gelegt, und die Kunst hatte begonnen, den Spuren der Poesie zu folgen.

Dieser Wirklichkeitssinn trägt die Schuld, daß der Großrusse den Kleinrussen als sentimental und weich geringschätzt und auf den Polen als auf ein lockeres und unzuverlässiges, ödes, wenn es hoch kommt, romantisches und phantastisches Wesen herabblickt. Der stark entwickelte Wirklichkeitssinn ist es auch, der dem Russen jede Befähigung zum Grübeln genommen und ihn soweit gebracht hat, im Grunde nur zwei Gruppen der Wissenschaft für richtig zu halten: die Naturwissenschaft und die Sozialökonomie. Die Regierungsform in Rußland ist nun nicht so beschaffen, daß sie irgend einer Art von Originalität freien Spielraum ließe, und da die Originalität sich auf politischem Gebiet gar keine Luft machen und sich — der Zensur wegen — ebensowenig frei und voll in der Literatur äußern kann, so wird sie leicht zur Eigenart, zur Absonderlichkeit und Unvernunft der Einzelnen, die dann nicht selten

in den Hang zum geheimnisvoll Unfaßlichen, dem Merkmal aller Slawen, übergeht, das sich aber bei den Russen so merkwürdig mit Wirklichkeitssinn vereint. Man denke an eine Erscheinung der Vergangenheit wie Gogol, an eine Erscheinung der Gegenwart wie Tolstoi. Es ist diese Mystik, die sich äußerlich in den zahllosen Sekten zu erkennen gibt, die Rußland aufweist. Vierzehn bis fünfzehn Millionen Menschen sind Sektierer mit über fünfzig seltsamen Religions- und Moralsystemen.

Doch der Zug, der mich persönlich vor allen andern am meisten überraschte, war bei den am höchsten entwickelten und zugleich (soweit ich es beurteilen konnte) typischen Menschen, denen ich begegnete, das, was sie selbst einen breiten und stolzen Freimut (une large franchise) nannten. Nirgends hört der Fremde Männer und Frauen, die auf der Höhe der Zivilisation stehen, sich so offen und ohne Vorbehalt aussprechen. Sie teilen nicht nur anstandslos Ansichten und Gedanken mit, sondern sie erzählen nicht selten wichtige Züge aus ihrem eigenen Leben, Züge, die man verschieden beurteilen kann, wie sie wissen müssen, und befürchten nicht, dadurch im Urteil des andern zu verlieren. Hinter dieser besonders bei Frauen überraschenden Offenheit liegt ein: „So bin ich; ich gebe mich wie ich bin — zu breit und groß veranlagt, um zurückhaltend und vorsichtig, und zu lebenssicher, um nicht ausschließlich von meinem eigenen Urteil abhängig zu sein.“ Der Sinn dieser Offenheit im gesellschaftlichen Verkehr ist: „Ich bin so, sage, wie du bist. Wozu all diese Zugeknöpftheit! Das Leben ist kurz, die Zeit sparsam zugemessen; sollen wir aus unserem Verkehr Vorteil haben, so müssen wir uns einander eröffnen.“ Und hinter diesem Freimut liegt das Gefühl, das auf den von Skandinavien Kommenden am fremdesten von allen wirkt: ein Entsetzen und ein Abscheu vor der Heuchelei, und ein Stolz, der sich in Sorglosigkeit äußert — so unähnlich englischer Steifheit, französischer Vorsicht, deutschem Standeshochmut, dänischer Faselei.

Die Grundlage ist die breit angelegte Natur, ohne Kleinlichkeit, ohne Enge, ohne Spitzheit — die wahre Basis der Originalität in Rußland.

Und was sich dem Blick eröffnet, wenn man in dieses Naturell hineinsieht, das ist eine Eigenart, die unter den europäischen Volkseigenarten einzig dasteht.

Die Hauptneigung ist, wie mannigfache Erfahrungen den Fremden belehren, die Neigung: die Leine zu Ende zu laufen. Nicht schlechthin der Hang, ins Extreme zu verfallen. Aber folgendes: Hat ein Russe einen Gedanken, eine Grundvorstellung, ein Prinzip, einen Vorsatz gefaßt, ganz gleichgültig, wo er sie her hat, ob sie von Anfang an sein eigen waren oder Europas Kultur entlehnt sind, so ruht er nicht eher, bis er ihn in seine äußersten Folgen hat auslaufen lassen. Deshalb sind die Russen die schlimmsten Unterdrücker und die rücksichtslosesten Befreier der Erde, rechtgläubig bis zur Blindheit, Sektirer bis zur Selbstvernichtung, freidenkerisch bis zum Nihilismus, aufrührerisch bis zu Mordversuchen und Dynamitattentaten. Glauben sie an die Idee der Autorität, so neigen sie vor ihr die Stirn auf die Erde (tschelobitie); hassen sie die Autoritätsidee, so drückt ihnen dieser Haß die Sprengbombe in die Hand. Sie sind radikal in allem, in Glauben und Unglauben, in Liebe und Haß, in Unterwerfung und Erhebung.

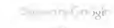
Dann findet sich endlich bei den Russen noch ein Grundzug, der aller Originalität am meisten zu widerstreiten scheint: der Nachahmungstrieb, das Echo- und Widerscheinartige im russischen Gemüt, die Fähigkeit, sich dem Fremden anzupassen — und das Fremde sich anzupassen. Das ist vor allen Dingen eine Fähigkeit, zu verstehen, sodann ein Aneignungstrieb.

Man hat den Deutschen eine ähnliche Fähigkeit beigemessen, alles Fremde zu begreifen und es sich durch Übersetzung oder eindringendes Verständnis anzueignen. Sie besitzen diese Fähigkeit im höchsten Grade. Aber sie ist bei ihnen anders beschaffen. Herders hochbegabtes, aber schwerfälliges und langsames Volk versteht die Volksgeister schwerfällig und langsam; es hat das Griechentum, Calderon und Shakespeare von allen Völkern Europas zuerst begriffen. Doch es vermag deshalb noch nicht, sich von dem Wesen der fremden Nationen dermaßen durchdringen zu lassen, daß es sie wiedergibt, in ihrem Geiste handelt. Die Franzosen, welche die Griechen nicht verstanden, kamen diesen in ihren Geistesschöpfungen weit näher als die Deutschen, die sie verstanden. Die Russen besitzen in höherem Grade als alle anderen Nationen die Fähigkeit, den fremden Gedankengang oder Vorstellungskreis in sich aufzunehmen, ihn nachzuahmen, mit ihm als mit ihrem geistigen Eigentum zu schalten und zu walten.

Der zivilisierte Russe versteht das Lebende, das Neue, das Neueste im Auslande und hat es zu jeder Zeit verstanden; er wartet nicht erst ab, bis es auf Grund seines Alters gebilligt oder durch den Beifall der Landsleute des Fremden gutgeheißen worden ist.

Die Russen erfassen das Neue sofort im Fluge. Ihre Gebildeten stellen einen modernen Volksstamm mit dem schärfsten Sinne für alles Moderne dar. In unseren Tagen ist es mehrmals geschehen, daß Schriftsteller, die in ihrem eigenen Lande auf Hindernisse oder Unwillen gestoßen sind, ihre erste Freistätte in russischen Zeitschriften oder beim russischen Publikum gefunden haben. Wer weiß, ob nicht in der Beziehung Rußland in Zukunft eine ähnliche Rolle vorbehalten ist, wie sie Holland während der Renaissance übernahm, als es allen in ihrem Heimatlande bedrohten Schriftstellern eine Zuflucht bot! Ein Vorzeichen davon ist der Kultus des Genies, der in Rußland in voller Blüte steht, nachdem er im übrigen Europa fast völlig geschwunden ist.

Was nun jene so auffallende Fähigkeit des Erfassens und Aneignens anbelangt, so trifft man sie auf technischem Gebiet schon bei dem Bauern. Jede Arbeit wird dem Bauern leicht. Was seine Augen sehen, können seine Hände machen. Er versteht womöglich zehn Fächer auf einmal. Ein Reisender verliert irgendwo auf dem Lande eine Mütze mit eigentümlicher Stickerei; zehn Jahre später stickt die ganze Gegend so. Ein anderer Reisender vergißt in einem Kruge ein Stück getriebenes Kupfer oder emailliertes Silber, und diese Hinterlassenschaft gibt Veranlassung zu einer ganzen Industrie. Einige der berühmtesten Industriellen Rußlands sind Autodidakten aus dem Bauernstande, die sich zu dem künstlerischen Standpunkt, den sie jetzt einnehmen, emporgearbeitet haben. Maslianikow, dessen Leistungen als Keramiker auf gleicher Höhe mit denen der kaiserlichen Porzellanfabriken stehen, ist ein ehemaliger Bauer, der sich ohne irgend welche Fabrikausbildung allein durch seine persönliche Strebsamkeit und durch eigene praktische Versuche vorwärts gebracht hat; und Owtschinnikow, der berühmte Moskauer Goldschmied, dessen durchsichtige Emailarbeiten allerwärts Aufsehen erregen, entstammt gleich ihm dem Bauernstande und hat seinen angeborenen Anlagen alles zu verdanken. Es ist ihm unter anderm geglückt, das alte byzantinische Verfahren bei Anwendung des durch Metallstreifen geteilten Emails (émail cloisonné) zur Darstellung des menschlichen



Gesichtes wieder zu erzeugen, und einem Geheimnisse der Japaner in der Herstellung schönen roten Emails mit eingelegtem Laubwerk aus Silber auf die Spur zu kommen, wobei die Schatten der Blätter auf dem Email durch einen Kunstgriff beim Brennen erzeugt werden.

In dieser Volksbegabung, die so ganz im Gegensatz zur englischen steht, ist also die Fähigkeit, sich befruchten zu lassen, geistige Geschmeidigkeit, der vorherrschende Zug.

Man begreift recht gut, wie ein Volkscharakter von dieser Beschaffenheit sich gerade in diesem Lande entwickeln mußte. Wir sehen vor uns ein ungeheuer großes, doch stark bevölkertes Land, das in der Bildung zurück ist, und das es zugleich durch Ansiedelungen zu bebauen und durch europäische Kultur zu veredeln gilt — ein Land mit weit ausgedehntem unberührtem Erdboden wie die nordamerikanischen Freistaaten und gleichzeitig regiert und verwaltet wie die Türkei.

Es ist das große Winterland, und die erste Wirkung der Kälte zeigt sich in der Abstumpfung. Daher vielleicht die im Volkscharakter liegende Neigung zur Schläfrigkeit, die ihren typischen Ausdruck in Gontscharows in und außerhalb Rußlands berühmtem Roman Oblomow, dem monumentalen Musterbilde russischer Trägheit, gefunden hat. Oblomow ist von Natur so schlaff, so müde und lässig, so wenig zur Tätigkeit aufgelegt, daß er seine Würde, seine Selbstachtung, seine Geliebte, sein Vermögen verliert aus lauter unüberwindlichem Nichtmögen.

Der Mangel an hinreichend kräftiger Nahrung macht die Körperbeschaffenheit dünnblütig. Die Vorsorgemaßregeln gegen die Kälte machen das Temperament nervös. Untätigkeit bis zur Lässigkeit wird ein Grundzug, der sich scharf und deutlich in den Volksbelustigungen fühlbar macht. Während der Spanier sein Vergnügen in Stiergefechten findet, sei es als Zuschauer oder als Teilnehmer, während der Engländer boxt und rudert, der Franzose ficht, der Pole tanzt, hat der Russe an keiner Art von Sport Freude. Sein Vergnügen besteht darin, Drehorgeln und Harmonika spielen zu hören, zu schaukeln und auf der Rutschbahn zu fahren, deren Erfinder er ist.

In jedem russischen Traktir, wo sich die einfache oder feinere Bevölkerung versammelt, um die nationale Kost zu genießen und

ihren Tee zu trinken, findet man eine große, manchmal bis zur Decke reichende Drehorgel, und der eintretende Gast stellt die Walzen nach Wunsch, nie müde, eine Lieblingsmelodie zu hören. Die Schaukel mit ihrem wiegenden Behagen ist ein unentbehrliches Zubehör jedes russischen Volksfestes. Doch vor allem ist die Rutschbahn mit ihrer keine Bewegung erfordernden Fahrt ins Ungewisse die für die russische Gemütsbeschaffenheit bezeichnendste Belustigung. Ohne Anstrengung, ohne ein Glied zu rühren, hat die Persönlichkeit hier das volle Gefühl, „die Leine abzulaufen".

Die Untätigkeit zeigt sich im öffentlichen und politischen Leben als Unterwerfung unter die herrschende Macht. Doch die Lässigkeit hat zugleich ihre starke Seite in trägem Widerstande. Eine Gewaltherrschaft unterjocht nicht nur, sie stählt auch. Und der Gestählte wird zum Volksideal. Nicht der, welcher drauflosgeht, der Verwegene und Herausfordernde, findet Bewunderung, sondern der, welcher ohne Klage zu dulden, zu leiden und zu sterben weiß. Man lese, um diesen Zug recht zu empfinden, Dostojewskis Erinnerungen aus dem Zuchthause in Sibirien, und man wird sehen, wie nach der volkstümlichen Auffassung jemand, der Spießruten und Knute erträgt, ohne um Gnade zu bitten, mit einer Ehrfurcht umgeben ist, wie bei andern Völkern jemand, der durch das Austeilen von Schlägen Held und Sieger wird.

Hiermit hängt es zusammen, daß die Russen, trotzdem sie ein tapferes und im Kriege außerordentlich standhaftes Volk, auch die friedlichste, unkriegerischste Nation von der Welt sind. Die russischen Offiziere haben wenig Standesgefühl. Sie bilden keineswegs wie die preußischen, eine vom Volke getrennte Kriegerkaste. Sie besitzen keinen verletzenden Hochmut. Während der deutsche Offizier, selbst bei der gediegensten Bildung, sich als eine Art Priester, ein militärischer sacerdos fühlt, ist der russische Offizier, selbst wenn er roh ist, nach seiner eigenen Auffassung ein Sterblicher wie jeder andere.

Es ist sodann, als hätte der harte Kampf gegen das barsche Klima, der gleichzeitig das Volk gestählt und wenig tätig gemacht hat, ihm seine auffallende Doppeleigenschaft verliehen: Gutmütigkeit und Barschheit.

Die Gesinnung des Volkes erscheint zugleich gefühllos und gutmütig. Es gibt eine russische Gleichgültigkeit gegenüber eigenen

12*

Leiden und ein russisches Mitgefühl gegenüber den Leiden anderer, in das jene Gleichgültigkeit hineinspielt.

Der russische Bauer zeigt sich häufig gleichgültig gegen den Tod. Er empfindet gewöhnlich keine sonderliche Todesangst, und er tötet andere, besonders wenn es sich um Kinder und alte Leute handelt, mit Gleichmut. So werden unter den Bauern manchmal fürchterliche Morde ohne Leidenschaft oder Bosheit verübt. Man vergleiche z. B. den Kindesmord in Tolstois lehrreichem Drama Macht der Finsternis.

Noch weit bezeichnender ist ein Zug, der hier nach der mündlichen Mitteilung eines russischen Generals wiedergegeben sei.

Zur Zeit des Krimkrieges geschah folgendes: Ein schwer verwundeter Soldat schleppte sich mit Mühe und Not und unter den heftigsten Schmerzen seinem Bataillon nach. Seine Wunden waren derart, daß Hoffnung auf Heilung ausgeschlossen schien. Da sagten die Kameraden mit tiefem Mitleid zu ihm: „Du leidest allzusehr, du stirbst doch bald. Willst du, daß wir deiner Qual ein Ende machen? Sollen wir dich begraben?" — „Gern," antwortete der unglückliche Soldat. Also begannen sie, ihm ein Grab zu graben. Er legte sich darin nieder, und die andern begruben ihn lebendig — aus Mitleid.

Als der General, der erst davon erfuhr, nachdem alles vorbei war, später zu den Soldaten sagte: „Er hat ja entsetzlich leiden müssen," antworteten sie: „Ach was! (Nitschewo!) wir haben das Grab ganz schnell mit den Füßen zugetrampelt!"

Man achte auf diese Mischung von Güte und Wildheit. Sie ist typisch für den russischen kleinen Mann. Das sonst Unerklärliche wird begreiflich durch das Dunkel, in dem die Seele des armen russischen Bauern vegetiert.

Wahrscheinlich ist es auch der Kampf gegen die Naturverhältnisse, die bei den Großrussen die praktischen Eigenschaften, den Sinn für das Handgreifliche, handwerksmäßig Nützliche entwickelt hat. Es ist in der Hinsicht bezeichnend, daß der berühmteste und typischste Russe, Peter der Große, als er sein Land reformieren wollte, sich vor allem von den mechanischen Erfindungen angezogen fühlte. Anatole Leroy-Beaulieu hat in seiner Schilderung Peters des Großen treffend hervorgehoben, daß er auf seinen Reisen keine Universitäten, sondern Werkstätten und Werften aufsuchte, in Rußland Anatomie,

Chirurgie, Arzneiwesen, Mechanik, Schiffsbau, Ingenieurwissenschaften einführte und eine ganze Heerschar von Arbeitern und Werkmeistern, aber keineswegs eine Schar von Gelehrten und Denkern dorthin mitbrachte. Er selbst konnte alles mögliche mit seinen Händen machen, begann im Heer als Trommelschläger, in der Flotte als Lotse, konnte Boote bauen, schmieden, gravieren. In der Rüstkammer des Kremls in Moskau sieht man einen Pferdehuf, den er geschmiedet, und eine Schale, die er ziseliert hat. Der geniale Muschik scheint bei diesem Herrscher wie bei so manchem begabten russischen Großen durch.

Wie die Rauheit des Klimas gewisse, schon erwähnte Volkseigenschaften erzeugt, so scheint ein Zusammenhang zu bestehen zwischen der großartigen Eintönigkeit der Natur und der Traurigkeit, die der russischen Naturanlage eigentümlich ist. Der Russe ist traurig, doch nicht einsam schwermütig wie der Engländer in seinem Mißmut (Spleen), sondern mit einer gewissen allgemeinen sozialen Traurigkeit, und diese ist es, die in den Glauben der Sektierer an geheime Mächte übergehen kann.

Naturverhältnisse und historische Verhältnisse im Verein haben das russische Mir hervorgebracht. Man denke sich irgend ein von russischen Ansiedlern in der Nähe einer der nördlichsten Städte an der Wolga gegründetes Dörfchen vor nur ein paar Jahrhunderten. In seiner Nähe dehnen sich die grenzenlosen Steppen, von denen beständig Horden wilder Tataren, die sogenannten Nogai, drohen; die Wälder ringsumher voll wilder Tiere und halb unterworfener Tatarenstämme, den sogenannten Tscheremissen, die immer wieder Aufruhr machen. Ein unbetretbarer Sumpf trennt das Dorf vom Kastell des Zaren, in Zeiten der Gefahr die einzige Zuflucht der Bewohner. Im Winter ist der Sumpf mit Eis bedeckt, dafür steigt die Kälte bis auf fünfzig Grad, und der aus Sibirien kommende Wind häuft Schneeberge auf, die fast das ganze Dorf verschlingen. Begreift man nicht, daß die Vorstellung: mein Haus ist meine Burg (my house is my castle) unter solchen Verhältnissen unmöglich auftauchen kann? Das wäre eine wahnsinnige Vorstellung. Es ist hier nicht nur unbequem, sondern unmöglich, getrennt zu leben, jede Familie für sich, jeder Hof für sich. Täglich bedarf man der Hilfe der Nachbarn zur Verteidigung gegen die Tataren, im Kampfe gegen wilde Tiere, beim Holzfällen und zur

Bodenkultur. Es gilt vor allen Dingen, nicht Hungers zu sterben und sein und seiner Nächsten Leben zu verteidigen. Brot kaufen kann man nirgends, und schon um den Weg ins Kastell fahrbar zu halten, bedarf man des Beistandes aller andern.*)

Da jedes einzelne Dorf in der Regel nur aus wenigen Höfen bestand, wurde es von größter Wichtigkeit, ein möglichst enges Bündnis zwischen den Dörfern zu schaffen. Und so waren denn schließlich die Gedanken aller Bauern darauf gerichtet, diesen Bund — Mir — seine Welt, sein wahres Vaterland, inwendig so gut wie möglich auszubauen. Die Notwendigkeit lehrte ihn, sich mit seinen Standesgenossen zusammen zu tun und seine eigenen Angelegenheiten im Verein mit ihnen zu leiten.

Das russische Reich ist bekanntlich seit den Tagen Peters des Großen in stetem Wachstum begriffen gewesen. Es hat sich seit dieser Zeit durchschnittlich pro Jahr um ein Stück Land von der Größe Dänemarks vermehrt. Während seine Westgrenze gegenwärtig nicht fest oder womöglich sogar unsicher ist — denn bei einem großen Kriege ist weder den Ostseeprovinzen noch Polen zu trauen —, ist seine asiatische Grenze fließend und bewegt sich stets nach Osten und Süden weiter. Hier findet nun das bezeichnete Verhältnis statt, daß, so ungeheuer das Reich sich auch beständig vergrößert, und so unmöglich es auch wird, alle neuen Volksstämme sofort in den russischen aufzunehmen, dieser gleichwohl seine Übermacht behauptet, überall mitfolgt, wie weit auch die Grenzen hinausgeschoben werden.

Es scheint, als ob die Naturbeschaffenheit des Reiches auch hier bestimmend gewesen sei. Die breiten, endlosen Strecken haben schon seit alten Zeiten die Wander- und Reiselust des Bauern hervorgerufen. Er wandert nie nach Nordamerika aus, wie die Bauern anderer Länder; er wandert aus, um im russischen Reiche selbst zu bleiben. Der Bauer hat in Rußland stets das Umherschweifen geliebt. Er hat Tagereisen zu den Märkten unternommen und ist Wochen und Monate hindurch als Pilger nach Kiew gewandert; ja beständig wallfahrten noch heutigentags russische Bauern scharenweise nach Jerusalem. Deshalb eignet sich der Bauer auch musterhaft zum Kolonisten. Und trotzdem Rußland

*) Tikhomirow: La Russie politique et sociale, S. 100.

ihn bindet, fühlt er sich durchaus nicht an seinen Heimatsort gebunden. Die Natur ist sozusagen dieselbe, wohin er auch geht. Er kann wochenlang in den Steppen wandern, ohne eine sonderliche Veränderung zu sehen. Er kann sich in wenigen Tagen und überall ein neues Bauernhaus (Isba) aufbauen. Denn aus Furcht vor Feuersbrünsten, die in Rußland auf Grund der Dürre und der Beschaffenheit der Wohnungen häufiger sind als anderswo, schmückt der Bauer seine Isba niemals aus. Das neue Haus enthält alles, was das alte enthielt. Er entbehrt nichts darin. Der neue Boden, den er bebaut, gibt ihm eine ebensogute Ernte wie der alte. Und dann hat er sogar durch die Auswanderung seine Lust zu Abenteuern, neues zu erleben und neue Menschen zu sehen, befriedigt.

Die russische Steppe hat diese Eigentümlichkeit an sich, daß sie gleichsam einladet, zu gehen und zu gehen. Flach, wie kein Meer flach ist, erzeugt sie die schrankenlose Träumerei, Wanderlust, Ansiedlungstrieb und den Hang, jede Vorstellung in eine nicht endenwollende Leine auslaufen zu lassen.

Die Gleichartigkeit des Raumes verleiht den Russen die Wanderlust, die Gegensätze des Klimas bedingen eine gewisse Geschmeidigkeit großen und plötzlichen Veränderungen gegenüber, — eine Geschmeidigkeit, die vielleicht auch die Grundlage der russischen Biegsamkeit auf geistigem Gebiet bildet und am Ende mit dem Stoßweisen in Wesen und Handlungsweise der Russen zusammenhängt.

Das Geschmeidige in der Natur des Russen ist es, das ihn so empfänglich für fremde Eindrücke macht. Von der Biegsamkeit überhaupt findet der seelische Übergang statt zu der russischen Nachahmungsgabe und der Fähigkeit, sich alles Fremde anzueignen.

In diesem Zusammenhang, von ihrem Ausgangspunkt aus gesehen, hat diese Fähigkeit zum Verständnis und zur Aneignung ihre Ursprünglichkeit. Was unmittelbar gesehen ein Mangel an Originalität ist, wird die Grundlage einer neuen Originalität in der Kultur Europas.

Allerdings ist dieses Rußland der Schüler der ganzen Welt gewesen. Allerdings steht das russische Volk in der Schuld jeder einzelnen europäischen Nation. Sein Reich wird von skandinavischen Häuptlingen gegründet; die Namen fast aller Waräger sind nordisch,

und die von Konstantin VII. Porphyrogennetos aufbewahrten „russischen" Namen ebenso; selbst der Name Rus ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein nordisches Wort, wenn auch andere Erklärungen nicht unbedingt ausgeschlossen sind.*) Die moderne russische Zivilisation weist tiefe Spuren byzantinischen und tatarischen Einflusses auf. Die Russen als Volk sind bei den Polen, dann bei den Deutschen und Holländern, dann bei den Franzosen in die Schule gegangen. Zuletzt haben sie Einwirkungen von ganz Westeuropa empfangen, und ihre schöne Literatur ist unter dem Einfluß des ganzen gebildeten Europa entstanden. All dies ist unzweifelhaft. Und ebenso wahr ist es, daß man, wenn man in Petersburg steht und diesen Winterpalast betrachtet, der nach den Plänen des Italieners Rastrelli ausgeführt wurde, und diese herrliche Pferdestatue ansieht, die von dem Franzosen Falconet geschaffen wurde; oder wenn man in Moskau die Mauern und Türme des Kreml betrachtet, die lombardische und venezianische Architekten erbaut haben; oder endlich gegenüber dem Wassili Blaschenny, dem Muster aller ehrwürdigen byzantinisch-moskowitischen Kirchen erfährt, daß diese mit ihren Zwiebeln und Ananas, zackigen und geschälten Früchten und Knospen gleichenden Kugeln, mit ihren Türmen in allen Formen und Farben von italienischen Renaissancekünstlern erbaut ist — daß man sich unleugbar erstaunt fragt, was die Russen eigentlich selbst gemacht haben. Doch dann sieht man auch ein, daß die Russen die Fremden gezwungen haben, in ihrem Geiste zu arbeiten oder sich den eigenartig russischen Stil anzueignen und ihn zu entwickeln.

Und heutzutage bedeutet die unendliche Empfänglichkeit für das Fremde kaum etwas anderes als die verstärkte Fähigkeit zur Befruchtung. Sie ist es, die u. a. zu Wärme, Begeisterung, Genie- und Heldenkultus wird.

Alles entspringt aus der breit angelegten Natur (schirokaja natura). Die Russen haben einen Ausdruck tsjernazióm — die schwarze Erde, die Humuserde. So bezeichnen sie den breiten und tiefen Gürtel vortrefflichen Erdbodens, Humus, der sich von Podolien bis Kazán und weiter, über den Ural bis nach Sibirien hinein erstreckt. Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Erdbodens

*) Siehe Wilhelm Thomsen: The relations between Ancient Russia and Scandinavia and the origin of the Russian State. Vgl. Élisée Reclus: Anj. Werk, Bd. V, S. 301.

wird der langsamen Auflösung des Steppengrases zugeschrieben, die Jahrhunderte hindurch vor sich gegangen ist.

An diesen Gürtel fruchtbarer Erde erinnern die reichsten, am breitesten angelegten russischen Menschennaturen. Schon der Umstand, daß die russische Naturanlage jahrhundertelang brach gelegen hat, bewirkt ihren Reichtum.

Man trifft hie und da einen Mann oder eine Frau, die gleichsam die russische Erde personifizieren — eine Natur, die offen, reich, verschwenderisch, empfänglich, warm ohne Glut oder Hitze ist, aber den Eindruck unerschöpflicher Lebensfülle macht.

Ein Fremder, der in dem Moskauer polytechnischen Museum Vorlesungen gehalten hatte, in dem sich auch die von Professor Guerrier und einigen seiner Berufsgenossen gegründete weibliche Universität bis zu ihrer kürzlich erfolgten Schließung befand, erzählte folgenden kleinen Zug: „Ich war zur Zeit, als die weibliche Universität noch bestand, eines Vormittags in den Festsaal gegangen, wo ich am Abend vorher gesprochen hatte. Ich wollte eine Veränderung am Katheder vorgenommen haben. Ich saß allein im Saal und wartete, als die Tür ein wenig geöffnet wurde; ein junges Mädchen steckte den Kopf herein und zog ihn lächelnd zurück. Bald darauf traten noch einige ein, überzeugten sich augenscheinlich von meiner Identität und gingen. Dann kamen nach ein paar Augenblicken einige hundert junge Mädchen, alle gleichmäßig in schwarzwollenen Anzügen, schnell zur Tür herein, stellten sich in einem Kreise um mich herum auf und begannen in die Hände zu klatschen. Dann richtete eine von ihnen, die Tochter des verstorbenen berühmten Dichters Ostrowski, ein paar Worte an mich, und sie klatschten von neuem. Ich glaube, das ist der schönste Eindruck von meiner ganzen Reise."

Ähnliche kleine Züge von überraschender Wärme und Geradheit wird jeder, der zu sehen versteht, auf einer Reise in Rußland beobachten können. Und es sind vielleicht diese tiefe Empfänglichkeit, diese Üppigkeit der Natur, dieser unverbrennbare Reichtum des Lebensstoffes, die Rußlands größte Anziehung bilden und seine zukünftige ausgeprägtere Originalität bedingen.

Schwarze Erde, fruchtbare Erde, neue Erde, Kornerde, — das ist sein Wesen. Die breit angelegte, offene, reiche, warme Natur — das ist Rußlands Natur. Und überdenkt man diese Be-

stimmungen: Das unendlich ausgedehnte, das mit Schwermut und Hoffnung Erfüllende, das Undurchdringliche, dunkel Geheimnisvolle, der Mutterschoß neuer Wirklichkeiten und neuer Mystik, all diese Bestimmungen, die Rußland bezeichnen, — dann fällt es einem auf, daß sie fast ebensogut auf die Zukunft passen, und die Frage taucht auf, ob man nicht, wenn man den Blick anstrengt, um sich in dieses Land zu vertiefen, in Europas Zukunft selbst hineinstarrt.

IV

Der Fremde hat, wie man sich denken kann, wenig Gelegenheit, das eigentliche russische Volk in Bewegung unter freiem Himmel zu sehen. Alles öffentliche Leben, Sitzungen, Zusammenkünfte, Vereine, ist ja verboten, geradezu unmöglich.

Doch kann der Reisende, wenn er sich in einer günstigen Jahreszeit in Rußland aufhält, deutliche Eindrücke vom Charakter der großen Menge erhalten.

In Petersburg ist die russische Osterzeit für das niedere Volk die lustigste Zeit des Jahres. Auf dem großen, offenen Platz, dem Marsfelde, wo die Truppen exerzieren, waren zu Ostern nebeneinander vier oder fünf Theatergebäude aus ungestrichenem Holz aufgeführt, auf deren Bühnen von morgens bis abends in kurzen Zwischenräumen gespielt wurde. Die Gebäude waren rings von einem großen, die Festzeit hindurch währenden Markt umgeben, auf dem besonders in den Feiertagen ein außerordentliches Gedränge von Schau- und Kauflustigen herrschte. Das Ganze führt den Namen Balagani (Vergnügen).

Für die Ärmeren, die nicht die Mittel haben, die billigen Eintrittskarten zu den Theatern zu bezahlen, besteht das Hauptvergnügen darin: Oben, auf der das Theater umschließenden Galerie geht auf jeder Seite ein junger Kerl herum, ausstaffiert wie ein Greis mit ungeheurer Perücke von langem weißen Haar und einem langen weißen Bart, er setzt sich, läßt die Beine vom Gestell herunterhängen und unterhält die Menge. Man nennt ihn Starik (der alte Mann). Was er sagt, ist der kindlichste und unschuldigste Unsinn: „Wenn ich viel Geld hätte, so würde ich das und das zum Frühstück essen, so und so viel zu Mittag usw., unwahrscheinliche Mengen — und man lacht. Oder: „Du da unten, vergiß nicht, deine Stiefel aus-

zuziehen, wenn du zu Bett gehst" — und mehr Unsinn von gleichem Wert. Er spricht ganz so, wie wir zu Sechs- oder Siebenjährigen sprechen, wenn wir sie zum Lachen bringen wollen.

Wir gehen hinein und sehen ein richtiges Schauspiel. In dem besten Theater gibt man Suwárow, großes Volksschauspiel in drei Akten. Es ist zwei Uhr mittags, und man hat seit neun Uhr früh das Stück schon viermal aufgeführt. Es spielt ungefähr eine Stunde. Der Saal ist der denkbar einfachste: eine Scheune; ungehobelte Holzbänke, wie die, auf denen die Zuschauer der tiroler Passionsspiele sitzen. Das Publikum besteht aus ganz einfachen Leuten: Bediente, Bauern und Bauernfrauen aus der Umgegend, Kleinbürger aus den Vorstädten mit ihren Frauen. Sie warten in Schweigen, russischem Schweigen, bis der Vorhang aufgeht.

Suwárow ist Rußlands populärer Nationalheld. Wenige Schritte vom Theater steht eine schlechte akademische Bildsäule, die ihn in römischer Tracht mit nackten Schenkeln darstellt; diese Säule gleicht allem möglichen, nur nicht einem hinsichtlich seines Äußeren ganz gleichgültigen russischen General. So hat sogar der Schauspieler, wie heiser er auch ist, mehr von dem wirklichen Suwárow an sich. In Wirklichkeit war der große Mann ein echter russischer Nationalsonderling, sicherlich das einzige Genie unter Rußlands Generälen. Während Kutusow, der Zögerer, den Tolstoi aus philosophisch-religiösen Gründen in Krieg und Frieden verherrlicht und veredelt hat, eine ganz unbedeutender Mensch war, der sich Barclay de Tollys Kriegsplans bemächtigte und für den die Umstände siegten, war Suwarow ein wirkliches militärisches Genie, unwiderstehlich, sobald er auch nur eine Handvoll Leute hinter sich hatte. Sein Übergang über die Alpen von Italien nach der Schweiz wurde unter größeren Schwierigkeiten unternommen als Hannibals und Bonapartes Übergänge.

Sehr bezeichnend ist er im Stücke ausschließlich von der volkstümlich-patriarchalischen Seite aufgefaßt. Er wird in russischem Geiste seines väterlichen Gemütes wegen, nicht um seines Mutes und seiner Siege willen verherrlicht. Und lehrreich genug in Bezug auf den russischen Geschmack: in diesem, von einem Kriegshelden handelnden Stücke kein Pulverdampf, kein Schuß. Nein, der Mann aus dem Volke sieht hier mit Staunen und Stolz Suwárow in eine verschossene Uniform gekleidet wie den einfachsten Soldaten,

der selbst sein Gepäck in einem Sack auf dem Rücken trägt, mit den Gemeinen lebt und ihre Mahlzeiten teilt, ein Vater aller.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Suwárow, wenn er des Morgens aufwachte, — gewöhnlich als erster — einen Hahnenschrei anstimmte, um seine Umgebung zu wecken. Als General Kükilikü ist er im ganzen Rußland berühmt geworden. Im Schauspiel hier wird nun ein solcher Mißbrauch mit diesem Zug getrieben, daß der Held wohl dreißigmal sein Kükilikü ruft oder erwähnt, daß er es bei früheren Gelegenheiten gerufen habe. Und jedesmal wurde der Schrei von dem Jubel der Zuhörer begleitet. Dann kamen Auftritte vor, in denen er dem gemeinen Soldaten erklärt, daß dieser, wenn er seine Pflicht tue, eben so gut sei wie der General, und ihm die Hand reicht; eine Szene, wo er geputzte Parlamentäre abfertigt, die beim Anblick seiner einfachen Feldhütte stutzen; Auftritte, in denen er seine Untergebenen tröstet und ihnen hilft, mit ihnen scherzt und an sich dieselben Ansprüche stellt wie an sie. Vergleicht man ein Schauspiel wie dieses mit den Volksschauspielen anderer Nationen über populäre Kriegshelden, so fällt es einem auf, daß in ihnen unweigerlich der Mut mit Bengalflammen beleuchtet wird, während man hier die patriarchalische Einfachheit, das väterliche Verhältnis des Feldherrn zum Soldaten betont.

Denselben Zug konnte man bei einem anderen Vorgang auf offener Straße beobachten, den das Osterfest bot. Die jungen Mädchen aus den ersten Klassen der kaiserlichen Mädchenschulen wurden in langem Aufzuge in den kaiserlichen Wagen durch die Straßen gefahren. Ihr Vergnügen bestand einzig darin, eine Spazierfahrt in prachtvollen Hofequipagen mit Kutscher und Diener in kaiserlicher Livree unternehmen zu dürfen; denn es gab nichts Besonderes zu sehen.

Man tut so, als ob der Zar in einer Art höherem Vaterverhältnis zu all diesen Kindern stehe. Wenn er einmal jährlich in eine dieser nur von den Töchtern der Adligen besuchten Schulen eintritt, so ist es Sitte, daß er als Zeichen seiner Gunst sein Taschentuch verliert, und alle stürzen sich dann auf dieses und reißen sich darum, weil jede ein Stückchen haben will. Er führt das tüchtigste der jungen Mädchen zu Tische und kostet von dem Essen der Schule. Es gilt für die höchste Auszeichnung, wenn er einem der Mädchen den Teller mit den Resten reicht. Es ist in

diesem Falle Sitte, sie mit Entzücken in allen Mienen zu verschlingen. Groß war Alexander II. Erstaunen, als ein junges Mädchen (eine Polin, nach deren mündlichen Mitteilung dieser Zug hier erzählt wird), das der Kaiser als die ausgezeichnetste Schülerin der Anstalt zu Tisch geführt und dem er einen Rest Braten und Kartoffeln hingeschoben hatte, einem Diener winkte und ihm ruhig den Teller des Zaren zum Hinaustragen gab.

Bei dem Mann aus dem Volke hat der Kaiser stets als der gemeinsame Vater gegolten, wenn auch dieses Gefühl in der letzten Zeit in seinen Grundfesten erschüttert worden ist. Zu derselben Zeit, da das gegenwärtige Regiment in Rußland sich den fortgeschrittenen Klassen des Volkes gegenüber auf Kriegsfuß stellte, wenn auch nur dadurch, daß es der Lern- und Reiselust die größten Hindernisse in den Weg legte, hat es nämlich die unkluge Handlung begangen, die Abhaltung der fünfundzwanzigjährigen Gedächtnisfeier der Aufhebung der Leibeigenschaft zu verbieten. Die Freigelassenen meinen daraus schließen zu können, daß man an höchster Stelle das Geschehene bereue.

In den Städten findet man den russischen gemeinen Mann in den echten russischen Teehäusern, wo er die Melodien in den Spieldosen automatisch ableiern läßt und das Vergnügen genießt, Musik zum Tee zu haben. So sieht man auch den Arbeiter und Bauern an seinem Feiertag oder wenn er etwas besonderes vor hat, häufig mit seiner Harmonika in der Hand, diesem Instrument, das so wenig Fertigkeit erfordert und die Balalajka der früheren Zeit abgelöst hat. Unvergeßlich ist mir ein leicht berauschter junger Arabbeiter in Smolénsk, der selig schwankend, auf seiner Harmonika spielend, mitten auf der Straße ging, während die Anwohner aus allen Haustüren seine Wanderung mit vielsagenden Blicken und Lächeln begleiteten. Bei seinem Anblick wurde man an die Rolle erinnert, welche die Harmonika in Tolstois Macht der Finsternis spielt. Man mußte unwillkürlich in Gedanken einen Vergleich ziehen zwischen dieser Szene und dem taktfesten munteren Marschschritt der Jugend nachts unter Gitarrespiel durch die Straßen Roms oder dem kunstreichen, vierstimmigen Gesang der Deutschen. Hier ist die Freude an der Musik elementarer und nur halbwach. Die Sanftheit und Kindlichkeit in diesem Genuß läßt sich mit Rohheit und schlaffer Schwermut vereinbaren.

In der Nähe von Moskau hat man am ersten Mai (russischen Datums) Gelegenheit, einem berühmten Volksfest beizuwohnen, das jährlich im Sakolnikipark stattfindet. Das ist ein Wald von hohen Tannen, durchschnitten von zahlreichen breiten Fahrstraßen. Von der Mittelallee gehen sieben Hauptwege in Strahlenform aus, die untereinander wieder durch Querstraßen verbunden sind. Außerdem gibt es kleinere Querstraßen und Pfade, die zu zahlreichen Villen im russischen Schweizerstil führen.

Die Promenade am ersten Mai selbst, die eine Art Korso vorstellen sollte, und zu der man sich einen Tag vorher einen Wagen mieten mußte, wenn man ein passendes Fahrzeug haben wollte, verlor durch eine echt russische Bestimmung ihr ganzes Korsogepräge. Alle diese zahlreichen Wege waren von ihrer Mündung in die Stadt an von berittenen Gendarmen und Kosaken bewacht, die mit wohl ungefähr zwanzig Schritt Zwischenraum den Grabenrand besetzt hielten, damit kein Auflauf entstünde, und um der lieben Ordnung willen wurde im letzten Augenblick angeordnet, daß die Wagenreihen sich nie im Park begegnen dürften, trotzdem der Platz breit genug war. Statt also das gewöhnliche wechselnde Schauspiel eines Korsos zu genießen, sah man weiter nichts, als den Rücken seines Kutschers, den Schweif seiner Pferde — und das Gesicht seiner Dame, falls man so glücklich war, eine bei sich zu haben.

Aber draußen im Park waren die ärmeren Klassen in buntem Schwarm auf den großen Rasenflächen versammelt. Man hörte weder Gesang noch Musik, nicht einmal Rufen oder Lärmen. Die Bevölkerung amüsierte sich in aller Stille. Hier waren Rutschbahnen, die ja ein ähnliches Vergnügen bereiten wie nächtliche Schlittenpartien: Die Vereinigung von Lautlosigkeit und sausender Hast, die der leidenschaftlichen Seite des Volkscharakters und dem russischen Lieblingsworte entspricht, das besonders die Losung leidenschaftlicher russischer Frauen ist: Avós! überlaß dich dem Schicksal! Mag es gehen, wie es will! Sodann bot sich dem gemeinen Mann in stark benutzten Schaukeln aller Art Gelegenheit zu dem anderen, ebenso eigenartigen Volksvergnügen, das dem blutarmen Temperament der Nation entspricht.

Die gute Laune, mit der man sich in Dänemark an einem Frühlingstage im Walde amüsiert, fehlte indessen; die verschiedenen

Bevölkerungsklassen sind im skandinavischen Norden direkt vor den Toren der Hauptstadt niemals so scharf getrennt wie hier.

Während man in Städten wie London, Berlin und Paris Museen und andere öffentliche Erziehungsanstalten stets voll einfacher Leute sieht, die nach Kräften Belehrung suchen und denen man an diesen Orten die Aneignung des Stoffes erleichtert hat, gibt es nichts derartiges in Rußland. Die Eremitage in Petersburg mit ihrer großen und wertvollen Sammlung von Kunstgegenständen ist schwer zugänglich und wenig besucht; die Museen in Moskau sind ebenfalls nur selten zugänglich und noch seltener mit erzieherischen Zwecken vor Augen angeordnet. Nicht einmal die Denkmäler in den großen Städten haben eine erzieherische Eigenschaft. Sie verherrlichen Zaren und Generäle oder Nationalhelden und haben ausschließlich das Ziel, die Kaiservergötterung und das nationale Selbstgefühl zu stärken. Man ist in dieser Beziehung hinter Berlin zurück, wo seit Begründung des Reiches eine nicht geringe Anzahl Statuen aufgestellt worden sind, die weder Könige noch Feldherren darstellen. Die Reaktion in Rußland ist sogar augenblicklich (1887) so stark, daß der bloße Besitz von Falconets Peter dem Großen in kleinem Format eher für ein Zeichen regierungsfeindlicher Gesinnung als für das Entgegengesetzte gilt. Peter war ein Mann des Westens, ein Europäer.

Außer Kaisern und Generälen in Bronze gibt es in Petersburg nur eine einzige Bildsäule. Es ist das sehr anspruchslose Denkmal des Fabeldichters Krylov im kaiserlichen Sommergarten, dem Spielplatz der Kinder. Es ist dort ganz ebenso aufgestellt wie das Denkmal H. C. Andersens im königlichen Garten zu Kopenhagen, nur daß die russische Statue besser ist und daß besonders die Reliefs um ihr Postament, auf dem sich die ganze Tierwelt zusammendrängt, amüsanter, dafür freilich stilloser sind als die dänischen. In Moskau befindet sich die große Gruppe der beiden alten Volksbefreier vom Polenjoche, des Schlächters Minin und des Fürsten Posjarsky, deren Berühmtheit aus dem Jahre 1612 stammt, und denen man auch in Nowgorod ein Denkmal errichtet hat; außerdem eine moderne, nicht allzugute Statue von Puschkin. In Smolénsk, der Heimat des Komponisten Glinka, gibt es eine Statue von ihm, einem untersetzten kleinen Manne, der sich nicht

besonders für die plastische Darstellung eignet. Man hat indessen den originellen Einfall gehabt, in dem das Denkmal umgebenden eisernen Gitter seine Querstangen in der Form von Notenlinien anzubringen und so den Komponisten mit seinen berühmtesten Melodien in gegossener Notenschrift zu umgeben.

Während die anderen europäischen Staaten doch etwas, wenn auch bei weitem nicht soviel wie sie könnten, für den Volksunterricht tun, hat die Regierung hier einen Abscheu vor der Volkserziehung und legt ihr zahllose Hindernisse in den Weg, ja, bekämpft sie nach besten Kräften. Die Städte bieten, wie gesagt, bei weitem nicht soviel Möglichkeiten zur Belehrung und Ausbildung der unteren Stände wie die Städte anderer Länder. Und da der Kampf gegen das Wissen auf dem Lande noch weit nachdrücklicher geführt werden kann, so hat er trotz aller guten natürlichen Anlagen eine schreckliche Unwissenheit gezeitigt.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß das Bestreben von seiten der Herrschenden heute wie unter Kaiser Nikolaus I. darauf ausgeht, wirkliches Wissen unmöglich zu machen und jeden persönlichen und selbständigen Willen zu vernichten.

Es gibt in Rußland drei Arten von Büchern: 1. die verbotenen, d. h. ungefähr die ganze wertvolle Literatur, wenn sie nicht gerade mit unsäglicher Kunst und Entsagung den Ansprüchen der russischen Zensur angepaßt ist; 2. die erlaubte: unschuldige Schönliteratur und im allgemeinen reine Fachschriften, doch mit der Einschränkung, daß selbst in Meyers und Brockhaus' deutschen Konversationslexika alle Artikel über Rußland und alle Lebensbeschreibungen von Russen wegen des „Geistes", in dem sie geschrieben, geschwärzt sind, obwohl sie selbstverständlich fast nur nackte Tatsachen enthalten. Ja, die Fürsorge erstreckt sich bis auf das Ausland. In einem französischen Buche, das ich in diesem Jahre aus Rußland zugesandt erhielt, hatte die Zensur ein Blatt ausgeschnitten, auf dem, wie sich aus dem Zusammenhange ergab, etwas nicht Ungünstiges aber nicht unbedingt Günstiges über die verstorbene Kaiserin stand. 3. Die letzte Gruppe von Büchern besteht aus Schriften, die zum Gebrauch an Unterrichtsanstalten und Gemeindeschulen empfohlen werden. Von ihrer Beschaffenheit kann man sich leicht eine Vorstellung machen.

Die Angst davor, daß das Volkswissen auf eine größere Höhe gebracht werde, ist so groß, daß sie dem Unterricht der zartesten Kinder Hindernisse in den Weg legt. Als vor einigen Jahren eine hochstehende Dame, von der man nichts Aufrührerisches wußte, die Tochter eines bekannten Ministers, der unter Alexander II. die Justizreform durchführte, eine sehr reiche Fürstin, die man schwerlich im Verdacht haben konnte, die Bauern zu ungesetzlichem Eingreifen in fremdes Eigentum aufreizen zu wollen, in ihrem Wohnort auf dem Lande einen Kindergarten anlegen wollte, suchte sie zwei Jahre vergeblich um die Erlaubnis dazu nach und wurde dann abschlägig beschieden. In solchen Dingen bedarf es erst eines Gesuches. Und derartige Gesuche werden in der Regel abgeschlagen. Da ist es kein Wunder, daß der Bauernstand in den meisten Gegenden den Eindruck tiefer Unkenntnis und asiatischen Unterwürfigkeitsgeistes macht.

Die vornehme Dame wird auf ihrem Landgut von jedem Bauern oder Arbeiter, jedem jungen oder alten Weibe aus dem Volke, die sie um irgend welchen Beistand bitten wollen, dadurch begrüßt, daß sie sich vor ihr mit der Stirn auf die Erde werfen. Nicht nur jeder, der betteln will, nein, jeder Mann und jede Frau, die eine Vergünstigung wünschen, fallen vor ihr auf die Kniee und berühren mit der Stirn den Staub der Landstraße. Kein Einspruch kann sie bewegen, diese Gewohnheit aufzugeben. Bezeichnend genug ist das Aufschlagen mit der Stirn (gegen die Erde) noch heutigentags der Name für Gesuche an den Zaren (tschelobitnaja).

Der Aberglaube ist so groß wie die Untertänigkeit.

In unruhigen Zeiten nimmt er nicht selten einen furchteinflößenden Charakter an. Als unter Kaiser Nikolaus I. sich die Cholera in Petersburg verbreitete, führten die niederen Bevölkerungsklassen die Entstehung der Epidemie auf so abenteuerliche Ursachen zurück, daß sie über einige Knaben in Raserei gerieten, die man beobachtet haben wollte, während sie Cholera in die Newa gossen — ja, auf einem der Märkte erhob sich die Bevölkerung in hellem Aufruhr gegen die Polizei, weil diese nicht zwei Personen angehalten hatte, von denen Cholerapulver in ein Haus gebracht worden wäre, um die Ansteckung auszubreiten. In diesem Augenblick fuhr Nikolaus gerade in seinem Schlitten vorüber und wurde so Zeuge des Aufruhrs. Er machte ihm mit einem Schlage dadurch ein Ende,

daß er zornig den Arm hob und mit mächtiger Stimme rief: „Auf die Kniee!“ — Es ist das die Szene, die das Relief auf dem Sockel seines Denkmals darstellt.

Noch heutigentags herrscht im Volke derselbe Aberglaube. In einer Fabrikgegend im mittleren Rußland, wo ich mich aufhielt, war mehrere Jahre hindurch am Dreieinigkeitstag, dem 7. Juni, der Blitz eingeschlagen oder irgend ein anderes Unglück geschehen. Um in diesem Jahre den himmlischen Zorn abzuwenden, baten die Arbeiter die Mönche eines einige Meilen entfernten Klosters, ihnen ein wundertätiges Bild der „heiligen Jungfrau mit drei Händen“ zu leihen, das in der Gegend als Inbegriff aller heiligen Übernatürlichkeit galt; und dieses Bild wurde mit großem Pomp in einem besonderen Eisenbahnwagen unter dem Gesang der Mönche und dem Schwingen der Weihrauchfässer in das Dorf geführt. Die Menge sammelte sich auf der Station so zahlreich an, daß diejenigen, die sich schon vorher auf dem Perron aufgehalten hatten, in die Eisenbahnwagen flüchten mußten, um nicht erdrückt zu werden. Das Bild wurde in die Kirche gebracht, wo man ein Tedeum sang. An diesem Tage gab es weder Gewitter noch anderes Mißgeschick, und kein Arbeiter zweifelte daran, daß dies eine übernatürliche Ursache habe.

Einen anderen Beweis für den geistigen Standpunkt der Bauern und Priester liefert folgende Geschichte aus derselben Zeit. Nicht weit von der kleinen Stadt Bjéschiza fand man den ungeheuren Kopf eines Mammut. Eine junge Fürstin, deren Landsitz in der Nähe lag, kaufte diesen Kopf von den Bauern. Nun schrieb irgend jemand, der seine Leser oder die Geistlichkeit zum besten haben wollte, in dem Lokalblatte der Provinz, daß die Bauern nach der Ausgrabung des Kopfes einen Prediger geholt, der das Totengebet über ihn gesprochen und ihn darauf wiederum begraben hätte. — Sollte man es nun glauben! Aus diesem Anlasse kam die ganze Klerisei der Gegend in Bewegung, und zwar gerade weil das in dem Artikel Erzählte unwahr und nichts geschehen war. Wie, wenn es nun ein Menschenkopf aus alten Tagen gewesen wäre und man versäumt hätte, das Totengebet zu lesen! Das Konsistorium in Petersburg sandte ein Schreiben an den vornehmsten Prälaten, forderte eine Untersuchung des Geschehenen und gebot der Geistlichkeit des Ortes, von dem aufgefundenen Kopfe

Maß zu nehmen, wörtlich: da dieser ein anthropologisches Interesse darböte. Am Tage darauf traf ein ganzer Aufzug von Priestern in der Villa ein und hielt dort großen Rat ab, wie sie es anstellen sollten, zu beweisen, daß dies ein Mammut und kein antediluvianischer Mensch sei, wie sie sich ausdrückten, bis der Hauslehrer, ein vertrauenerweckender, panslavistischer Naturforscher, der alle Examina hübsch in Ordnung hinter sich hatte, von dem Kopfe Maß nahm und die formelle Erklärung abgab, daß dieser Kopf nie auf einem vorhistorischen Christenkörper, sondern auf einem Mammut gesessen habe. Diese Geschichte könnte sehr wohl den Stoff zu einer russischen Posse abgeben, nur daß man sie freilich weder drucken noch aufführen lassen könnte.

Die Arbeiter in dieser Gegend wohnten in Baracken. Einhundertundfünfzig Arbeiter lagen in einem engen Raum. Von den Wänden gingen Bretter aus; die Arbeiter schliefen daher wie in Schiffskojen, nur daß diese Bretter oder Bänke so breit waren, daß die Schläfer mit dem Kopfe nach der Mauer und mit den Beinen nach der Mitte des Fußbodens zu lagen. Der Raum enthielt im übrigen keinen Hausrat, nicht den geringsten, kein Kissen, keine Decke, keinen Stuhl, keinen Tisch. Die Ausstattung glich genau der einer Hundehütte. Dieser elende Zustand beruht darauf, daß es überall unternehmende Agenten gibt, die Hunderte von Arbeitern in der Nähe der großen Fabriken halten, um sie vermieten zu können, sobald sie gebraucht werden. Das Essen, das diese Leute bekommen, ist eine kaum gekochte Grütze. Dazu ungenießbares Brot und untrinkbaren Kwas mit einigen Stücken Zucker darin.

Eine Ärztin erzählte von ihren Besuchen in diesen Arbeiterbaracken: Eine Frau erwartete ihre Niederkunft in einer kleinen Kammer, in der außer ihr acht Personen lagen. Nachdem man mich herbeigeholt hatte, mußte ich sie beiseite puffen, um die Wöchnerin zu entbinden. Sie sahen, was los war, rückten ein wenig beiseite und schliefen weiter.

Die geringsten Arbeiter in dieser Fabrik — man fabrizierte eiserne Docken — verdienten sechzig Pfennig täglich, die tüchtigen eine Mark zehn Pfennig, die allerbesten eine Mark siebzig Pfennig.

Dieser Menschenstoff ist es, den die jungen Männer und Frauen, die daran arbeiten, die fortgeschrittenen Ideen des Zeitalters in die großen Massen zu tragen, zu erziehen haben und

13*

auf den sie sich stützen müssen. Es liegt auf der Hand, daß die Erziehung Zeit brauchen wird und daß die Unterstützung, die sie vorläufig finden können, so gut wie gar keine ist.

Es gibt hierüber zwei kleine Gespräche von Turgenjew, die mit Rücksicht auf die Zensur aus seinen Gedichten in Prosa ausgelassen sind; sie heißen: Der Arbeiter und der Mann mit den weißen Händen.

In dem ersten wundern sich die Arbeiter über den Fremden und weisen seine Behauptung, einer der ihren zu sein, zurück, indem sie auf ihre eigenen nach Dünger und Teer duftenden Arbeiterhände und auf seine feinen und weißen Hände deuten: „Wonach riechen sie?" — „Riecht selbst!" — „Merkwürdig, man möchte sagen, sie riechen nach Eisen." — „Ja, nach Eisen. Sechs volle Jahre habe ich Ketten daran getragen." — „Warum?" — „Weil ich an euer Glück dachte. Ich habe euch Armen befreien wollen; ich machte Aufruhr gegen eure Unterdrücker; deshalb wurde ich eingekerkert." — „Eingekerkert! ja, warum warst du aufsässig?"

In dem andern zwei Jahre später stattfindenden Gespräch schwatzt der eine Arbeiter mit dem andern über den jungen Herrn, der damals mit ihnen sprach. „Er soll heute gehenkt werden; es ist Befehl gekommen." — „Er ist also wieder aufsässig gewesen?" — „Ja, wieder." — „Gut, lieber Dmitri; aber glaubst du nicht, wir könnten etwas von dem Strick bekommen, mit dem er gehenkt wird? Man sagt, das bringe sicher Glück ins Haus." — „Jawohl, Piotr, laß uns versuchen!"

Dieser Menschenstoff ist es, den die jungen Männer und Frauen, die „ins Volk hinausgehen", zu unterweisen und zu heben bestrebt sind. Sie versuchen es mit einem unermüdlichen, heldenmütigen Eifer, der über jedes Lob erhaben ist und in keinem Lande seinesgleichen hat. Sie verlassen Familie und Freunde, setzen sich Kälte und Hunger, Haß und Spott, Verachtung und Verhöhnungen aus, trotzen Gefängnis, Krankheit und Not, ohne einen anderen Lohn als den, den sie in ihrem Bewußtsein finden. Es erwarten sie keinerlei Ehren; ihre Tat ist verborgen, ihr Opfer namenlos. Ihr äußeres Leben ist eine Kette von Anstrengungen und Leiden.

Sie bilden den nach außen wirksamen Teil der russischen Intelligenz, einer Welt für sich mit ihren eigenen Moral-

begriffen, bedenklich zuweilen, aber immerhin mehr wert als das bürgerliche Gebräu, das sonst in Europa unter dem Namen Moral geht — eine blutjunge Welt mit dem brennenden Glauben der Jugend und dem passiven Gepräge des russischen Heldenmutes: der Standhaftigkeit Qualen gegenüber. Der Glaube an ihren historischen Beruf und das Bewußtsein ihrer geistigen Kraft erhält sie aufrecht.

Zu den leitenden Kräften der revolutionären Bewegung gehörte der jetzt landflüchtig in Paris lebende Tikhomirow, der die Mordversuche tief beklagt, die die jetzt in Rußland herrschende Reaktion zur Folge gehabt haben. Tikhomirow ist überall, wo er einzelne Züge mitteilt — nicht immer, wo er verallgemeinert — eine vollkommen zuverlässige Quelle. Er erzählt von einem jungen Gefangenen, der stets aufsässig war und unerhörte Begünstigungen forderte, z. B. Erlaubnis für die Zellengefangenen, miteinander zu sprechen und spazieren zu gehen. — „Es gilt zu protestieren," wiederholte er beständig. — „Aber was kannst du ausrichten?" fragten seine Kameraden, „du vergißt, daß du hinter Schloß und Riegel bist. Wie willst du Kraft finden, die Behörden zu zwingen?" — „Kraft! wo? in mir, in dir ... ich selbst bin die Kraft." — „Lieber Freund! Die Kraft können die andern ja in einer Minute brechen." — „Sie brechen! Das wollen wir erst sehen! Mögen sie es versuchen!" *)

Man hat hier ohne Zweifel in einem bezeichnenden Ausdruck das Grundgefühl von Unüberwindlichkeit, das die Stärke der Bewegungspartei in Rußland bildet.

Man kann sich einen Begriff von der Standhaftigkeit russischer Gefangener machen, wenn man bei Dostojewski in seinen Erinnerungen aus dem toten Hause liest, welche Anzahl Peitschenschläge sie ohne eine Klage, ohne ein Stöhnen aushalten. In letzter Zeit hat man auch wiederholt gesehen, mit welchem Mut einzelne politische Gefangene den Tod gesucht haben, um nicht ihre Mitschuldigen angeben zu müssen. Einer hat sich mit Petroleum das Leben genommen, ein anderer hat sich die Kehle mit einem Glasscherben durchschnitten, da ihnen die Erlangung von Waffen unmöglich gemacht worden war.

---

*) Tikhomirow: La Russie politique et sociale. S. 280.

Außerhalb Rußlands haben schon eine lange Reihe von Jahren hindurch die aufrührerischen Kräfte in diesem Lande die Aufmerksamkeit gefesselt und eine gewisse Neugierde in Spannung gehalten. Nihilisten nennen wir sie, Nigilisten sprechen die Russen das Wort aus, das übrigens heute veraltet ist. Versteht man darunter in Europa die Gruppe, die den Machthabern Schrecken einjagen will, so ist diese äußerst klein, vielleicht — wie man in Rußland glaubt — im ganzen so an fünfhundert Personen, die (wenn auch ungern) sich mit dem Gedanken tragen, zu Sprengstoffen und Mordwaffen zu greifen, um Schrecken einzuflößen. Aber denkt man nicht gerade an diese Gruppe, so ist der Nihilismus eine soziale Macht, die sich nach allen Seiten, in alle Kreise erstreckt und überall an verstreuten Punkten Stütze und Anhalt findet. Er unterscheidet sich nämlich nicht wesentlich von dem, was man sonst in Europa als Bildung, fortschrittliche Bildung bezeichnet: den Geist des tiefen Zweifels gegenüber unseren Institutionen in ihrer ererbten Form, bei uns genannt: Königsmacht, Kirche, Ehe, Eigentum.

Die „Nigilisten" selbst nennen sich nicht bei diesem alten, von Turgenjew in Väter und Söhne in Umlauf gesetzten Namen. Er stammt aus der Zeit, da Rußland durch Kaiser Nikolaus I. Tod gerade von dem Zwangssystem der im höchsten Maße verstärkten Alleinherrschaft befreit worden war, und als nicht nur die Aufhebung der Leibeigenschaft in der Luft lag, sondern der ein Menschenalter hindurch gelähmt gewesene Gedanke sich auf einmal frei, rührig, beflügelt fühlte, und das Wort, das ebensolange Leibeigener der Regierung gewesen war, freigegeben oder mit einer Art innerer Notwendigkeit freigenommen wurde. Damals war mit einem Schlage alles, was den Klang einer menschlichen Stimme hatte, lauter Urteilskraft, Verwerfen, Erhebung gegen alte Autoritäten. Mit dem Zorn und der Begeisterung der Jugend ging deren Unerfahrenheit durch. Der junge Mann zeigte sein volkstümliches Gemüt, indem er seine langen Locken ungekämmt, seine Hände ungewaschen ließ und phantastisch gekleidet ging: das junge Weib seinen Freisinn, indem es kurzgeschnittenes Haar, ein einfaches Kleid trug und die gerade Sprache der Bauern redete. Der Haß gegen die Überlieferungen der alten Gesellschaft, ihre Heuchelei und ihr Herkommen ging so weit, daß alles, was man bisher heilig gehalten hatte, schon wegen der Ehrfurcht, die es bisher genossen hatte, verachtet wurde.

Doch dieser Zeitraum war nur von kurzer Dauer. So antwortet bei Njekrassow (in dem Lesekabinett) ein Sohn auf die Vorwürfe seines Vaters: „Nigilist ist ein dummes Wort. Doch, wenn du darunter einen freimütigen Menschen verstehst, der nicht auf Kosten anderer leben mag, sondern arbeitet, die Wahrheit sucht, bestrebt ist, kein unnützes Leben zu führen, jedem Schufte gerade ins Gesicht pfeift, ja, ihm hie und da eine Ohrfeige gibt —, dann sehe ich nichts Böses in diesem Wort, und dann bin ich Nigilist."

Heutzutage nennt sich die unzufriedene Jugend in ihrer eigenen Sprache: Njelegalni, d. h. illegal, außerhalb des Gesetzes. Will man sich eine rechte Vorstellung von ihr bilden, so muß man vor allen Dingen Bazárow (aus Turgenjews altem Väter und Söhne), der einmal wahr gewesen ist, es aber nicht mehr ist, dann die jungen Leute in Neue Erde, die im Auslande gedichtet und nie ganz wahr gewesen sind, aber besonders Dostojewskis Die Besessenen vergessen — ein Zerrbild, das ein in hohem Grade freiheitsfeindlicher Mann von einer Richtung entwarf, der er in seiner Jugend angehört hatte, die ihm aber mit den Jahren zum Abscheu geworden war. Und man darf nicht vergessen, daß in Rußland erschienene Bücher keine andere Schilderungen dieser Jugend enthalten können als solche, die darauf berechnet sind, die Zensur zu passieren. Und es dürfte für ein Kamel leichter sein durch ein Nadelöhr zu kriechen, als für eine wohlwollende Schilderung der gesetzwidrigen Gesellschaftselemente, durch die russische Zensur zu kommen. Die beste und ergreifendste Darstellung von ihnen ist daher außerhalb Rußlands herausgegeben: Stepniaks Lebenslauf eines Nihilisten.

In ein Dorf im Gouvernement Arjol (Orel) kam ein einfach gekleidetes, sehr begabtes junges Mädchen, das sich mit der bescheidenen und unkünstlerischen Beschäftigung ernährte, Porträts von Verstorbenen nach Photographien zu malen. Sie war in ganz jungen Jahren mit einigen anderen jungen Mädchen ins Volk, in das Land hinausgegangen, um die Bauern lesen und die Bauernfrauen nähen zu lehren; sie wollte in allen Stücken mit ihnen leben. Die Behörden fielen über diese Mädchen her, zerstreuten sie und sandten sie alle auf administrativem Wege nach verschiedenen fernen Städten, sie allein in eine ganz kleine Stadt im Gouvernement

Wologda. Dort wurde sie durch den Umgang mit anderen Verbannten revolutionär. Sie war in hohem Grade auf ihrem Posten gegenüber den wohlhabenden und vornehmen Familien in der Gegend. Doch traf sie eine Dame, die ihr nach längerer Bekanntschaft Zutrauen einflößte, so sagte sie: „Ich sehe, du bist ein Mensch; ich rechne dich zu den Unseren."

Die meisten dieser jungen Mädchen sind unansehnlich, wenig verlockend, fast ohne Sinnlichkeit. Sie gehen ganz in ihrer Idee auf. Einzelne Damen, die als Zuhörerinnen dem berühmten politischen Prozeß, bekannt unter dem Namen Prozeß der einhundertdreiundneunzig, beigewohnt hatten, erzählten, daß alle darin verwickelten Frauen blassen Nonnen glichen, mager, tief ernsthaft, vergrämt; nur eine einzige von ihnen war ein wenig hübsch.

Die in der russischen Intelligentia herrschende Auffassung von der im Verkehr zwischen Mann und Frau zulässigen Freiheit steht im direkten Gegensatz zu der französischen und polnischen. Nirgends beurteilt man das Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern mit mehr Freisinn, und, in Fällen, wo die Natur den Damm der Regeln überschritten hat, mit größerer Nachsicht. Niemand findet in Rußlands gebildeten Kreisen etwas Besonderes dabei, wenn ein Mann und eine Frau allein die gegenseitige Gesellschaft suchen. Niemand glaubt deshalb gleich, daß ein Liebesverhältnis zwischen ihnen besteht; am allerwenigsten glaubt man hier (wie in Frankreich), daß die Geschlechter bei jeder Gelegenheit tierisch von einander angezogen werden. Die russische Mutter hat in der Regel gar keine Furcht davor, ihre Tochter mit einem jungen Mann allein zu lassen. Vielleicht ist die Gleichgültigkeit gegen das Gerede der Leute nirgends größer als hier in der guten Gesellschaft.

Als Bourbakis Heer 1870 genötigt war, über die Grenze in die Schweiz zu gehen und man die Soldaten nach den anstrengenden Märschen bei strömendem Regen die Nächte auf offener Straße zubringen ließ, wollte man ihnen in keinem Hause, wo Frauen allein waren, die Tür öffnen. Nur zwei junge Russinnen, die in der Schweiz studierten, überließen das einzige Zimmer, das sie hatten, einigen Soldaten und brachten lieber angekleidet die Nacht in ihrer Gesellschaft zu, als sie auf der Straße schlafen zu lassen, ganz unbekümmert darum, welche dumme und rohe Auslegung man diesem Schritte geben könnte.

Nichts ist auch häufiger als ein Freundschaftsbündnis zwischen jungen Studierenden beiderlei Geschlechts, wo gemeinsame Interessen, gemeinsame Ideale und Zukunftspläne das Bindeglied abgeben, wie es in anderen Ländern die erotische Anziehung tut, die sich hier natürlich dazugesellen kann, aber ebenso oft ausbleibt. Die geistige Neugierde und der jugendliche Reformeifer sind größer als anderwärts.

Doch es versteht sich, daß diese jungen Frauen gern ein volles Menschenleben leben. Anatole Leroy-Beaulieu, der augenscheinlich einen allzu großen Teil des Stoffes zu seinem wertvollen Buche über Rußland von einem kleinen Kreise einst freisinniger, jetzt konservativ denkender Männer erhielt, hat nicht versäumt, die „Nihilistinnen" als in dem Reiche eines „sittlichen Auflösungszustandes" lebend zu schildern, wo die Grundregel der „freien Liebe" die „Lebensweise eines Affenstammes" eingeführt habe; und er spricht mit verwunderter Anerkennung davon, daß in diesen tierischen Kreisen gleichwohl hie und da Vestalinnen vorkämen, die es sich in Wirklichkeit versagten, von der Freiheit Gebrauch zu machen, die sie aus Grundsatz forderten.

Tikhomirow hat gegen ihn angeführt, daß die freie Liebe — nur nicht in dem Sinne, wie sie der europäische Pöbel auffaßt — schon längst das anerkannte Prinzip der gesamten russischen Intelligenz gewesen ist — ein Prinzip, das auch nicht mehr erörtert wird, so wenig wie man bei uns für und wider das Prinzip der Religions- und der Preßfreiheit spricht. Man kann sagen: seit Tschernischewski sein Hauptwerk: Was ist da zu tun? (1863) schrieb, ja eigentlich, seit Alexander Herzen seinen Roman: Wer trägt die Schuld? (1847) herausgab, wird diese Frage als im wesentlichen (was die Moral anbetrifft) gelöst betrachtet. Unter Liebe versteht man in Rußland nicht wie anderwärts die bloße Sinnlichkeit. Und es gibt innerhalb der russischen Intelligenz eine wahre Verehrung der Liebe als einer heiligen, in sich selbst berechtigten Sache.

Die Ehrfurcht vor dem formellen gesetzlichen Band zwischen Mann und Frau ist verhältnismäßig gering; die Auffassung der Ehe als Versorgung wenig geachtet; das Mitleid mit den Fällen, in denen ein eheliches Unbehagen nach dem Rausch eingetreten ist, hat hier einen humoristischen Anstrich; nicht selten

geben die Ehegatten, wenn aus irgend einem Grunde eine tiefere Verstimmung eingetreten ist, einander die volle Freiheit zurück und setzen ihr Zusammenleben als gute Freunde fort. Das junge Mädchen hat hier vielleicht häufiger als anderwärts ihr Lebensideal; sie will nicht als ein unnützes Wesen existieren. Sie wird sich unmöglich kalt und roh hingeben können. Sie wird sich auch schämen, um ihres bloßen Vorteils willen eine eheliche Verbindung zu knüpfen. Aber sie schämt sich nicht, ohne Einwilligung ihrer Eltern und ohne irgend eine gesetzliche Formalität mit einem Mann in Verbindung zu treten, wenn sie ihn nur ernstlich liebt. Sie ist gleichgültiger gegen das Urteil der Welt als die Frauen anderer Länder.

Diese geistige und sittliche Haltung hat nichts mit Leichtfertigkeit oder Leichtsinn zu tun. Es ist eine statistische Tatsache, daß jährlich zweitausend Frauen aus eigenem Antriebe einen Verschickten nach Sibirien, oft zur Zwangsarbeit, begleiten. Eine sehr schöne Dame aus der vornehmen Gesellschaft, Frau Rehbinder, war die Geliebte des in einen Attentatsprozeß verwickelten bekannten Arztes Dr. Weimar und gilt jetzt als seine Witwe.

In der Regel kann man von denen, die „ins Volk hinausgehen", sagen, daß ihr Heim sie bedrückt und hemmt, und daß sie deshalb um jeden Preis außerhalb desselben zur Unabhängigkeit zu gelangen suchen. Zu diesem Zwecke ersannen sie seinerzeit die angeblichen Ehen, die jetzt so ziemlich abgekommen sind: Das junge Mädchen fand einen Kameraden von derselben Lebensanschauung wie sie, der darein willigte, sie der Form halber zu heiraten, der aber ihr gegenüber keine Rechte hatte oder geltend machte, und durch dessen Hilfe sie sich von der Aufsicht ihrer Familie befreite. Zuweilen ist es geschehen, daß die beiden (wie in Frau Gyllembourgs *Lichten Nächten*), nachdem sie sich näher kennen gelernt hatten, ein Paar geworden sind; in anderen Fällen hat, wie man sagt, die männliche Hauptperson die ihm formell übertragenen Rechte mißbraucht, und eine Scheidung ist die Folge geworden. In der Regel sind die Neuvermählten sofort nach der Hochzeit auseinandergegangen, jeder frei für sich. In *Neue Erde* hat Turgenjew bekanntlich einen verwandten Fall geschildert, das geschwisterliche Verhältnis zwischen Neschdanow und Marianne, nachdem er das junge Mädchen entführt hatte.

Wie sehr sich diese jungen Frauen nun auch zu dem gemeinen Volke hingezogen fühlen, so geschieht es doch sehr selten, daß sie sich außerhalb ihres Standes verlieben und verheiraten, und geschieht es, so rächt es sich in der Regel. Ein Beispiel aus meinem Bekanntenkreise ist folgendes: Ein junges Mädchen liebte einen Mann aus ihrer eigenen, der vornehmen Klasse. Sie wurden beide administrativ verbannt, aber jeder nach einem anderen Ende Sibiriens gesandt und konnten nie das geringste über einander erfahren. In dem Dorfe, wo sich das junge Mädchen aufhielt, lernte sie dann nach einigen Jahren einen jungen Arbeiter kennen, der wie sie aus politischen Gründen verbannt worden war. Sie war täglich mit ihm zusammen; er verliebte sich leidenschaftlich in sie, sie bekamen ein Kind. Andere Verbannte kamen auf der Durchreise in die Stadt, unter ihnen ein junger Mann aus der Gesellschaftsklasse des jungen Mädchens, der etwas über ihren Geliebten wußte. Sie wurde nicht müde, ihn auszufragen, saß und sprach mit ihm eine ganze Nacht hindurch. Bei Tagesanbruch, als sie mit dem Kinde an der Brust saß, tötete sie dann der Arbeiter in eifersüchtiger Raserei. Er glaubte, in ihrem Gesicht die Qual darüber zu lesen, daß sie sich zu ihm herabgelassen hatte. Zwei Jahre darauf wurde das Kind nach Petersburg zu ihren Eltern gebracht.

Sehr bezeichnend und lehrreich ist eine ungedruckte und verbotene Novelle von Korolenko, die den Titel Sonderbar führt und folgenden Inhalt hat:

Eine weibliche Gefangene ist in eine ferne Provinz verbannt worden. Einer der Gendarmen, der das junge Fräulein begleitet hat, ist der Erzähler. Sie hat vorher nicht erfahren dürfen, wohin sie verschickt werden solle, und wird nun zwischen zwei Gendarmen fast durch ganz Sibirien gefahren. Der eine der Gendarmen, ein ungebildeter, aber braver Kerl, fühlt sich von ihrer Jugend und Anmut so tief bewegt, daß er förmlich in sie verliebt ist und seiner Ordre nicht gehorchen kann. Er nennt ihr den Namen der Stadt, die zu ihrem Aufenthaltsort bestimmt ist. „Gut," sagt sie, „dort sind verschiedene der Unseren." Sofort nach ihrer Ankunft geht sie zu einem jungen Mann hinauf, dessen Name ihr bekannt ist, den sie aber nie zuvor gesehen hat, und bleibt bei ihm wohnen. — Sie ist brustkrank.

Nach einem Monat kommt der Gendarm wieder durch die Stadt, sucht sie auf und findet den jungen Mann an ihrem Bett, hört aber mit Verwunderung, daß die beiden nichtsdestoweniger Sie zueinander sagen. Es ist ihm unbegreiflich, was für eine Art Band sie verbindet; es ist klar, daß es nicht Liebe ist; aber Ideengemeinschaft ist ihm ein fremder Begriff. Er erklärt dem jungen Mädchen seine Ergebenheit; aber sie jagt ihn fort mit dem tiefsten Abscheu. Sie verabscheut ihn nicht persönlich, aber als Gendarm, aus Prinzip, aus Liebe zu der Sache, für die sie das Leben eingesetzt hat. Er ist für sie kein Mensch, nur eines der Werkzeuge in der Hand der bösen Mächte. Auch dies kann der arme Gendarm nicht begreifen.

Ein Schriftsteller von europäischem Ruf teilt mir folgendes aus seinen Verbindungen mit diesen Kreisen mit: Vor zehn Jahren erhielt ich gewöhnlich Briefe von russischen Mißvergnügten beiderlei Geschlechts, teils mit Bitten, ihnen einige Flugschriften zu schreiben, die sie übersetzen und unter die Bauern verteilen könnten, teils anläßlich eines Buches, das ich über eine berühmte revolutionäre Persönlichkeit geschrieben habe, und dem ich den größten Teil des Wohlwollens verdanke, das man in gewissen Gesellschaftsschichten Rußlands für mich hegt. Der Stil in verschiedenen Briefen war jugendlich-naiv; doch der Ton warmer jugendlicher Begeisterung im Verein mit einer Energie des Stils, die selbst bei einem kräftigen Manne ungewöhnlich ist, erregte in einem einzelnen Briefe, in dessen Unterschrift der Vorname nur mit dem Anfangsbuchstaben angedeutet war, meine große Verwunderung. Als ich in meiner Antwort bemerkte, daß es mir nicht neu wäre, bei den jungen Männern in Rußland Begeisterung und Tatkraft zu finden, empfing ich zu meinem Erstaunen die Antwort: „Es ist sehr wohl möglich, daß Sie gewöhnt sind, diese Eigenschaften bei unseren jungen Männern zu finden; aber das trifft bei mir nicht zu, ich bin schon seit ein paar Jahren Großmutter.“ Aus diesem Schreiben entspann sich ein Briefwechsel. Aber nach einiger Zeit hörten sowohl diese wie andere ähnliche Korrespondenzen auf infolge der unendlichen Vorsichtsmaßregeln, die meine Korrespondenten treffen zu müssen glaubten. Da verschiedene meiner Bücher damals eben erst in Rußland verboten worden waren, wagten sie nicht, meinen Namen auf die Kuverts zu schreiben. Sie änderten den

Namen, so daß ich die Postboten davon unterrichten mußte. Zu der Zeit, als die politischen Mordversuche in Rußland stattfanden, hörte dann jeder derartige Briefwechsel auf.

Nicht selten sind es ganz junge Kinder, die sich auf die eigentümlich russischen Weltverbesserungspläne einlassen. Denn bewahren auch die Alten zuweilen eine jugendliche Begeisterung, die anderwärts selten ist, so gilt doch in Rußland wie anderwärts die Regel, daß Jahre und Erfahrung Frauen und Männer dazu bringen, das Bestehende für stärker zu halten, als es ist, und die Aussicht, es stürzen zu können, für geringer zu erachten, als in ihrer Jugend. Frühzeitig hat man auch die Beobachtung gemacht, daß in den mannigfachen politischen Prozessen, welche die letzten zwanzig Jahre verzeichnen, fast niemand verurteilt worden ist, der über dreißig Jahre alt war: selbst die fünfundzwanzigjährigen sind selten; das Alter der meisten schwankt zwischen siebzehn und dreiundzwanzig Jahren.

Im Frühjahr 1887 wurde in Petersburg ein sechzehnjähriges junges Mädchen verhaftet, das einer in der guten Gesellschaft überall bekannten Familie angehörte. Um ihres angesehenen Vaters willen ließ man sie frei, doch derart, daß sie jetzt unter Polizeiaufsicht steht. Im Hause ihrer Mutter hatte sich allwöchentlich eine Gruppe von Studenten zusammengefunden, um Shakespeare auf Russisch vorzulesen, wie es hieß. Daß sich diese sechs, sieben Studenten so regelmäßig dort versammelten, hatte Aufsehen erregt, und die Polizei sandte eine Warnung; sie erhielt die Erklärung der Zusammenkunft und antwortete darauf, es wäre das beste, diese Vorlesungen einzustellen. Man fügte sich scheinbar; dann wurden die jungen Studenten verhaftet. Man fand bei einem von ihnen eine handschriftliche Übersetzung eines deutschen sozialistischen Schriftchens, und eine von derselben Hand geschriebene Einladungskarte, unterzeichnet mit dem Namen des jungen Mädchens. Es half nichts, daß dieses sich weigerte, die Schrift, in der das Manuskript vorlag, als die seine anzuerkennen. Es war ein sehr eigenartiges Mädchen, häßlich mit schönen Augen, schwer kennen zu lernen; denn eine Geringfügigkeit konnte sie stumm machen. War eine glänzende Weltdame oder eine schöne Kokette zugegen, so machte sie nicht den Mund auf. Sie behauptete, es sei ihr unmöglich, in der Nähe derartiger Frauen ein Wort zu sprechen. Sie hatte die ganze Strenge der Jugend; Nachsicht war eine

Tugend, die sie nur dem Namen nach kannte. Und sie besaß den kindlichen Glauben der Jugend an die Wirksamkeit des brennenden Eifers für die Verbreitung von Ideen. Die Mutter, eine fünfunddreißigjährige Dame, war warmblütig und erotisch veranlagt mit all der überschüssigen Lebenskraft des russischen Blutes. Das ganze Gefühlsleben der Tochter war in den Dienst der Intelligenz getreten; sie behandelte die Mutter, als wäre diese ihr eigenes großes Kind.

Seltener als dieser Typus ist unter den Frauen der unentwegt lebensfrohe, dem kein Ungemach etwas anhaben kann. Ein Brief von einer jungen verheirateten Frau, die nach einer sibirischen Stadt verbannt, aber nicht verhaftet worden war, lautete ungefähr so:

„Liebe Freunde! Ich kann mir denken, daß Ihr meinetwegen etwas beunruhigt seid. Aber in meinem ganzen Leben habe ich mich nie besser befunden. Hier lebt es sich herrlich. Angenehm ist es schon, für einige Zeit von meinem geliebten Mann getrennt zu sein, der mich zu langweilen begann. Aber das ist noch das wenigste. Ich bin hier nicht wie eine Verbrecherin, sondern wie eine Königin empfangen worden. Die ganze Stadt besteht aus Verbannten, Nachkommen von Verbannten, Freunden von Verbannten. Man schlägt sich förmlich darum, mir Freundlichkeiten, ja Huldigungen zu erweisen. Einen Abend um den andern bin ich auf einem Ball und fliege von einem Arm in den andern. Dieser Ort ist das wahre Ballparadies usw. usw."

Häufiger als dieser Übermut ist eine Demut, eine tiefe, grenzenlose Bescheidenheit, die echt slawisch ist. In Moskau lebte in einem Häuschen mit Garten an einem Ende der Stadt ein äußerst feinbegabtes junges Mädchen, das viele Jahre hindurch an einer schweren Krankheit gelitten hatte, auf Grund deren sie von Zeit zu Zeit, besonders bei Gemütsbewegungen, vollständig die Sprache verlor. Sie lebte ein rein geistiges Leben, ging ganz in höhere Interessen auf und war infolge ihrer Kränklichkeit und Schwäche fast gar nicht Weib. Aber eine reinere und stärkere intellektuelle Begeisterung und ein hartnäckigeres Streben in deren Dienst kann man lange suchen. Sie übersetzte viel aus fremden Sprachen und schrieb auch selbst. Es war die Vereinigung von Energie und tiefster Demut, die den Fremden, der sie sprach, in Erstaunen setzte.

Ihr Vater war ein bekannter Professor der Mathematik gewesen. Sie und ihre beiden Schwestern, muntere und gesunde Mädchen, ernährten sich, elternlos, anständig ohne fremde Hilfe. Rührend war es besonders, wie die jüngste, sehr anmutige Schwester die begabte kranke Schwester verehrte.

Eines Abends in einer Gesellschaft schilderte ein bekannter Ausländer, der sich eine Zeitlang in Petersburg aufgehalten hatte, ein anderes junges Mädchen von derselben Richtung und Bildungsstufe, nur siebzehnjährig und von einem weit keckeren Temperament. „Ich hatte sie," erzählte er, „flüchtig in einer Gesellschaft gesehen; aber wir waren sogleich wieder getrennt worden. Ich bemerkte nur, daß sie schöne, klare Augen und ein warmes, aber auch sehr bestimmtes Wesen hatte. Am Tage vor meiner Abreise erhielt ich einen langen Brief von ihr, der mir wertvoll scheint, weil er den Eindruck macht, für eine ganze Generation bezeichnend zu sein. Sie schrieb:

„Erlauben Sie mir, Ihnen schriftlich auszudrücken, was Ihnen anders zu sagen ich keine Gelegenheit fand. Ich spreche zu Ihnen nicht in meinem eigenen Namen, sondern im Namen eines großen Teiles der russischen Jugend, die genügend kennen zu lernen Sie keine Zeit hatten. Ich hätte es Ihnen vorgestern bei D.s gesagt, konnte es aber nicht in den wenigen Augenblicken, in denen wir miteinander sprachen. Sie bedauerten, verhältnismäßig wenig von den jungen Leuten gesehen zu haben. Dies liegt zum Teil daran, daß die Zeit Ihres Aufenthaltes in bezug auf die russische Jugend sehr schlecht gewählt war. Es ist gerade jetzt Examen in allen öffentlichen Unterrichtsanstalten. Aber ganz abgesehen davon konnte die russische Jugend sich Ihnen nicht offenbaren. Das Leben beraubt uns seines höchsten Gutes, der Freiheit, und all des Glückes, das von ihr unzertrennlich ist; aber halten Sie uns nicht für unempfindlich gegen das, was allein dem Menschenleben Sinn und Wert verleiht. Nein, umgekehrt; da das Schicksal uns so wenig Güter geschenkt hat, so lieben wir diejenigen, die uns erreichbar sind, noch brennender und schätzen sie um so höher. Wir schätzen das befreiende Wissen höher als alles. Es ist der russischen Jugend nicht erlaubt, schriftlich auszudrücken, was sie fühlt; aber es würde mich als Patriotin schmerzen, wenn Sie ein ungerechtes Urteil über sie mitnehmen würden. Sie nannten einmal Rudin den typischen Ausdruck russischer Charakterschwäche. Schwäche! rief

es in mir, als ich es hörte. O nein, vergessen Sie doch nicht, daß die russische Literatur nur ein unvollkommener Widerschein des Lebens und Charakters des russischen Volkes ist. Vergessen Sie nicht, daß man uns zu Taubstummen machen will, und daß wir noch zu wenige sind, um uns nicht darin finden zu müssen. Aber wir sind wahrlich nicht wie Rûdin. Rûdin hat Verstand und eine gewisse Fähigkeit, geistig zu fühlen; aber er hat keine Seelentiefe, er liebt niemand und nichts. Es ist die Schönheit der Gedanken, die ihn lockt; er wird nicht von der wahren und tiefen Liebe zur Menschheit angezogen. Deshalb ist er unbeständig gegen Natalie und überhaupt im Leben, wenn er auch als Held fällt. Aber — großer Gott! — glauben Sie von uns, daß wir unbeständig sind in dem großen ermüdenden Lebenskampf, den wir tagaus, tagein führen. Wie ungerecht! Mein fester und glühender Glaube ist, daß sich Rußland eines Tages von seiner politischen Krankheit geheilt zeigen und sich groß und männlich offenbaren wird. Ich glaube nicht nur an das russische Volk, sondern ich glaube an unsere intelligente Jugend, an ihre Empfänglichkeit für alles, was wahr und deshalb schön ist. Diese verrät sich in ihrer tiefen Achtung vor den Männern, die den Sinn der Dinge zu finden und zu enthüllen und uns weitere Gesichtskreise zu eröffnen verstehen."

Dieser Brief enthält vielleicht nichts, was auf ungewöhnliche Fähigkeiten hindeutet, und man merkt recht wohl die siebzehn Jahre dahinter; trotzdem steckt eine Persönlichkeit darin, die typisch russisch sein, die sich unmöglich bei einem nordischen Mädchen in dem Alter finden dürfte, und durch die Worte leuchtet ein Wille, blitzend wie eine Stahlklinge, ein Wille, der etwas verspricht!

Man stelle sich recht lebhaft diese vorgeschrittene männliche und weibliche Jugend vor, wenn sie in das Leben hinaustritt, von Angesicht zu Angesicht mit dem niederen Volk, dessen Erziehung ihr Hauptziel ist.

Hier die höchste Bildung des Zeitalters; bei dem Bauern eine Unwissenheit, die es beinahe unmöglich macht, überhaupt mit dem Beibringen von Kenntnissen anzufangen. Ein aus Sibirien heimgekehrter verbannt gewesener Mathematiker, ein sehr praktischer, junger Mann, erzählte, daß er schon wegen seiner vielen Bücher im Dorfe als ein Mann von übernatürlichem Wissen betrachtet wurde,

und als er dort oben einige Bauern das Aufpfropfen von Fruchtbäumen gelehrt hatte, kamen sie in den nächsten Tagen aus der ganzen Gegend zu ihm mit kranken Kindern und krankem Vieh und flehten ihn an, eine allgemeine Heilung vorzunehmen: „Mach sie gesund, Väterchen! mach sie gesund!" — Als er versicherte, daß er dazu nicht imstande wäre, wollte ihm niemand glauben. Sie baten und weinten, fragten, was sie ihm getan hätten, da er ihnen nicht helfen wolle: „Du weißt wohl, du kannst, wenn du nur willst."

In Benjamin Constants altem Werke über Die Religion aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts wird erzählt, daß einst ein russischer General, der in voller Uniform in ein einsam gelegenes russisches Dorf hineinritt, von den Eingeborenen für Gott selbst gehalten wurde; und die Erinnerung an diese Offenbarung erhielt sich so hartnäckig, daß nach zehn Jahren ein russischer Oberst, der in das Dorf kam, als „Gottes Sohn" begrüßt wurde.

Dergleichen wäre wohl heutzutage nicht möglich. Aber das folgende ist noch in den letzten Jahren passiert: Ein gebildeter Russe kam durch eine Stadt, die von kleinrussischen Kosaken bewohnt wird. Man fragte ihn: „Möchten Sie uns nicht sagen, ob Sie in der andern Welt gewesen sind?" Er war verletzt, weil er dies so auffaßte, als ob die Bewohner ihm zeigen wollten, daß sie etwas, was er ihnen erzählt hatte, nicht glaubten. Aber es hing folgendermaßen zusammen: Ein Bewohner des Dorfes war von einem Pilgerzuge zurückgekehrt und hatte erzählt, daß er aus der andern Welt käme und daß die im Dorfe kürzlich Verstorbenen ihn gebeten hätten, ihre Verwandten von ihnen zu grüßen. Er war dann wiederum fortgereist, mit ländlichen Geschenken für die heimgegangenen Verwandten der leichtgläubigen Kosaken beladen. Nun wollten sie von dem russischen Herrn gern wissen, ob diese Gaben richtig in die Hände der Adressaten gekommen wären.

Einer solchen Unkenntnis und Kindlichkeit gegenüber ist das gegenseitige Verständnis schwer, am schwersten vielleicht, weil der Bauer von seinen Erziehern sich nicht gern als Kind behandeln läßt. Besonders langweilen ihn selbstverständlich Ermahnungen. Als man kürzlich auf einem Gute den Versuch machte, ein neues Drama von Tolstoi aufzuführen, das sich gegen den Branntweingenuß richtet, und in dem der Böse in Person als Erzeuger und Ver-

breiter des Branntweines auftritt, sprachen die Bauern ihren Unwillen dagegen aus. Das wäre, sagten sie, eine Geschichte für Kinder.

Aber dieselben Bauern können sehr wohl glauben, daß der Herbst im vorigen Jahre nur deshalb schlecht war, weil die Prediger jetzt festes Gehalt bezögen. Früher hätten sie ihre Messen mit Leidenschaft gelesen, um eine gute Ernte und einen reichlichen Zehnten zu erhalten; seit dem vorigen Jahre wäre es ihnen gleichgültig, deshalb beteten sie nachlässig und ohne die rechte Innigkeit. Die Folge davon wäre Dürre. Und dieselben Bauern erklären sich den letzten russisch-türkischen Krieg so, daß in der Türkei seit alten Zeiten ein ungeheurer Stier in der Erde läge; unter der Klaue seines linken Hinterfußes sei ein unermeßlicher Schatz von Gold vergraben, den der Zar dem Türken habe wegnehmen wollen.

Man darf nicht vergessen, daß nach den letzten Feststellungen von hundert Soldaten sechsundsiebzig weder lesen noch schreiben konnten.

Oder man denke an die Moralidee, die hinter dem ganzen Streben der „Intelligenz" liegt: der Wunsch, nützlich zu sein, Menschen um sich zu sehen, die durch die Freiheit glücklich sind. Dieser Gedanke taucht in mancherlei verschiedenen Verkleidungen auf, bald im Gewande der Bentham-Millschen Nützlichkeitslehre, bald in Tschernyschewskis Phalanstère-Tracht, bald in der Dostojewskischen Zwangsjacke; aber er ist die Grundlage der Philosophie der aufgeklärten Vaterlandsverbesserer und Reformfreunde. Im Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern hat sie die Anerkennung der Frau als Ebenbürtige des Mannes und der möglichst großen Summe von menschenwürdiger Freiheit als das Recht beider Parteien herbeigeführt. Man vergleiche nun die Ansicht und Handlungsweise des Bauernstandes in diesem Punkte. Die Ehen werden in diesem Stande fast ausschließlich aus äußerlichen Rücksichten geschlossen. Nirgends in Europa spielt das Herz eine so geringe Rolle dabei. Daß die jung geschlossenen Ehen an und für sich noch kein Liebesglück bedingen, zeigt sich hier; denn in der Regel heiratet der Mann mit achtzehn, die Frau mit sechzehn Jahren. Aber aus dieser großen Jugend der Gatten ergibt sich, daß der „Alte", das Familienoberhaupt, oft ein Mann von noch nicht vierzig Jahren ist, der seine Macht und die Ehrfurcht, die ihm

erwiesen werden muß, voll ausnützt. Lange Zeit hindurch hat er den Sohn ins Feld geschickt und ist mit der Schwiegertochter allein geblieben. Jahrhunderte hindurch ist er wie ein türkischer Sultan unter all den jungen Frauen des Hauses herumgegangen, von denen sich keine ihm zu widersetzen wagte. Von des Schwiegervaters Stock handeln ganze Gruppen russischer Volkslieder. Hierzu kommt, daß der russische Bauer nie die Frau als gleichgestellt mit dem Mann betrachtet hat. Die Sprichworte lauten: „Liebe deine Frau wie deine Seele und klopfe sie wie deinen Pelz! — Wenn man seine Frau nicht prügeln dürfte, wen sollte man denn sonst prügeln! — Meine Frau, meine Sache." — Noch im 17. Jahrhundert kaufte der Vater, wenn er seine Tochter verheiratete, eine neue Peitsche, um ihr damit die letzte ihr von ihm zukommende Hauszucht zu geben, und übergab die Peitsche dann dem Schwiegersohn mit der Aufforderung, sie oft und unbarmherzig zu gebrauchen. Beim Eintreten in die Brautkammer bestand die Zeremonie darin, daß der Bräutigam mit dieser Peitsche seiner Braut ein paar Schläge über Rücken und Schultern gab mit den Worten: „Vergiß nun deines Vaters Willen und richte dich nach dem meinen! Das Volkslied empfiehlt ihm jedoch, „eine Peitsche von Seide" zu nehmen.

Welcher Sprung von diesen Vorstellungen zu denen des jüngsten Geschlechtes vom Recht der Frauen, sich frei hinzugeben und frei zurückzunehmen, und seinen Ideen von der gemeinsamen Arbeit der Geschlechter für Freiheit und Glück der Massen.

Und ist nun der Abstand zwischen der wirkensfrohen Jugend und denjenigen, für welche und auf welche sie wirken will, überwältigend, so ist der Gegensatz zwischen einer Intelligentia mit dieser Moral und Rußlands offizieller Welt, die über die gesamte Verwaltung und alle äußerlichen Mittel verfügt, nicht minder unermeßlich. Hier eine auserwählte kleine Schar der am höchsten Gebildeten, für welche die Moral nicht die offizielle Patentsittlichkeit, ja nicht einmal das Gesetzliche ist — denn der Wahlspruch: nichts Ungesetzliches! ist für viele aus dieser Schar das Kennzeichen der Spießbürgerlichkeit — sondern für die über aller Moral das steht, was sie den „göttlichen Funken" nennen, diesen Funken, dem Dostojewsky sogar bei seinen Verbrechern und Halbirrsinnigen nachspürt und findet; und die in der Sittlichkeit das sehen, was

14*

sie „den unmittelbaren Zustand“ nennen, d. h. den Zustand, in dem die einzelnen das Gute ohne Anstrengung, ohne Selbstüberwindung tun, weil es mit der Natur des Mannes oder des Weibes übereinstimmt.

Man denke sich eine Intelligentia mit dieser Moral als geistig leitende Macht in einem Staate, der beherrscht und geleitet wird wie Rußland, wo die unwissendste Frömmelei in dem dunkelsten der christlichen Bekenntnisse Regel und Mode ist, die sich vom Hofe nach unten hin verbreitet, und wo der Wille eines einzelnen, auch wenn er keinen hat, das oberste, alle verpflichtende Gesetz ist.

Die beiden Grundkräfte streben voneinander fort, jede nach ihrer Seite. Wo führen sie hin? Kann ein Mensch das Parallelogramm der Kräfte, die resultierende Richtung und deren Fahrt berechnen?

Denkt man daran, so fällt einem die Stelle aus Gogols Tote Seelen ein, wo Tschitschikows Kibitka sich mit rasender Eile in der Ferne verliert:

Und jagst nicht auch du, Rußland, davon wie eine nicht einzuholende Troika? Der Weg dampft hinter dir, die Brücken knacken. Alles läßt du hinter dir. Die Zuschauer bleiben überrascht stehen und sagen: War es ein Blitz? Was bedeutet diese schaudererregende Fahrt? Was ist das für eine geheime Kraft in diesen Pferden? Was seid ihr für Pferde? Habt ihr die Wirbelwinde in euren Mähnen? . . . Habt ihr von oben bekannte Töne gehört und strengt nun eure Eisenkörper an, um, ohne die Erde mit euren Hufen zu berühren, wie von einem Gott begeistert durch die Luft zu fliegen? Rußland, wohin jagst du? Antworte! Es kommt keine Antwort. Man hört die Glöckchen auf den Pferden seltsam klingen; es stöhnt in der Luft und wächst wie zum Sturm. Und das Russenland setzt seine wilde Fahrt fort, und die anderen Völker und Reiche der Erde weichen scheu zur Seite, ohne seine Fahrt zu hemmen.

V

Man feierte im Frühjahr 1887 in Petersburg die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem der alte Dichter Polonski zum

ersten Male in der Literatur aufgetreten war. Dieses Fest gab gleichzeitig Gelegenheit, einen Blick in die offizielle Welt zu tun und eine ganze Anzahl der literarischen und künstlerischen Berühmtheiten Rußlands kennen zu lernen.

Jakow Petrowitsch Polonski (geboren 1820) ist als lyrischer Dichter in hohem Grade geschätzt und beliebt. Er, Maikow und Pleschtschejew sind die bedeutendsten der noch lebenden Lyriker der älteren Generation, die Rußland besitzt. Der letzte dieser Männer (geboren 1825) gehörte gleich Dostojewski zu den 1849 zum Tode verurteilten Petraschewskern und wurde nach der Begnadigung nach dem Ural gesandt, um in das Orenburgsche Linienbataillon gesteckt zu werden. Erst im Jahre 1857 erhielt er Erb- und Standesrechte wieder und die Erlaubnis, in den Hauptstädten des Landes Wohnung zu nehmen. Pleschtschejew gehört noch heutigen Tages der freisinnigen Gruppe in Petersburg an. Polonski und Maikow dagegen stehen der Regierung nahe. Nicht daß sie sich jemals in Politik gemischt oder freiheitsfeindlichen Grundsätzen gehuldigt hätten; aber da sie beide vermögenslos waren, und es in Rußland ebenso wie in kleineren Ländern unmöglich ist, als lyrischer Dichter zu leben, selbst wenn man hie und da eine Novelle schreibt, so war die Regierung bemüht, ihre Lage dadurch aufzubessern, daß sie jedem ein Zensorenamt gab. Diese Verbindung von Lyriker und Literaturzensor, die an und für sich so tragikomisch ist, ist Rußland unbedingt eigentümlich. In jedem anderen Lande gilt es wohl für ganz selbstverständlich: wenn einer volle Freiheit haben muß, so ist es ein lyrischer Dichter, und wenn einer ungeeignet ist, die Freiheit anderer zu beschneiden, so ist er es. Ein nicht starker Charakter und kleine Verhältnisse haben sich vereinigt, um diese Dichter soweit zu bringen, die Gnadenbezeigung der Regierung mit Dank anzunehmen. Da nun Polonski Zensor, also Regierungsbeamter war, ließ es sich voraussehen, daß die ganze offizielle Welt bei seinem Jubiläum zugegen sein würde. Und da man ihm als Vertreter der schönen Literatur huldigte, war es nicht minder sicher, daß der größte Teil der Petersburger Schriftsteller sich einfinden würde. In Wirklichkeit blieb auch nur die ausgeprägt freisinnige Partei, welche sich um die Zeitschriften Wjestnik Jewropi und Severni Wjestnik schart, dem Feste fern. Die einzelnen stark freisinnigen Schriftsteller, welche anwesend waren,

saßen, humoristisch genug, als Gäste — einer war sogar Ehrengast — hier zwischen denen, die ihre Bücher verboten und die Abhaltung ihrer Vorträge verhindert hatten.

Auf der einen Seite Polonskis saß der damals konstituierte, jetzt angestellte Finanzminister Wyschnegradski, ein recht schöner, aber durch seine Gesichtszüge nicht gerade vertrauenerweckender, breitschultriger älterer Herr, der vor seiner Ministerzeit einen ziemlich schlechten Ruf hatte. Der unwissende Haufe, der in Rußland wie anderwärts gern das Strahlende schwärzt, hatte über diesen Mann folgende unwahrscheinliche Geschichte in Umlauf gesetzt, die überall wiederholt wurde, natürlich ohne Glauben zu finden: Es hieß, daß er vor seiner Ernennung zum Minister in die Kazankirche vor ein bekanntes dort befindliches edelsteingeschmücktes Heiligenbild geführt worden sei und einen Eid darauf habe ablegen müssen, daß ihm die Kasse des Staates heilig sein werde. Er hätte bereitwillig geschworen, aber durch einen merkwürdigen Zufall, wurde hinzugefügt, hätten nach der Zeremonie einige Diamanten und Rubinen auf dem Brusttuche der Heiligen gefehlt. Diese Geschichte ist ungefähr von derselben Art wie die in den russischen Volksliedern enthaltenen Beschreibungen von dem Besuche des Kosakenhäuptlings Platow bei Kaiser Napoleon I. in Paris. Platow kommt, als Kaufmann verkleidet, gibt dem „Franzosen" sein eigenes Signalement, wirft sich dann auf sein Pferd und reitet ihm vor der Nase fort. Aber die Geschichte ist gleichwohl bezeichnend für das Mißtrauen, das die Beamten durch ihr ununterbrochenes Bestehlen der Staatskasse bei der Bevölkerung sogar den höchstgestellten Männern gegenüber hervorgerufen haben. Ein fremder Schriftsteller, der die russische Auffassung in Polen folgendermaßen bezeichnet hatte: „Werden achtzigtausend Rubel zu einer Landstraße bewilligt, so wandern vierzigtausend Rubel in die Taschen der Beamten" — bekam in Petersburg zu wiederholten Malen die Äußerung zu hören: „Welch glückliches Volk, die Polen, wenn es sich wirklich bei ihnen so verhält! Werden bei uns achtzigtausend Rubel zu einer Landstraße bewilligt, so wandern achtzigtausend Rubel in die Taschen der Beamten!"

Nachdem man die Zemstwos ringsum im Lande aller rechtlichen Macht beraubt hat, wird nun, wie es scheint, mit der denkbar unverschämtesten Rücksichtslosigkeit gestohlen. In der Bevölkerung

glaubt man, daß alles Unwesen seitens der Beamten nun ungestrafter hinginge als je zuvor.

Neben Wyschnegradski saß ein literaturbeschützender General in Uniform, mit krebsrotem Gesicht und Fayenceaugen und äußerte sein Wohlwollen für wohlgesinnte Lyrik und Novellistik in- und außerhalb Rußlands.

Polonski, der seinen Platz an der Mitte des linken Seitentisches der hufeisenförmigen Tafel hatte, ist ein großer und würdiger Greis mit einem sanften, lebhaften Gesicht und langem, weißem Bart. Seine glatt zurückgestrichenen Haare haben noch ihre dunkle Farbe bewahrt. Er trat mit einem Stock in der Hand ein, denn er hinkt leicht; auf seinem Antlitz lag ein etwas unsicherer Ausdruck der Zufriedenheit darüber, gefeiert zu werden. Später durchbrach der Ausdruck der Freude über all diese ihm erwiesene Anerkennung siegreich die Verlegenheit. Etwas Kindliches haftete diesem von den Verhältnissen gezeichneten Charakter an, der augenscheinlich viele vorzügliche Eigenschaften hat. Sonst ließe sich die Freundschaft, die Turgeniew immer für ihn hegte, und die den Ruhm seines Lebens ausmacht, nicht erklären.

Ihm gerade gegenüber saß bei Tisch sein Bruder in Apollon und im Zensorenamt, Apollon Nikolajewitsch Maikow, mit seiner Festrede unter dem Arm, weißhaarig, mit lang herabfallendem Haar, wie es deutsche Professoren zuweilen tragen, ein scharfgeschnittenes Gesicht mit einem reinen, strengen Profil. Er erhob sich zuerst, und außerstande, auch nur diese Tischrede frei zu halten, begann er sie vom Papier abzulesen, nicht, wie es anderwärts Sitte ist, mit dem Gesicht dem Publikum zugewendet, sondern — wie übrigens alle die späteren Redner — sich an den Ehrengast wendend, so daß man sich um ihn herumdrängen mußte, wenn man etwas von seinen Worten auffangen wollte. Als er zu der Mitteilung gelangte, daß der Zar aus Anlaß dieses Tages Polonskis Zensorengehalt verdoppelt habe, wurde heftig von allen Seiten geklatscht, und mit überraschender Liebedienerei rief man: Die Hymne! Die Hymne! d. h. das Nationallied. Stehend sangen es die Anwesenden zu Ende. Dann wurden Telegramme verlesen. Als die Reihe an eine Depesche von Katkow kam, wurde geklatscht und gerufen, um begeisterte Gesinnung an den Tag zu legen, und seitens einzelner aus dem entgegengesetzten Grunde geschwiegen. Hörte man diese Freudenrufe

für den Mann, dessen Name das Sinnbild aller Unterdrückung und allen Rückschrittes im Dienste der Staatsgewalt ist, so spürte man, daß in diesem Saale ein Extrakt jenes Systems versammelt war, das in Rußland knebelt, lähmt und prahlt, womit jedoch die Anwesenheit manches ausgezeichneten und feingebildeten Mannes nicht geleugnet werden soll.

Zu denen, die den Kopf schüttelten und ihren Nebenmann scharf ansahen, als die Nennung von Katkows Namen so stürmischen Beifall erweckte, gehörte der bekannte Slawophile Oreste Miller, der Historiker, ein kleiner graugesprenkelter Mann mit einem runden Kopf, lebhaften Gesichtszügen und einem Ausdruck von Verstand und Begeisterung, vereint mit Professoren-Konservatismus. Er hat lange gesucht, einen Mittelstandpunkt einzunehmen zwischen den fanatischen Slawophilen aus Aksakows Schule, die in allen russischen Werken ursprüngliche Schöpfungen sehen, und den nach europäischen Methoden forschenden Gelehrten wie Stasow, der zum Beispiel in der Frage über den Inhalt der Bylinen, der russischen Heldengedichte, an der Auffassung festgehalten hat, daß all dies nur Nachklänge von Sagen seien, die lange Zeit vorher unter den verschiedensten Völkern des Altertums verbreitet gewesen seien. Miller hat eine wertvolle Studie über Ilia von Murom, den größten Nationalhelden des Kiew-Gedichtkranzes, geschrieben. In der neueren Dichtung ist Dostojewski sein Ideal, und er setzte seinem Tischnachbarn gerade auseinander, wie herrlich Die Brüder Koramazow seien, als er von dem Jubel über Katkow unterbrochen wurde. Damals ahnte er nicht, daß er nach kaum einem Jahre seiner Professur an der Petersburger Universität enthoben sein würde, weil er in zwei aufeinanderfolgenden Einleitungsvorträgen die Beschaffenheit und die Wirkung der Katkowschen Reaktion als schädlich für Rußland bezeichnet hatte —; er hatte nicht beachtet, daß der Kaiser selbst in einem Briefe an die Witwe des damals eben Verstorbenen diesen „Rußlands größten Patrioten" genannt hatte.

Nicht weit von ihm saß ein jüngerer Mann, den nur die Liebe zur Literatur in diesen Kreis geführt hatte, ein wilder und freier Vogel wie nur einer, Wsewolod Garschin. Er war kräftig gebaut, dunkelhaarig, mit dem Gepräge des Autodidakten. Seine Augen rollten seltsam unstet und wild; er hatte wiederholt Anfälle von geisteskranker Schwermut gehabt, und man fürchtete für seinen

Verstand. Auf keinen machten wohl die Huldigungsrufe für Katkow einen so peinlichen Eindruck wie auf ihn. Aber wer konnte damals ahnen, daß wenige Monate später die untertänige Haltung fast sämtlicher russischer Blätter bei Katkows Tode den Anstoß dazu geben sollte, daß er für immer die Herrschaft über seine Geistesgaben verlor. Die Lobpreisungen eines Mannes, dessen Einfluß er als die Wurzel alles Übels in der neuen Epoche des russischen Reiches betrachtete, erschütterten sein Gehirn. In den ersten Tagen rief er beständig: „Nein, nie hätte ich doch geglaubt, daß unsere Presse in dem Grade verächtlich, in dem Grade niedrig gesinnt sei, — was sollen wir tun! was sollen wir doch tun!" — Und immer wieder brach er in Schluchzen aus. Seitdem saß er ein halbes Jahr lang in düsterer Schwermut da und weinte beständig. Fragte man ihn warum, so antwortete er: Ich weine über Rußland. — In der Hoffnung, zu seiner Genesung beizutragen, gab ihm die Direktion der Eisenbahn, an der er eine private Anstellung hatte, Urlaub und Mittel, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen. Doch am Tage bevor diese angetreten werden sollte, machte der Kranke seinem Leben selbst ein Ende, indem er sich vom obersten Stockwerk des Hauses, das er mit seiner jungen Frau bewohnte, die Treppe hinunterstürzte.

Nach Maikow hielt auf Wunsch ein anwesender Fremder eine Rede auf Polonski und erntete, obwohl an seiner Rede nichts besonderes war, lebhaften Beifall. Es war nicht schwer, hier den Eindruck von Beredsamkeit zu machen; denn es scheint, als ob mit Ausnahme der Advokaten kein Mensch in Rußland Übung im Sprechen oder Mut dazu hat. Nicht ein einziger Russe erhob sich, der nicht seine Rede auf einem Papier in der Hand hielt und sie ablas. Sogar unter den Advokaten stehen nicht viele im Rufe der Beredsamkeit; die anerkanntesten sind wohl Alexander Passauvert, „der große Advokat", Fürst Urussow, Koni und Utin. Doch ist es bezeichnend, daß der beliebteste, der die größten Summen verdient, der Pole Spasowicz ist, der Verfasser des von Polen handelnden Bandes in Pypins großem Werke über die slawischen Literaturen. Sicher ist es jedenfalls von Einfluß, daß, wenn auch in Russisch-Polen wie hier das öffentliche und politische Leben, die natürliche Schule der Beredsamkeit, vollständig verboten ist, doch die Polen zu drei Parlamenten außerhalb Rußlands Zutritt haben; und ihre Anlagen führen sie

außerdem seit alter Zeit dahin, ihre Worte zu wägen und zu wählen. Man hört nicht so bald eine größere Beredsamkeit, als sie der Pole Josef Koscielski an den Tag legen kann; er ist freilich auch Mitglied des preußischen Herrenhauses und des deutschen Reichstages.

Unter den auf dem Polonskifeste anwesenden Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft für einen Fremden von Interesse war, seien noch der alte Pleschtschejew erwähnt, eine mächtige, weißhaarige und weißbärtige Gestalt, einer der wenigen alten Männer in Rußland, die den Überzeugungen ihrer Jugend treu geblieben sind, und Dostojewskis Witwe, eine Dame zwischen vierzig und fünfzig Jahren, mit einem feinen regelmäßigen Gesicht, das sich neben dem unregelmäßigen plebejisch-genialen Antlitz ihres Gatten seltsam ausgenommen haben mag. Ein schwieriger Herr ist er in seiner Eigenschaft als Gatte gewesen, noch weniger geeignet für die Ehe, als es Dichter gewöhnlich sind. Er schrieb zwar Bücher zur Verteidigung einer geheimnisvollen Religiosität und zum Preise frommer Enthaltsamkeit, aber in seinen Lebensgewohnheiten war er so unregelmäßig wie nur irgend ein Dichter, dem es nie in den Sinn gekommen wäre, derartige Bücher zu schreiben.

Kurze Zeit darauf fand in dem jubiläumsfrohen Rußland eine ganz ähnliche Festlichkeit mit Reden und Telegrammen statt für den alten Marinemaler Aiwasowski, dem man seinen Dank dafür darbringen wollte, daß er „die russische Kunst zu der Höhe erhoben hat, die sie einnimmt". Aiwasowski verdankt seinen Ruhm im wesentlichen dem Umstande, daß es sehr wenig Russen gibt, die überhaupt das Meer gesehen haben. Es gibt viele, die es nie zu sehen bekommen. Von diesen war keiner imstande, seine Marinebilder zu beurteilen. In seiner Jugend soll er einige schöne Bilder gemalt haben, später hat er sich nur wiederholt und seine Seebilder verfertigt, wie man Semmeln bäckt, warm und frisch in ein paar Minuten. Immer dieselbe Geschichte; immer dieselbe Welle, von rechts oder von links, im Mond- oder Sonnenschein gesehen. Die Ausstellung seiner Gemälde, die vor einiger Zeit in Kopenhagen veranstaltet wurde, machte nicht ohne Grund Fiasko.

Ein paar Tage nach dem Jubiläum antwortete er mit einem Festessen für hundertfünfzig Personen: für die Teilnehmer an dem ihm zu Ehren veranstalteten Feste, die ganze Akademie, den Unterrichtsminister, die Vorsteher der Synode, den Erzieher des Kaisers,

Pobjedonoszeff usw. Jeder Gast erhielt Aiwasowskis Porträt, eine große Photographie, die ihn vor einer Leinwand sitzend darstellte, und diese Leinwand, von der Größe eines viereckigen Oktavblattes, war auf die Photographie geklebt und wirklich von ihm bemalt. So verteilte er an seine Gäste hundertundfünfzig kleine Gemälde: Wellen, Schiffbrüche, Mondscheinwirkungen auf dem Wasser. Der Rektor der Universität hielt eine lange, unsäglich einfältige Rede. Er sagte, das Schwarze Meer könne verschwinden (ausgetrocknet werden?), aber die Erinnerung daran könne nie verschwinden; denn es wäre verewigt durch Aiwasowskis Gemälde. — Die Presse war bei dieser Gelegenheit einzig durch den Redakteur der Novoje Vremja, Suworin, vertreten, da die anderen Blätter in Aiwasowski keinen Künstler von Rang sehen.

Ganz im allgemeinen betrachtet, ist freilich die offizielle Welt in Rußland nicht schlimmer als anderwärts. Untertänigkeitsgeist, furchtsamer Snobismus und Gesellschaftsstützenhochmut sind hier wie überall ihre Kennzeichen. Vielleicht ist doch gleichzeitig der Mangel an Bildung und die natürliche Einfalt etwas größer. Und das ist um so trauriger, weil ein hochstehender Beamter in Rußland ein weit ausgedehnteres von niemand anders beaufsichtigtes Machtgebiet hat, als sonst in irgend einem europäischen Lande.

Rußland ist bekanntlich in Gouvernements eingeteilt, das eigentliche Rußland in fünfzig, Polen in zehn, und in den Grenzdistrikten sind drei, vier, auch fünf Gouvernements einem einzelnen Generalgouverneur unterstellt. Außerdem haben die größten Städte wie Petersburg, Moskau, Charkow, Odessa, Generalgouverneure, die eine militärische Diktaturgewalt besitzen. Bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 war der Gouverneur unumschränkter Herrscher in seiner Provinz, ein Zar im kleinen über ungefähr anderthalb Millionen Einwohner. Seitdem hat sich das Verhältnis nur insofern geändert, als er von einer Gruppe verschiedenartiger Aufsichtsausschüsse umgeben ist. Aber dieser ganze Zubehör hat eine äußerst geringe praktische Bedeutung, da fast alle diese Ausschüsse aus Untergebenen des Gouverneurs oder aus anderen Beamten niederen Ranges bestehen, deren Lebenslosung die bureaukratische Untertänigkeit ist und sein muß. Statt die Verantwortung mit dem Gouverneur zu teilen, verringern diese Ausschüsse seine Verantwortlichkeit, ohne seine Machtvollkommenheit auf eine fühlbare Art zu beschränken.

Man braucht nur Saltykows blutige Schilderung russischer Provinzgouverneure in dem Werke Unsere Pompadours zu lesen, um einen Begriff davon zu bekommen, auf welcher Geistesstufe verschiedene dieser Männer stehen, und was täglich vorfallen kann.

Hierzu kommt, daß der Gouverneur sogar nach der Rechtsreform von 1864 das Vorrecht behalten hat, dem Minister des Innern die Personen anzugeben, die er „im Interesse des öffentlichen Wohls" auf dem Verwaltungswege nach entfernteren Provinzen des Reiches verschickt zu sehen wünscht — ein Vorrecht, das er obendrein nicht allein besitzt, da „die dritte Sektion der Privatkanzlei Seiner Majestät", die Geheimpolizei, welche die Oberaufsicht sowohl über die Beamten wie über deren Untergebene hat, berechtigt ist, jeden ihr verdächtig Erscheinenden ohne Urteil oder Beweis zu verhaften oder zu verschicken. Wie wäre es anders möglich, als daß solche Einrichtungen alles Böse und Feige, das in der Menschennatur verborgen liegt, bei denen zutage fördert, die zugleich der Ausdruck der Staatsmaschinerie und imstande sind, andere unter deren Räder zu bringen, und die selbst immerwährend Schritte tun müssen, um nicht auch unter diese Räder zu geraten.

Es gibt allerdings hohe russische Beamte, die durch Verstand und Menschlichkeit, durch strengen Rechtssinn und einfaches Auftreten sich sogar unter den schwierigsten Umständen beliebt zu machen verstehen, wie es zum Beispiel der ausgezeichnete Oberpräsident von Warschau, Starynkiewicz, verstanden hat. Dagegen ist kaum daran zu zweifeln, daß der Generalgouverneur von Polen, General Gurko, sich wenig für seinen hohen Posten eignet, oder daß der alte Fürst Dolgorukow, der Generalgouverneur von Moskau, seinen Posten schlecht ausfüllt. Er ist ein gegen Fremde äußerst zuvorkommender und höflicher Greis, der jedoch ein Gepräge von Beschränktheit und Eitelkeit an sich hat, das peinlich berührt, wenn man bedenkt, wie vieler Wohl und Wehe von seinem Gefühls- und Verstandesleben abhängt. Daß er viele Freunde unter den stockkonservativen reichen Kaufleuten der Stadt zählt, das bezeugt die Ausstellung von Ehrengaben in seinem Vorzimmer — eine Ausstellung kostbarer, ihm zu einem Jubiläumstage gesandter Geschenke, die den einen großen Schrank neben dem andern füllen. Aber wo Takt und großmütige Nachsicht erforderlich sind, da geht augenscheinlich der Diensteifer mit ihm durch.

Ein Ereignis des Herbstes 1887 hat dies hinlänglich bewiesen. Man gab in der Universität ein Konzert, an dem sich das Orchester der Studenten beteiligte. Inmitten eines feierlichen Pianissimo hörte man das Geräusch zweier Ohrfeigen. Ein Student gab sie dem Inspektor Bryzgalof — einem „naseweisen Kamel", wie ihn einer der Professoren nannte, einer Kreatur Katkows, die alles mögliche getan hatte, um den Haß der Studenten zu verdienen und zu reizen. Die Schläge wurden von den Worten begleitet: Von allen Studenten. — Allgemeine Bewegung, Polizei, Kosaken, alles wurde aufgeboten, um das Entkommen der jungen Männer aus der Universität zu verhindern. Viele Studenten wurden im Hofe geschlagen und verletzt, als sie sich der Verhaftung widersetzten.

Man faßte das Ganze als einen guten Vorwand für die Machthaber auf, die Zügel, in denen die Universitätsjugend gelenkt wird, noch fester anzuziehen. Nicht weniger als sechsundachtzig Studenten wurden aus diesem Anlasse von Fürst Dolgorukow verbannt. Was nach den zahlreichen derartigen Auskehrungen dann zurückbleibt, das ist eine stockkonservative Schar junger Herren, die für die Alleinherrschaft begeisterter als die Regierung selbst sind, die von ganzem Herzen die Aufhebung der Leibeigenschaft bedauern und je nach den Umständen eine Dosis Slawophilismus oder eine Dosis Panslawismus in ihre politische Lebensbetrachtung mischen.

VI

In Rußland wie überall ist es nicht diese offizielle Welt, auf deren Bekanntschaft der Fremde am gespanntesten ist. Er sucht in jeder Hauptstadt so schnell wie möglich mit den Menschen Bekanntschaft zu machen, die von den Einwohnern selbst am höchsten gestellt werden. Wie ich es an anderer Stelle ausgedrückt habe: Es ist immer ein großer Unterschied zwischen dem Tee, den die Chinesen trinken und dem, der überall verbreitet ist. Wer den Tee liebt, wird sehen, daß er in China von dem Tee der Eingeborenen zu trinken bekommt.

Hat ein Ausländer die Bekanntschaft eines slawischen Volkes gemacht und kommt zu einem anderen, so sieht er bald ein, daß er, um zu einem tieferen Verständnis des ihm fremden Volkes zu gelangen, das ihm schon bekannte zum Vergleichsgegenstande nehmen muß.

Denn nur so findet er die Gleichheit, ohne die jeder Vergleich sinnlos ist. Durch Vergleich mit der Geistesaristokratie in Warschau können die Eigenarten der bedeutendsten und fesselndsten Persönlichkeiten in Petersburg und Moskau in ihrer Feinheit aufgefaßt werden. Mit Nordländern und Deutschen dagegen haben die Russen allzuwenig Eigenschaften gemein, und selbst mit den Finnländern, die unter demselben Zepter leben und in der Regel dieselbe Sprache können, besteht fast gar keine Ähnlichkeit. Dem Russen erscheint der Finnländer wie ein rechtschaffener ruhiger Bürgersmann, dessen Leben verständig eingerichtet, aber einförmig und etwas langweilig ist, einem unregelmäßigen Studenten gegenüber, der bald ausschweifend ist, bald verhungert, zu allerhand Tollheiten, aber auch zu Taten bereit ist, und der mehr an die großen Fragen der Menschheit denkt als an die Miete, die er bezahlen soll. Umgekehrt erscheint der Russe dem Finnländer als Barbar und Unterdrücker.

Finnlands Hauptstadt macht trotz des Sprachenstreites und der Sprachenbewegung bei einem flüchtigen Besuch auf den Fremden einen überwiegend skandinavischen Eindruck, wenn man auch bei den am feinsten entwickelten Finnen eine große, freie, weltbürgerliche Bildung verspürt — zum Teil hervorgerufen durch das nahe Verhältnis zu einer Weltmacht — die man in einer skandinavischen Stadt von demselben Umfange ganz unmöglich finden würde. Ich machte in Helsingfors und Wiborg die unangenehme Entdeckung, daß man ziemlich außerstande war, einen dänischen Vortrag zu verstehen, wie deutlich er auch gesprochen wurde. Man ersuchte mich sogar, statt dessen Deutsch zu sprechen. Übrigens kam ich nach Helsingfors in einem ungünstigen Augenblick, gerade als die Gemüter von der Björnsonschen Sittlichkeitstournee und Geijersstams Gegenvorträgen erhitzt waren, so daß ich den Eindruck erhielt, Kleinlichkeit, Sittlichkeitsgeschwätz und Philisterei gediehen dort wie anderwärts im Norden.

Es besteht keine Ähnlichkeit zwischen finnischem und russischem Volkscharakter. Mit den Polen verhält es sich anders. Ja, die Ähnlichkeit ist auf den ersten Blick so auffallend, daß sie die Ungleichheiten beschattet und die russische Eigenart verbirgt. Man muß, um diese zu finden, zunächst alle die Züge abziehen, die Polen und Russen gemeinsam zu haben scheinen.

Natürlich gelangt man auf diesem Wege nicht zu Bestimmungen, die als genau bezeichnet werden können: doch so bedeutungslos wie sie scheinen, sind sie nicht. Der gewöhnliche Beobachter bemerkt zwischen den gebildeten Klassen der europäischen Nationen keinen Unterschied. Kommt er in die Stände hinauf, die überall in derselben Art gekleidet sind und überall dieselben Lebens- und Höflichkeitsregeln beobachten, so scheinen sie ihm eins zu sein, oder wenn er Unterschiede zu finden glaubt, so sind sie gewöhnlich rein zufälliger Art. Dagegen wird der Beobachter, dessen Anlagen in der Richtung der vergleichenden Kritik liegen, und der deshalb gewöhnt ist, zwischen wesentlichen und unwesentlichen Eigenschaften, typischen und zufälligen Zügen zu unterscheiden, und der darin geübt ist, die Neigungen der einzelnen auf die nationalen und diese wiederum auf die Stammeseigenschaften zurückzuführen, stets gegen übereilte Verallgemeinerungen auf dem Posten sein; er sieht durch die Haut, hört durch das Wort und berichtigt stets den einen Eindruck mit Hilfe des anderen. Will er zum Beispiel seine Eindrücke von einer großen Hauptstadt wie Berlin oder Warschau wiedergeben, so wird er vielleicht Monate hindurch seine Augen auf Listen mit Hunderten und aber Hunderten von Namen all der Männer und Frauen heften, die er dort gekannt hat, indem er beständig ihre Eigenschaften für sich bezeichnet, diese untereinander und mit Eigenschaften bei einer ähnlichen Anzahl Personen aus anderen Völkerstämmen vergleicht, um die am tiefsten liegenden Züge und die gemeinsamen Eigentümlichkeiten zu finden. So findet der Naturforscher durch Vergleich die entscheidenden Eigenschaften einer Tierklasse.

Bei jeder einzelnen Persönlichkeit, jedem einzelnen Zuge oder jeder Gruppe von Charakterzügen, die in Betracht kommen, muß man sich fragen: Könnte es sich nicht außerhalb Rußlands finden? Und hat man erst das Gemeinsam-Menschliche, dann das Gemeinsam-Slawische, dann das allen vornehmen Leuten oder den Bauern aller Länder Gemeinsame bestätigt — dann endlich kommt die Reihe an das gemeinsam Nationale.

Bei den ersten Gesprächen werden die Männer, die in Rußland selbst für die klügsten gelten, dem Fremden kaum klüger erscheinen als diejenigen, die man in Warschau für die begabtesten hält — er wird sie eher weniger begabt finden als diese.

Der wesentliche Zug, der zuerst die Aufmerksamkeit erregt, ist gewiß der, daß das Hauptinteresse der Russen modern ist. Anders beschaffen ist das Hauptinteresse in Warschau, wo Polen — eine historische Sache, der Traum von einer Vergangenheit, die zu einer Zukunft werden soll — die Gedanken der Besten in Beschlag nimmt. Hier dagegen beschäftigt fast nichts Vergangenes die Sinne. Innerhalb der russischen Intelligentia ist sogar der historische Sinn auffallend schwach. Schon Peter der Große hatte das Seine getan, um ihn abzusägen oder richtiger mit der Wurzel auszurotten. Wenn es Rußlands Revolutionären an diesem Sinn gebricht, so liegt das zum Teil daran, daß schon der moderne Begründer des Reiches der Richtung zum Zeitgenössischen, zum Neuesten als dem Einzigen in die Hände gearbeitet hatte. Er ist insofern als der Vater des sogenannten Nihilismus zu betrachten, und die Slawophilen haben also einen Grund mehr, ihn mit Unwillen und Grauen zu betrachten.

Die russische Intelligenz befindet sich ferner in einer weniger unglücklichen Lage als die polnische, da sie von keiner fremden und feindlichen Nationalität umspannt ist. Ihre Verbindungen reichen bis in die offiziellen Kreise, ja bis in die kaiserliche Familie hinauf, und sie ist keineswegs in dem Grade ihres nationalen Gepräges beraubt, wie sie es in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts war.

In freisinnigen Kreisen trifft man zum Beispiel nicht selten den jungen Herzog Georg Alexander (von Mecklenburg), den Sohn der Großfürstin Katharina Michailowna. Er ist der Enkel der berühmten Großfürstin Helene und durchdrungen von den Anschauungen aus der Zeit seiner bedeutenden Großmutter. Obwohl er ein Prinz des kaiserlichen Hauses ist, nimmt er keinen Anstoß, den Fremden von bürgerlicher Herkunft zu besuchen, falls er glaubt, daß dessen Bekanntschaft für ihn von einigem Nutzen sein könne. Er ist ein junger Mann von umfassender und solider Bildung mit vielen Interessen, und man wird wahrscheinlich im russischen Heere lange suchen können, ehe man einen vorurteilsfreieren Offizier findet, als ihn. Der Petersburger Palast seiner Mutter erinnert durch seinen Umfang an Christiansborg. Doch sie besitzt außerdem weitausgedehnte Güter ringsum im Lande, und es macht den Eindruck, als ob der junge Prinz Rußland gut kenne. Er ist fein, bescheiden

und einsichtsvoll; sein Wesen bietet eine anziehende Mischung von deutscher Gründlichkeit und russischer Geistesfreiheit dar. Er ist ein lehrreiches Beispiel dafür, wie die geistigen Strömungen, die sich in den höchsten Kreisen Rußlands vermischen, heutzutage in eine halb weltbürgerliche halb nationale Geistesbildung ausmünden.

Sein Großvater, Großfürst Michael, wurde gemeinsam mit seinem älteren Bruder Nikolaus von dem bekannten Schweizer César Laharpe erzogen (demselben, der schon Alexander I. Erziehung übernommen hatte) und in seinen Knabenjahren zu einem wahren Kultus der Humanitätsgedanken des 18. Jahrhunderts angehalten. So vollständig sollten die jungen Großfürsten außerhalb der christlichen Überlieferung gestellt werden, daß ihnen wie aus den (von Durow herausgegebenen) für die Kaiserin Katharina bestimmten Betrachtungen über Laharpes Erziehungsmethode hervorgeht, der Stifter des Christentums in folgender Weise bezeichnet wurde: Jesus, genannt Christus, ein Jude, nach dem die christliche Sekte benannt ist (Jésus surnommé le Christ, juif, dont la secte des Chrétiens tire le nom). Die Langweiligkeit des Lehrers trieb indessen die jungen Großfürsten dazu, die Philosophie, die er ihnen beibrachte, zum einen Ohr hinein- und zum andern herausgehen zu lassen und jede freie Stunde auf dem Exerzierplatz zu verbringen, wo die Trommelwirbel und die Paraden ihre größte Wonne bildeten. Michael, der einige mathematische Begabung besaß, wurde mit Leib und Seele Artillerieoffizier, blieb aber im übrigen ebenso gleichgültig gegen die eigentliche Aufgabe des Soldatenstandes wie gegen alle Wissenschaften und Künste des Friedens. Gern hatte er dem denkwürdigen Satz seines Bruders beigestimmt: Ich verabscheue den Krieg; er verdirbt die Heere. (Je déteste la guerre, elle gâte les armées.) Revuen und Paraden, Orden und Epaulettes waren ihm in den Jugendjahren alles. Als Nikolaus Kaiser wurde, schloß er in leidenschaftlicher Besorgnis um seine Alleinherrschaft den Bruder von jeder nur einigermaßen einflußreichen Stellung aus, und im Unwillen darüber erging sich dieser bei allen Gelegenheiten in bitterem Spott über seine Umgebung, all und jeden mit der rücksichtslosen Ironie eines Mißvergnügten peitschend.

Mit diesem Manne schloß während der letzten Lebensjahre Alexander I. (1824), die junge württembergische Prinzessin, die

nach ihrer Aufnahme in die griechisch-katholische Kirche die Namen Helena Pawlowna erhielt, eine Ehe, in der sie fünfundzwanzig Jahre lang alle ihre Interessen zurückdrängen, in Hoffestlichkeiten, Audienzen und langweiligen Ausflügen scheinbar aufgehen mußte und nur in einer von der Etikette möglichst spärlich bemessenen Zeit sich mit Lektüre und Musik beschäftigen oder Künstler und Gelehrte um sich sehen durfte. Fünfundvierzig Jahre alt, wurde sie Witwe, lebte einige Jahre, wie es schien, nur für ihre Tochter Katharina Michailowna und deren Kinder aus Katharinas Ehe mit dem tüchtigen aber etwas dummen, frommen und freiheitsfeindlichen Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz, bis mit dem Tode des Kaisers Nikolaus ein neues Leben für sie begann; denn sie öffnete jetzt ihr Palais allem, was die verschiedenen Parteien Petersburgs an Geist aufzuweisen hatten. Die Wortführer sowohl der slawophilen wie der freisinnigen Partei gingen bei ihr ein und aus. Die Unterhaltung war lebhaft und der Ton frei. Die Herrscherin des Hauses war selbst noch schön und sah gern schöne Menschen um sich. Ihr Hofstaat zählte lauter schöne Männer, unter ihnen Abaza, den späteren Finanzminister. Sie beschützte auch die ausgezeichnete Sängerin, die später seine Gattin wurde und jetzt als Julia Feodorowna Abaza Hofdame am Hofe ihrer Tochter ist. Neben den Politikern verschiedener Farben hatten Künstler und Gelehrte, russische und fremde, den freiesten Zutritt bei ihr. Lange Zeit war es Sitte, daß hervorragende Künstler oder Gelehrte, die in Petersburg ankamen, auf eine diesbezügliche Einladung ihren Wohnsitz in dem schönen Schlosse auf dem Michailowplatze nahmen. Die Fähigkeit zu planmäßiger Wirksamkeit oder Arbeit hatte die Großfürstin in dem langen Zeitraum ihres Lebens, wo ihr Wesen durch die Etikette des alten Hofes gebunden gewesen war, verloren. Doch Interesse und Wißbegierde erhielten sich bei ihr frisch bis zum letzten Augenblick.

Ihr Erbe ist es, das der Nachkomme Katharinas Michailownas mit mehr Ernst und Einsicht übernommen hat, trotz seiner Jugend und trotz seiner gedrückten Stellung unter dem gegenwärtigen russischen Regiment.*)

*) Vgl. (Julius Eckhardt): Aus der Petersburger Gesellschaft. 5. Aufl., S. 30ff.

Angesichts solcher Tatsachen fühlt man stark den Abstand von Russisch-Polen, wo sich keine Fäden aus der Welt der Intelligenz bis tief in die Hofkreise hinein erstrecken.

Es gibt in Petersburg in diesem Augenblick kein Haus, in dem sich die bedeutendsten Männer und Frauen versammeln, wie früher in dem Hause der Gräfin Alexis Tolstoi. Die Witwe des bekannten Dichters, eine der begabtesten Frauen Rußlands, ist jetzt eine ältere Dame und sieht nicht viel Menschen bei sich. Unter vorgeschritteneren Russen ist es heutzutage Mode, auf darauf bezügliche Fragen zu antworten: Ein Salon! Ein Kreis! Eine Geistesaristokratie! Was erwarten Sie eigentlich? Hier gibt es nichts derartiges. Das Haus, in dem Sie wohnen, ist eine Oase. Ringsum ist Wüste. — Und fragt man nach ihren großen Männern, wo sie zu finden und zu sehen wären, lautet die Antwort gewöhnlich: Ich kenne sie nicht, habe nie von ihnen reden gehört. Wir haben vielleicht das eine vor den Deutschen voraus, daß wir keine großen Männer haben wie die ihren. Es fehlt uns ein Felix Dahn, ein Gustav Freytag, ein Julius Wolff usw. Wir haben nicht die gründlichen und gelehrten Mummelgreise, die jenseits der Grenze Romane in vier Bänden und historische Werke in fünfzehn schreiben. Es fehlt uns ganz an derartigen Genies. Wir haben auch nicht den preußischen „Feldwebel" mit geballten Fäusten, in dem unsere Nachbarn den neuen Perikles erblicken. Er verdankt uns viel. Die Dummheit unserer Staatsmänner, das ist sein Genie. Insofern finden Sie hier sein Genie.

Dieser selbstherabsetzende, selbstironisierende Zug findet sich häufig bei hervorragenden Russen, häufiger noch als bei den heutigen Polen, und paart sich mit einer Ironie gegenüber fremdem Selbstgefühl, wie man sie wohl schwer anderwärts antrifft.

Betonen nun die Russen die Genialität oder den Fleiß ihrer Landsleute nicht besonders, so loben die feineren und skeptischeren unter ihnen ebensowenig deren Verstand und deren Zuverlässigkeit. „Nehmen Sie sich vor dem Russen in acht," kann man in Petersburg zu hören bekommen, „er hat mehr Phantasie als Verstand und mehr Verstand als Moral." Dies gilt kaum von dem gemeinen Mann Großrußlands, dessen schnelle Auffassung, Ausdauer in der Arbeit und Standhaftigkeit im Ungemach von der wertvollsten Tugend,

15*

einer großen Herzensgüte, gekrönt wird und der, wie gutgläubig er auch ist, und wie leicht er deshalb auch im Augenblick aufgeschreckt werden kann, doch ein Gleichgewicht in seiner Natur, eine Folgerichtigkeit in seinem Gedankengange und einen sanften Mut besitzt, der ihn in Gefahren ruhig und fest macht.

Bei dem zivilisierten Russen dagegen wird der Fremde häufig genug auf die Unstetigkeit und Unberechenbarkeit stoßen, für die Turgenjews junge Männer so viele Beispiele bieten. Kleine Züge die sie erläutern, werden ihm dutzendweise zur Verfügung stehen:

Ein junger Russe sieht auf einem Spaziergange bei Heidelberg eine junge Engländerin. Er ruht nicht eher, als bis er sie gewinnt und sie ihm ihre Hand reicht. Sie kommen nach Rußland. Er hat wenig Vermögen und arbeitet nicht besonders gern. Kaum sind die Flitterwochen vorbei, als er erklärt, daß es zwischen ihm und seiner Gattin keine Geistesverwandtschaft, keine Berührungspunkte gebe. Sie leben nun in verschiedenen Städten, er amüsiert sich, so gut er kann, in Petersburg, sie bleibt in Schlüsselburg, erzieht nach englischer Weise ihre Tochter zur Unabhängigkeit und lebt stets in der Erinnerung an ihren Mann. Er zerstreut sich, reist, liegt am liebsten träumend in einem Boot unten im Schwarzen Meer. Er ist jetzt vierzig Jahre alt und hat noch nicht seinen Weg im Leben gefunden. Er ist eine zeitlang Landmann gewesen, will aber jetzt seinen Stand ändern und als Advokat auftreten.

„Ist das nicht russisch?“ fragt man den Fremden. Es ist menschlich und allgemein slawisch. Ein Pole hat gewiß nicht ganz selten ungefähr ebenso gehandelt. Ein Franzose würde wohl der Engländerin überdrüssig werden, aber schwerlich mit vierzig Jahren eine neue Laufbahn einschlagen können. Ein Deutscher würde die Scheidung beantragen, in seiner Tätigkeit bleiben und sich gleich wieder verheiraten. Slawisch ist dies, das ist sicher, aber kaum besonders russisch.

„Erzählt mir eure Familiendramen!“ sagt der Ausländer zu seinen russischen Bekannten. Sie erzählen: „Da waren in der Aristokratie zwei Brüder, der eine verheiratet, aber kinderlos. Da wird seine Gattin schwanger, und sie teilt ihrem Manne mit, daß der andere Bruder der Vater ihres Kindes sei. Es folgt ein Duell zwischen den Brüdern mit blutigem, doch nicht tötlichem Ausgange. Die junge Frau verläßt ihren Mann, der mit Sängerinnen lebt

und gelebt hat, heiratet den andern Bruder und hat mit ihm eine große Kinderschar. Die Schwiegereltern sind vergnügt, sie haben sie in ihrer neuen Eigenschaft sofort mit offenen Armen empfangen, und die Gesellschaft billigt das Geschehene. Ist das russisch oder nicht?

Das besonders Russische dürfte die Zufriedenheit und Geduld der Schwiegereltern sein.

Ein Professor an der Universität war leidenschaftlich in eine Dame verliebt, die mit einem seiner Berufsgenossen verheiratet war. Er zog dann mit ihr zusammen. Sie hatten ihre beiden Namen an der Tür, und jeder von ihnen empfing in seinen Zimmern, sie wurden überall zusammen eingeladen.

Dies ist eigenartiger. In den Hauptstädten anderer Länder müßten sie sich heiraten.

Eine bekannte Baronin war zuerst mit einem jungen schönen Mann, einem hohen Beamten, vermählt, sie verläßt ihn dann, um seinen Vorgesetzten zu heiraten, der dreißig Jahre älter als sie selbst ist. Während dieser ihrer Ehe ist sie ein paar Jahre mit einem österreichischen Grafen aus berühmter Familie umhergereist, dann nach Rußland heimgekehrt, während ihr Mann durch seinen Beamtenposten an Madrid gebunden ist. Sie hat in Petersburg einen jungen Maler in ihrem Hause wohnen, sieht täglich einen jungen Dichter bei sich, bezeigt mehreren anderen Männern ein lebhaftes Wohlwollen und wird nichtsdestoweniger — nach einigem Zögern von seiten der Gesellschaft — überall empfangen, noch immer jung und außerordentlich schön. Sie fährt zum Ball ins Ministerium des Auswärtigen und sitzt dort, wie eine Zigeunerkönigin gekleidet, mit einem goldenen Reifen um die Stirn, beteiligt sich lebhaft an dem gesellschaftlichen Leben der höchsten Kreise und liebäugelt mit den jungen Herren. Am nächsten Tage sitzt sie in einem einfachen Wollkleide, ohne Schmucksachen, an einem Strumpf strickend im Dachkämmerchen bei einem armen, grauhaarigen Fräulein, das die Adressen aller Verbannten kennt und Geldsendungen an sie besorgt. Sie schreibt in einer großen französischen Zeitschrift Romane aus Rußlands feiner Welt von anziehenden Komtessen, die fallen und sich wieder erheben, und sie verfaßt Flugschriften zu einem Kopeken für die Volksschriftensammlung in Moskau. Sie steht auf einem fast vertrauten Fuße mit verschiedenen jungen

Männern aus dem radikalen Flügel der freisinnigen Partei, aber auf einem noch vertraulicheren Fuße mit dem Polizeimeister einer großen Stadt, durch den sie Begnadigungen in Menge erwirken kann und erwirkt.

Diese Mischung von besonderen Eigenschaften dürfte außerhalb Rußlands unbekannt sein.

Nikolaus U., ein junger sehr gebildeter Mann, war in den sechziger Jahren Revolutionär. Ein junges Mädchen, sehr schön und leicht begeistert, flüchtete mit ihm aus dem Lande. Sie war damals Nihilistin, hatte an den Studentenunruhen teilgenommen und folgte ihm dann von Ort zu Ort, „bürgerlich verheiratet“ mit ihm, wie sie es nannte — das bedeutet in Rußland: durchaus nicht verheiratet. Sie reisten nach London. Als sie im Jahre 1878 zurückkehrten, waren sie beide verwandelt: Er Kapitalist, freiheitsfeindlich, bemüht, die Erlaubnis zum Bau von Eisenbahnen in Bulgarien zu erlangen; sie steif, in alles Englische vernarrt, korrekt und geputzt, mit vielen Diamanten auf einem schwarzen Samtkleide. Man konnte gar nicht glauben, daß sie jemals ein unabhängiges und aufrührerisches Gedanken- und Gefühlsleben geführt hatten. Nach einigen Jahren starb er, und es heißt, daß sie unter seinen Briefen manches fand, das ihr seinen Charakter in einem ungeahnten und ungünstigen Lichte erscheinen ließ. Da ging wiederum eine Verwandlung mit ihr vor; sie suchte die weitestgehenden freisinnigen Kreise auf und hat sich nun ganz der fortschrittlichen Literatur und Politik gewidmet, sie behauptet, ihre Jugendzeit noch einmal zu durchleben, da sie in der jetzigen Zeit den großen Hauch aus den sechziger Jahren wiederzufinden glaube.

Diese Unbeständigkeit, die von dem leicht empfänglichen Naturell des zivilisierten Russen ausströmt, wirkt hier nicht so befremdlich wie anderwärts und wird von den Sitten des Landes gebilligt.

Diese zeigen außerdem auch in der höheren und angeseheneren Gesellschaft in der Art und Weise, wie sie den Bruch mit den bürgerlichen Regeln zur Schau stellt, eine gewisse Schamlosigkeit, die man in anderen Ländern nur in der Bohême finden wird.

Der Kritiker F. liest in Gesellschaft einen Artikel über die Poesien des Dichters R. vor. R., der als Lyriker ein gewisses Ansehen genießt, ist ein kleiner robuster und vierschrötiger Mann von ungefähr dreißig Jahren, dunkel, mit einem breiten, jüdisch-

mongolischen Gesicht, einem guten und liebenswürdigen Lächeln, einem etwas verlegenen Auftreten. Seine Gedichte sind schwer, reich an Epigrammen, sie gehören zu der Art von Lyrik, die man als tief zu bezeichnen pflegt. Der Kritiker erdrückt den Abwesenden förmlich mit seinem Lob. In einem überspannten zusammenhangslosen Vortrage hebt er die wunderbaren Schönheiten hervor, die man nicht bei einmaligen Durchlesen bei seinem Dichter entdecke. Das Komische an der Situation ist, daß Frau R., die sich im vorigen Jahre von dem Dichter scheiden ließ, anwesend ist, die Lobreden auf ihren früheren Gatten anhört und neben dem jetzt von ihr bevorzugten Manne, dem Verfasser des Artikels sitzend, ihre Einwendungen gegen den von ihm eingenommenen Gesichtspunkt ausspricht.

Man müßte zu süddeutschen Schauspieler- und Schriftstellerkreisen, norwegischen Künstlerkreisen oder nordamerikanischen Kaufmannskreisen gehen, um etwas ähnliches zu finden. Das speziell Russische liegt vielleicht darin, daß niemand in der Gesellschaft dabei etwas Besonderes zu finden scheint. Russische Eigenart beweist jedenfalls der Umstand, daß die Auflösung einer Ehe in der Regel auf die Frau des Hauses zurückzuführen ist, die eine neue Verbindung einzugehen wünscht, und daß dann sehr häufig der Mann, um ihr dies zu ermöglichen, die Schuld auf sich nimmt, obwohl er dadurch sich selbst die Schließung einer neuen Ehe unmöglich macht. So geschah im vorigen Jahre folgendes: Ein liebenswürdiger und feingebildeter Advokat, der mit einer jungen Fürstin verheiratet war, empfing von seiner Gattin das Geständnis, daß sie einen Gardeoffizier liebe. Er erklärte sich für den schuldigen Teil, und sie heiratete auf Grund dieses Entgegenkommens, das ihm nicht leicht fiel, ungehindert ihren Liebhaber.

Die angeführten kleinen Züge oder Grundzüge aus Petersburger Familiendramen vereinigen sich vor unseren Augen zu einem typischen Bilde. Doch die Eigenarten treten am klarsten hervor, wenn man hervorragende russische Persönlichkeiten aus den höheren Kreisen mit bedeutenden polnischen Persönlichkeiten derselben Gesellschaftsklasse vergleicht.

Der typische polnische Adlige unserer Zeit ist ein großer Herr, dessen praktisches Interesse in seiner Landwirtschaft, dessen Vergnügen in der Führung eines großen Hauses und in Zerstreuungen

besteht, dessen geistiges Interesse endlich die Verteidigung der Sache der katholischen Kirche und damit der polnischen Aristokratie ausmacht. Die Kirche ist ihm das teure Pfand der Nationalität, und der Adel erscheint ihm als der unentbehrliche Führer der Nation. Er gibt auf seine Kosten ein und das andere alte Nationalwerk heraus; er unterstützt das nationale Theater in Posen oder die polnische Presse in Warschau; er schließt Bündnisse mit Rom und mit den Jesuiten, falls er ein eifriger Konservativer und ein eifriger Pole ist. Oder er denkt nur daran, sich zu amüsieren, lebt für das Ballet, versäumt kein Rennen, heiratet um sein mitgenommenes Wappenschild zu vergolden, die Tochter irgend eines reichen jüdischen Bankiers und setzt dann sein Jugendleben mit mehr Würde und weniger Gläubigern fort. Eigentliche Arbeit leistet er niemals. Die alte, vornehme Verachtung der Arbeit und die Scheu davor bestehen in Polen noch heutigentages unverändert. Ein junger polnischer Adliger, der arbeitet, wird überall als ein Vogel Phönix angesehen.

In Rußland ist es anders; hier scheint im Aristokraten meist der breitschultrige hartnäckige Muschik durch. Hier ein Typus: Er ist von fürstlichem Herkommen, d. h. er gehört einem der fünfzig russischen Geschlechter an, die von wirklich fürstlichem Geblüt sind, da sie von den alten Regenten des Landes abstammen. Er war ursprünglich fast vermögenslos. Ohne eine Spur der eingewurzelten Unlust zur Arbeit, dem Kennzeichen des polnischen Adligen, bereitet er sich zuerst in Rußland, dann in Deutschland zum Ingenieur vor, nimmt bei seiner Heimkehr selbst die Axt in die Hand wie ein Arbeiter, baut Brücken und legt Eisenbahnen an, erst für andere, dann auf eigene Rechnung. Nicht daß er die Arbeit um ihrer selbst willen liebt. Er hat als praktischer Russe das Ziel, reich zu werden, sehr reich. Er wird Fabrikant, gibt dann seine Fabrik auf, um Finanzmann zu werden, entwickelt als Börsenspekulant eine Schlauheit und Vorsicht, die von alten Bankiers nicht übertroffen wird, hat den sichersten Spürsinn dafür, wo es Geld zu verdienen gibt, und steht im Alter von vierzig Jahren als mehrfacher Millionär da. Eine praktische und grobkörnige Natur, ein mathematischer Kopf, ein Wahrscheinlichkeitsberechner, der nie irgend eine Form der Schwärmerei gekannt und nie auch nur einen Schimmer plastischen oder malerischen Kunst-

sinnes besessen hat. Wenn er Reisen nach Italien unternimmt, so geschieht es nicht, um die Natur zu genießen oder Kunstwerke zu besichtigen; er bleibt in Monaco am Roulett liegen.

Praktisch ist er, doch nicht im geringsten beschränkt und nicht verdorben. Er ist nicht wie die polnischen Gutsbesitzer in Galizien, die, bis es ihnen in letzter Zeit untersagt wurde, ihre kleinrussischen Bauern plagten und sie zum Beispiel am Kirchenbesuch verhinderten, indem sie die griechischen Kirchen zuschlossen und den Juden die Schlüssel gaben, die sich die Bauern dann an Festtagen für schweres Geld kaufen mußten. Er hat selbst keinerlei Religion und gönnt jedem Menschen die seine — er ist auch nicht wie die heutigen Gutsbesitzer in Galizien, die allzuoft davon leben, Branntwein zu fabrizieren und den Bauern möglichst viel von diesem Erzeugnis in den Hals zu jagen. Sein Herz ist jeder Zärtlichkeit bar; er ist ebenso hart als störrisch; aber er fügt niemandem etwas Böses zu. In seiner Jugend ist er ein tätiger Menschenfreund gewesen — nicht aus Empfindsamkeit, sondern kraft eines Gedankenganges, dem das Rechte als das logisch Richtige erscheint. Nun ist er es insofern nicht mehr, als er nicht mehr daran glaubt, daß die Tätigkeit des einzelnen dem großen sozialen Jammer gegenüber von Nutzen sein könne; und infolgedessen ist er auch nicht mehr zu jener Begeisterung fähig, die auch dann zur Handlung führt, selbst wenn der Nutzen dieser Handlung verschwindend gering sein sollte. Sehr scharfsinnig, empfindet er eine fast persönliche Feindschaft aller Metaphysik gegenüber; er hat ein Buch geschrieben, eine Art Philosophie der Mathematik, in dem er auf die Notwendigkeit hinweist, den Anschauungsunterricht auch in die mathematischen Fächer einzuführen, und die Anwendung der Worte Linie, Punkt usw. bekämpft, weil sie Unwirklichkeiten entsprechen. Wie so manche mathematisch veranlagte Persönlichkeit ist er ein musikkundiger Mann, der mit jeder musikalischen Technik vertraut, in der modernen Musik wohlbewandert ist und gern viel und gute Musik in bester Ausführung hört.

Grob wie ein Bauer, unfein aber nie kleinlich, eng aber nicht beschränkt, rücksichtslos und geldliebend, doch rechtschaffen und zuweilen fast mildtätig, ist er überzeugter und entschiedener Materialist auf allen ihm bewußten Gebieten. Er kann es nicht einmal ruhig mitanhören, wenn eine Dame von der persönlichen Unsterblichkeit als von einer noch so schwachen Möglichkeit spricht, mit

der sich die Phantasie beschäftigen dürfe. — Auf die Frage, weshalb er die von ihm ausgehaltene Tänzerin andern Theaterdamen vorgezogen habe, antwortete er: sie ist ein bißchen reinlicher als die andern — und dies scheint fast der Beweggrund zu sein, denn an ihr Gefühl für ihn glaubt er nicht und kann auch nicht daran glauben.

Aber trotz dieses aufrichtigen und zur Schau gestellten Materialismus ist dieser Mann bei weitem nicht durchweg Materialist. Er würde kein typischer Russe sein, wenn es ihm ganz an einem idealen Element fehlte. Und er hat es. Tschernyschewskys altes Buch: Was tun? ist seine Bibel, deren aufrührerische Behauptungen und Widerlegungen für ihn die Wahrheit im Gegensatz zur Überlieferung der alten Gesellschaft bedeuten. Er fordert, nicht laut aber im Stillen, eine Reform des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, wünscht die Freiheit eingeführt zu sehen, die sich für mündige Menschen, welche die offizielle Religion und die offizielle Moral gleich weit hinter sich haben, geziemt; und hier, an dieser Stelle seines Seelenlebens findet sich ein Eckchen, wo die soziale Utopie im Schatten und Halbdunkel keimt und blüht.

Sehr eigenartig ist sodann folgender Typus: Auch er ist Fürst, doch wahrscheinlich von tatarischer Abstammung. Der Name deutet darauf, aber das Gesicht ist vollständig europäisch. Er ist sehr schön, sehr elegant, mit Augen, welche, trotzdem er sich den Fünfzig nähert, wie die eines Jünglings oder richtiger wie die eines Magnetiseurs strahlen. Er ist ein ungewöhnlich feiner Kopf, zugleich künstlerisch, sprachlich und rednerisch begabt.

Da er vermögenslos war, wählte er in früher Jugend eine praktische Laufbahn. Aber gleich in ihrem Anfange wurde er gebrochen. Er hatte irgendwo im Auslande in einem halb privaten Kreise eine politische Rede gehalten, die Mißfallen erregte. Zur Strafe wurde er bei seiner Heimkehr in ein kleines Dörfchen in Esthland verbannt, wo er zehn bis zwölf Jahre bleiben mußte, ausschließlich auf Menschen angewiesen, von denen nicht einer auf seiner Bildungsstufe stand, und ausgeschlossen von aller Tätigkeit, aller Entwickelung und allem Erwerbe. Zuletzt verließ ihn die Hoffnung, jemals von seinem Verbannungsorte erlöst zu werden, und in einer Art von Selbstaufgeben heiratete er ein junges Weib aus der dortigen Gegend, das allerdings schön und gutherzig, aber

durch eine so tiefe Bildungskluft von ihm getrennt war, daß sie selbst späterhin nie gewünscht hat, dem Petersburger Umgangskreise ihres Mannes als Fürstin vorgestellt zu werden. Sie lebt nur für ihr Haus und ihren Sohn.

Er kehrte zurück, schöner und eleganter als jemals, gründlich geheilt von politischer Schwärmerei. Wie zum Hohn erhielt er seine Freiheit in der Form, daß die Regierung ihm einen Posten gab, in der er als ihr Angestellter dem Gedankensystem, für das er gebüßt hatte, unmittelbar entgegenwirken mußte. — Kalt wie Eis, Materialist in Gedankengang und in allen Lebensverhältnissen, hat er sich eine einzige Leidenschaft zugelegt: Die Sammelwut. Er sammelt Bücher, Handschriften, Bronzekunstwerke, Frauen. Er huldigt in Kunst und Literatur dem Grundsatz: die Kunst für die Kunst, im Leben den Grundsätzen vom Hofe Ludwig XV. Von französischen Schriftstellern bevorzugt er die Linie Flaubert, Zola, Huysmans, von russischen Poeten Andrejewski, einen lyrischen Stilisten, dessen Gedichte ohne Gefühlsinhalt sind, und der den künstlerisch unsäglich merkwürdigen Einfall gehabt hat, eine ganze Novelle von Turgeniew in Verse zu bringen.

Er besitzt viel Leidenschaft, doch kaum einen Funken Gefühl. Er ist freimütig, durchaus aufrichtig, — ausgenommen vielleicht, wenn er nach seinem Alter gefragt wird — verschlossen gegen Männer, offen gegen die Frauen, die ihn verehren und auf die er sich verläßt, nachdem er sie erzogen hat. Mehr als eine ist wie durch Zauberkraft an ihn gefesselt, obwohl er sie stets gelehrt hat, jeden Keim des Gefühls als Keim des Unglücks bei sich auszurotten, und obwohl sein Gespräch mit ihnen sich wesentlich um sein Verhältnis zu anderen Liebhaberinnen dreht.

Ab und zu schließt dieser Mann sich in sein Zimmer ein und sitzt, in stumme Anbetung verloren, vor Flauberts Bild mit dem langen dicken Schnurrbart, mehr und tiefer in ihn verliebt, als es wahrscheinlich irgend eine Pariserin gewesen ist. Er unternimmt eine Reise nach Paris, einzig um sich eine bestimmte Ausgabe oder ein bestimmtes Autogramm zu verschaffen.

Überzeugungen außer in literarischer und künstlerischer Hinsicht hat er nicht mehr. Aber innerhalb dieses Gebietes herrscht seine russische Begeisterung als Leidenschaft, die ihn über allen Verstand hinaus mitten in seiner Verstandeskälte ganz erfüllt.

Das allgemein Slawische in ihm ist leicht entdeckt. Bei schärferer Beobachtung und Vergleichung entdeckt man schon das speziell Russische. Es gibt in Polen einen hervorragenden Adligen, der zu ganz derselben Menschenart gehört. Er ist elegant, kalt, klug und doch auf einzelnen Gebieten begeistert. Dieser Pole und jener Russe, die jeden, der sie beide kennt, zu einem Vergleich herausfordern, sind gleich glänzend, doch der Pole ist eitler, der Russe mehr direkt genußsüchtig. Es steckt in dem Polen ein Rest ritterlicher Überlieferung, den der Russe abgeschüttelt hat. Die russische Blasiertheit geht tiefer als die polnische und läßt zugleich mehr Platz für die Kraft übrig. Der Pole zeigt in seiner polnisch-dilettantischen Lust, sich auf allen Gebieten auszuzeichnen, eine schwache Seite; der Russe ist von härterem Metall. Das polnische Ideal ist und bleibt Grazie, das russische Kraft.

Stellt man nun die beiden hier skizzierten typischen russischen Charaktere zusammen, so wird man bemerken, daß sie bei aller Verschiedenheit das gemeinsam haben, daß die Hoffnungen und Bestrebungen ihrer Jugend geknickt wurden, und daß sie keine so bedeutenden Männer geworden sind, wie sie ihrer Anlage nach hätten werden können, sondern verhärtete, praktisch-handfeste Persönlichkeiten, außerstande, für andere als sich selbst fruchtbringend zu wirken, und ihre Ideale unterhaltend, wie man eine unschädliche Schrulle pflegt.

Die beiden Strömungen im russischen Geistesleben, die jedem Beobachter sofort auffallen: die Richtung nach Westeuropa, der Hang, die allgemein-europäische Kultur zu verpflanzen und weiter zu entwickeln, und die Richtung nach innen, die nationale Selbstvertiefung mit feindlicher Haltung gegen die „Heiden" westwärts, ist am deutlichsten personifiziert in Zaren von historischer Bedeutung wie Peter dem Großen und Nikolaus I., zwei russischen Grundtypen.

Greift man weiter zurück, so findet man beide Eigentümlichkeiten in den alten moskowitischen Zaren Iwan III. und Iwan IV., dem Schrecklichen, vereinigt, von denen besonders der letztere merkwürdig ist; man hat ihn treffend eine Mischung von Ludwig XI. von Frankreich und Heinrich VIII. von England genannt: ein mystischer Bluthund und kluger Monarch wie der erste mit ungefähr ebensoviel Frauen wie der zweite. Es sieht aus, als ob Peter

der Große mit allem von diesen alten Fürsten Ererbten brach, als er seine gewaltsame Reform begann. Und man sieht ihre Plumpheit, Hartnäckigkeit, Macht, Grausamkeit und ihren geheimnisvollen Glauben an die Zarenmacht im 19. Jahrhundert bei Nikolaus I. wieder auferstehen. Doch schon Iwan III. wandte sich an die verschiedenen europäischen Höfe, die ihm Arbeiter, Ärzte und Künstler zusenden sollten. Er berief fremde Maurer, Metallgießer, Goldschmiede ins Land und ließ Baumeister von Bologna und Venedig kommen. Auch Iwan IV. ließ aus ganz Europa Handwerker zusammenholen; er näherte sich England und führte, trotz des Widerstandes der Geistlichkeit, die Buchdruckerkunst in seinem Reiche ein. Mit anderen Worten: in der älteren Zeit war der Gegensatz zwischen dem Lehrlingsverhältnis zur westeuropäischen Kultur und der Ursprünglichkeit des ausgeprägt moskowitischen Zarenwesens sowie des langbärtigen byzantinischen Rußland (das von einem Palaste aus regiert wurde, der ein Mittelding zwischen einer Kaserne und einem griechisch-katholischen Kloster war) weit geringer, weit weniger scharf als späterhin. Erst wenn Peter I. mit einem Schlage die Patriarchenwürde abschafft, den Grundbesitz der griechischen Kirche zu nichte macht, die Nationaltracht, ja den Bart verbietet, selbst die lange byzantinische Zarentracht ablegt, um sich in eine gewöhnliche Uniform zu kleiden und eine Horde mehr oder weniger gewissenloser, doch mit russischen Eigenarten gleich unbekannter Fremder an die Spitze aller Angelegenheiten des Reiches stellt, tritt die Richtung nach Westeuropa als alleinherrschend hervor. Und erst als Nikolaus I. sich hinter einem förmlichen Haß gegen alle aus Westeuropa stammenden Gedanken und Veränderungen verschanzte, als er die Anzahl der Studenten an jeder russischen Universität auf dreihundert beschränkte, den Unterricht im allgemeinen europäischen Staatsrecht aufhob, den philosophischen Unterricht Geistlichen der orthodoxen Kirche übertrug, die Hefte, nach denen in Geschichte und anderen verwandten Fächern unterrichtet wurde, im voraus vom Zensor durchsehen, und um das Jahr 1840 sozusagen keine ausländische Zeitung oder kein ausländisches Buch über die Grenze kommen ließ, da offenbarte sich die Richtung, die Rußland von Europa absperrt, als allein gebietend. Damals war es soweit gekommen, daß sämtlichen Lehrern der Geometrie in Rußlands geboten wurde, in ihrem Vortrage über die Lehre vom

Dreieck an die heilige Dreieinigkeit zu erinnern, die Aufführung von Lessings Emilia Galotti, Goethes Egmont, Schillers Fiesko verboten war, während Rossinis Wilhelm Tell nur mit dem Titel Karl der Kühne und entsprechend verändertem Text aufgeführt werden durfte.

Treten in diesen Zaren, Iwan III. und Iwan IV., Peter und Nikolaus, verschiedenartige altrussische Typen scharf hervor, so offenbart sich der moderne russische Zivilisationstypus nicht minder klar und eigenartig in der Persönlichkeit Alexander I.: einerseits eine Mischung von Tatkraft und weiblicher Empfänglichkeit von weitgehendem Freisinn, von Besorgnis um alle Unterdrückten, Ehrgeiz nach dem Titel eines Befreiers — und andererseits von Frau von Krüdeners Geheimlehre, dem Hang zu weitschweifenden Einbildungen oder Utopien wie der heiligen Allianz.

Man findet heutzutage dieses Wesen bei so manchem jungen vornehmen Russen wieder, der nach Berlin reist, um Eugen Dühring oder Eduard von Hartmann aufzusuchen und ihnen leidenschaftlich anzuhängen, der sich Positivist oder Pessimist nennt und sich insofern als auf der Höhe des modernen Fortschritts stehend betrachtet — aber, kaum heimgekehrt, sich mit reißender Hast zum russischen Stockkonservativen entwickelt, für das System der Alleinherrschaft, die Allmacht des Sklawentums und den Ruhm der griechischen rechtgläubigen Kirche Begeisterung empfindet. Einer dieser jüngeren Männer, Fürst Zertelew, ein guter Mensch und weniger guter Poet, ein Philosoph, der jährlich mindestens einmal zu Eduard von Hartmanns Füßen zu sitzen pflegt, versuchte unmittelbar nach Katkows Tod dessen Zeitung in Moskau zu übernehmen und in seinem Geiste weiterzuführen. Es fehlte ihm zur Lösung dieser Aufgabe nicht an gutem Willen, nur an Kraft.

Am bezeichnendsten für Rußland und doch ganz in Übereinstimmung mit den Verhältnissen anderer Länder ist indessen die Spaltung der Geister in eine westeuropäische und eine slawophile Gruppe. Merkwürdig und in hohem Grade russisch ist es, daß die urnationale Partei der Slawophilen ebenso wie die westeuropäische ihre Entstehung dem Studium ausländischer Philosophie und Poesie verdankt. Ganz wie Rußlands große Revolutionäre, ist sie von der Bewegung ausgegangen, die sich seit Anfang der dreißiger Jahre der Moskauer Universität bemächtigte. Einzelne

Professoren, die in Frankreich und Deutschland studiert hatten, lenkten damals die Aufmerksamkeit der jungen Studierenden auf den französischen Sozialismus und die deutsche Philosophie. Ganz im Geheimen und aus verbotenen Büchern eigneten sich die jungen Männer gruppenweise teils Saint Simons und Fouriers Gedanken, teils Schellings und Hegels Weltanschauung an. Sie trennten sich allmählich in der Weise, daß die eine Partei, zu der Herzen und Bakunin gehörten, die Denkart der fortgeschrittensten Schüler Hegels (Ruge, Feuerbach) mit den französischen sozialistischen Ideen vereinigten, die von Louis Blanc und in der modernen französischen Literatur von George Sand und vielen anderen verkündet wurde; dagegen zündeten Schellings Naturphilosophie und die Begeisterung der deutschen Romantiker für alles Nationale und Altdeutsche in der Partei der Slawophilen, die ganz im Geiste dieser Deutschen eine rein slawische Kultur verlangten und als Fürsprecher des Nationalitätsprinzips in seiner ganzen Schärfe auftraten. Sie warfen sehnsüchtige Blicke zurück auf die Zeit vor Peter dem Großen. Das moskowitische Rußland bildete die Heimat ihrer Gedanken und Träume. Das fürchterliche Regiment Iwan des Schrecklichen war ihnen trotz allem lieber als moderner charakterloser Liberalismus und Parlamentarismus. Altslawisch war ihr liebstes Studium; sie meinten den russischen Volksgeist zu studieren, wenn sie sich in byzantinische Theologie vertieften.

Sie gaben insofern nur Kräften und Bestrebungen, die schon seit den Tagen Peters des Großen bestanden hatten, ein Organ. Damals war niemand auffässig außer dem Raskol, d. h. der Partei der Altorthodoxen, die seit den Tagen des Reformators Nikon aus der Staatskirche ausgetreten war und sich in zahlreiche Sekten zersplittert hatte. Der Patriarch hatte eine Richtschnur für die Zeremonien geben wollen, und seitdem verlangt die Kirche, daß man sich mit drei Fingern bekreuzen und drei Hallelujas hintereinander sagen solle, und schreckliche Verfolgungen haben alle die getroffen, die sich widersetzten. Doch der Raskol hat Knute, Verbannung und Hinrichtung getrotzt kraft der Überzeugung, daß man sich nur mit zwei Fingern bekreuzen und nur zwei Hallelujas nach einander sagen müsse. Sie haben sich für ihre Überzeugung lebendig verbrennen lassen, denn sie glaubten auf ewig verdammt zu sein, falls sie zur Dreizahl übergingen. Erst ein paar Jahre ist es her, daß

man den sich in Sekten Absondernden erlaubte, ihre eigenen Kapellen zu besitzen und zu beten, wie es ihnen beliebte — doch mit Ausnahme gewisser Sektierer, die noch für gefährlich erklärt und verfolgt werden. Ihre interessanteste Gruppe bilden heutzutage die Duchoborzen (Kämpfer des Geistes), die hauptsächlich im Gouvernement Woronesch ansässig waren, und die man nach dem Kaukasus in eine wasserlose Gegend verbannt hat. Ihre Energie hat diese Wüste zu einer der fruchtbarsten und reichsten Strecken des Kaukasus umgewandelt. Sie arbeiten gemeinsam, alte und junge Leute, Frauen und Kinder. Sie können alle lesen, obwohl sie keine Schulen haben; sie unterrichten ihre Kinder selbst. Sie erkennen keine Heiligenbilder an. In ihren Häusern hängen sie in den Ecken, wo die Heiligenbilder zu hängen pflegen, gestickte Handtücher auf. Sie tragen kein Kreuz, sondern betrachten das Kreuz als ein Zeichen von Christi Leiden und als eine Erinnerung daran; sie verabscheuen es deshalb, statt es anzubeten. Sie werden verfolgt, bestraft und mißhandelt, weil sie sich infolge ihrer Lehre auf das Bestimmteste weigern, Kriegsdienste zu tun. Sie wollen um keinen Preis Soldaten sein, kein Blut vergießen. Nichtsdestoweniger sind sie in Kriegszeiten dem Lande von größtem Nutzen gewesen, wenn es galt, den Soldaten Lebensmittel zu schaffen oder die Verwundeten auf den zuweilen unfahrbaren Wegen des Kaukasus weiter zu befördern; sie boten dem Staate, der sie so hart behandelt hatte, freiwillig ihre Dienste an und gaben ihre Wagen und ihre Zeit ohne jedes Entgelt her. Doch das in diesem Zusammenhang Wesentliche ist, daß in all diesen Sekten stets der lebhafteste Haß gegen das heidnische, ketzerische Wesen Westeuropas genährt worden ist.

Aber aus den niedrigsten Klassen stiegen während des großen Volkskampfes gegen Napoleon, der ja 1812 das Land mit Heeren von Franzosen, Deutschen, Italienern und Spaniern überschwemmte, das Nationalbewußtsein und der Haß gegen das Fremde bis zu den Spitzen der Gesellschaft empor. Auf den großen Krieg mit seinem siegreichen Ausgang folgte das Aufblühen der russischen Nationalliteratur, die sowohl bei Puschkin wie bei Gribojedow eine feindliche Haltung gegen den fremden Einfluß im Reiche zeigt, wie stark auch dieser von Molière und jener von Byron beeinflußt ist. In gewisser Beziehung setzten die Slawophilen also nur die Bewegung fort, die bereits eingeleitet und gewachsen war.

Und man darf diese Geistesströmung nicht mit der panslawistischen verwechseln, die im Namen eine gewisse Ähnlichkeit mit ihr hat. Zu den Panslawisten zählten selbst europäische Radikale, wie Bakunin, insofern als sie im Dienst der nationalen Aufgabe, zum Besten der Ausbreitung des eigenartigen russischen Gesamteigentums, den Zusammenschluß aller slawischen Stämme und die Gründung eines großen slawischen, monarchischen oder republikanischen Reiches wünschten. Die Slawophilen dagegen haben seinerzeit die westlich Gesinnten wegen ihrer Sympathie mit den Polen aufs schärfste angegriffen. Sie bezeichnen das engere russische Nationalgefühl und greifen gern auf die altbyzantinische Bildungs- und Glaubensgrundlage zurück.*)

Kehren wir nun zu unserem Ausgangspunkt, dem Vergleich zwischen den am meisten entwickelten Menschen in Rußland und in Polen zurück, so wird man sehen, daß die russische Intelligenz vor eine fast ebenso schmerzliche Wahl gestellt ist wie die polnische. Der moderne polnische Patriot befindet sich in folgender peinlichen Lage: entschließt er sich, rücksichtslos im Dienste des Fortschritts zu arbeiten, so untergräbt er die katholische Kirche, mit ihr augenblicklich die polnische Nationalität und arbeitet in Wirklichkeit der unterdrückenden Regierung, die für ihn selbst und den gesamten Fortschritt den ärgsten Feind bedeutet, in die Hände; wählt er dagegen den geistigen Stillstand, so sieht er klar die Gefahr vor Augen, daß die Nation, die hierdurch erhalten werden soll, von Europas Kultur abtreibt. Die ähnliche Verlegenheit des fortgeschrittenen russischen Patrioten besteht darin: Er will nach Kräften den Einfluß des Fremden abschütteln. Doch während er einsieht, wie verderblich dieser der Ursprünglichkeit und dem Wachstum seiner Nation werden kann, wird es ihm zugleich klar, daß die russischen Zustände hinter denen aller anderen europäischen Länder — die Türkei ausgenommen — zurückstehen. Wie kräftig er auch gleich dem berühmten russischen Typus Tschatski in Gribojedows Das Unglück, ein guter Kopf zu sein mit in die Klage einstimmt, daß Moskau in Sitten und Gebräuchen, in Sprache und Redensarten, in Moden und Torheiten Paris nachäffe — er kehrt

---

*) Vgl. Julius Eckhardt: Jungrussisch und Altlivländisch. Die russische neue Ära.

doch schließlich gleich Tschatski den Spieß gegen die Russen selbst um, die sich nur als Nachahmer wohl fühlen und wie Barbaren über jeden herfallen, der fünf, sechs Gedanken hat, durch welche er über die Menge emporragt, und sie frei auszusprechen wagt. Alle Ausfälle gegen die geistige Fremdherrschaft werden zuletzt zu Ausfällen gegen das Rußland, das sich darin findet und sich dabei wohl fühlt. Tschatskis letzter Monolog enthält den schmerzlichen Ausruf: „Das also ist mein Vaterland!" und Tausende haben mit diesem Notschrei geendet. Mit anderen Worten: der fortgeschrittene Russe, der die Nationalität seines Volkes vertieft und entwickelt und das Fremde entfernt zu sehen wünscht, kommt gar schnell zu der Einsicht, daß die Bruchstücke westeuropäischer Kultur in seinem Lande immerhin mehr wert sind als die zweifellos nationale Roheit und die ebenso nationale Barbarei. Er kann nicht einmal zwischen Volk und Regierung unterscheiden, denn ein großes Volk hat die Regierung, die es verdient. Er sieht ein: was er selbst an feinerer Bildung, an wissenschaftlicher Einsicht und künstlerischem Geiste besitzt, das verdankt er der Zivilisation Westeuropas, und es ist die eigene Schuld des russischen Volkes, wenn es diese Zivilisation nur dazu gebraucht hat, um mit ihr die Roheit der Regierungsform und die Barbarei der Verwaltung zu übertünchen. Je edler und heftiger er für sein Land die Güter der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit und der Freiheit begehrt, um so klarer wird es ihm, daß sie nur durch unermüdliche und rücksichtslose Bekämpfung der Jahrhunderte hindurch vorherrschenden nationalen Neigungen zu erlangen sind. Er fühlt, wie unmöglich es ist, in Rußland zu gleicher Zeit Fortschritt und Freisinn und Stärkung des Nationalgefühls anzustreben. Nicht nur die Vaterländerei, sondern das in seinem Kern berechtigte Nationalgefühl wird hier notgedrungen reaktionär. Der freiheitsliebende Vaterlandsfreund kann noch so lange und noch so leidenschaftlich die Entwickelung des Volkes von innen fordern, — nur kraft der Gesichtspunkte, die ihm die Bildung Westeuropas verschafft, kann er beurteilen, was in seinem eigenen Lande gefördert und gehemmt werden muß; und wo er auch seinen Ausgangspunkt nimmt, er wird schließlich, — wenn er in erster Linie Menschenrechte und bürgerliche Rechte in seinem Lande geachtet, große Gefühle und fruchtbare Gedanken in ihm verbreitet und eingewurzelt zu sehen

wünscht — immer wieder zu der mangelhaften und in Rußland nur allzu oft karikierten westlichen Kultur zurückzukehren, die von den Sektierern verflucht und von der Nationalpartei der Slawophilen verabscheut und verurteilt wird. Denn auf der Entwickelungsstufe, die Rußland heutzutage erreicht hat, sieht er sich unfehlbar vor die Wahl gestellt: entweder national mit Aufopferung des Freiheits- und Kulturfortschrittsideales, oder entschieden freisinnig — aber dann auch ohne jeden Halt auf russischem Boden und ohne den stärksten Zusammenhang mit dem Volksgeist.

Man spürt diese Zwangslage bei allen bedeutendsten Männern Rußlands. Geister wie Puschkin, Gogol, Dostojewski entschieden sich für die erst erwähnte, Geister wie Alexander Herzen und Iwan Turgenjew für die letztgenannte Richtung.

VII

Im Jahre 1887 hatte die feindliche Stimmung Rußlands gegen das Deutsche Reich ihren Höhepunkt erreicht. Man bildete sich ein, daß ein Zusammenstoß bald erfolgen müsse, und zu den Fremden wurde häufig von einem zukünftigen europäischen Krieg gesprochen. In der Regel klangen diese Aussprüche verzagt; nirgends hat man ein so lebhaftes Gefühl von der Schwäche des ungeheuren Rußland als in Rußland selbst. Aber das für Rußland unbedingt Bezeichnende war der fast einstimmige Wunsch, eine Niederlage zu erleiden, der sowohl im nördlichen wie im südlichen Rußland und gleichviel, ob die Wortführer aus dem Osten oder aus dem Westen Rußlands stammten, geäußert wurde, sobald die Redenden nur tüchtige und freiheitsliebende Männer waren. Sicherlich habe ich von mehr als fünfzig einander ganz unbekannten Russen aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen diesen Wunsch nach großen, entscheidenden Niederlagen während eines zukünftigen Krieges wie auf Verabredung aussprechen hören.

Ein lehrreicheres Kennzeichen der Verzweiflung an den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes, die diese Menschen ergriffen hat, ist kaum denkbar. Man sieht keine andere Möglichkeit zur Befreiung von dem herrschenden Elend als die eine, die sich in der Schwächung darbietet, die ein unglücklicher Krieg dem herrschenden System beibringen würde.

16*

Es ist nicht das erstemal, daß diese Stimmung in Rußland gedeiht und daß scheinbar so unpatriotische Wünsche von den Männern gehegt werden, die zu den treuesten Freunden ihres Vaterlandes und zu dessen intelligentesten Einwohnern gehören. Dasselbe war schon zur Zeit des Krimkrieges der Fall, und man entsinnt sich noch aus jenen Tagen sehr deutlich, welche heilbringenden Wirkungen die damalige Niederlage mit sich führte.

Die schreckliche Unterdrückung, die heutzutage stattfindet, ist keineswegs so alten Datums, wie es die zuweilen annehmen, die da meinen, daß Rußland ganz einfach weit hinter Europa zurückstehe und immer gestanden habe. Sie ist ein Rückfall nach der kurzen aber kräftigen und merkwürdigen Freiheits- und Befreiungsbewegung im ersten Jahrzehnt der Regierung Alexander II. Überhaupt ist in Rußland die Freiheit das Alte, die Knechtschaft das verhältnismäßig Neue. Das älteste russische Gesetzbuch (Prawda russkaja) kennt keine körperliche Strafe; erst im 16. Jahrhundert wurde die Leibeigenschaft eingeführt und Pskow, die letzte freie Stadt (eine Republik, die wie das alte Nowgorod jahrhundertelang von einer Volksversammlung regiert wurde), auf den grausamen Befehl des Moskowiterzaren Wassili all seiner Vorrechte beraubt; seine Einwohner wurden mit Frauen und Kindern nach dem inneren Rußland entführt, „um dort unter der Gnade des Zaren glücklich zu leben", und durch einen frisch eingeführten Menschenschlag ersetzt. Erst im 18. Jahrhundert verloren die Ständeversammlungen der Provinzen, die Zemstwos, die im Mittelalter laut und energisch gesprochen hatten, jede Bedeutung, und erst im 19. Jahrhunderte bildete sich die Lehre von der Alleinherrschaft, auf der jetzt die Herrschergewalt in Rußland beruht. Sie ist nicht einmal inländischen Ursprungs. Alexander I. offenbarte im ersten Abschnitt seiner Regierung einen fast modernen Geist; er trat als ein aufrichtig freiheitlich gesinnter Mann auf; er liebte sein Zeitalter, sah auf das Treiben der reaktionären Legitimisten herab, war eine Zeitlang Napoleons Bewunderer gewesen, empfand noch lange Zeit Wohlwollen für Frankreich und trug sich mit Plänen zur Wiederaufrichtung des Polnischen Reiches. Es schien, als ob unter ihm die Zargewalt wie alles andere in Europa eine menschliche Form bekommen und als ob die Stimme des Volkes Gehör finden würde. Da bildeten unter dem Gegenstoße, den der

mächtige Rückschlag gegen die französische Revolution und das Kaisertum führte, zwei Nichtrussen, der Piemonteser Joseph de Maistre und der Franzose Bonald, die Reaktionslehre, die ringsum in Europa siegte und von Rußlands Doktrinären mit Leidenschaft angenommen wurde und, von ihnen leicht bearbeitet, das neue Postament des Zarenthrones abgab.

Der in Rußland jetzt herrschende Zustand ist also weder das Resultat eines tausendjährigen Stillstandes noch eines gleichmäßigen, doch all zu langsamen und stark verspäteten Vorwärtsschreitens zum Besseren, oder eines lange Zeit hindurch fortgesetzten Rückganges in der Kultur. Er ist geschaffen von einer jetzt fünfundzwanzigjährigen Reaktion, stets von neuem gestärkt durch Aufstände und Mordversuche.

Nicht daß es an höchster Stelle an gutem Willen oder Ernst fehlte. Man läßt überall, in allen Kreisen, dem Charakter Alexander III. Gerechtigkeit widerfahren. Man weiß, daß er nur ehrliche, rechtschaffene Männer um sich sehen will; man kennt seinen Zorn über die Bestechlichkeit und Lust am Betruge, die während des letzten russisch-türkischen Krieges sogar die ersten Heerführer ergriffen hatte und einen so großen Teil der Schuld an dem ungünstigen Verlauf des Feldzuges trug. Man gibt mit anderen Worten zu, daß er ein Ehrenmann ist; aber in diesem Augenblick wäre ein großer Mann, ein großer Regent, auf Rußlands Kaiserthron vonnöten. Es ist vielleicht ein schlimmes Zeichen, wenn ein Land große Regenten braucht; ein Land wie Holland oder die Schweiz braucht gewiß keinen. Aber es ist schlimmer, keinen großen Herrscher zu haben, wenn er erforderlich ist.

Man erkennt bereitwillig die Tugenden des Kaisers als Privatmann an. Zum ersten Male seit Jahrhunderten, wahrscheinlich überhaupt zum ersten Male, gibt er das Beispiel von einem Inhaber des russischen Thrones, über dessen Verhältnis zum anderen Geschlecht selbst böse Zungen nicht das geringste zu berichten wissen. Die Männer wie die Frauen, die vor ihm diesen Thron bekleideten, sind zu allen Zeiten wegen ihrer erotischen Weitläufigkeiten berühmt gewesen. Der Kaiser scheint das Muster eines Ehemannes und Vaters zu sein. Rings um die musterhafte kaiserliche Familie tummelt sich indessen der russische Hof mit seiner eleganten Leichtfertigkeit und seinen zahlreichen Unregelmäßigkeiten, ohne auf sie

einzuwirken, aber auch ohne von dem Geiste, der von ihr ausgeht, angesteckt zu werden. Alle Welt kennt das offene Zusammenleben des Großfürsten Alexis mit der schönen Gräfin Beauharnais, der Schwester des General Skobelews, deren Mann, der Fürst von Leuchtenberg, ein Vetter des Großfürsten, es für vorteilhaft erachtet hat, seine Rechte an einen Prinzen aus dem kaiserlichen Hause abzutreten. Die reizende deutsche Prinzessin, Maria Pawlowna, die Gemahlin des Großfürsten Wladimir, über welche der Verfasser des Buches La société de Saint-Petersbourg, von seinem Deutschenhaß geleitet, alles erdenklich Böse zu berichten weiß, ist die reine Verkörperung der Vergnügungssucht bei Hofe.*) Man braucht nicht zu glauben, was von gehässigen Federn über sie in Umlauf gesetzt wird, doch soviel ist sicher, daß die Richtung, die sie den höfischen Zerstreuungen gegeben hat, das Gepräge eines gewissen Leichtsinnes trägt. Sie veranstaltet Gesellschaften, bei denen man sich mit allerhand Spielen, am häufigsten mit dem Versteckspiel, vergnügt. Man findet bei solchen Gelegenheiten ab und zu eine der höchsten Damen mit einem Gardeoffizier in einer leeren Badewanne verborgen. Zu den beliebten Belustigungen dieser Hofkreise gehört auch das Arrangement von Schlittenpartien, bei denen sich die feinsten Damen in Korbwagen unterbringen lassen, die von Offizieren gezogen werden. Das Vergnügen besteht dann darin, daß diese zu einer bestimmten Zeit den Korb mitsamt seinem Inhalt im Schnee umwerfen. Man bekommt etwas von den Beinen der Damen zu sehen, und es wird gelacht.

In gewissen anderen Kreisen bei Hofe, wo ein verschiedener Geist herrscht, kennt man nur eine Freude: den Tanz! Man tanzt ununterbrochen, bei allen Gelegenheiten, mit einer wahren Manie. Man rächt sich für die viele Monate währende Einsperrung in Gatschina dadurch, daß man in einem ewigen Rundtanz dahinwirbelt. Wird nicht getanzt, so ist die Langeweile außerordentlich groß. Die Teegesellschaften in diesen allerhöchsten Kreisen werden als sterbenslangweilig bezeichnet. Die Befohlenen stellen sich ein, nach einiger Zeit kommen die hohen Herrschaften und nehmen schweigend Platz. Selbstverständlich wagt niemand, so hochgestellte Damen nach etwas zu fragen. So erfolgt von ihrer Seite eine

*) Comte Wassili: La société de Saint-Petersbourg, S. 23—29.

Frage nach dem Befinden einer anwesenden Dame. In der Regel antwortet sie kurz, und damit erstirbt das Gespräch. Ist sie sehr verständig oder der offenbaren Verlegenheit der hohen Herrschaften gegenüber sehr gutmütig, so formt sie ihre Antwort derart, daß eine neue Frage nahe liegt, fast notgedrungen von ihrer Antwort herausgezwungen wird. Ist jedoch die kleine Reihe der zunächstliegenden Fragen und Antworten durchlaufen, können — wie zuverlässige Augenzeugen versichern — zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten mit einer Pause vollständigen und peinlichen Schweigens vergehen, während deren man lächelnd auf die Herrschaft starrt, die gleichfalls lächelnd ihre Blicke auf die Anwesenden verteilt.

Geht es lauter zu, so kann der Eindruck zuweilen nicht minder peinlich sein. Augenzeugen haben mir folgende Szene geschildert: Der alte Hofmann, Graf Apraxin, fiel bei einem Walzer und blieb auf der Erde sitzen. Dies rief ein Gelächter von höchster Stelle hervor. Entzückt darüber, der Anlaß zu einem solchen Ausbruch der guten Laune seitens einer Persönlichkeit zu sein, der zu gefallen die Lebensaufgabe des Grafen war, tanzte der alte Herr aus und ließ sich von neuem fallen, diesmal mit komischen Gebärden. Neues Gelächter. Von da an machte sich der ältliche Hofmann den ganzen Abend hindurch zum Clown, um ein Lächeln von allerhöchsten Lippen hervorzurufen. Und bei alledem saß seine Tochter, die jetzige Gräfin Obolenski, die Hofdame der Kaiserin, stramm und straff, mit vergnügten Mienen und ein Lächeln in den Augen, den Zorn über ihres Vaters Erniedrigung hinunterschluckend und wirklich zufrieden mit der augenscheinlichen Gunst, die ihm zuteil wurde. Der Auftritt erinnert an die Szene auf dem bekannten in Rußland so verbreiteten Gemälde vom Hofe der Kaiserin Anna Iwanowna, auf dem lauter Mitglieder von Rußlands ersten Familien, um der Kaiserin zu gefallen, im Festsaal des Schlosses übereinander Bock springen.

Dermaßen geistlos wie jetzt war das Hofleben unter Alexander II. bei weitem nicht. Auch die mit der Geistlosigkeit in so engem Zusammenhange stehende Hofreligiosität war unter ihm unbekannt. Heutzutage gehören weite Kreise in der Aristokratie der vor einigen Jahren von einem Betrüger gestifteten Sekte Radstock-Paschkow an. In diesen Kreisen verbringt man seine Zeit damit, die Evangelien zu lesen, Andersdenkende zu verdammen und überhaupt den lieben

Nächsten herunterzumachen. Glaubenseifer und boshafte Klatschhaftigkeit gehen hier, wie in der Regel, Hand in Hand. Sehr viele Mitglieder dieser Gesellschaftsschicht senden ihre Kranken zum Prediger Joan in Kronstadt, der, wie man glaubt, imstande ist, Wunderkuren vorzunehmen, und durch Handauflegen heilt. Selbst Loris Melikow sandte seine Tochter zu ihm, als sie krank war.

Die kräftige griechisch-orthodoxe Reaktion in den höchsten Kreisen ist etwas verhältnismäßig Neues. Jetzt steht sie in Flor. Sie begann unter Alexander II. zu keimen. Nicht daß dieser Kaiser ihr günstig gesinnt war, bei weitem nicht. Doch seine Gemahlin, eine deutsche Prinzessin, hatte, zuerst von dem Wunsch nach Popularität, dann — als sie sich ganz aus dem Leben ihres Gatten herausgeglitten fühlte — von dem Drange nach einem Lebensinhalt geleitet, die griechisch-orthodoxe Kirchlichkeit mit stets steigender Wärme umfaßt. So geschah es zum ersten Male seit undenklichen Zeiten in diesem Reiche, wo die Geistlichkeit einen geringgeachteten und wenig vermögenden Stand bildet, daß ein Oberhofprediger, der kluge und fanatische Baschanow, Einfluß bei Hofe erhielt.

Dieser Mann ist es, der auch dazu berufen wurde, durch Unterricht in der griechischen Religion die Kaiserin Maria Feodorowna für ihren Bekenntniswechsel vorzubereiten. Und unter den Hofdamen, die sich angesteckt zeigten von dem Eifer für die Verbreitung der wahren Lehre und die Bekämpfung des römischen Katholizismus und des lutherischen Protestantismus, wo sich diese innerhalb des russischen Reiches fanden, machte die Gräfin Antonie Dmitriewna Bludow, ein kleines, verwachsenes, energisches und verständiges Fräulein, sich bald sehr bemerkbar. Sie war es, die unter Alexander II. eine Verbindung mit der moskowitischen Slawophilenpartei, mit Aksakow und Katkow, knüpfte, und sich zuerst den Gedanken des polnischen Marquis Wielopolski von einer Aussöhnung zwischen Rußland und Polen mit feindlicher Haltung gegen das Deutschtum aneignete. Durch ihren Vater, den bekannten mächtigen Minister, bewirkte sie Wielopolskis Anstellung als Statthalter in Polen, ging aber dann nach dem Aufstand 1863 zur Lehre von der Notwendigkeit der Ausrottung des römischen Katholizismus über und veranlaßte wirklich die abscheuliche Religionsverfolgung in Litauen und Weißrußland. Sie war es, die an der Spitze der Vergötterung stand, die man, nachdem die aufrührerischen Be-

strebungen im Blute der Polen ertränkt worden waren, mit Wilnas Büttel, Murawiew, trieb, und die auf ihre Bitte an den freisinnigen Fürsten Suwarow um einen Beitrag zu der Ehrengabe, die man für den Helden vorbereitete, bei offener Tafel die mutige Antwort erhielt, die dem Fürsten nicht wenig schadete: „Wollen Sie dem General ein goldenes Beil schenken, so steht Ihnen meine Börse zur Verfügung, Gräfin." Sie sorgte dafür, daß Katkows fanatischste und blutdürstigste Artikel dem Kaiser gerade in Augenblicken vorgelegt wurden, in denen er für derartige Lektüre empfänglich war; und als nach Karakosows Attentat 1866 die Reaktion ihren entscheidenden Aufschwung nahm, trug sie vielleicht mehr als irgend ein anderer dazu bei, daß die Leitung des ganzen Unterrichtswesens in frömmlerische und kulturfeindliche Hände gelegt wurde. Seit damals hat die religiöse Reaktion ununterbrochen bis jetzt geherrscht, halb als Mode, halb als Vorsichtsmaßregel. Die politische Reaktion nahm sie in ihren Strom auf und führte sie mit sich weiter fort.

Diese politische Reaktion kann man von dem Jahre 1863 an datieren. Ihr vorausgegangen war ein förmliches Schwelgen in westeuropäischen Gedanken, bei dem das ganze Volk in Zukunftshoffnungen praßte und sich an Befreiungsplänen berauschte.

Das Resultat des Krimkrieges hatte dem Regierungswesen des Kaisers Nikolaus ein Ende gemacht. Die Zeit war endlich vorbei, wo fanatische Beschränktheit und grausame Härte allein über alles Leben im russischen Reiche herrschte. Man hatte nicht nur Europas Bücher und Blätter ausgesperrt, sondern den Hin- und Rückfahrten über die Grenze die größten Hindernisse in den Weg gelegt; ja, der Haß gegen das Zeitalter war bei dem ersten Manne des Reiches soweit gediehen, daß er Eisenbahnen verabscheute und ihre Anlegung verbot, so daß Rußland bei seinem Tode nur die einzige Bahnstrecke zwischen Moskau und Petersburg besaß. Ihre Anlage wurde wahnsinnig teuer, weil der Kaiser auf die Frage, wo die Bahn gehen sollte, einfach auf der Karte einen geraden Tintenstrich zwischen den zwei Hauptstädten zog, und sie wurde überdies dermaßen verwaltet, daß die Kaufleute ihre Waren lieber mit den alten Frachtfuhrleuten auf gewöhnlichen Wegen verschickten; das war sicherer und machte weit weniger Kosten.

Die Niederlagen in der Krim brachten die Erlösung. In wie großer Ehrfurcht vor dem Vater Alexander II. auch erzogen worden war, einen Teil seiner wahnsinnigsten Gesetze mußte er bei der Thronbesteigung aufheben, und dies wurde von der so lange geknebelten und gebundenen Bevölkerung so aufgefaßt, als sei von nun ab jede Kritik über Nikolaus' Regierungssystem gestattet, und als hätte der Kaiser selbst die Absicht, alles zu ändern. Schon während des Krimkrieges hatte Herzen seine russische Druckerei in London begründet; seine Wochenschrift Kolokol (die Glocke) gab das Signal zur freien rücksichtslosen Erörterung aller Mißgriffe und Tollheiten des alten Regimentes. Nie hatte man in Rußland eine solche Sprache gehört, noch nie hatte jemand eine solche Feder geführt. Die Kühnheit riß die Leser mit sich fort und eroberte alle Gemüter. Bald war Herzen der einflußreichste Mann in Rußland, ein vergötterter Diktator der fortschrittlichen Jugend. Er schien allwissend; nichts entging seiner Aufmerksamkeit, was sich in diesem Lande zutrug, aus dem er verbannt war; so meisterhaft wurde er unterrichtet. Er veröffentlichte geheime Staatsschriften, wie die Lebenserinnerungen Katharina II., er machte Unterschleife, Betrügereien, Schändlichkeiten, Grausamkeiten, die ringsum im Lande begangen wurden, bekannt. Wie zahlreich und hochstehend seine Verbindungen waren, dafür zeugt folgendes Beispiel: Eines Tages, als Kolokol eine anzügliche Bemerkung über einen der kaiserlichen Generaladjutanten enthielt, hatte man Alexander, der zu den ständigen Lesern des Blattes gehörte, eine in Petersburg umgedruckte Nummer ohne die betreffende Bemerkung vorgelegt. Ein paar Wochen später empfing der Zar die Originalnummer in einem Kuvert mit einigen Zeilen, die ihn darüber aufklärten, weshalb das Exemplar ihm auf diese Weise gesandt wurde. So verbreitet war das Blatt, daß allein auf der Messe zu Nischni im Jahre 1859 von der Polizei Hunderttausende von Asien eingeführte Exemplare beschlagnahmt wurden.

Es bildete sich nun mit einem Schlage eine Gruppe verschieden nuancierter Widerstands- oder Fortschrittsparteien. Da war die Opposition des von Nikolaus aus Gründen des Absolutismus zurückgesetzten hohen Adels gegen die bei Hofe herrschenden Deutschen. Da war die Opposition der Slawophilen, die so wenig aristokratisch wie nur möglich, das Volk vergötterte. Da war die Opposition

Herzens, Ogarews und endlich bald die freidenkerische, radikale, allmählich sozialistische Opposition des aus Sibirien entflohenen Bakunin. Und all diese die Regierung bekämpfenden Gruppen schufen unter den obwaltenden Verhältnissen zum ersten Male Rußland eine Presse.

Bis in den vierziger Jahren hatte in dem großen Reiche keine andere Presse existiert als die offizielle. Unter Nikolaus hatte das Blatt Die russische Biene, ein akademisches Organ, das zu den alten klassischen Dichtern Lomonossow und Derschawin hielt, denselben Krieg gegen die mit Puschkin beginnende romantische Richtung geführt, den Oginskis Organ in Warschau gegen Mickiewicz und seine Freunde geführt hatte. Der große russische Kritiker Bjelinski war es, welcher der nationalen Dichtung des 19. Jahrhunderts den Sieg erkämpfte.

Unter der Leitung des noch lebenden literarischen Impresarios Krajewski erschien die Zeitschrift Vaterländische Jahrbücher, die Bjelinskis geniale Artikel emportrugen. Als er 1847, von seinem literarischen Kampfesleben, von Armut und Krankheit aufgerieben, den Geist aushauchte, wurden die Jahrbücher mit Sovremennik (Der Zeitgenosse) fortgesetzt; diese Zeitschrift brachte Arbeiten des Dichters Nekrassow und wurde in den Jahren 1858—1862 wesentlich von Tschernischewski inspiriert, der als Romanschriftsteller und Staatsökonom einen gleich tiefen Einfluß auf seine Zeit ausübte.

Doch die Bedeutung der nationalen Presse in Rußland beginnt mit dem Ende des Krimkrieges und Herzens erstem Auftreten als Journalist. Denn vor dieser Zeit war der Einfluß der Schriftsteller äußerst gering, wenn auch nur aus dem Grunde, weil die vorgeschrittneren Kreise bloß Französisch sprachen und lasen, mit hartnäckiger Verachtung dessen, was in ihrer Muttersprache geschrieben wurde; außerdem mußten die Schriftsteller bis dahin infolge des Zensurzwanges ihre Erwägungen auf das rein literarische Gebiet beschränken, besonders auf solche Fragen wie: ob die russische Literatur ausschließlich national sein müsse oder nicht.

Nun wurden Ende der fünfziger Jahre auf einmal Hunderte und aber Hunderte von Zeitungen und Zeitschriften gegründet. Wieviele erhellt am besten aus der Tatsache, daß allein in den Jahren 1858—1860 nicht weniger als siebenundsiebzig große Zeitungen

eingehen mußten, ohne jedoch eine fühlbare Lücke zu hinterlassen. Wie es noch heute geschieht, begannen die großen Monatsschriften, von denen jedes Heft so dick ist wie ein sehr dickes Buch, Auszüge naturwissenschaftlicher oder literarhistorischer oder ökonomischer Schriften zu geben, politische Übersichten zu liefern und breite soziale Romane deutschen, französischen, englischen oder inländischen Ursprungs zu bringen. Die eigentliche Tagespresse stürzte sich mit echt slawischer Begeisterung in den weitgehendsten Radikalismus. Es schien, als sei man vom Schwindel befallen worden auf den Höhen, zu denen die europäische Kultur gelangt war, und auf die die Jugend der Hauptstädte und die Bewohner der Provinz, die nichts von dem Leben Westeuropas gekannt hatten, nun plötzlich hinaufgeführt wurden.

Die erste Frage, die sich allen Geistern aufdrängte, war die des Volksunterrichts. Es fehlte Rußland ja in hohem Grade an Schulen, und die wenigen, die es gab, waren auf dem Lande ganz in den Händen der unwissenden Popen. Einen anderen Schullehrer als den Dorfprediger kannte man nicht. Nun wurden zuerst in den Hauptstädten, dann ringsum im Lande Sonntagsschulen errichtet, deren Lehrer aus reiner Begeisterung für die Sache der Volkserziehung freien Unterricht erteilten; in den verschiedenen Truppenteilen unterrichteten die Offiziere in ähnlichen Schulen ihre Rekruten; die Gardeoffiziere zeichneten sich als Lehrer vor allem aus.

Unter diesen Verhältnissen wurden die großen, tiefeinschneidenden Reformen vorbereitet, die den Anfang der Regierungszeit Alexander II. bezeichnen. Die erste war die, die am 19. Februar 1861 zur Aufhebung der Leibeigenschaft führte und die mehr als fünfzig Millionen Menschen die persönliche Freiheit und einen Anteil an Rußlands Boden gab. Sie hatte selbstverständlich eine ungeheure Verminderung der Macht des adligen Gutsbesitzerstandes zur Folge. Es war eine zugleich volkstümliche und absolutistische Maßregel. Und sie wurde zu einer Zeit durchgeführt, wo die früher mit Achtung behandelten Mächte im Reiche allen Glanz verloren hatten: Die Niederlagen der Krimkriege hatten das Ansehen des Heeres vernichtet; die Mängel und Fehlgriffe und Betrügereien in der Verwaltung, die der Krieg bloßlegte, hatten der Autorität des Beamtenstandes einen Todesstoß versetzt; die Geistlichkeit war lange Zeit ganz

geringgeschätzt worden. Nun wurde die Macht des Adels mit einem Schlage in beispielloser Weise eingeschränkt, während ihnen gleichzeitig ein großer Teil ihres Eigentums ohne entsprechenden Ersatz genommen wurde. Die Hoffnung, unter Alexander II. eine politische Reform zu erleben, wurde bis aufs äußerste geschwächt, gerade weil die soziale Reform in dieser Gestalt die erste war. Lange Zeit hindurch hatten die aufgeklärten Klassen auf eine Konstitution gehofft, natürlich in der Form, die sie anfangs haben mußte, d. h. auf eine aristokratische Verfassung. Nun stand der politische Liberalismus dieser ungeheuren Vermehrung der Zarenmacht aussichtslos gegenüber. Denn jetzt, da all die früheren Höhenzüge der Gesellschaft geschleift worden waren, war die Machtstellung des Zaren allein unangefochten geblieben und überdies zu der eines durch keine Schranken eingeengten Soldaten- und Bauernkaisers erweitert worden.

Die große freigelassene Bauernbevölkerung fühlte sich jedoch bei weitem nicht zufrieden. Sie hatte sich lange Zeit mit utopischen Hoffnungen getragen und erwartete jetzt, besonders da sozialistische Agitatoren ihre Einbildungskraft aufgeregt hatten, daß ihnen gleich auf der Stelle und ohne irgend welche Vergütung all der bisher von ihnen bebaute Boden überlassen werden würde. Die Enttäuschung trieb die Bauern im Gouvernement Kazan und in der Wolgagegend soweit, sich mit den Waffen in der Hand zu erheben. Gleichzeitig brachen Studentenunruhen aus. Die alte verrückte Beschränkung der Anzahl der Studenten auf dreihundert an jeder Universität war aufgehoben worden, und der gelehrte Stand war mit reißender Hast zu einem Ansehen gestiegen, fast größer als das, welches bisher die Offiziere der Garde umgeben hatte. Nun wurden mit echt russischer Prinzipienlosigkeit gleichzeitig die Durchführung der Rechtsreform und die Durchführung eines neuen Unterrichtsplanes alten Reaktionären überlassen.

In bezug auf die erstere Reform richteten die leitenden Männer, z. B. der Justizminister Graf Panin, sich nach den Anforderungen der neuen Zeit, doch schon drei Monate nachdem die Aufhebung der Leibeigenschaft alle Gemüter in Bewegung versetzt hatte, wurde ein Universitätsreglement veröffentlicht, das den Studenten all die ihnen bereits eingeräumten Freiheiten raubte und ihnen die Hoffnung abschnitt, einige der Zugeständnisse zu erlangen, die ihnen

in Aussicht gestellt worden waren. Man nahm ihnen das Versammlungsrecht, man verbot ihnen, Unterstützungskassen zu haben, man forderte, um ihre Anzahl zu verringern, von jedem Studenten halbjährlich fünfzig Silberrubel Zulassungsgebühren. In allen Universitäten Rußlands, in Moskau wie in Petersburg, in Kiew wie in Charkow weigerte sich die Jugend, das neue Reglement anzuerkennen. Dadurch Zusammenstoß mit Polizei und Militär.

Im Jahre 1862 erreichte die Erregung in Rußland ihren Höhepunkt. Ringsum in Petersburg brachen eine Reihe fürchterlicher Feuersbrünste aus, welche die Loslassung der revolutionären Triebe verrieten. Die Regierung schritt ein, wandte das Standrecht gegen die Brandstifter an, schloß die Sonntagsschulen sowie andere Institutionen und Klubs, legte die Presse in Fesseln und verschärfte die Zensur. Da geschah es, daß die unselige Verblendung der polnischen Volksführer und die unverständigen und grausamen Maßregeln, die der edle Wielopolski gegenüber dem gefährlichen, aufrührerischem Geiste in Polen anwandte, den Ausbruch des polnischen Aufstandes herbeiführten, aus dem alle freiheitsfeindlichen Gelüste und Mächte Rußlands neue Kraft saugen sollten.

Bis zu diesem Zeitpunkt war Alexander Herzen der Held des gebildeten Rußland gewesen. Er hatte den unterdrückten Polen stets lebhafte Teilnahme bezeigt, die Sache des Landes als die seine und die seiner Freunde betrachtet; er sprach sich nun auch warm zugunsten des Aufstandes aus, selbst nachdem die beschützende Haltung der westlichen Mächte und ihre drohende Miene gegen Rußland (die den polnischen Adel, Zamojski an der Spitze, veranlaßte, seine Bedenken gegen ein Bündnis mit den Volksführern in Warschau zu überwinden) auch bei den freisinnigen Gruppen des Reiches das russische Nationalgefühl geweckt und gereizt hatten.

Da erschien Katkow auf dem Schauplatz, und nach ganz kurzer Zeit hatte er Herzen alle Macht aus den Händen gerissen und war zu der Stellung des einflußreichsten Mannes in Rußland emporgestiegen. Diese merkwürdige Persönlichkeit, die erst im August 1887 starb, vertrat fünfundzwanzig Jahre hindurch im Lande der Unterdrückung den Grundsatz der Unterdrückung, förderte in all der Zeit mit seiner ganzen groben Energie alles Freiheitfeindliche, riß alles Nichtrussische hinunter, verlangte und stützte die Herstellung der vollständigen Einförmigkeit in dem ungeheuren Reich.

Michail Nikoforowitsch Katkow ist eine einzig dastehende Erscheinung in der Geschichte Rußlands. Solange das Reich gestanden, hatte man es vor seiner Zeit nie erlebt, daß ein Zeitungsherausgeber ohne Beamtenstellung und ohne irgend welche äußerliche oder offizielle Autorität Einfluß auf die Handlungen der Regierung ausgeübt, geschweige denn, wie er es getan hat, größeren Einfluß ausgeübt hat, als die Regierung selbst. Insofern, aber auch nur insofern, kann man von seinem Leben sagen, daß es auf eine neue Zeit hinweise. Doch die Befriedigung darüber schwindet, wenn man beobachtet, wie er zu dieser Machtstufe gelangte. Er erstieg sie, weil er mit einer Rücksichtslosigkeit, die sich allzu oft über die Ansprüche der Wahrheit und die Anforderungen der Gerechtigkeit hinwegsetzte, der Nationaleitelkeit zu schmeicheln und den Nationalhochmut in seinen widerwärtigsten Formen großzuziehen begann.

Katkow trat zunächst als Professor der Philosophie an der Moskauer Universität mit wenig bedeutenden Beiträgen zur Geschichte der Philosophie hervor. Er war anfangs ein Anhänger der deutschen Philosophie, besonders ein Verehrer Schellings, und gehörte damals demselben Kreise an wie der leidenschaftlich satirische Bjelinski und der berühmte internationale Revolutionär Bakunin. Er nannte sich Idealist und predigte einen Kultus der Idee. Als ein Anhänger der Idee wurde er 1848 seines Postens entsetzt.

1856 gründete er die russische Monatsschrift Der russische Sendbote (Russki Vjestnik), und 1861 übernahm er das Tageblatt Die moskowitische Zeitung (Moskowski Wiedomosti). An beiden Stellen trat er als weitgehender Liberaler nach englischem Muster auf, verlangte Selbstverwaltung, Verteilung der Reichsregierung, repräsentative Verfassung usw. — bis im Jahre 1861—1862, als der Radikalismus seine Ufer überstieg, als die Studentenunruhen ängstliche Gemüter schreckten, und als man entdeckte, daß eine große Anzahl hochgestellter russischer Männer und Frauen mit Herzens Revolutionspartei in London in Verbindung stand, die Möglichkeit eines vollkommenen Umschlages in der öffentlichen Meinung nahe lag.

Da fühlte Katkow, daß der Augenblick günstig war, sich zu Rußlands Retter aufzuwerfen. Er brach das Schweigen, das

der ganzen russischen Presse in bezug auf seine alten verbannten Freunde Herzen, Ogarew und Bakunin auferlegt worden war. Obwohl ihre Namen nicht genannt werden durften und die Regierung an amtlichen Stellen von ihrem Dasein nichts zu wissen schien, griff er sie öffentlich als Feinde des Vaterlandes und Ursache aller Unruhen an. Dadurch erhielt Herzens ungeheurer Einfluß auf die russischen Gebildeten seinen ersten Stoß. Und als dann Herzen 1863, beim Ausbruch des polnischen Aufstandes, die Unvorsichtigkeit beging, das russische Nationalgefühl zu verletzen, und als infolge des Beifalles, mit dem der Aufstand seitens der russischen Verbannten begrüßt wurde, die freisinnigen russischen Blätter durch Schweigen ihr Mitgefühl zu erkennen gaben, da machte Katkow sein Meisterstück. Er gab Verbannte und Nihilisten als „treulose Landesverräter" an, verkündigte den gewaltsamsten russischen Patriotismus, verlangte nicht nur, daß die Empörer niedergemetzelt, sondern daß Polens Selbständigkeit durch die Verwandlung des Königreiches in eine russische Provinz ausgerottet werde. Als der Aufruhr erstickt war, zählte Katkow in den höheren Kreisen Rußlands zu den beliebtesten Männern. Er setzte es durch, daß Murawiew als „Hängediktator" nach Wilna gesandt wurde; unter seinem Schutz, unter dem Vorwande des Selbsterhaltungsrechts des Staates, gaben die Männer der Volkspartei den litauischen Bauern, unter zügelloser Ausplünderung des polnischen Adels, Freiheit und Boden, und trieben die Slawophilen, unter dem Anschein, die Zwangsherrschaft der katholischen Kirche ausrotten zu wollen, Religionsverfolgung.

Von jetzt an konnte Katkow an Einfluß nur steigen und steigen, in demselben Maße wie die Reaktion in Rußland stieg. Er hatte sich mit ihr gleichbedeutend gemacht.

Der ehemalige Philosoph war von nun an der eifrigste Rechtgläubige der russischen Kirche. Der ehemalige englische Liberale war von nun an ein Anbeter und Verfechter der nationalen Alleinherrschaft, nationaler als die Regierung, kaiserlicher als der Kaiser. Alle seine kleinen Zänkereien mit Hof und Kaiser waren nur Uneinigkeiten zwischen Liebenden, veranlaßt durch allzuviel Eifer von seiner Seite.

Seine Macht wuchs bis ins Unglaubliche. Als eines Tages das Ministerium die Veröffentlichung seiner Zeitung verbot, gab er

das Blatt dennoch heraus, sogar mit der Bemerkung, daß es verboten worden wäre, daß aber das Verbot auf einem Mißverständnis beruhen müsse. Und es ging straflos hin; der Kaiser gab ihm recht.

Für die Slawophilen bedeutete die polnische Nation von nun an nur das verhaßte Westeuropa und den verhaßten Katholizismus. Doch wenn die Bauern Litauens den Boden des Landes zum Geschenk bekommen hatten, so geschah dies hauptsächlich, weil die Slawophilen mit Miljutin an der Spitze die Polen als Aristokraten haßten. Für sie war die polnische Nationalität die Eigenart einer Adelskaste und sollte als solche aus Rußland ausgerottet werden. Auch hier versuchte die Alleinherrschaft ihr Bündnis mit den Massen gegen die höheren Stände zu schließen.

Doch für Katkow persönlich war die einförmige Einheit des russischen Staates von nun an der höchste Grundsatz. Er verband sich mit den Slawophilen, um durch ihre Schwärmerei für die Volksgewalt die Regierung zum Schüren einer Erhebung der Finnen gegen die Schweden in Finnland, der Litauer gegen die Polen in Polen, der Esthen und Letten gegen die Deutschen in den Ostseeprovinzen anzustiften; man hatte hierbei selbstverständlich den Hintergedanken, daß die Kräftigung all dieser unterdrückten kleinen Nationalitäten den herrschenden Völkern gegenüber nur der erste Schritt zum endlichen und vollständigen Aufsaugen der Länder seitens Rußland wäre.

Da kam im Jahre 1866 Karakozows Mordversuch auf Alexander II. und gab der Reaktion ihren letzten Hochdruck. Katkow jubelte: „Karakozows Pistolenschuß hat die Luft gereinigt." Allerdings bekam die Regierung eine kurze Zeitlang einen Schrecken vor ihrem Bündnis mit der Volkspartei. Sie richtete von neuem ihre Blicke auf den Adel, dem sie bisher mißtraut hatte, weil er eine Verfassung wünschte. Sogar Katkows Zeitung wurde zwei Monate lang unterdrückt, zur Strafe dafür, daß der Redakteur sich geweigert hatte, eine Warnung von Walujew abzudrucken. Doch bald siegte unter Miljutin in Polen das bauernfreundliche Schreckensregiment, und dem Beispiel Polens konnte man im eigentlichen Rußland nicht trotzen. Die unbeschränkte Alleinherrschaft und die unbedingte griechisch-katholische Rechtgläubigkeit, die man in den westlichen Provinzen des Reiches verfocht, wurden notgedrungen im ganzen

Reiche zur Geltung gebracht. Heute, wo der Glanz des Zarennamens schwächer geworden ist, zeigt sich deshalb als eine Folge des oben geschilderten Zustandes die Möglichkeit, daß in unruhigen Zeiten ein Diktator die Macht an sich reißen könnte — ein Revolutionär zum Beispiel wenn es einen solchen gäbe, mit einer Vergangenheit und einer Volkstümlichkeit wie Skobelew, der bekannte, unter so abscheulichen Umständen verstorbene Reitergeneral.

Von 1866 ab ist der Strom der Reaktion in stetem Steigen. Alles vermehrt sie, radikale wie rückschrittliche Bewegungen im Auslande. So oft an einer oder der anderen Stelle des Reiches der Druck zu stark wird, erzeugt er die Verbreitung aufrührerischer Gedanken oder politische Mordversuche; und mit jedem politischen Prozeß nimmt die Zwangsherrschaft mit verdoppelter Erbitterung einen neuen Anlauf. Alles stärkt sie, alles kommt ihr zu statten. Der alte „Nihilismus", der von Turgenjew geschilderte, der im wesentlichen eine geistige Befreiung war, die ihre ganze Kraft im Angriff auf das Christentum gesammelt hatte und eine Liebe zur Wissenschaft hegte, die ihren Ausdruck im Unwillen gegen die Kunst als etwas Unnützes und Unpopuläres fand, war ungefähr um das Jahr 1870 zu Ende. Der Aufstand der Kommune in Paris und die Ausbreitung der Internationale versetzten um diesen Zeitpunkt die Gemüter der vorgeschrittenen Jugend in heftige Schwingungen, es entstand ein Geschlecht, das im Gegensatz zu dem individuellen Radikalismus der älteren „Nihilisten" im Sozialismus seine Religion und in dem Volke seinen Gott erblickte.

Aus allen Gegenden Rußlands und Sibiriens strömten die jungen Mädchen nach Zürich, um Medizin und Sozialismus zu studieren. 1872 begann Fürst Peter Krapotkin unter den Arbeitern in den Vorstädten Petersburgs zu wirken. Anfangs der siebziger Jahre gingen junge Männer und Frauen zu Hunderten und aber Hunderten ins Volk hinaus, arbeiteten ihre zwölf bis fünfzehn Stunden täglich auf den Feldern, in den Werkstätten, in den Fabriken, um überall ihr Teil dazu beizutragen, daß die Gedanken der Gegenwart unter dem niederen Volk Verbreitung fanden. Doch in Provinzstädten und Dörfern, wo alles herumkommt, konnte die Anwesenheit eines solchen Propheten der Polizei und der Regierung unmöglich lange verborgen bleiben. Eine Verhaftung folgte auf die andere; nicht weniger als siebenunddreißig Provinzen

wurden in einem Rundschreiben der Regierung im Jahre 1875 für „mit der sozialistischen Ansteckung behaftet" erklärt. In den Jahren 1876 und 1877 wurde dieses ganze Geschlecht rebellisch gesinnter Jugend sozusagen hinweggemäht.

Alle Gefängnisse waren mit politischen Verbrechern angefüllt, und man war immer wieder genötigt, neue Kerker zu bauen. Der bloße Verdacht veranlaßte die Verhaftung; ein Brief von einem Freunde, der „ins Volk hinaus gegangen" war, eine Antwort von einem zwölfjährigen Kinde, das, von der Polizei ausgefragt, in seinem Schrecken nicht wußte, was es sagte, gab hinreichenden Grund. Da fanden in den Jahren 1876—1878 ringsum in den russischen Städten bei einem oder dem anderen zufälligen Anlaß, einem Begräbnis, einem Todesurteil, Gemütskundgebungen und Straßenaufstände statt, Ausbrüche leidenschaftlicher Verzweiflung, sinnlos insofern, als sie niemals einen allgemeinen Aufstand herbeiführen konnten und unweigerlich sofort vom Militär niedergeschlagen wurden. Schließlich bildete sich infolge der Nutzlosigkeit all solcher Kundgebungen eine Partei, die übereinkam, an Stelle dieses Vorgehens durch Mordversuche Schrecken zu verbreiten.

Die frühere Wirksamkeit erhielt Ende der siebziger Jahre ihren Abschluß durch den Prozeß gegen die Einhundertdreiundneunzig. Die Unglücklichen hatten vier Jahre im Kerker gesessen, während die langsame und gründliche Untersuchung vor sich ging. Das russische Zellengefängnis griff sie so hart an, daß von den einhundertdreiundneunzig in diesem Zeitraum nicht weniger als fünfundsiebzig Selbstmord begingen, geisteskrank wurden oder starben. Man hatte einen Ausnahmegerichtshof für diese Sache geschaffen; es war also nicht zu erwarten, daß sein Urteil den Absichten der Regierung zuwiderlaufen würde. Er verhängte zehn, zwölf, fünfzehn Jahre Zwangsarbeit für zwei oder drei privatim vor einer Handvoll Arbeitern gehaltene Vorträge, oder für das Ankaufen oder Leihen eines einzigen Buches. Und so hart wurden politische Gefangene in den Kerkern behandelt, daß in dem Zentralgefängnis in Charkow (dem „Haus der Schrecken") verschiedene Aufruhrversuche der Häftlinge stattfanden, zu dem Zweck, ebenso behandelt zu werden wie die gewöhnlichen Verbrecher. Und als der Senat Alexanders II., der sonst fügsam genug war, in Form eines Gnadengesuches den größten Teil der einhundertdreiundneunzig freisprach,

17*

erklärte der Kaiser persönlich den Ausspruch des Senates für ungültig. Nicht einmal in den Gesetzen, die dieses Regiment selbst gegeben hatte, suchte es seinen Halt gegen die Widersacher. Da war es natürlich, daß diese Widersacher die Regierung nur als die organisierte Ungerechtigkeit betrachteten, gegen die jedes Mittel erlaubt schien.

1877 folgte Wjera Sassulitschs Mordversuch auf General Trepow, der einen politischen Gefangenen hatte prügeln lassen, und ihre in ganz Europa Aufsehen erregende Freisprechung durch die Geschworenen. Im August 1878 tötete Krawschinski (Stepniak) durch einen Dolchstoß am Vormittag auf offener Straße General Mesenzew, der den Oberbefehl über die politische Polizei hatte. Zu den nun folgenden zahlreichen politischen Mordversuchen gehören die vier gegen Kaiser Alexander II., deren erster am 2. April 1879, deren letzter, der den Tod zur Folge hatte, am 13. März 1881 stattfand.

Nichts hat Rußland weiter zurückgebracht als diese letzte unheilschwangere Begebenheit. Sie verhinderte unmittelbar den gerade damals beabsichtigten Erlaß einer Art parlamentarischen Verfassung; sie schreckte den Thronfolger von den Bahnen zurück, die sein Vater bei seinem Regierungsantritt beschritten hatte, und sie schien die Herrschenden zu Vergeltungsmaßregeln und vorbeugenden Veranstaltungen jeglicher Art zu berechtigen.

So ist man dahin gelangt, wo man jetzt steht: zu einer Politik, die keine ist, einer Politik der Angst und Ratlosigkeit.

Spricht man im allgemeinen von Rußlands Politik, dann denkt man an die ausländische, und viele werden von der ungewöhnlichen Machtentfaltung des Reiches geblendet. Man spricht von Rußlands großem „Berufe" in Zentralasien, von seinem unaufhaltsamen Vorrücken nach Indien usw., und man bewundert dann mit Recht die russische Staatskunst. Indessen muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß das russische Heer bisher nur gerade in derselben Weise auf die Probe gestellt worden ist als das französische Heer vor 1870. Diese russischen Generale mit ihren Siegen über Tataren und Turkomenen erinnern allzusehr an jene französischen Heerführer, die über Abdelkader siegten und von Moltke geschlagen wurden. Was tut man jetzt anders in Rußland, als einmal jährlich Abdelkader überwinden!

Und einem Mann mit Bismarcks genialer Begabung für auswärtige Politik kann Rußland nicht einmal einen Premierminister gegenüberstellen — keinen! Denn es gibt in russischen Ministerien keinen Premierminister; die unumschränkte Macht des Kaisers verträgt nicht einmal dies. Wenn Gortschakow Kanzler hieß, so war dies bloß ein Titel. Unter der jetzigen Leitung ist es Rußland, dem großen Fürsprecher der slawischen Völker geglückt, sich zum Gegenstande des äußersten Abscheus aller slawischen Völker zu machen. Diese Regierung hat es soweit gebracht, daß Rußland jetzt von den Bulgaren und Serben, ja von dem rumänischen Mischvolk ebenso gehaßt wird wie von den Polen — und das will etwas heißen. Rußland befreite Bulgarien von der türkischen Schreckensherrschaft und hat es nun glücklich im Laufe von noch nicht zehn Jahren durch Lüge und Gewalt und Heuchelei, durch Schändlichkeiten, deren Urheber von den Bulgaren in russischen Regierungskreisen gesucht werden, soweit gebracht, daß heute die Befreier verhaßter sind als es die Unterdrücker vor zehn Jahren waren.

Aber weit erbärmlicher ist indessen die innere Politik. Sicherlich, nicht ein Parlament tut vor allen Dingen not. Nur die naive Jugend in Rußland kann so etwas glauben. Es wäre leicht denkbar, daß ein Parlament gewählt würde, das mehr auf das Bestehende hielte als die Regierung selbst. Es würde, jetzt errichtet, wahrscheinlich etwas ähnliches werden wie die Duma (der Magistrat) in Moskau. Auch sie wird gewählt; ja Moskau hat, was man in Paris so lange vergebens zu erkämpfen suchte, seinen selbstgewählten Bürgermeister. Nichtsdestoweniger ist die Duma so konservativ, daß sie nicht anders aussehen würde, wenn die Regierung und nicht die Moskauer Bürger sie gewählt hätten. Nein, nicht einen Reichstag gilt es in Rußland zunächst zu durchzusetzen. Was Rußland nottut, ist eine wirkliche Verwaltung. Noch fehlt alles: da gibt es keine sozialen Einrichtungen, keine provinzielle Selbstverwaltung, keine unabhängigen Gerichtshöfe, keine wirklichen Lehranstalten, keine ordentlichen Schulen.

Während der ganzen Regierungszeit Alexander III. hat man dem ungeheuren Sibirien die Erlaubnis zur Errichtung auch nur einer einzigen Universität verweigert. Man fürchtete, daß diese dem asiatischen Rußland eine zu große Selbständigkeit geben würde.

Erst jetzt ist die Erlaubnis zur Errichtung einer Universität in Tomsk gekommen, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen kaum von großer Bedeutung sein dürfte.

Denn man fürchtet alles Wissen. Das neueste (gesetzwidrige aber durchgeführte) Rundschreiben, das nach Katkows Tode von dem Kurator der Universität zu Odessa abgefaßt wurde, macht es den Schuldirektoren zur Pflicht, darüber zu entscheiden, ob die Eltern wohlhabend genug seien, um ihre Kinder in eine gelehrte Schule eintreten zu lassen. Sie sollen untersuchen, in was für einer Wohnung, mit wie vielen Zimmern die Eltern wohnen, wie viel Geld sie jährlich verdienen und was für Freunde sie haben.

Bei dem leisesten Zeichen von Unruhe werden die Universitäten geschlossen. Im Frühjahr 1888 erlebte man es nach der unbedeutenden Begebenheit, Brysgalows Ohrfeige in Moskau, daß alle Universitäten im eigentlichen Rußland, Petersburg, Moskau, Kasan, Charkow und Odessa, auf einmal aus Angst vor Studentenunruhen geschlossen wurden.

Seitdem hat der Universitätskurator in Odessa ein neues Rundschreiben erlassen, in dem es heißt: „Da mehrere Lehrer sich erlaubt haben, ihre Ansichten öffentlich ohne die Zurückhaltung auszusprechen, die sie ihrer Stellung im Unterrichtswesen schuldig sind, und ohne sich durch die Verpflichtungen des Dienstes gebunden zu fühlen — sobald es sich um Fragen handelte, die in keinem unmittelbaren Verhältnis zu diesem ihrem Dienst standen — da sie sogar als anerkannte Organe gewisser Gesellschaftskreise aufgetreten sind, an Parteistreitigkeiten teilgenommen, ja sich zu Federkriegen in Tageszeitungen haben hinreißen lassen — so werden sie hierdurch vom Kurator aufgefordert, sich in Zukunft größerer Vorsicht zu befleißigen."

Es wird ihnen verboten, sich an der Erörterung sozialer und literarischer Fragen zu beteiligen. Und zum Schluß wird die Hoffnung ausgesprochen, daß sie in Zukunft ihre freie Zeit ausschließlich dem Erziehungs- und Unterrichtswesen widmen werden.

All dies, weil ein armer kleiner Lehrer in einem Klub sich erlaubt hatte, Katkow zu kritisieren.

Man macht sich überhaupt in Westeuropa keine Vorstellung von der Bildungsstufe dieser Kuratoren. Als 1884 die Studenten in Kiew zum Jubiläum der alten Universität eine Feier veranstaltet

hatten, wurden sie eines schönen Tages infolge einer unbegründeten Bestimmung des Kurators von der Teilnahme am Fest ausgeschlossen. Als sie, verletzt und erbittert, den Kurator und den bekannten Vorsitzenden der Synode, Pobjedonoszew auspfiffen, wurden sie zur Strafe alle von der Universität verbannt. Es gab nur einen Mann in Rußland, dessen Grundsätze es ihm erlaubten, diese Anordnung zu loben. Das war Katkow. Die Studenten, schrieb er, die sich nicht an der öffentlichen Meinungskundgebung beteiligten, sind dafür verantwortlich zu machen, sie nicht verhindert zu haben.

Von unbedingt zuverlässiger Seite ist mir folgendes in den letzten Tagen passierte Stückchen von einem anderen Kurator, Nowikow, mitgeteilt worden, der nach Nowgorod gereist war, um dort nach einer Schule zu sehen (revidieren, wie man sagt). Er findet bei dem Lehrer zwei Bücher, eine Sammlung von Korolenkos Novellen und einen Band von Dostojewski. Da er keine Ahnung hat, wer Korolenko ist, sucht er den Namen des Herausgebers und findet ihn auf der Zeitschrift Russkaja Mysl (Der russische Gedanke), die in Moskau erscheint und von Goltzew in gemäßigt liberalem Geiste redigiert wird, sagt dann in einem mißvergnügten Ton: „Lesen Sie doch keine Sachen aus dem sozialistischen Organ! Aber," fügt er hinzu, „was mir noch mehr mißfällt, ist, daß Sie Dostojewski hier haben. Er spricht in seinen Büchern allzuviel von Liebe. Ich weiß, daß es die christliche Liebe ist; kann sein, es ist gleichwohl Liebe, und Liebe ist zwar ganz schön im Anfang — aber passen Sie auf, was es für ein Ende nimmt!"

Nun stelle man sich lebhaft vor, welche Autorität ein solcher Universitätskurator besitzt, der an der Universität der Hauptstadt herrscht, und man wird sich nicht allzusehr über die Greulichkeiten im Unterricht wundern, auf welche die Presse hie und da aufmerksam zu machen wagt. So lenkte neulich Wjestnik Jewropi die Aufmerksamkeit auf einige merkwürdige Sätze in den Vorträgen über Psychologie, die in diesem Frühjahr die gute Gesellschaft Petersburgs lebhaft beschäftigten. Wladislawlew, ein Professor der Philosophie, veröffentlichte einen Leitfaden der Psychologie, der folgende Untersuchung des Achtungsgefühles enthielt: dieses Gefühl, hieß es bei ihm, wächst und nimmt ab je nach den Einnahmen seines Gegenstandes. Jemand, der jährlich dreitausend Rubel hat, empfindet notgedrungen viel Achtung vor demjenigen, der fünfzehn-

tausend Rubel hat. Und ein Mann, der zum Beispiel über sieben Millionen Rubel jährlich hat (hierin schien ein Hinweis auf den Kaiser zu liegen), macht notgedrungen den Eindruck unermeßlicher Größe. Umgekehrt flößt Armut Gleichgültigkeit oder Verachtung ein. — All dies ohne Ironie, auch nicht als bloße Bestätigung des in manchen Fällen Gegebenen, sondern als Aufstellung eines seelischen Gesetzes.

Wo eine solche Oberleitung und ein solcher Unterricht möglich ist, versteht es sich von selbst, daß die Erwerbung einer höheren Bildung der männlichen Jugend erschwert ist. Für die weibliche Jugend liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Da es ihr stets verwehrt worden ist, die russischen Universitäten zu besuchen, geschweige denn Examina zu machen oder sich Grade zu erwerben, aber nichtsdestoweniger in keinem Lande Europas das junge Weib so nach wissenschaftlicher Ausbildung strebt wie in Rußland, so gründeten vor etwa zehn Jahren einige freisinnige Professoren und andere in Moskau unter Professor Guerriers Leitung eine Art weiblicher Universität. Universitätsprofessoren und verdiente Schriftsteller (wie Wesselowski und Storoschenko) gaben ihre Zeit gratis, und die jungen Mädchen, von den siebzehnjährigen bis zu den in den zwanziger Jahren stehenden, fanden sich in Menge ein, um gute, politisch natürlich ganz unparteiische, Vorlesungen über Naturwissenschaft, Mathematik, Geschichte, Literaturgeschichte und einige andere Fächer zu hören. Man hatte schon eine Zeitlang von höchster Stelle her Unwillen gegen diese Vortragszyklen verspürt. Denn als man bei der Kaiserin darum nachsuchte, die Abgangsbescheinigungen nicht nur mit den Medaillonporträts der Kaiserinnen Katharina und Elisabeth, sondern auch mit dem ihren schmücken zu dürfen, wurde man abschlägig beschieden, so daß der Kreis, der für das Bildnis der Kaiserin Maria Feodorowna offen gehalten worden war, mit der Jahreszahl ausgefüllt werden mußte. Im Frühjahr vorigen Jahres nun traf die weiblichen Universitäten die Mitteilung, daß sie vom Juni 1887 geschlossen würden und daß jeder derartige Unterricht eingestellt werden müßte. Man schreibt in Rußland allgemein einer hochgestellten Persönlichkeit die Äußerung zu, daß sie die russische Frau ihrem Heim zurückgeben wolle.

Solche Verhältnisse sind es, unter denen der vorgeschrittenste Teil der Jugend aufwächst.

In dem Gefühl, daß unter diesen Bedingungen jedes höhere Streben zugrunde gehen muß, hat Garschin eine Novelle folgenden Inhalts geschrieben:

Eine Palme, die von ihrer tropischen Heimat in ein Petersburger Treibhaus gebracht worden ist, strebt zu dem klaren Himmel und der brennenden Sonne ihres Vaterlandes empor. Sie wächst, in der Hoffnung, das Dach des Treibhauses zu durchbrechen und ihre Freiheit wieder zu gewinnen. Endlich ist der ersehnte Augenblick gekommen. Die Scheiben im Dache brechen unter dem Druck der Zweige, die krummgebogene Pflanze streckt sich in freier Luft empor. Da trifft sie der kalte Wind und der rauhe Schnee. Es durchschauert sie, ihre Krone welkt, und der Besitzer des Treibhauses läßt den Baum umhauen.

VIII

„Die russische Presse! Ich ärgere mich über dieses ewige Gerede von der russischen Presse", rief der Redakteur der am weitesten verbreiteten Zeitung Rußlands. „Es gibt einfach keine Presse in Rußland. Es gibt Buchdruckerpressen und bedrucktes Papier, es gibt Redaktionskontore und Zeitungsschreiber, aber eine Presse gibt es nicht und kann es nicht geben!"

Der Natur der Sache nach kann die russische Presse keine politische Bedeutung haben, und es ist ganz gleich, ob sie wie die Provinzblätter und einzelnen Zeitungen in den Hauptstädten einer vorhergehenden Zensur unterworfen ist oder nicht.

Die bekanntesten fremdsprachlichen Blätter sind: eine französische offizielle Zeitung (Journal de St. Petersbourg), dann zwei größere deutsche Blätter in Petersburg (Petersburger Zeitung und Petersburger Herold) sowie ein kleines deutsches Blatt in Moskau (Moskauer Zeitung), letzteres ist äußerst zurückhaltend und vorsicht und beweist bei jeder Gelegenheit einzig das zwischen Deutschland und Rußland herrschende ausgezeichnete Verhältnis. Außer der offiziellen Regierungszeitung und einem kleinen Blatt, das in einem leichten und unterhaltenden, zuweilen etwas faseligen Stil gehalten aber überaus verbreitet ist, werden in Petersburg hauptsächlich zwei russische Blätter gelesen: Nóvosti (Neuigkeiten), ein sogenanntes liberales in seinem

Ton anständiges Blatt, redigiert von Notowitsch, zu dessen besten unpolitischen Kräften der Dichter P. Weinberg, der bekannte Heineübersetzer, gehört. Es ist nüchtern, ernsthaft, verficht die Sache der europäischen Kultur, ist aber nichtsdestoweniger England und Deutschland gegenüber patriotisch gesinnt.

In steter Fehde mit diesem Blatte lebt die Nowoje Wremja (Die neue Zeit), eine gut geschriebene, doch ganz überzeugungslose Zeitung, geleitet nach dem Vorbilde des französischen Figaro (besonders nach der früheren Form dieses Blattes) von Suworin, einem Geschäftsmanne, der sich seinerzeit in Rußland berühmt machte durch die offene Erklärung: die Zeit sei nun gekommen, da die Literatur von ihrem Postament herabsteigen und einsehen müsse, daß sie eine Ware wie jede andere, denselben Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterworfen sei wie alle anderen, und daß dabei keine Schande wäre. Kraft dieser Auffassung hängt die Nowoje Wremja den Mantel nach dem Winde, bekämpft und verteidigt in dem denkbar kürzesten Zwischenraum dieselbe Sache und dieselbe Person gewöhnlich in scharfen, unterhaltenden Artikeln. Das Blatt wird mehr gelesen als geachtet; man weiß, daß es nicht Treu und Glauben hält. Eine leitende Stellung kann es seiner Natur gemäß nicht einnehmen, und sein politischer Einfluß ist gleich Null.

Da Suworin außer seinem Blatte eine große Verlagsbuchhandlung in Moskau hat, so ist sein literarischer Einfluß notgedrungen nicht gering. Viele junge freisinnige Schriftsteller sind auch des Honorars wegen so schwach, ihre Artikel oder Novellen in seinem verbreiteten Blatte erscheinen zu lassen, wie wenig sie auch dessen Ansichten teilen. Suworin scheut keine Reklamekosten, und da er in allen großen Städten Leute in seinem Dienst hat, so wird Europa stets durch die Telegraphenbureaus davon unterrichtet, was Nowoje Wremja über dieses oder jenes gesagt hat — eine an und für sich so gleichgültige Sache wie das Bellen der Hunde oder das Heulen des Windes in den Straßen von Petersburg — die sich aber von weitem wie ein gewichtiger Umstand ausnimmt.

Das Feuilleton dieses Blattes wird von einem gewissen Burenin redigiert, der seines Meisters durchaus würdig ist. Die übrigen Mitarbeiter schlagen den Ton an, der von Suworin und ihm angegeben wird.

Von einem dieser Mitarbeiter erzählte ein fremder Schriftsteller, der in Petersburg Vorträge gehalten hatte, folgende zuverlässige Anekdote: „B—ow schrieb mir zu wiederholten Malen, als ich noch in meiner Heimat war, sandte mir ein Buch und stellte schließlich sich selbst und die Nowoje Wremja mir zur Verfügung, falls ich Petersburg besuchen würde. Er suchte mich sofort nach meiner Ankunft auf, lud mich in sein Haus ein, sogar dermaßen eifrig, daß nach seiner Versicherung jeden Tag auf seinem Mittagstisch ein Kuvert für mich bereit stand. Er wiederholte meine Vorträge mit Wärme in seinem Blatte, nachdem er sich mein eigenes Manuskript zur Verwendung für seine Artikel ausgebeten hatte. Mehrmals machte er mir das Anerbieten, bei Einkäufen in Läden die Begleitung seiner Gattin anzunehmen. So einschmeichelnd sein Wesen war, so wenig ansprechend erschien es mir. Ich hielt mich etwas zurück, und da ich schließlich eines Vormittags nach erneutem Anerbieten es als unmöglich bezeichnete, an diesem Tage in der Gesellschaft seiner Frau Einkäufe zu machen, schickte er noch an demselben Abend ohne Rücksicht auf die vorhergegangenen Artikel seinem Blatte einen unverfrorenen Angriff auf mich; er habe lange geschwiegen und beobachtet, hieß es darin, aber endlich müßte so viel Talentlosigkeit und Eingebildetheit ihre Strafe finden; ja unter Verschweigung des ihm bekannten Umstandes, daß ich einen meiner Vorträge von der Zensur zurückbekommen hatte, also genötigt war, ihn durch einen anderen in Rußland unbekannten, doch schon früher gehaltenen zu ersetzen, beschuldigte er mich, überhaupt nichts Neues ausdenken zu können, sondern mich auf das Vorbringen alter und bekannter Sachen zu beschränken. Das russische Publikum, hieß es ferner, wäre doch nicht so dumm wie ich glaubte, auch nicht so unkundig. Es wisse sehr wohl, daß man es bei solchen Gelegenheiten zum Narren halte, um seine schönen Rubel in die Finger zu bekommen." Mein Gewährsmann schloß: Selbst mit reichen Erfahrungen in bezug auf die Presse anderer Länder, selbst mit all den Überraschungen hinter sich, die keinem im literarischen Leben Stehenden erspart bleiben, wird sich der Fremde wundern über die Schamlosigkeit in gewissen nicht so sehr russischen wie besonders Petersburger Zeitungen.

Moskau hat, wie Petersburg, zwei große Blätter. Das eine ist freisinnig, das ehrlichste und am schönsten geschriebene von allen

russischen Blättern, Russkija Wjedomosti (Russische Nachrichten), herausgegeben von Sobolewski, einem stillen, braven, energischen und kenntnisreichen Manne mit der Haltung eines früheren Professors und jetzigen Journalisten. Dieses Tageblatt, sicherlich das gelesenste in Rußland, wird von ungefähr dreißigtausend Menschen gehalten. Ihm folgt die in Westeuropa bisher bekanntere Moskowski Wjedomosti, die Zeitung des im vorigen Jahre verstorbenen Katkow.

Katkow war ein Mann ohne viele Kenntnisse, der nur wenig gelesen hatte. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens las er kein einziges Buch. Er brauchte weder zu lesen noch zu denken, um die allgemeine Russifizierung zu fordern und zu verteidigen. Doch er war ein großer Stilist, ein Prosaschriftsteller ersten Ranges. Sein Blatt hatte nicht viel Abonnenten, nicht ein Drittel soviel wie Russkija Wjedomosti besitzt. Aber es war für einen einzigen Leser geschrieben, der auch keine Nummer übersprang, für Seine Majestät Kaiser Alexander III. Und es bedurfte keiner freiwilligen Abonnenten, da es auf Befehl der Regierung gezwungene hatte. Alle Anstalten und Stiftungen der Krone, Schulen, Gerichtshöfe usw. waren verpflichtet, dieses Blatt zu halten.

Als Katkow gestorben war und seine Vermögensverhältnisse an den Tag kamen, verlor sein Name einen großen Teil seines Glanzes. Er hinterließ ein überraschend großes Vermögen, so groß, daß man sich seine Entstehung nicht anders als durch Geldgeschenke von den reichen Moskauer Kaufleuten erklären konnte. Katkow war nämlich dadurch, daß er jede Herabsetzung des Zolltarifs bekämpfte, ihren Wünschen entgegengekommen. Einen schlechten Eindruck, sogar an höchster Stelle, machte es, daß er durch Übertragung bei Lebzeiten das Gesetz umgangen und also noch dazu den Staat um die ganze Erbschaftssteuer betrogen hatte.

Außer der Moskowski Wjedomosti, die zwar besteht, aber jede Bedeutung verloren hat, wird jetzt eine andere Zeitung in ähnlichem Geiste gegründet. Das Wochenblatt Grashdanin (Der Bürger) wird Tageblatt, und wie man sich erzählt will die Regierung ihm eine sehr große jährliche Unterstützung zufließen lassen. Es soll von dem bekannten Verfasser schlechter Romane, Fürst Meschtscherski, einem Reaktionär und Schwätzer, geleitet werden,

dieselben Ziele verfolgen wie Katkows Blatt, nur mit dem bloßen Untertänigkeitsgeist an Stelle des Talentes.

Die wichtigsten Monatsschriften spielen eine größere Rolle als in allen andern Ländern, da infolge der Zensurverhältnisse sehr vieles in einer Zeitschrift durchkommt, was in Buchform verboten werden würde. Nichtsdestoweniger sind in diesem letzten Jahrzehnt mehrere der besten russischen Monatsschriften (wie z. B. Djelo) verboten worden! Allmonatlich erscheint von jeder der großen Zeitschriften eine Nummer, die so umfangreich ist wie zwei Nummern der Revue des deux mondes zusammen.

Die bekannteste Wjestnik Jewropi (Der europäische Sendbote), wird von Stassulewitsch herausgegeben, einem stattlichen und feingebildeten Mann, gegen sechzig Jahre alt, einem früheren Universitätslehrer, der sich jetzt mit Fragen des Staatshaushaltes und des Gesundheitswesens beschäftigt, z. B. mit der Verbesserung des Flußwassers in Petersburg. Seine Zeitschrift ist das Organ des manierlichen Freisinnes. Es hat wohl an siebentausend Abonnenten. Zu seinen Mitarbeitern zählen noch die paar großen Schriftsteller der alten Zeit wie Gontscharow, der gegenwärtig seinen Lebenslauf darin veröffentlicht; es hat in Arseniew einen tüchtigen, kenntnisreichen und gegen das jüngere Geschlecht entgegenkommenden Kritiker. Es stützt sich auf einen Kreis von Männern, dessen bekannteste Mitglieder die Literarhistoriker Pypin und Spasowicz sind. Der letztere ist schon erwähnt; der erstere, der ursprünglich zu Tschernischewskys Gruppe gehörte und für radikal galt, aber nicht angeklagt wurde, hat als Verfasser des großen Werkes Die Geschichte der slawischen Literaturen, in dem man durchweg den von der Zensur auferlegten Zwang spürt, eine gründliche und sachliche Darstellung des geistigen Existenzkampfes und der Literatur der verschiedenen slawischen Stämme geliefert.

Leider fehlt noch der wichtigste Teil, die Geschichte der großrussischen Literatur. Mitarbeiter des Wjestnik Jewropi sind außerdem die beiden hervorragenden Advokaten und Schriftsteller, Koni und Utin. Der erstere ist als Schriftsteller besonders bekannt durch seine lehrreiche Abhandlung Dostojewski als Verbrecherkenner, der andere durch die in der Zeitschrift veröffentlichte Artikelreihe Aus Bulgarien, die in Buchform von der Zensur unterdrückt wurde.

Denselben Rang wie diese große Petersburger Revue nimmt in Moskau Goltzews Zeitschrift, der obenerwähnte Russkaja Mysl (Der russische Gedanke) ein, in demselben Geiste geleitet wie die Russkija Wjedomosti und gestützt von den Mitarbeitern dieses Tageblattes. Sie hat zehntausend Abonnenten.

Endlich gibt es den Severni Wjestnik (Der nordische Sendbote) mit viertausendachthundert Abonnenten, von einer Dame, Fräulein Ewreinow, herausgegeben, bisher die lebhafteste und modernste dieser Zeitschriften, die aber jetzt einen sehr großen Verlust erlitt, da der bekannte einflußreiche Kritiker Michailowski sich von ihr getrennt hat und vermutlich einen Stab Gesinnungsgenossen nach sich ziehen wird. Diese Zeitschrift gilt auf Grund der fortschrittlichen Anschauungen einzelner Mitarbeiter bei der Regierung als verdächtig und steht unter Zensur. Fräulein Ewreinow ist eine Dame in den Vierzigern mit strengen Mienen und weißen Haaren. Sie hat mehrere Jahre an den Ufern des Adriatischen Meeres in der Nähe von Montenegro zugebracht, um altslawische Verhältnisse zu studieren, hat auf Altslawisch verfaßte Handschriften abgeschrieben und herausgegeben. Da sie hierbei ihr Vermögen zusetzte, übernahm sie die Leitung von Severni Wjestnik, um davon zu leben. Sie ist ein russischer Pflichtenmensch mit einem tüchtigen aber nicht sehr feinen Verstand.

Ihr Mitarbeiterkreis hat bisher im wesentlichen aus der genialen literarischen Zigeunerwelt bestanden, deren Angehörige in Rußland allesamt arm, verhungert und verschuldet, deren ältere Mitglieder in der Regel unglücklich verheiratet sind. Sie leben ausschließlich miteinander in einer Welt für sich, traurig genug fast ausnahmslos dem Trunk verfallen, und alle durch vieljährige Sorgen und Verbannung aus dem nervösen Gleichgewicht gebracht. In ihren Kreisen befinden sich nun verschiedene hervorragende Schriftsteller, die imstande gewesen sind, mit ungeschwächter körperlicher und geistiger Gesundheit die Anfechtungen des literarischen Lebens und der Verbannungszeit zu überstehen.

Da ist Pratopopow, der schon in den Vaterländischen Jahrbüchern mit viel Talent und Leben schrieb, dann verbannt wurde und jetzt gerade zurückgekommen ist. Da ist Korolenko, der breitschultrig und kindlich mit roten Wangen aus Jakutsk heimkehrte. Da war Garschin, der, immer wieder von der Ge-

mütskrankheit angegriffen, hier seine feinen und energischen Novellen veröffentlichte, stark beeinflußt von Tolstoi, aber doch mit dem Eigengepräge einer verzweifelt düstern Anschauung. Da war der Anführer Michailowski selbst, im Stil zur Nachahmung von Saltykows satirischem Tone geneigt, kühn und geschmeidig wie ein Kritiker, der eine nicht unbedeutende Gelehrsamkeit und eine bedeutende Erfindungsgabe in den Dienst der Opposition zu stellen vermag. Da ist Zlatowratsky, der fast ideale Bauern schildert, selbst einem armen Arbeiter aus dem Bauernstande gleicht, arm wie Hiob ist, eine große Kinderschar hat und vom Alkohol dermaßen geschwächt ist, daß er sich nicht allein auf die Straße hinauswagt. Da ist endlich Gljeb Ußpenski, ein großes und glänzendes Talent. In Gljeb, wie er vertraulich beim Vornamen genannt wird, sieht die fortgeschrittene Jugend ihren Apostel. Auch er ist leider der Gewohnheit verfallen, sechs bis sieben Stunden hintereinander in den Petersburger Weinstuben zuzubringen, doch seine Gaben haben nicht unter dem unregelmäßigen Leben außerhalb der Gesellschaft gelitten. Seine Werke bilden schon eine lange Reihe von Bänden, die aus lauter kurzen Stücken bestehen. Gegenwärtig stellt er in Novellen und Artikeln nur das Weib aus dem Arbeiterstande dar, variiert und erläutert den Gedanken, der ihn plagt, daß dieses Weib kein Recht hat, Mutter zu werden, da es sein Kind nicht ernähren kann. Er schildert die losen Sitten des Fabriklebens und die Schande, die das Weib trifft, das schwanger wird, will aber außerdem für die Arbeiterin schreiben, mit bewußter Absicht ihr einprägen, daß sie um des Kindes willen nicht Mutter werden dürfe.

Gljeb Ußpenski ist der echte literarische Zigeuner. Er leiht und tut Gutes, ohne auf das Geld zu achten. Er kann keinen Notleidenden sehen, ohne ihm alles zu schenken, was er bei sich hat, und oft mehr als er kann; denn er borgt von dem einen, um es dem andern zu geben. Infolge der Bewunderung, die er in weiten Kreisen genießt, nimmt ihm niemand eine Unregelmäßigkeit übel. — Man vergibt ihm mit den Worten: „Man muß bedenken, es ist Gljeb!"

Sieht man nun teilweise von den einzelnen Hervorragendsten ab, so kann man sagen, daß all diesen jüngeren und älteren Schriftstellern die Neigung zum Trunk, Unzuverlässigkeit in Geldsachen,

Mangel einer gründlicheren Bildung und für gewöhnlich eine schlaffe Traurigkeit gemeinsam ist. Manche von ihnen sind in Grund und Boden verdorben von dem heimatlosen Leben mit seiner Mischung von Bierrausch und Champagnerrausch und Liebesrausch. Der Verzicht auf alle Einbildungen in bezug auf die Erlangung von Freiheit und Glück, das Gefühl grenzenloser Enttäuschung und des Unvermögens, für Volk und Land etwas auszurichten, bringt sie zur Verzweiflung und treibt sie dazu, die Verzweiflung in einem betäubenden Leben vergessen zu wollen.

Es ist klar, daß diese Schriftsteller nur einen sehr kleinen Teil der Gesellschaft kennen und nur eine enge und absonderliche Geistesbildung besitzen. Und wie sie die höhere Gesellschaftsschicht nicht kennen, von der sie sich mißtrauisch fern halten, so kennt diese sie nicht. Der „Gesellschaft" in Petersburg gelten sie als Parias. Man weiß dort höchstens Bescheid über ihre Schriften. Die Schriftsteller als Persönlichkeiten existieren nicht für die feinen Herren und Damen.

Selbst die Ältesten und Größten von ihnen leben ganz zurückgezogen, und fast jeder hat eine Gattin, die ihn nicht im geringsten versteht und mit der ihm das Zusammenleben sehr schwer wird. Doch macht ihr der Schriftsteller in seiner Gutmütigkeit alle möglichen Zugeständnisse. Als einer der bedeutendsten, Saltykow, von einem intimen Freunde eines Tages gefragt wurde: „Wie kann eine dumme Frau eine solche Herrschaft über einen Mann bekommen?" antwortete er: „Nur eine dumme Frau! Ein Mann, der etwas zu denken hat, ist waffenlos gegenüber der Dummheit, die langweilt, reizt, immer von neuem beginnt und sich keineswegs für geschlagen hält. Nie erlangt eine liebenswürdige oder geistvolle Frau einen solchen Einfluß auf ihren Mann."

Der alte Saltykow, der beliebteste Schriftsteller des freisinnigen Rußland, liegt gegenwärtig an der Gicht darnieder und kann sich kaum mehr erholen. In den Augen derjenigen, die bei poetischen Arbeiten die Richtung höher schätzen als das eigentlich Dichterische darin, ist er ein weit größerer Schriftsteller als Tolstoi. Er hat freilich von allen Zeitgenossen mit größter Folgerichtigkeit die Ironie als Stil des Prosavortrages durchgeführt. Er ist in seiner ganzen Form ein unmittelbares Erzeugnis der Verhältnisse. Bei einer Leidenschaft wie er sie für Gerechtigkeit und bürgerliche

Freiheit empfindet auf der einen und der russischen Verwaltung und Regierung auf der andern Seite — da muß jede Kritik der Verhältnisse notgedrungen den Charakter des Scherzes annehmen. Aber welchen Scherzes! Man lese beispielsweise sein Buch: Unsere Pompadours!

Infolge einer merkwürdigen Vertauschung von Sinn und Geschlecht des Namens bezeichnet man in Rußland im täglichen Gespräch mit dem Worte Pompadour einen Mann, unter dem das Maitressenregiment gedeiht. In Saltykows Werk sind Provinzgouverneure dieser Art zu Dutzenden geschildert.

Um einen Begriff von der Darstellungsweise zu geben, sei hier folgendes Bruchstück eines Gespräches angeführt: Der Schreiber wird morgens im Kontor von seinem Vorgesetzten, einem unter dem Gouverneur stehenden Beamten, mit dem Ausruf empfangen: „Wissen Sie, daß man unseren Burschen verabschiedet hat?" — „Von wem würdigen mich Ew. Exzellenz zu mir zu sprechen?" — „Von wem? Von unserem kleinen Pompadour natürlich." — Bei dieser Antwort, erzählt der Schreiber, stand mir das Herz in der Brust still. Nach und nach begann es wieder zu schlagen, ich ahnte, daß man uns nicht ohne Chef lassen würde: „Wissen Ew. Exzellenz, wen man zu seinem Nachfolger ernannt hat?" — „Einen gewissen Udarin." — „Einen General?" — „Ja, einen General." *) — „Von welcher Art?" — „Von der Art der Säugetiere." — Wir versanken, fährt der Schreiber fort, beide in Nachdenken. Dann ging ich auf den Markt hinaus und erzählte die Neuigkeit einigen Muschiks, die dort standen. — „Wißt ihr, daß Seine Exzellenz Aufimow nicht mehr unser Gouverneur ist?" — „Bah! Was tut das!" — Kaum hatte der Bauer diese Worte gesagt, als meine Hand mit einer gewaltigen Ohrfeige seine Wange traf. — „Aber es kommt ja ein neuer; es kommt ja ein neuer," brüllte der Bauer. — Ich schlug immer weiter, ich hörte es nicht. Endlich fiel es wie Tau auf meine Seele: „Es kommt ein neuer!" Das war der Trost. Ich gab dem Bauern zehn Kopeken.

In einer anderen Skizze wird geschildert, wie der Schreiber eines schönen Morgens, als ein neu angestellter Gouverneur Gedanken und Träumen in bezug auf seine zukünftige Amtsführung

---

*) Es gibt in Rußland ebensoviel zivile wie militärische Generale.

freien Lauf läßt, sich die Bemerkung erlaubt, daß das Gesetz diesen Phantasien gewisse Schranken auferlege. So zum Beispiel was das Auspeitschen betreffe. Es gibt Fälle, in denen es vom Gesetz für nützlich erklärt, andere, in denen es verboten wird. — „Sie wollen also die Güte haben, mir anzugeben, wann und wann nicht," sagte der Gouverneur ironisch. — „Nicht ich, Ew. Gnaden, sondern das Gesetz." — „Das wird unterhaltend werden." — Der Gouverneur, heißt es ferner, hatte lange gewußt, daß es Gesetze gäbe; aber er hatte sie sich stets als eingebundenene Bücher in einem Schrank geordnet vorgestellt. Das bedeutete für ihn die Ordnung, gesetzliche Ordnung. Sah er dagegen dieselben Bücher in einem Zimmer auf einem Tisch durcheinander herumliegen, so bedeutete das Unordnung. Aber was er nicht wußte, das war, daß diese Gesetze ihm gewisse Handlungen erlaubten, andere verboten. Er hielt sie einfach für ein Loblied, komponiert zum Besten der kleinen Pompadoure, zu ihrer Ehre und um ihnen zur Aufmunterung zu dienen. Da er von Natur bescheiden war und errötete, so oft er jemand sein Lob anstimmen hörte, so begreift man, daß er nicht gern im Gesetz blätterte. — Als es nun dem Gouverneur aufgeht, daß es ihm vom Gesetz verboten sei, den Großbürger Proschorow, den er brennend gern seinen Zorn fühlen lassen möchte, eine tüchtige Portion Peitschenhiebe geben zu lassen, wird ihm sehr übel zumute. Es beruhigt ihn nur wenig, daß ihm nach den Darlegungen des Schreibers ja immer der Ausweg bleibt, den Mann heimlich und ohne Zeugen peitschen zu lassen. Und nun wird sein Seelenzustand bei dieser Entdeckung geschildert: „Noch nie hatte er einen solchen Ärger empfunden. Es kam ihm vor, als wäre er in eine Gefahr geraten und als hörte er eine innere Aufforderung, nicht feige zu sein, sondern persönlichen Mut zu zeigen." Und er ruft mit Kommandostimme: „Laß Proschorow auf der Stelle peitschen — öffentlich!"

Ein beliebter Gegenstand für Saltykows Satire ist das Gönnerwesen, das in Rußland blüht wie nirgends anders. Jede Art von Protektion ist hier möglich, wenn man Verbindungen unter den Vorgesetzten hat. Eine Petersburger Familie aus meiner Bekanntschaft, die nach dem südlichen Rußland zu gehen beabsichtigte, bekam einen ganzen Eisenbahnwagen von Orel heraufgesandt und fuhr dann von Petersburg bis vor die Tür ihrer Villa. Mir selbst ist

es passiert, daß mir nachts auf dem Bahnhof in Smolensk ein eigener Wagen mit aufgemachtem Bett von dem Stationsvorsteher, der einen diesbezüglichen Befehl von seinem Vorgesetzten erhalten hatte, zur Verfügung gestellt wurde, während man die Inhaber trotz meines Einspruchs hinauswarf und anderwärts unterbrachte. „Sträuben Sie sich nicht," sagte der Stationsvorsteher zu mir, „Sie können sicher sein, daß nicht einer von ihnen seine Fahrkarte bezahlt hat." Ich erkundigte mich danach bei den Hinausgeworfenen, und es stellte sich heraus, daß dem wirklich so war. So trat bei dieser Gelegenheit die höhere Protektion nur solchen Rechten zu nahe, die durch Gönnerschaft seitens untergeordneter Behörden erworben waren. — Ein anderer beliebter Gegenstand von Saltykows Angriffen ist das Bestechungsunwesen, dessen Blühen mit dem niedrigen geistigen Standpunkt und den schlechten Löhnen der Beamten zusammenhängt. Sind diese Männer dumm und knechtisch gesinnt, so liegt die Hauptschuld daran, daß sie in der Regel von der untersten Stufe emporsteigen müssen. Sie sind oft Invaliden, wenn sie zu Macht und Einfluß gelangen. Wie die Redensart lautet: „Mein Onkel, der General, bekam Apoplexie, da wurde er Senator; er verlor das Augenlicht, da wurde er Mitglied des Reichsrats. Stößt ihm nun noch etwas Neues zu, dann stirbt er als Minister." Die Bestechlichkeit hat natürlich ihren Hauptgrund darin, daß die Gehälter so niedrig sind.

Man betrachtet das Trinkgeld, das man den Beamten gibt, ungefähr so, wie bei uns das Honorar, mit dem man einen Prediger belohnt, obwohl auch er vom Staat Gehalt bezieht. Doch, was schlimmer ist, das Verhältnis der Beamten zur Staatskasse ist oft unzuverlässig. Daher das russische Sprichwort: „Alle stehlen, ausgenommen Christus" mit dem lästernden Zusatz: „Und selbst er würde es tun, wenn ihm nicht die Hände ans Kreuz genagelt wären." Oder folgendes Sprichwort: „Will man mit einem Beamten sprechen, so muß man Rubel zu ihm reden." Die eine gute Seite hat all dieses Treiben, daß die Beamten gerade auf Grund ihrer schlaffen Sittlichkeitsbegriffe der Bevölkerung eine sonst unerreichbare Freiheit verkaufen: Duldsamkeit, Straflosigkeit für Unschuldige und freies Durchlassen von Menschen und Büchern. Aber selbstverständlich macht dieser Umstand die Verwaltung nicht bewunderungswürdiger.

18*

Sie reizt natürlich zu einer schelmischen und spöttischen Behandlung wie die Saltykows. Vergleicht man dessen Satire mit der eines zeitgenössischen polnischen Schriftstellers wie Swientochowski, so leuchtet folgendes ein: während der Spott des Polen sich fast immer gegen die katholische Kirche richtet und in seiner Wirkung auf die Menge geschwächt wird durch den etwas unpatriotischen Anschein, den er dadurch erhält, ist der Stachel des russischen Spottes ganz scharf, seine Lanzenspitze gehärtet und glühend, wie die, welche Odysseus in das Auge des Riesen stieß.

Hiermit sind wohl die wichtigsten Mitarbeiter der Blätter und Zeitschriften genannt. Zu ihnen gesellt sich eine ganze Reihe historischer, kritischer, sprachwissenschaftlicher und die Naturlehre des Menschen behandelnder Schriftsteller, deren Kenntnisse tadellos sind, deren Schreibweise ein bißchen professorenhaft ist, und die in der Regel des zündenden Funkens ermangeln.

Unter den obenerwähnten Historikern, Juristen und Kritikern und auch außerhalb des erwähnten Kreises trifft der Fremde verschiedene Persönlichkeiten, die zunächst deutschen Gelehrten gleichen, besonders wie diese vor einem Menschenalter waren. Sie besitzen deren Gründlichkeit, deren Ernst, etwas von ihrer Schwerfälligkeit. Ein russischer Sprachgelehrter ist wohl nur ausnahmsweise (wie Korsch in Moskau) so stockgelehrt wie ein deutscher, dafür sind diese Gelehrten in der Regel imstande, ihre Gedanken in eine leichter zugängliche Form zu kleiden. Sie haben nicht die kindliche Unschuld, die im Alter von siebzig Jahren rote Wangen mit hellblauen Kinderaugen vereint, wie ich es noch bei dem alten deutschen Philologen Fleischer gesehen habe. Aber sie haben — besonders die Kleinrussen unter ihnen, — dieses Breite, Gutmütige, das mit tiefen Grübchen in einer braunen Wange lächelt, schelmisch wie ein kluges Weib. Sie besitzen durchweg die Bescheidenheit der echten und feinen Bildung. Während der Deutsche, ob er nun eine höhere oder geringere Meinung von sich selbst hat, immer — und mit einem gewissen Recht — von der entschiedenen Überlegenheit der deutschen Wissenschaft ausgeht, stellt der Russe häufig die Einsicht und Kenntnis des Fremden über seine eigene. Je intelligenter er ist, desto weniger zufrieden ist er im allgemeinen mit der Entwickelung der Wissenschaft in Rußland.

Es gibt unter den Gelehrten und Schriftstellern Rußlands große Sonderlinge, Männer, deren Wesen verrät, wieviel Ursprünglichkeit durch die russische Regierungsform zurückgedrängt wird. Ein solcher Mann ist der Naturforscher Mikluho-Maklay.

Er ist nicht nur ein angesehener Anthropologe, sondern König der Insel in Australien, die seinen Namen trägt. Er ist mit seiner Gattin, einer Engländerin aus Sidney, nach Petersburg zurückgekehrt, um ein großes Werk herauszugeben. Auf seiner Insel hatte er als König das Recht auf den Besitz von einhundertsiebenundvierzig eingeborenen Frauen, hat aber nach eigener Aussage keinen Gebrauch davon gemacht. Er ist ein schöner, weißhaariger Mann, gegen Fünfzig, mit einem prachtvollen Kopf und jungen Augen. Er liegt den Tag über auf einem Fell ausgestreckt, so stark leidet er an der Gicht. Er läßt als Aufenthaltsort nur seine Insel Maklay und die sie umgebenden Inseln der glücklichen Menschen gelten.

Echt russisch ist folgender kleine Zug: Auf seinem Tische steht eine Lampe, deren Fuß der Schädel eines Weibes bildet, das er geliebt hat, eines jungen Mädchens, das er im Spital pflegte, als er in seinen Jünglingsjahren Medizin studierte. Über dem Schädel befindet sich ein Petroleumbehälter und darüber ein grüner Lampenschirm. Bei dem Licht dieser Lampe arbeitet er in allen Weltteilen. Wahrscheinlich wird nur ein Russe lieber bei dem Schädel seiner Geliebten verweilen als bei ihrem Porträt, und nur ein Russe ihn zum Gebrauchsgegenstand verwenden. Selbst die Verschrobenheit eines Engländers würde kaum darauf verfallen.

Maklay verabscheut und verachtet Giers. Er hatte lange Zeit den Minister des Auswärtigen um Erlaubnis ersucht, die russische Flagge auf seiner Insel zu hissen; dieser wagte es jedoch nicht, ihm die erbetene Bewilligung zu geben. Da ließ Bismarck eines schönen Tages die deutsche Flagge hissen. Maklay telegraphierte an Giers. Dieser antwortete: „Wir wollen euch beschützen, doch keine Gewalttätigkeiten." — Als ob Maklay mit seinen armen wilden Untertanen der deutschen Panzermarine Gewalt antun konnte! — So ist dieser Mann deutscher Untertan geworden.

Auch andere russische Größen der Wissenschaft und Literatur haben ihre ausgeprägte Eigenheit. Welche großartigen Formen sie bei Tolstoi angenommen hat, ist bekannt, doch sie hat bei ihm,

wie nicht weniger bekannt ist, religiöse Beweggründe. Bei dem alten Gontscharow dagegen, der frühzeitig mit Oblomow seine beste Arbeit lieferte, hat sie während der geringen Fruchtbarkeit vieler Jahre und unter der Verwöhnung durch eifrige Bewunderer eine Höhe erreicht, die den gesellschaftlichen Verkehr mit ihm erschwert.

Er hatte im Winter in einem Hause, dessen gern gesehener und geehrter Gast er war, eine Novelle vorzulesen versprochen, die er für das illustrierte Wochenblatt Niwa geschrieben hatte. Der Anblick einer ihm unbekannten Dame, die als Zuhörerin eingeladen war, ließ ihn dermaßen außer sich geraten, daß er erklärte, nun wolle er gar nicht lesen. Ein fremdes Gesicht, sogar ein junges und schönes, genügte, um ihn vor Zorn außer Fassung zu bringen. Das folgende Stückchen bezeichnet seine reizbare Hitzigkeit, die der Niederschlag einer echt] russischen Roheit auf dem Grunde seines Wesens zu sein scheint. Turgenjew und er hatten eine verwandte Idee zu einer Novelle gehabt und miteinander darüber gesprochen. Da veröffentlichte Turgenjew seine Novelle zuerst. Es war die Erzählung Ein adliges Nest. Gontscharow liest die Novelle, gerät in wilde Erbitterung, und als er eines Tages Turgenjew auf der Straße sieht, läuft er ihm mit dem Ruf nach: „Haltet den Dieb! haltet den Dieb!“ — Noch jetzt, wenn man Turgenjews Namen in seiner Gegenwart nennt, schäumt er vor Wut.

Das Publikum, an das sich die gesamten russischen Blätter und Zeitschriften wenden, ist augenscheinlich nicht leicht zu kennzeichnen; es ist allzu zerstreut, ebenso wie es sich schwieriger als die Lesewelt anderer Länder durch „Stimmen aus dem Publikum“ hören und beobachten läßt. Indessen kann man aus vielen Kennzeichen schließen, daß es in hohem Grade wißbegierig, vorurteilslos und leicht zu stimmen und umzustimmen ist. Die Befähigung zur gründlichen Aneignung des Gelesenen dürfte geringer sein als in den europäischen Hauptländern, aber die Empfänglichkeit ist ohne Zweifel größer. Namentlich das weibliche Geschlecht besitzt große Neigung zur Begeisterung.

In Provinzstädten mag man recht häufig auf Karikaturen dieser Eigenschaft stoßen. Ich sah eine Dame aus Orel, „noch jung“, geputzt und gepudert, die für das literarische Orakel der Stadt galt. Sie schwärmte für Richepin und führte dreist die Worte an:

Die Liebe, die ich fühle, die Lieb, die mich durchglüht,
Ist gewiß kein sanftes Schwärmen, unkörperlich und keusch,
Nicht ein kühler Trunk mit Zucker.

Das war gut gemeint und verriet an und für sich keinen schlechten Geschmack, kleidete sie aber verdammt. Eine andere Dame aus Charkow, alt und häßlich, war, ihrer eigenen Meinung nach, im Punkt der Bildung die Vorsehung ihrer Stadt. Sie veranstaltete Vorlesungen für das Volk aus den Meisterwerken der russischen Literatur, schrieb auch selbst, war laut, lärmend, vertraut mit allem Gedruckten, literarisch bis in die Finger- und Zehenspitzen.

Häufiger als anderwärts kann man allerdings bei den slawischen Völkern eine Begeisterung für einen Dichter oder Schriftsteller wahrnehmen, die so weit geht, daß ein Weib ihm sein ganzes Leben widmet. Es ist kaum ein Zufall, daß die Dame, die zwanzig Jahre hindurch in ununterbrochenem Briefwechsel mit Balzac stand und sich zuletzt mit ihm vermählte, eine Polin war, Frau Hanska, aus dem berühmten Geschlecht der Rzewuskis.

In neuerer Zeit hat man es in Petersburg erlebt, daß eine Dame aus guter Familie ihren Ehemann und ihr Heim verließ, um mit dem todkranken Dichter Nadson zusammenzuziehen und ihn bis zu seinem Tode zu pflegen, ebenso wie sie jetzt nur in der Erinnerung an ihn und für seinen Ruhm lebt. Mit den Gefühlen dieser Dame für den Dichter und mit ihrer Verehrung für ihn wurde in seinen letzten Lebensjahren und nach seinem Tode ein grausames Spiel getrieben, das indessen für die örtlichen Verhältnisse bezeichnend ist, weil es verrät, wie stark der Glaube an die höchste literarische Begeisterung in Rußland ist.

Einige Monate nach Nadsons Tod veröffentlichte seine Freundin einen ziemlich umfangreichen Briefwechsel zwischen dem Dichter und einer vornehmen Dame, einer anonymen Gräfin, die an ihn geschrieben hatte, ohne jemals seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Die weiblichen Briefe waren schön, aber sonderbar. Eine, aus allen Kennzeichen zu schließen, junge schöne und vornehm erzogene Dame, eben verheiratet, hatte sich scheinbar in Nadson verliebt, ohne ihm jemals begegnet zu sein, nachdem sie bloß seine Gedichte gelesen und sein Porträt gesehen hatte. Sieben Monate währte der Briefwechsel. Ihre Briefe sind feurig und werden immer leidenschaftlicher. Seine Antwortschreiben sind nicht ohne Zärtlichkeit,

doch ruhig und im Vergleich zu denen der Dame kalt, wenn man auch sieht, daß diese seltsame Liebe, die sich ihm so ungesucht und unerwartet näherte, ihn gerührt hatte. Dann stirbt er. Bald darauf ist, dem Vorwort der Herausgeberin zufolge, auch die Briefschreiberin gestorben, doch hat sie zuvor ihrem Mann das Ehrenwort abgenommen, daß er der Veröffentlichung ihrer an den Dichter geschriebenen Briefe und dessen Antworten kein Hindernis in den Weg stelle.

Mehrere Monate hindurch bildete dieser Briefwechsel den Gegenstand der Aufmerksamkeit und Teilnahme der russischen Lesewelt. Dann kam es heraus, was zuerst als spöttische Vermutung im Feuilleton eines Blattes ausgesprochen worden war, daß der Dichter und seine Freundin die Opfer eines dreisten Betruges geworden waren. Aus irgend einem unbekannten Beweggrunde hatte eine Dame, die im Hause verkehrte, zuerst die Freundin immer wieder mit Erzählungen von einer gewissen Gräfin aus ihrem Bekanntenkreise unterhalten, die in der Schwärmerei für Nadson lebe; darauf hatte sie begonnen, Briefe zu überbringen, sich bereit erklärt, die Antworten anzunehmen, und hatte dann länger als ein halbes Jahr das Spiel in Gang gehalten. Erst wurde sie zu dem Geständnis genötigt, daß die Gräfin nicht gestorben sei — aus dem triftigen Grunde, weil sie nie gelebt hatte. Dann bekannte sie, selbst all die namenlosen Liebesbeteuerungen hergestellt zu haben. Ob sie aus Lust, sich interessant zu machen, aus Neigung, hinter das Licht zu führen, oder nur aus Freude am Lügen und aus Phantasterei so gehandelt hatte, ist nebensächlich. Bezeichnend ist nur, daß das gesamte Petersburger Publikum nichts Ungewöhnliches oder Unglaubliches in einer solchen, von Schwarz auf Weiß hervorgerufenen, ohne persönliche Einwirkung entstandenen Leidenschaft fand.

Nicht selten findet man, was noch merkwürdiger ist, auch bei Männern ein ähnlich überspanntes und für literarische Begeisterung leicht empfängliches Wesen. Dies hängt, glaube ich, damit zusammen, daß im Gefühlsleben gewisser Typen unter den zivilisierten Russen überhaupt ein ungewöhnlich starker Hang zur Verehrung vorherrscht. Soweit sich ein dermaßen schwer zu erforschendes Gebiet durch das Leben und die Literatur beobachten läßt, scheinen sie sich tiefer und ehrerbietiger zu verlieben, als es heutzutage in anderen Ländern zumeist geschieht. Der ganz junge Russe

erwartet eine Art geistiger Hilfe und Rettung von dem Weibe seiner Liebe. Der verliebte ältere Mann ist bestrebt, seine Mängel durch eine immerwährende Huldigung gutzumachen. Derselbe Hang zur Verehrung ist es, der die Männer der niederen Klassen herdenweise sich zu Sekten mit geheimnisvollen Lehren zusammentun läßt. Und es ist ebenso dieser Hang, der auf literarischem Gebiet zu ausgesuchter Empfindsamkeit wird.

Trotz der Größe des Reiches ist es keine ökonomisch lohnende Beschäftigung, Schriftsteller in Rußland zu sein. Einige der größten Dichter und ein paar gewissenlose Zeitungsschreiber ausgenommen, verdient dort niemand Geld mit seiner schriftstellerischen Tätigkeit. Doch im tieferen Sinne lohnt es sich vielleicht nirgends mehr, seine Gefühle und Gedanken in einem Artikel, einer Abhandlung oder einem größeren Buche niederzulegen. Große Bevölkerungsgruppen bringen hier dem Schriftsteller ein so inniges Verständnis entgegen und machen ihn sich mit einer Heftigkeit und Andacht zu eigen wie es anderwärts nur Ausnahmen tun.

Alles, was den brennenden geistigen Durst löschen kann, wird eingesogen wie Tautropfen von einem ausgetrockneten, verschmachtenden Erdboden.

IX

Wir waren zu einem großen Wirtshause in der Nähe von Moskau hinausgefahren, um Zigeunerinnen singen zu hören und tanzen zu sehen. — Sie kommen scharenweise, mit dem Häuptling des Stammes an der Spitze, von ihren männlichen Verwandten begleitet, in das Zimmer, in dem man beim Abendessen sitzt, und stimmen dann eine Reihe wilder, merkwürdig klingender Chorgesänge an. Einzelne der jungen Mädchen tanzen, einen Tanz, der nichts Europäisches an sich hat, einen Tanz, der nur eine Quadratelle freien Raumes zwischen Stühlen und Tischen erfordert, indem die Tänzerin auf dem engen Platz in scheinbarer Ruhe jede Fiber ihres Körpers bewegt. Diese Pantomime, ein Wirbel auf einem Fleck, ist asiatisch oder afrikanisch. Der Gesang dagegen, dessen Anhören trotz seines barbarischen Klanges den Russen so großen Genuß bereitet, ist weniger ursprünglich. Sind auch einzelne der Melodien wirkliche Zigeunermelodien, so besteht die überwiegende Anzahl der Gesänge doch aus russischen Volksliedern, welche die

Zigeuner sich angeeignet und zu den ihren gemacht haben. Auch die Sprache, in der sie singen, ist russisch. Augenscheinlich haben der musikalische Geschmack des russischen Bauern, die poetische Eigenart der russischen Volkslieder sogar diesem so unzugänglichen Geiste der fremden Rasse ihr Gepräge aufgedrückt, weshalb der Russe, der die Zigeuner als das von ihm Verschiedene, das Fremde und Neue aufsucht, hier unbewußt nicht wenig von seiner Eigenart wiederfindet.

Dieser Gedanke war es, den der merkwürdige Gesang und Tanz zuerst bei mir hervorriefen; und als er ausgesprochen war, gab er durch eine Ideenverbindung Anlaß zum Gespräch über russische Eigenart und Aneignungsfähigkeit in Architektur und bildender Kunst, das viele Gedanken in Fluß brachte und nun, nach Verlauf eines Jahres, mich veranlaßt, mir nach besten Kräften Rußlands künstlerische Originalität in Vergangenheit und Gegenwart klarzumachen.

Am frühesten verraten die Russen Ursprünglichkeit in der Baukunst. Während die Skandinavier den Baum behauen, um ihre ältesten Balkenhäuser zu bauen, häufen die Russen die Baustämme übereinander und verbinden sie an ihren äußeren Enden, sodaß sie förmliche Mauern bilden. Man tut deshalb den Russen unrecht, wenn man ihre Baukunst ohne weiteres byzantinisch nennt; denn die byzantinische Architektur erinnert in ihren Formen durchaus nicht an eine vorhergehende Holzkonstruktion. Erst im 11. Jahrhundert beginnen die Russen, Kirchen nach byzantinischen Vorbildern zu bauen; aber auch diese schmücken sie mit asiatischen und slawischen Elementen aus.

Die skythischen Grabhügel, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts geöffnet wurden, haben eine Mischung rein griechischer und asiatisch-slawischer Kunstgegenstände zutage gefördert. Viele russische Verzierungen aus dem Altertum, Tier- und Pflanzenformen darstellend, verraten durch die Art dieser Tiere und Pflanzen selbst, die es in Rußland nicht gegeben hat, Einwirkung des Ostens, von Persien, ja von Indien. Doch die russische Nachschöpfung, die ohne allen Einfluß von Byzanz ist, zeigt ihre sichtliche Eigenart.

Anders verhält es sich mit der religiösen bildlichen Darstellung, der Wiedergabe heiliger Persönlichkeiten. Auf diesem Gebiete ist Rußland durchaus byzantinisch gewesen und geblieben.

Es entfernt sich hier nach keiner Richtung hin von dem übrigen griechisch-katholischen Ost-Europa. Doch was die religiöse Baukunst anbelangt, so unterscheiden sich die ältesten russischen Kirchen durch ihre schlanken Formen und ihr Aufwärtsstreben deutlich von dem ungemischten byzantinischen Stil.

Am Ende des 12. Jahrhunderts schon war die russische Kunst so weit gelangt, daß sie nicht hinter der Westeuropas oder Byzanz' zurückstand. Die russischen Kunsthandwerker wußten die Metalle mit einer solchen Fertigkeit zu bearbeiten, daß ihr Ruf sich weit umher verbreitete, und in der Mitte des 13. Jahrhunderts finden französische Gesandte sie in tatarisch-mongolischen Diensten. Der heilige Ludwig von Frankreich schickte von Cypern eine Gesandtschaft an den großen Khan der Tatarei, dessen Truppen damals einen großen Teil Rußlands verheert hatten. Die Sendboten fanden einen russischen Baumeister und einen französischen Goldschmied, die für ihn arbeiteten. Und Du Plan Charpin, der im Jahre 1246 von Innozenz IV. zu dem großen Khan Gajuk gesandt wurde und den Pomp und Reichtum des Tatarenhofes beschrieben hat, erzählt von einem russischen Goldschmied, der der Liebling des Khans war und ihm einen Thron aus Elfenbein, mit Gold und Edelsteinen verziert und mit Basreliefs geschmückt, gearbeitet hatte.

Es ist ganz unwahrscheinlich, daß die Tataren in der langen Zeit ihrer Herrschaft über Rußland versucht haben sollten, dem künstlerischen Geschmack und Stil der Bevölkerung eine andere Richtung zu geben. Nomaden, die sie waren, hatten sie keinen eigenen Kunststil und bekümmerten sich Rußland gegenüber um weiter nichts als um die Eintreibung von Steuern. Aber die tatarischen Khane haben aller Wahrscheinlichkeit nach als Vermittler gedient zwischen den asiatischen Völkerschaften, die einen Kunststil besaßen, einerseits und dem unterdrückten Russenvolk andererseits. Die russischen Künstler, die sich bei ihnen aufhielten, gewannen einen tiefen Einblick in die Kunstformen des inneren Asiens, die ihnen neu waren; sie behielten diese Formen im Gedächtnis, wenn sie heimkehrten. Im Jahre 1247 mußte Rußlands Nationalheld und Heiliger, der infolge seiner Siege über die Schweden und den deutschen Ritterorden so berühmte Alexander Newski, sich persönlich in das Lager der goldenen Horde begeben und wurde von dort an den großen Khan selbst verwiesen, um die Erleichterungen und

Milderungen im Vasallenverhältnis zu erlangen, die er begehrte. Die Reise nahm zwei Jahre in Anspruch und zeigt, wie viele Berührungspunkte zwischen den Höfen bestanden, und wie leicht es gewesen sein muß, Eindrücke zu empfangen.

In hohem Grade treffend erscheint mir in der Beziehung eine von Viollet le Duc in seinem Werk über die russische Kunst angeführte Stelle bei Marco Polo, dem berühmten venezianischen Reisenden, dem ersten Europäer, der (im 13. Jahrhundert) Asien bereiste und beschrieb; denn sie deutet darauf hin, daß sich bei der Ausführung der vergoldeten und farbigen Metallkuppeln, der bunten Dächer und stark kolorierten Mauern in Rußland ein starker Einfluß von Ostasien geltend gemacht hat. Er beschreibt den Palast des großen Khan in der Stadt Khanbatu:

„Der Palast ist so groß und breit, daß er mehr als sechstausend Mann fassen kann. Es gibt dort so viele Zimmer, daß es ein Wunder ist, es zu sehen. Er ist so groß und so gut ausgeführt, daß kein Mensch auf der Welt es besser verlangen oder besser machen könnte, und das Dach darauf ist hochrot und mit blauem und gelbem Glas von allen Farben, und es ist so gut und so schlau gefirnißt, daß es wie Kristall strahlt, so daß der Palast weit umher leuchtet. Und wisse, daß dieses Dach so stark und fest gemacht ist, daß es viele Jahre gehalten hat.*)

Obwohl russische Gelehrte wie Stroganow und Martinow Viollet le Ducs Vermutungen in bezug auf tatarischen und indischen Einfluß auf die russische Bau- und Ausschmückungskunst eifrig bekämpft haben, scheint er mit seiner Anschauung im Recht zu sein, daß man sie als eine Zusammenstellung von fast durchweg dem Morgenlande entlehnten Elementen betrachten könne.

*) La sale est si grant et si larges, que bien hi menuient plus de six mille hommes. Il ha tantes chanbres que c'en est mervoilles à voir. Il est si grant et si bien fait que ne a home au monde que le pooir en aiist qu'il le seust miaus ordrer ne faire et la covrcture desoure sunt tout vermoile et vers bloies et jaunes et de tous colors et sunt envertrée si bien et si soitilement, qu'il suns respredisant come cristiaus, si que mout ou loigne environ le palais luissent. Et sachiés que cele covreure est si fort et si fermécement fait que dure maint auz . . . . . (Siehe Viollet le Duc: L'Art Russe, Seite 77, Anmerkung.)

Die russische Kunst ist im wesentlichen religiös gewesen, da das religiöse Gefühl in Rußland (wie in Polen) mit der Liebe zum Vaterlande und zur Heimaterde verschmolzen gewesen ist. Es kam der Geistlichkeit darauf an, die Blicke der Bevölkerung an die Gegenstände der Religion zu fesseln, und da diese Bevölkerung nicht lesen konnte, benutzte man die religiösen Gemälde als eine Art Bildersprache; und damit diese Sprache zu allen Zeiten verstanden werden könne, hielt man jede Veränderung von ihr fern. Man entlieh ein steifes und heiliges Muster von den alten byzantinischen Meistern, und nichts wurde im Laufe der Jahrhunderte in Form und Gepräge der Bilder verändert. Das heilige Bild war ein nationales Sinnbild, wie später die Fahne, ehrwürdig und unveränderlich wie ein Wappenschild; es stellte solche ernsthaften, mageren, enthaltsamen Personen in langen Gewändern dar, die für die vollblütigen und fleischlich begehrlichen Menschen früherer Zeiten das Ideal waren.

Doch nur auf diesem einen Gebiet verharrte die russische Kunst im Stillstand. Und besonders von dem Augenblick an, da Konstantinopel keine christliche Stadt mehr, sondern in den Händen der Türken war, hörten die Russen auf, dort künstlerische Vorbilder zu suchen, und im 14. Jahrhundert erreichten ihre eigenartigen Schöpfungen einen Höhepunkt. Da führten sie mit kluger Benutzung der Natur des Stoffes Kirchen und Häuser auf, die genau ihrem Bedürfnis entsprachen; sie verarbeiteten Leder und schmückten es aus; sie webten Stoffe und bestickten sie in einer Weise, die genau ihrem eigenartigen Schönheitssinn entsprach. Zu derselben Zeit, als die Einheit des Reiches ins Werk gesetzt wurde, erhielten auch die künstlerischen Arbeiten ein einheitliches Gepräge.

Man gab dem kirchlichen Gebäude, das eine Art Sinnbild der Volksindividualität war, einen möglichst starken Glanz. Es sollte durch seine Masse und durch die überraschende Silhouette der obersten Partie den Blick anziehen. Man umringte die Mittelkuppel mit einem Kranz von Kuppeln, gab ihnen Turmform und krönte sie mit kunstfertig ausgearbeiteten Zwiebeln von vergoldetem oder angestrichenem Metall, das in Kreuzen endigte, die mit Ketten versehen und verbunden waren. Den äußeren Mauern, die man mit Ziegeln, emaillierter Fayence und Gemälden bekleidete, gab man das Ansehen eines strahlenden Teppichs. Die vorherrschenden Farben

sind Rot, Weiß und Grün, die letztere Farbe wurde besonders zu den zwiebelförmigen Metallknäufen benutzt.*)

Und kaum ist die Tatarenherrschaft abgeschüttelt, da legen die Moskowiter die größten Begabungen an den Tag als kunstfertige Waffenschmiede, als Meister im Ausmeißeln und Radieren von Gold und Silber sowie in der Verfertigung von gesticktem Leinen und künstlerisch verarbeitetem Leder, mit dem sie alle Nachbarländer versorgen. Ihre Stickereien zeichnen sich, wie die Vignetten auf ihren alten Handschriften, durch die harmonische Übereinstimmung der Farben aus. Sie haben überhaupt mehr Sinn für den Einklang der Farben als für die plastische Schönheit. Da das Gesetz, dem sie als Maler unterworfen sind, nicht Erfindungsgabe heißt, sondern Treue, so suchen sie die byzantinische Steifheit und Leblosigkeit der Figuren auf ihren Gemälden dadurch wieder gutzumachen, daß sie die Gestalten mit Gold, Edelsteinen und Perlen umgeben und so das Bild in eine Art prachtvoller Dekoration verwandeln. Und da sie nichts zu verändern wagen, also in der Ausführung der Köpfe und Gesichtszüge der heiligen Persönlichkeiten keinerlei Eigenart an den Tag legen können, so umgeben sie dafür diese Köpfe mit goldenen Heiligenscheinen, die mit Perlen und Edelsteinen eingelegt und mit dem feinsten Kunstsinn graviert sind, und bedecken die Brust des Heiligen mit einer Metallplatte, die mit Gold und Silber in geflammten Zeichnungen eingelegt und mit Arabesken nielliert ist. Einzelne dieser Heiligenscheine und Brustplatten aus dem 16. Jahrhundert mit grünen Blättchen und blauen Blümchen in das matte Gold eingelegt oder mit Grün in verschiedenen Schattierungen, von weißen Linien umgeben, und mit einzelnen schwarzen Blättern und schwarzen geometrischen Linien auf Goldgrund sind von einer Lieblichkeit, einer entzückenden, begeisternden Schönheit, von der Worte keine Vorstellung zu geben vermögen.

Die gewöhnlichen, aus Baumstämmen aufgeführten Gebäude erinnerten und erinnern an die Bauart in der Schweiz und Norwegen. Der verwandte Stoff hat verwandte Formen herbeigeführt, wenn auch die russische Eigenart leicht kenntlich ist. So stand Rußland schon vor der Zeit Peter des Großen in seiner

*) Viollet le Duc: L'Art Russe, S. 108.

künstlerischen Eigenart voll entfaltet da. Insofern die nun folgende Fremdeneinwanderung sich nicht in deren Dienst stellte, hat sie die Entwicklung nur aufhalten und hemmen können, bis im 19. Jahrhundert der Volksgeist auf künstlerischem wie auf anderen Gebieten einen neuen Aufschwung nahm.

Erst das vergangene Jahrhundert hat Rußland eine Malkunst gebracht. Katharina sammelte die Bilder in der Eremitage und gründete die Kunstakademie, um ihrem Reiche Maler zu schaffen, wie andere Staaten sie hatten. Aber diese Maler fanden für ihre Werke keinen Absatz. Der reiche Russe kaufte zur Zeit Katharinas nur fremde Bilder, und um nicht zugrunde zu gehen, begannen die einheimischen Künstler so gut sie konnten die ausländische Malkunst nachzuahmen. Auf diese Weise entstanden mehrere Geschlechter von Akademikern, Nachahmer Davids, die Spartaner und Römer mit nackten Beinen und flatternden Mänteln malten.

Die nationale Erweckung 1812, die sich bald in der Literatur bemerkbar machte, hatte fast gar keinen Einfluß auf die Kunst. Nikolaus hielt zwei Hofmaler, Brylow und Kotzebue, von denen der erste durch ein kaltes akademisches Gemälde, Pompejis letzter Tag, der zweite durch seine Schlachtenbilder berühmt geworden ist, welche die Siege Suwarows und Kutusows darstellen, die genau allen solchen altmodischen Siegen gleichen. Einen hervorragenden Maler besaß jene Zeit, den jetzt so berühmten Iwanow, den Schöpfer eines einzigen Gemäldes, das überdies niemals fertig geworden ist.

Gogol, mit dem Iwanow Freundschaft geschlossen hatte, hatte ihm die Idee zu diesem Bilde aus der Heiligen Geschichte gegeben, das ein Wunderwerk werden sollte und das der Maler, da er nie mit der Ausführung zufrieden war, immer wieder von neuem beginnen mußte. Zwanzig Jahre hintereinander war Iwanow mit diesem Werk: Christi Kommen beschäftigt. An den Ufern des Jordans umsteht eine Schar Männer Johannes den Täufer. Aller Augen sind auf einen Punkt in weiter Ferne gerichtet, den Johannes mit einer Handbewegung angibt. Dort über den Höhen zeigt sich Jesus, ein betrübter Mann, der sich der Schar nähert, die Erde mit Götterspuren streifend. Er scheint ein halb verklärtes Wesen.

Die Charakteristik in diesen Köpfen ist mit hartnäckiger Leidenschaft durchgeführt. Dagegen ist die Farbe schwach. In Tretiakows

Galerie in Moskau, dieser Goldgrube für das Studium russischer Kunst, kann man die ganze Reihe der Versuche verfolgen, durch welche das Gemälde zu seiner endlichen Gestalt gelangte.

Iwanows geniales und unermüdliches Suchen ist der einzige große Einspruch gegen die akademische Kunst unter Nikolaus. Der Kaiser, der Selbstherrscher über alle Dinge und alle Menschen in seinem Reiche sein wollte, und der sogar Dichter und Dichtung nach Kräften beeinflußte, — er war es, der Puschkin dazu brachte, sich mit Rußlands Geschichte zu beschäftigen — wollte auch eine edle und gesellschaftserhaltende Kunst haben, die teils ganz im allgemeinen seiner Regierung zur Zierde gereichen, teils die besondere Aufgabe lösen konnte, seine Taten zu verherrlichen. Es gelang ihm nur, den unabhängigen Talenten den Mut zu nehmen und sie im Keim zu ersticken.

Erst seit 1860 ist es soweit, daß eine wirkliche russische Malerschule besteht und die russischen Kunstfreunde sich nicht mehr ans Ausland wenden, wenn sie ihre Wände zu schmücken wünschen. Als mit Aufhebung der Leibeigenschaft, die gegen fünfzig Millionen Menschen freimachte, der große befreiende Hauch über Rußland hinwehte, da griffen die Maler zu und gaben auf der Leinwand — oft von möglichst großem Umfang — umfassende Ausschnitte aus dem nationalen Leben wieder, ungefähr wie die Dichter gleichzeitig begannen, vierbändige Romane über die russische Gesellschaft zu schreiben. Und nun wurde es hochmodern, sich für die russische Kunst zu interessieren, wie es früher Mode gewesen war, allem Fremden zu huldigen. Die Maler fanden guten Absatz und unter ihren Kunden Beschützer wie Tretiakow, der allein eine Sammlung gegründet hat, die um das Mehrfache größer und noch um das Vielfache besser ist, als die in der Eremitage enthaltene Sammlung russischer Gemälde.

Es offenbart sich jetzt eine Verwandtschaft zwischen dem Entwicklungsgange der Kunst und der Literatur. Beide bewegen sich mit derselben Kraft und Hast von einer vornehmen Romantik zu einer Art wirklichkeitstreuer volkstümlicher Wiedergabe. Der Weg der Literatur führt von den verfeinerten Helden Puschkins und Lermontows zu den von Tolstoi und Dostojewski mit Vorliebe geschilderten Einfachen des Herzens. In der Malerei ging der Weg von den akademischen Darstellern der Taten der Großen und der Eleganz

der höheren Gesellschaft zu den derben und betrübten Schilderern des Lebensschicksals der Unterdrückten und Unglücklichen. In bezug auf künstlerische Wirklichkeitstreue steht Rußland jetzt hoch über Polen und nicht weit von Frankreich.

Allerdings ist die Akademie in Petersburg noch eine Art Kunsthierarchie. Es herrscht hier derselbe Tschinownismus (Beamtengeist) wie überall in Rußland; die wichtigsten Behörden an dieser Anstalt haben keinen Begriff von Kunst. An der Spitze steht der Form halber Großfürst Wladimir, und unter ihm wirkt ein Exgouverneur. Es werden allen Schülern stets dieselben bekannten Aufgaben gestellt: Priamos, der kommt, um sich Hektors Leiche zu erbitten. Es wird vorgeschrieben, von welcher Seite das Licht fallen, welche Person im Vordergrunde stehen soll usw. Es nützt nichts, daß der Schüler weit mehr für ein Apfelweib dort an der Ecke als für den König Priamos und seinen ganzen Hof übrig hat. — Er soll Priamos und Hekuba malen. — Was ist ihm Hekuba!

Unter Rußlands modernen Malern gibt es eine Gruppe dekorativer Koloristen. Der bekannteste von ihnen ist, obwohl er ständig in Rußland ausstellt, kein Russe. Es ist der Pole Siemiradski, beeinflußt von Makart. Seine durch Photographien überall verbreiteten Bilder: Die lebenden Fackeln, Der Schwertertanz, Das Mädchen oder die Vase? werden dem Leser erinnerlich sein. Was Siemiradski angesprochen hat und was er wiedergeben kann, ist nicht das Höchste in der Kunst, Stimmung oder Gefühlsinhalt des gemalten Auftritts. Was er anstrebt, ist die vortreffliche Wiedergabe der malerischen Pracht von Dingen und Stoffen.

Weniger dramatisch veranlagt als er, aber im übrigen mit ihm verwandt ist der Russe Makowski, ein Maler mit großer Farbenfreude und wenig Seelenkenntnis. Er stellte 1887 in Petersburg ein großes, von einem Amerikaner gekauftes Gemälde aus: Kaiser Alexis, sich eine Braut wählend. Das Thema war für russische Patrioten insofern ansprechend, als diese Braut, die gesucht wurde, die Mutter Peters des Großen werden sollte; im übrigen diente es dem Künstler zum Vorwand, eine Schar junger schöner Mädchen in der Tracht des Zeitalters zu malen. Merkwürdig genug scheint er ein und dasselbe Modell — seine schöne

Frau — für all die jungen Weiber benutzt zu haben, unter denen Alexis wählen soll. Das Ganze erhob sich nicht sonderlich über die ausgesprochene Kostümkunst. Auch sein späteres viel besprochenes Gemälde: Tod Iwan des Schrecklichen kann nicht viel mehr genannt werden. Einige der Figuren — der erschrockene Narr, der zu den Füßen des Zaren liegt, und der weißhaarige und weißbärtige russische Große, der mit vor Entsetzen stieren Augen über das Schachbrett hinweg auf den Umsinkenden blickt — haben Ausdruck; die übrigen Anwesenden sind wie auf einer Schaubühne aufgestellt.

Eine Sonderstellung in der neueren russischen Kunst nimmt Wereschtschagin ein, ebenso bekannt wegen seiner außerordentlichen Naturbegabung wie wegen des Mißbrauches, den er mit seinen Fähigkeiten treibt. Wenn er will, ist er imstande, auch als Kolorist Großes zu leisten. Und nicht wenige von seinen allzu zahlreichen Gemälden, wie z. B. sein Leichenfeld, haften unauslöschlich in der Erinnerung des Beschauers. Wer ihn recht beurteilen will, muß sich nicht mit dem Studium dessen begnügen, was der Maler selbst zur Ausfuhr und zur internationalen Ausstellung bei elektrischem Licht und mit Begleitung von Orgel- oder Leierkastenmusik bestimmt hat, sondern die Sammlung seiner Gemälde in Tretiakows Galerie in Moskau durchsehen. Ein echter Russe ist Wereschtschagin durch seinen Hang zu einem herumstreifenden Abenteurerleben und durch die auffallende Mischung von weitgehender Wirklichkeitsverehrung und Sinnbildern suchender Mystik (die Allegorie des Krieges z. B.), in seiner Kunst. Es besteht ein gewisses Verhältnis zwischen ihm und Tolstoi. Er würde als dessen Illustrator an seinem Platz sein, und besonders würde die Aufgabe, Krieg und Frieden zu illustrieren, ihm vortrefflich liegen; seine Auffassung des Krieges gleicht, wie Vogüé richtig gefühlt hat, der des friedensliebenden und kriegschildernden Dichters.*)

Von Rußlands modernen Malern haben mich vor allem zwei angesprochen: Riepin und Kramskój.

Kramskój, der im Frühjahr 1887 starb, hat seine starke Seite im Porträt. In Tretiakows Galerie kann man die ganze lehrreiche Reihe seiner scharf aufgefaßten Porträts großer zeit-

*) E. M. de Vogüé: Souvenirs et visions, S. 172.

genössischer Russen sehen: Herzen, Bielinski, Turgenjew, Dostojewski usw. Nach seinem Tode wurde eine Ausstellung seiner Werke in der Akademie veranstaltet. Es waren zwei religiöse Gemälde: **Christus in der Wüste**, ausgemagert vom Fasten, von der Gedanken Wucht gedrückt, und ein ungeheures, unvollendetes Bild: **Christus vor Pilatus**, außerdem fünf Säle voller Porträts, von denen das Bild des ausgezeichneten kleinrussischen Dichters Schewtschenko, der so viel gelitten und so schön gedichtet hat, durch seinen unvergleichlichen Ausdruck die Perle bildete.

Kramskój wurde 1837 in einem Dorfe Kleinrußlands in der Nähe der Stadt Ostrogojsk geboren. Sein Vater war Kleinbürger; die Mutter verbrachte ihr Leben in der Küche; der Knabe erhielt seine erste Erziehung in einer Volksschule. Sieben Jahre alt, begann er Kosaken in Ton zu modellieren; dreizehn Jahre alt, flehte er die Eltern um Erlaubnis, die Malerei zu erlernen. Doch es wurde ihm abgeschlagen, denn jedermann im Dorfe wußte, daß Maler „barfuß gehen". Da er indessen alles zeichnete, was er sah, und alle Bilder in der Kirche kopierte, wurde er nach ein paar Jahren nach Woronesch, zu dem besten dortigen Bildhauer dort gesandt, hielt aber nur drei Monate bei ihm aus, da er ausschließlich zu Besorgungen in der Stadt verwendet wurde und als einzige Zerstreuung oder Erfrischung Prügel bekam. Von seinem sechzehnten bis zum zwanzigsten Jahre durchwanderte er Rußland die Kreuz und Quer, Bilder für einen Photographen auffrischend, der durch Ostrogojsk gekommen war. Bei diesem seinen Wanderleben, das ihm einen Monatslohn von dreiundeinhalb Rubel einbrachte, las er alles, was er in die Hände bekommen konnte, und schwärmte besonders für Gogol und Lermontow. Endlich betrat er, zwanzig Jahre alt, die Straßen Petersburgs und hatte das Glück, Aufnahme in die Akademie zu finden. Er glaubte im Tempel der Kunst zu stehen.

Seine Enttäuschung war groß. Der Unterricht war geradezu schrecklich; die Zeichenklasse ging noch an, doch je höher der Schüler stieg, desto schlimmer wurde die Schule. Keinerlei Rücksicht wurde auf die Persönlichkeit des jungen Mannes genommen, und immer dieselben biblischen oder antiken Stoffe. Es war damals gerade zwanzig Jahre her, seit Iwanow in der Akademie eine ähnliche Enttäuschung erlitten hatte. Aber 1858 kam gerade dessen Gemälde

19*

nach Petersburg und der Maler mit ihm. Kramskój wurde von dem eigenartigen Bilde heftig ergriffen; er fühlte die Genialität der Idee und bewunderte die Wahrheit der Gesichtszüge. Er stellt in seinen Briefen den Kopf des Johannes hier eben so hoch wie den der Venus von Milo und der Sixtinischen Madonna, und ärgert sich darüber, daß kein Mensch in Petersburg für etwas anderes Augen hätte als für die Zeichenfehler dieses mächtigen Gemäldes.

Kramskój hatte schon seine ersten Medaillen und brauchte nur noch ein Jahr zu warten, um auf Kosten der Akademie ins Ausland geschickt zu werden, als er plötzlich mit vierzehn Kameraden die Akademie verließ, empört über den dort erteilten Unterricht. Diese fünfzehn Männer sind es, welche die russische Kunst von den alten Gewohnheiten befreit haben. Kramskój hatte früh geheiratet, und sein Haus wurde zum Sammelplatz dieser Jugend. Er selbst, den man als Führer dieser Bewegung betrachtete, arbeitete übermäßig und suchte jede Art von Belehrung. Sein Durst nach Wissen und Kenntnissen war so groß, daß er ihn jeden Studenten mit Ehrfurcht betrachten ließ. Seine Schlichtheit und Herzensgüte gewannen ihm die Herzen.

Um diese Zeit wurde Riepin sein Schüler und schnell sein vertrauter Freund. 1868 schloß er außerdem Freundschaft mit einem Landschaftsmaler Wassiliew, der einen bedeutenden Einfluß auf ihn ausüben sollte. Wassiliew trieb ihn zur Unabhängigkeit von jedweder Autorität, und Riepin entzückte ihn durch seine kecke Malweise. Seit 1868 war Kramskój berühmt. Er, der alte Feind der Akademie, wurde selbst zum Mitglied der Akademie ernannt. Allmählich wurde er nun mehr und mehr Kolorist. 1876 schreibt er aus Paris, daß er bisher nur die Form angebetet habe; jetzt beginne er zu begreifen, was Malerei sei. Er wird ein Vergötterer Velasquez'. „Alles ist blaß und unbedeutend im Vergleich mit ihm. Er malt mit seinen Nerven. Der Eindruck ist erdrückend; das ist das einzige Wort dafür."

Kramskój starb in seinem Beruf. Während er 1887 das Porträt des kaiserlichen Leibarztes Rauchfuß malte, einen Pinsel verlor und sich nach ihm bückte, fiel er auf der Stelle tot um. Kein anderer hat die russische Rasse in den verschiedensten Gesichtern gemalt wie er.

Sein Schüler Riepin, der größte lebende Maler Rußlands, ist besonders durch einige historische Gemälde berühmt geworden: durch das Bild der Zarewna Sophie, nachdem Peter der Große sie vom Thron gestoßen hatte, und das viel besprochene: Iwan der Schreckliche, sich verzweifelt über seinen Sohn werfend, den er in der Wut mit einem Schlage seines mit eiserner Spitze versehenen Stockes gemordet hat. Dies letztere ist ein meisterhaftes Werk und vortrefflich gemacht. Man kann fast die Blutlache riechen.

Diese Gemälde sind jedoch nicht die für Riepins Begabung bezeichnendsten. Das sind die Schöpfungen, in denen er seine Zeit wiedergegeben hat. Es liegt in ihnen eine schlichte Stärke, ein tiefer und echter Ernst und eine entzückende Innigkeit. Riepin hat das in strengem Sinne moderne Rußland auf der Leinwand festgehalten. Deshalb bezeichnet man in einzelnen Kreisen seine Bilder als Tendenzgemälde, radikale Gemälde. Bei ihm findet man die Typen der zeitgenössischen jungen intelligenten Männer, der weiblichen Studenten mit dem kurzen Haar und dem klugen Blick wieder. Er hat Die Burlaki gemalt, die auf der Wolga Barken stromaufwärts schleppen, und bewundernswert ist der Ausdruck in den verworfenen oder resignierten Gesichtern dieser gebückten, schwitzenden Arbeiter mit den gestrafften Muskeln unter den löcherigen Lumpen. Er bevorzugt Stoffe wie die Abreise des Rekruten, den einfachen, täglich vorkommenden Auftritt: das Losreißen des jungen Mannes von Familie und Heimat, oder wie die Heimkehr des Verbannten, ein durch seine Einfachheit unendlich ergreifendes Bild. Man vergißt den Blick nicht, mit dem Mutter und Schwester erstaunt, halb erschreckt, noch nicht froh, auf die ausgezehrte junge Gestalt in den schlechten Kleidern starren, die friedfertig zur Tür hereinschreitet.

Das tiefe Mitgefühl in dieser Kunst deckt die Unbarmherzigkeit in der Treue der Wiedergabe.

Rußland hat gegenwärtig nur einen einzigen Bildhauer, der an Bedeutung diesen Malern gleichkommt, das ist Antokolski, einer der wenigen Männer jüdischer Geburt, die sich in der Geschichte der Skulptur bekannt gemacht haben. Er verbrachte seine Jugend in großer Armut und war Schuhmacherlehrling in Petersburg, als sein Talent entdeckt wurde. Baron Günzburg, der reiche und liebenswürdige Petersburger Bankier, nahm sich seiner an und

unterstützte ihn, bis er, schnell genug, sich mit seiner Kunst ernähren konnte. Nachdem er lange Zeit in Rom gelebt hat, ist er jetzt in Paris ansässig und genießt europäischen Ruf.

Man entsinnt sich vielleicht aus Julius Langes Buch: Die bildende Kunst des „Christus" von Antokolski. Gebunden, mit zusammengeschlossenen Füßen, wird Christus vor das Volk hingestellt, eine Gestalt, die mit schwermütiger Wirklichkeitstreue in der Tracht jener Zeit ausgeführt ist, mit breiten Sandalen unter den Füßen, das Haar unter der brennenden Sonne vom Schweiß an der Stirn festgeklebt — ein energischer und wahrer jüdischer Typus. Er blickt ein wenig vor sich nieder, doch der Blick ist nach innen gekehrt; er schluckt mit männlicher Festigkeit die Schmach hinunter, daß das Geschrei des Pöbels Barrabas ihm vorzieht. Es ist russische Unanfechtbarkeit in diesem Blick.

Eine andere berühmte Statue Antokolskis, den sterbenden Iwan den Schrecklichen darstellend, ist nicht minder interessant. Der Zar sitzt in seinem Lehnstuhl, das Kommen des Todes erwartend. Die Stellung verrät eine unzweideutige Einwirkung von Houdons Voltaire: die Hand, die sich tastend um die Stuhllehne klammert. In seinen Augen ist ein Ausdruck, als sähe er im Augenblick des Todes die siebzigtausend Menschen, die er zum Tode verurteilt hat, an sich vorüberziehen. Lange hat den Ausdruck: „Es ist wie ein Monolog von Macbeth."

In Baron Günzburgs an Kunstwerken reichem Hause findet sich eine große vortreffliche Büste, die Antokolski von Peter dem Großen ausgeführt hat, monumental aufgefaßt, zum Helden veredelt, mit Herrscherschönheit und dem Gepräge ungeheurer Willenskraft. Dasselbe Haus enthält auch eine entzückende weibliche Büste, das Porträt der verstorbenen Frau Günzburg. Von seinen andern Kunstwerken lobt man besonders eine Statue Spinozas, lächelnd und nachdenklich.

Aber hat die Bildhauerkunst auch im Augenblick nur einen einzelnen sehr großen Namen aufzuweisen, so gibt es doch auf diesem Gebiete viel Tüchtigkeit in Rußland, und viel plastisches Talent findet dort Verwendung im Dienste der Kunstindustrie. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der russischen Gesellschaft, daß alle Jahrestage, alle Jubiläen, die eine höhergestellte Persönlichkeit erlebt, durch Überreichung irgend eines künstlerisch verarbeiteten

Stückes Silber oder Gold gefeiert werden. Nicht selten erhält der Juwelier von einem Verein oder einer Innung eine Bestellung mit der Erlaubnis, bis zu fünfundzwanzigtausend Rubel zu gehen, wenn er nur ein wirkliches Kunstwerk zuwege bringt. Die russische Farbenfreude macht sich in solchen kleinen Werken auf gefälligere Art geltend als in der großen Baukunst. Die Moskauer Juweliere verstehen es, mit ungewöhnlichem Schönheitssinn starke und blasse Farben mit dem matten Gold und Silber in Übereinstimmung zu bringen. Leider war das meiste, was man davon auf einer nordischen Ausstellung in Kopenhagen 1888 zu beobachten Gelegenheit hatte, weniger eigentümlich für das russische Volk, weil die Arbeiten teils oft nach französischen Zeichnungen und Mustern ausgeführt waren, teils in ihrer ganzen Art eher von den Bergvölkern im Kaukasus als vom eigentlichen Rußland stammten. Es scheint, als habe man hier mehr durch Eleganz als durch Eigenart wirken und überhaupt eher Proben von den Fähigkeiten der Russen geben wollen, fremde Vorbilder nachahmend zu verwenden, als von ihrer merkwürdigen Gabe, die Fremden auf ihrem Erdboden zu zwingen, ihr künstlerisches Schaffen in russischem Stil und Geist zu halten.

Rauha bei Imatra

(August und September 1895)

I

Endlich einmal wieder eine Sommernacht. Keine Wolke am Himmel; alle Sternbilder leuchtend klar. Rechts der Demantschmuck der Plejaden; über mir der Polarstern; links die nördliche Krone, und vor mir, wenn ich von meinem Balkon hinaussehe, vom Dunkel verschleiert, der Saimasee in seiner ganzen ungeheuren Ausdehnung mit den schöngeformten, länglichen und runden, tannenbewachsenen Inselchen — großen und kleinen —, der großartige See, der den Tag hindurch ein so reiches und in hundert Farbentönen wechselndes Schauspiel abgegeben hat, der aber jetzt schläft, und dessen Atemzug ich höre.

Hier ist das Land der Stille. Meilenweit umher kein Laut, und kein Fäserchen, das die Reinheit der Luft verderben könnte. Freilich sind wir nur sechs Stunden von Petersburg entfernt, doch nichts erinnert hier an die große Stadt oder überhaupt an eine Stadt. Die Landschaft ist groß in ihrer unberührten Einfachheit. Nicht einmal Dörfer gibt es hier, nur vereinzelt ein paar armselige Holzhütten. Im übrigen der unermeßliche See und die Birken und die Tannenwälder und die vielen Steine und die erikabewachsenen Hügel, von denen man eine so weite Aussicht hat.

Hier ist Ruhe. Bei schnellstem Tempo braucht man eine Stunde Fahrzeit bis zur nächsten Station, die nur zwei Häuser hat, und von dort fährt man mit dem Zuge noch drei Stunden bis zur nächsten Stadt, Wiborg, einem Orte, der noch dazu den Eindruck macht als läge er auf dem Lande.

Als Wohnort ist Rauha ganz neu entdeckt. Eigentlich von dem russischen Romanschriftsteller Tikhanof, der zwei Zimmer von

mir entfernt sitzt und seiner Freundin eine Erzählung diktiert. Ein paar Artikel von ihm haben den Ort in Rußland bekannt gemacht. Nur Russen gehen hierher, und ich habe seit meiner Ankunft nur in russischer Gesellschaft gelebt. Rauhas Geschäftsführer, ein junger Italiener aus Ferrara, suchte mich in Kopenhagen auf, um mich zu einem Aufenthalt hier aufzufordern. Er lockte mich her, und ich fand bald Bekannte. Hier ist eine kleine Heerschar junger russischer Mädchen, die den Tag hindurch Tennis spielen, spazieren gehen und segeln, und deren Spiel und Gelächter zu meinen Fenstern heraufschallt wie die Munterkeit, die am Schlusse von **Ein adliges Nest** Turgenjews Lavretzki das Gefühl einflößt, von einem neuen Geschlecht umringt zu sein. Die Perle des Ortes ist jedoch Mucha.

Mucha ist zwölf Jahre alt, hält sich aber so gerade, als wäre sie achtzehn. Muchas Gesicht hat ein vornehmes Oval mit zwei tiefen Grübchen, ihr braunes Haar fällt in einer seidenweichen Flechte im Nacken herunter, und wenn sie ihr gutes Kleid mit dem breiten Spitzenkragen trägt und den großen ihr tief im Nacken sitzenden Strohhut auf dem Kopf hat, so sieht keine Triumphatrice der Welt siegreicher aus. Mucha ist ganz zweifellos von Leonardo geahnt worden; seine Köpfe gleichen dem ihren, nur hat er nichts so Junges geschaffen. Niemand tanzt wie Mucha, und niemand verachtet es so wie sie, mit Puppen zu spielen. Mucha spricht Französisch so gut wie Russisch und hat von ihrer Gouvernante zur Belohnung ihres Fleißes eine Uhr in einer Glaskugel bekommen, die sie um den Hals trägt. Mucha ist die Fee und der gute Geist des Ortes, viel weniger kindisch als die meisten Erwachsenen. Nichts kann Mucha klein machen, nicht einmal der Imatrafall, wenn sie ihm mit ruhiger Kälte ihre Beachtung schenkt.

Mucha ist schuld daran, daß die ganze Familie hier ist. Als sie im Winter Influenza und Typhus gehabt hatte, konnte ihre Mutter nichts anderes tun, als hier Zuflucht suchen. Der Schnee lag im März ellenhoch, die Luft war still und rein, der See strahlte in seinem Rahmen von ernsthaften Tannenbäumen, und bald lief Mucha auf Schneeschuhen. Mitte Mai kam sie wieder her und geruht nun, sich hier am Orte äußerst wohl zu befinden. — —

Allerdings war die Überfahrt von Kopenhagen nach Helsingfors in einem rasenden Sturm nicht angenehm, und der dicke Bursche, der Teeplantagen auf Ceylon besaß, nicht unterhaltend, und es waren ein bißchen zu viel Engländer an Bord, die von Hull nach Finnland wollten, um zu fischen; aber Mucha hat die Mühen der Reise gelohnt.

Mit Lilly und Tilly ging sie den Weg am Imatrafall entlang. Wir alle mußten unsere Aufmerksamkeit gleichmäßig zwischen ihr und ihm teilen.

Zum erstenmal sah ich den Imatrafall wohl in den Aufzeichnungen der armen Charlotte Stieglitz erwähnt. Auch hier hat sie, von Angesicht zu Angesicht mit dem seltenen Naturschauspiel, den Ehrgeiz und die Einbildungskraft ihres schlaffen, stumpfen Mannes zu entflammen versucht.

Der Imatrafall stürzt nicht schroff und senkrecht hinunter, wie so manche anderen schwedischen und norwegischen und schweizerischen Wasserfälle. Ganz oben und ganz unten ist er am schönsten. Von der dünnen Brücke, die darübergeschlagen ist, sieht man oben soweit das Auge reicht, die dunkelblauen, tiefblauen Wellen des Stromes mit ihren Schaumkragen in der Sonne glitzern. Köstlich wirkt diese Farbenzusammenstellung von Dunkelblau und Schneeweiß. Doch wo der Strom sein Bett schmäler und tiefer zwischen den zwei senkrechten Felswänden gegraben hat, unter der Brücke und weiter nach unten, da weicht die blaue Farbe der grünlich gelblichen, und mit einem Höllenlärm, schäumend und spritzend wie ein Malstrom von Seifenwasser stürzen die Gewässer sich wirbelnd in die Tiefe, kochen und sausen, steigen wieder empor, zersprühen zischend die Massen ihrer Schaumkämme in alle Winde. Dieses Brausen ist betäubend; der Chorgesang des Wassers ist ermüdend in seiner Eintönigkeit. Und wozu all dieser Lärm, dieses Rasen und Schäumen — viel Lärm um nichts. Vier-, fünfhundert Schritt weiter unten gleitet der Strom schon von neuem weit friedfertiger, dort unten zeigt sich von neuem der schöne Anblick dunkelblauer Seen mit schneeweißer Schaumverbrämung, und bald legt sich das Wasser ganz zur Ruhe und läßt sich befahren. Unfruchtbar war dieser Höllenlärm zwischen Himmel und Erde, führte zu nichts und bedeutete nichts. Wozu also diese Umstände! all dies Herabstürzen! all dies, das Jugend und mächtigen

Willen vorstellen soll — Schaum auf dem Wasser, Schaum auf dem Wasser!

Aber eine Kinderstimme lacht unter meinem Fenster. Es ist Mucha mit ihrer älteren Schwester. Sie wohnt nicht im Hotel, sie hat ihre eigene Villa, doch um so interessanter für sie ist das Hotel, besonders infolge der Strickleitern, die an unseren Fenstern befestigt sind und bei uns, die in dem sehr hohen ersten Stock wohnen, unter den Tischen liegen. Denn das Hotel ist ganz aus Holz, und die Strickleitern sind zu unserer Rettung bei Feuersgefahr bestimmt. Sie sind nicht so romantisch wie die seidenen Leitern, auf denen man in Südeuropa einstmals zum Balkon seiner Dame emporstieg, aber bequemer, und es ist lange Muchas inniger Wunsch gewesen, ihre Festigkeit zu erproben. Nun läßt Fräulein Lilly von ihrem Fenster den Strick herunter. Mucha kann mit ihrem schmalen Fuß gerade die unterste Stufe erreichen, und jetzt läuft sie behende an der Mauer hinauf. Sie hat den Rand des Fensters erreicht. Wir heben sie behutsam über das Fensterbrett. Sie steht im Zimmer und blickt sich siegesgewiß um. Auf ihrer Sturmleiter hat sie die Festung eingenommen. Die vier russischen Flaggen auf dem Hotel und auf der Villa schlagen ihr zu Ehren klatschend aneinander.

II

Der Prophet*)

Es klopft an meiner Tür. Es ist Mucha. „Verzeihen Sie, wohnt Wladimir Sergéitsch Nummer 24 oder Nummer 25? Mama wußte nicht recht Bescheid, und hier sind Briefe für ihn."

Er wohnt Nummer 24, und endlich haben wir ihn also hier. Ein halbes Jahr lang habe ich gewünscht, seine Bekanntschaft zu machen; zuletzt war er wie ein Alp für mich geworden, dieser Name, sein Name, der Name des Propheten. Vierzehn Tage war er jeden Tag genannt und seine Persönlichkeit von einem Dutzend verschiedener Menschen verschieden geschildert worden, die er während seines hiesigen Aufenthaltes beschäftigt, verwundert, interessiert, geärgert und gewonnen hatte. Zuletzt war meine Neugierde so

*) Hiermit ist der berühmte im September 1900 verstorbene Denker Wladimir Sergeitsch Salowiow gemeint.

groß, daß ich Muchas Mutter bat, zu schreiben und all ihren Einfluß in die Wagschale zu legen, um ihn hierher zu bekommen.

Neulich telegraphierte er also, daß er vorgestern oder gestern kommen würde. Wir warteten vorgestern ganz vergebens. Gestern schlug ein berühmter russischer Künstler vor, daß wir ihm bis Imatra entgegenfahren und seine Ankunft mit Champagner feiern sollten. Doch hiergegen wurde eingewendet, daß man sich durchaus nicht auf die Telegramme des Propheten verlassen könne. Weil er seine Ankunft jetzt telegraphierte, konnte es sehr gut geschehen, daß er in einem halben Jahr oder doch in ein paar Monaten käme. Im Winter telegraphierte er einem Freunde seine Ankunft und fand sich dreiundeinenhalben Monat später ein. Gut war es auch, daß wir uns nicht aufmachten; denn es regnete den ganzen Tag in Strömen, und wir würden die Fahrt vergebens unternommen haben. Es kam kein Prophet mit dem Zuge von Wiborg, gestern so wenig wie vorgestern. Ich hatte mich schon völlig darauf gefaßt gemacht, ihn nie zu Gesicht zu bekommen.

Da, gestern abend, als wir in einem großen Kreise beisammensaßen und ein anmutiges junges Mädchen, Zoe Lwowna, den Tee herumbot, und Wassili Alexandrowitsch Geschichten aus seiner Offizierszeit in Asien unter Loris Melikow erzählte — geht die Tür auf, und in ihr steht lang und mager mit seinem weißgesprenkelten Haar, seinen mächtigen Augenbrauen, seinen herrlich strahlenden Augen und seinem langen braunen Bart, der die ganze Brust deckt — der Prophet. Ich kannte ihn von Porträts aus; doch er sieht eigentlich besser aus, als ihn irgend ein Porträt zeigt, aber auch zarter und schwächer und natürlicher, ja einfach.

Er war mit dem Güterzug gekommen, da er wie gewöhnlich nachts gearbeitet hatte und zu spät aufgestanden war, um den richtigen Zug zu erreichen. Er hatte den ganzen Tag nichts genossen und war jetzt zuerst mit Nadjeschda Jewgéniewna in die Restauration hinübergegangen, um etwas Fisch zu bekommen; denn er ißt kein Fleisch. Jetzt stand er da, und ich verschlang ihn mit den Augen, und er lächelte mir wohlwollend zu, wie man jemand zulächelt, mit dem man gemeinsame Freunde hat. Er sprach zu allen: seine Stimme war kräftig und tief. Und Wassili Alexandrowitsch fuhr in seinen Soldatengeschichten fort, und zuletzt wurden alle beredt, und wir trennten uns spät.

Es war winterlich kalt, so daß wir die Gartentüren schließen mußten, und es goß immer weiter; doch eine muntere und gemütliche Stimmung erfüllte das Zimmer, die auch nicht durch die Pausen unterbrochen wurde, die entstanden, wenn der Prophet in Grübeln versank, teilnahmslos dasaß und verschwand. Es wurde ein ganz Teil gelacht, und verwundert hörte ich den Propheten mitlachen, und zwar mit einem merkwürdig gebrochenen und gesprungenen, hohen und drolligen Kinderlachen, das noch lange weiterklang, nachdem alle anderen mit Lachen aufgehört hatten. — Heute kamen zwei seiner Schüler an, der junge Fürst Tr. und der Philosoph L.; alle beide Universitätsprofessoren in Moskau.

Aber ich merke, daß ich ganz versäumt habe, mitzuteilen, wer und was der Prophet ist.

Erstens ist er kein Prophet und gibt sich am wenigsten dafür aus. Zweitens paßt trotzdem dieser Schmeichelname besser auf ihn als irgend ein anderer Name passen würde. Nächst Tolstoi hat er sicherlich den größten Einfluß auf die Gruppe der russischen Jugend, die einerseits in einem gespannten Verhältnis zur offiziellen Kirchlichkeit steht und andererseits zugleich zur Frömmigkeit, Geheimlehre und Enthaltsamkeit neigt. Er brauchte seinen Namen nicht selbst berühmt zu machen. Sein Vater war der größte Historiker Rußlands. Er selbst ist fünf Jahre Professor der Philosophie an einer großen russischen Universität gewesen, erhielt aber seinen Abschied auf Grund seiner kritischen Haltung gegenüber der rechtgläubigen Staatskirche und seiner Neigung zum römischen Katholizismus. Seitdem hat er eine Reihe von Jahren hindurch nur als Schriftsteller gelebt. Seine lyrischen Gedichte sind schön, geistvoll, von einer feinen Symbolik durchdrungen. Mehrere Jahre war ihm der Aufenthalt in Petersburg verboten; nun darf er dort wohnen; es ist ihm jedoch verboten, öffentlich zu reden, und er läßt viele seiner Schriften im Auslande auf Russisch oder Französisch erscheinen.

Die Russen altern frühzeitig. Wladimir Sergeitsch ist zweiundvierzig Jahre alt, sieht aber aus, als wäre er mitten in den Sechzigern. Sein Kopf ist in hohem Grade merkwürdig. Der obere Teil des Gesichts ist wunderschön, doch der Mund ist häßlich, vorspringend, und ebenso tierisch, wie der oberste Teil des Gesichts ideal ist. Dieser Gegensatz deutet vielleicht auf eine gewisse ursprüngliche Spaltung in seinem Wesen.

Er ist ein völlig echter und redlicher Mensch mit einem außerordentlichen Vorrat von Kenntnissen und einem ganz selbständigem Denken. Er ist aufs Gründlichste vertraut mit aller möglichen Theologie und allen Werken alter und neuer Philosophie. Von dänischen Sachen kennt er in deutscher Übersetzung Martensens Ethik und Dogmatik, sein Buch über Meister Eckard und Höffdings Psychologie; in russischer Übersetzung Bruchstücke von Kierkegaards Entweder-Oder. Er schätzt alle diese Bücher hoch und beurteilt sie verständig. Durch das Buch über Meister Eckardt hat Martensen sein Herz gewonnen. Denn er interessiert sich lebhaft für alle Geheimlehre. Swedenborg, Böhme und Eckardt kann er nie müde werden zu erforschen. Mit der Kabbala ist er lange Zeit beschäftigt gewesen, fand aber das Studium schließlich ganz unfruchtbar; Spiritist ist er gleichfalls gewesen, ist aber davon zurückgekommen. Er ist stolz darauf, all diese geheimnisvollen Mächte studiert zu haben. Das zeigt, daß er vorurteilslos ist. Er war naiv genug, um sich lange von Madame Blawatsky und ihrer Theosophie interessieren zu lassen. Er lebte in ihrer Nähe und war Zeuge ihrer Mirakel. Doch eines Tages entdeckte er mit seinen scharfen Augen, daß sie von ihrem Nähtisch geschwind einen Brief ergriff, den sie in der Luft aufzufangen vorgab, und bis ins Innerste seines Wesens empört wandte er sich nun gegen sie. Er ist der Verfasser der entscheidenden Schrift, die ihr Unwesen enthüllte. Er schreibt Französisch genau so leicht wie Russisch.

Im Gespräch ist er lange munter, verständig, klar, scharfsinnig, bis er plötzlich mit einer Äußerung kommt, die verrät, daß sein Denken nur bis zu einem gewissen Punkt geht, und daß auf diesem gewissen Punkt jedes Verständnis und jeder Gedankenaustausch zwischen ihm und einem weltlichen Genossen versagt und in die Brüche geht. Man spricht zum Beispiel von den möglichen Bewohnern des Sternenhimmels. Plötzlich deutet Wladimir Sergeitsch ohne mit der Wimper zu zucken an, daß er Bescheid wisse; er erhielt hie und da Mitteilungen von dort oben. Oder man geht mit ihm in einem Walde spazieren und läßt eine Bemerkung fallen über den entzückenden Waldesduft. Er rät einem an, sie durch die Nase einzuatmen, da man, falls man mit dem Munde atmet, dabei leicht böse Geister mit hinunterschluckt. Durch die Nase haben sie keinen Durchweg. Er ist voller absonderlicher

Gesundheitsregeln, so macht er jeden Vormittag einen Spaziergang mit dem Ziel, womöglich in der Sonne zu niesen. Ich begegnete ihm zur Frühstückszeit und bat ihn, mit mir zurückzukehren. „Ich kann noch nicht," antwortete er. „Ich habe noch nicht in der Sonne geniest." Gelingt ihm dies nicht, so fühlt er sich den ganzen Tag nicht wohl. Er verabscheut Parfüms, hat aber stets eine große Flasche Terpentin bei sich, aus der er beständig etwas über seine Finger gießt und seinen Anzug bespritzt. In seinem Zimmer hat er zwei solcher Flaschen, die er ununterbrochen benutzt, um seine Möbel, sein Bett, seinen Fußboden von Ansteckungsstoff zu reinigen. Er lebt und atmet in Mystik und Terpentingeruch. Außer der Terpentinflasche trägt er in seinen Taschen stets ein altes Testament auf Hebräisch und ein neues auf Griechisch, nicht allein um mit Andacht in ihnen zu lesen, sondern um ihren Text an der Hand der neuesten Bibelkritik zu prüfen. Er ist nämlich durchaus freigeistig, ganz stockgelehrt und gibt der Kritik ihr Recht, er ist z. B. nur unzufrieden mit Renans Geschichte Israels, weil sie ihm als zu abhängig von der deutschen Wissenschaft erscheint und Renan nicht immer mit der neuesten Forschung mitgegangen ist. Aufrichtigeren Freisinn zu besitzen ist unmöglich. Und doch macht er drei große Kreuze, ehe er sich zu Tisch setzt.

Glaubt jemand, ihn bei einer Beschränktheit ertappt zu haben, so zeigt er sich überlegen durch Kenntnisse und frei durch die feine, scharfe Kritik, die er gegen seine eigenen Gesinnungsgenossen übt. Wenn es einen gäbe, den man von vornherein für seinen Günstling halten sollte, so wäre es sicherlich ein Mann wie Melchior de Vogué. Dieser russenfreundliche Franzose, der mehr als jeder andere russische Literatur in Frankreich bekannt gemacht und die jetzt in Frankreich herrschende religiöse Reaktion eingeleitet hat, erscheint indessen Wladimir Sergéitsch nur trocken und leer, ein wahrer Stockfisch. Ebenso sieht er den kleinen Pflichtmenschen Paul Desjardins mit sehr satirischen Blicken an und kann den strengen Brunetière trotz dessen immer lärmenderen Katholizismus nicht ausstehen; er hat es durchschaut, daß Brunetières Frömmigkeit nur Politik ist und findet seine Evolutionsbücher so langweilig, wie sie sind.

Er schätzt Tolstoi, ist sich aber ganz klar über dessen Unwissenheit und stets wechselnde Grillen, amüsiert sich auch jedesmal, wenn Tolstoi seinen Freunden ein neues Buch oder neue Verfasser

enthüllt, von denen seiner Ansicht nach niemand vorher etwas gehört hat. Tolstoi bekommt es sehr gut fertig, zum Propheten zu sagen: „Ich habe kürzlich eine bisher ganz unbekannte Schrift von Kant entdeckt: Kritik der Urteilskraft. Bisher glaubte man nur, daß er die Kritik der Vernunft geschrieben hatte.“ Wladimir Sergéitsch hat seine Naivetät, aber sie liegt auf ganz andern Gebieten.

Seine Ursprünglichkeit entzückt. Bald kommt er einem vor wie ein Hostrupscher Pedant ohne Herrschaft über seine Glieder, gleichgültig gegen die ganze Außenwelt, bald wie ein Priester des Geistes, streng gegen sich selbst und mild gegen andere, bald wie ein umherziehender Ritter, im Dienste aller schönen Illusionen.

Er hat in den letzten zehn Jahren nirgends Haus und Heim gehabt. Er wohnt bald in einem Hotelzimmer hier weit draußen auf dem Lande mitten im Winter, wenn hier kein störendes Menschentreiben ist, bald in irgend einer Stadt bei irgend einem Freunde. Er führt nicht mehr Kleider mit sich als den Anzug, den er anhat. Ewig ist er auf Reisen. Ganz Europa mit Ausnahme äußerst weniger Länder, und Nordafrika und Kleinasien hat er gesehen. Er kann alle Sprachen (sogar etwas Schwedisch) und kennt die Kulturgeschichte aller Länder. Er verschwindet für seine Freunde, findet sich nach fünf Jahren wieder ein, kann dann um elf Uhr abends an der Tür läuten, hineinkommen und sprechen, als hätte er das Zimmer zuletzt am vorhergehenden Tage verlassen. Und wohlgemerkt — denn das macht die Anmut und den Reiz seines Wesens aus — er ist original, ohne es zu wollen, ohne für den Umstand, daß er dies ist, auch nur einen Gedanken übrig zu haben. Er gibt einem Kutscher, der ihn hier auf dem Lande eine Stunde fährt, fünf Rubel Trinkgeld; er traktiert drei Tage hintereinander mit Champagner — und hat dann auf einmal nicht Geld genug, um von der Stelle zu kommen, sitzt fest und muß an einen Verwandten um ein kleines Darlehen schreiben. Er selbst kümmert sich weder um Geld noch um Wein oder Wohlleben, aber es macht ihm Freude, sein mühsam verdientes Geld zum Fenster hinauszuwerfen.

Die Russen sind zu sehr Wirklichkeitsmenschen, um ihn zu schätzen, wie er geschätzt werden müßte. Man schreibt Zeitungsartikel gegen ihn und greift ihn um Eigenschaften und Gedanken willen an, die er nicht aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Die Geistesrichtung, die ihn durchdringt, ist gegenwärtig in

allen Kulturländern verbreitet, aber anderwärts allzu häufig mit Affektion behaftet, wie bei vielen Präraffaeliten, oder mit Marktschreierei wie bei Sar Peladan. Wer kennt nicht unter den modernen Mystikern in Westeuropa alle Abarten vom feierlichen Esel an dem edlen Dummkopf vorüber bis zum schwärmerischen Idiotenverehrer. Allein über die Idiotenverehrung ließe sich ein langes Kapitel schreiben; sie erstreckt sich von Dostojewski bis Wyzewa.

Doch Wladimir Sergëitsch ist rein und blank. Er ist ohne alle Feierlichkeit; niemand lacht lieber als er. Er ist ohne alle Beschränktheit; niemand ist freisinniger als er. Seine Mystik ist nicht nur aufrichtig, sondern anziehend durch die echt russische Originaliät seines Wesens.

III

Wir machten gestern eine schöne Spazierfahrt nach Vallinkoskis Doppelfall, der kleine Imatra genannt, der ebenso schön ist wie der große. Diese ganze Gegend an der Wuoxa, zwischen dem Saima- und Ladogasee ist mit ihren Buchten und Wieken, ihren tannenbewachsenen Granitfelsen, ihren dichten Wäldern und ihrem flachen, steinigen Strande malerisch wie wenige. Sie besitzt einen stillen Reiz, der das Herz gewinnt und die Schwärmerei der Finnen für diese so wenig üppige Natur vollkommen begreiflich macht. Der Imatrafall ist die mächtige Kraftanstrengung dieser Natur, ein Malstrom, so gewaltig, daß er in jeder Stunde fünfundzwanzig Millionen Kubikfuß Wasser mehr in die Tiefe stürzt, als der Niagarafall in der gleichen Zeit. Aber er ist von Entsetzen umgeben. Teils lockt das stürzende Wasser einen mit sich, teils fallen einem bei dem Anblick unwillkürlich zahlreiche Geschichten von Selbstmord, Mord und Unglücksfällen ein. Ab und zu verschwindet in der hiesigen Gegend ein Reisender; der Imatra hat ihn genommen. Vor ungefähr zehn Jahren wurde ein russischer Doktor, der oberhalb des Falles fischte, in den Malstrom hinabgezogen. Es gelang ihm, sich an den großen Stein zu klammern, welcher in der Mitte liegt, und er rief um Hilfe. Eine ganze Stunde hielt er sich fest, während die Leute in der Verwirrung am Ufer hin und her liefen und nicht wußten, wie sie ihn retten sollten. Dann bekam er Krämpfe in den Händen und ließ den Stein los.

In Vallinkoski teilt die schöne kleine Insel Kyrö den schäumenden, niedrigen Fall in zwei gewaltsame, aber im Sonnenlicht lächelnde und leuchtende Ströme, welche die Anziehungskraft in sich vereinen, die das Große und das Anmutige besitzen. Oben vom Pavillon gesehen, bieten die Fälle sich in ihrer ganzen Ausdehnung dar; doch sitzt man unten auf den Steinen des Strandes, so ist der Anblick des schäumenden Wassers, das in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten wieder klar und dunkelblau wird, eigentlich ein gemütliches, idyllisches Bild. Barfüßige finnische Jungen werfen oben beim Pavillon Holzpuppen in Menschengestalt ins Wasser, damit man sehen kann, wie man herumgewirbelt und vernichtet werden würde, falls man selbst da hineinspränge; doch sie setzen weiter unten ihre Jollen aus und fischen friedfertig ihre Puppen wieder heraus. Einige von uns segelten mit ihnen und erblickten dadurch die Fälle von einem neuen Gesichtspunkt, gewiegt von dem jetzt beruhigten Strom.

Es gibt Leute, welche ausschließlich die Länder besuchen, um ihre Natur zu sehen und auszunützen; so besonders die reisenden Engländer. Gestern erhielt ich den Besuch von zwei jungen englischen Studenten aus Cambridge, die mit mir auf demselben Dampfschiff hier heraufgefahren waren; sie waren ausschließlich nach Finnland gereist, um zu fischen, kamen jetzt von Kuopio und wollten nach Imatra; sie gingen zu Fuß hinter ihrer auf einen Karren geladenen Bagage und waren schöne Exemplare der englischen Rasse in ihrer Gesundheit und Kraft. Sie hatten, seit sie an Land gekommen waren, kaum ein Wort mit einem Menschen gewechselt, sondern sich ganze Tage lang miteinander unterhalten. Welche Art, zu reisen! Sie waren hier außerstande, mit jemand zu sprechen, und doch können die Bauern der hiesigen Gegend stets zwei Sprachen, in der Regel drei. Finnisch und Russisch sprechen und verstehen sie alle; sehr häufig auch Schwedisch. Sie meistern Sprachen so ganz verschiedener sprachlicher Gruppen ohne Anstrengung. Dies beruht wohl darauf, daß wir hier der Grenze verhältnismäßig nahe sind; es verhält sich mit dem Bauern hier wie mit dem geringsten Matrosen auf den Dampfschiffen zwischen Calais und Dover, der Englisch und Französisch gleich geläufig spricht.

Die gebildeten Finnen haben bekanntlich keine ausgeprägte Sympathie für Rußland. Sie wissen, daß ihnen von Rußland

Gefahren drohen. Ein Buch wie Jaques Ahrenbergs Die Familie auf Hapakoski ist ein unterhaltendes Zeugnis von der Empfindung des jetzigen Geschlechts. Die älteren Finnen können gar nicht Russisch, sie haben das bißchen vergessen, das sie notgedrungen in der Schule lernten; und nach den Gefahren für Finnlands Selbständigkeit, welche die letzten Lebensjahre des verstorbenen Kaisers brachten, und angesichts der Drohungen gegen Finnland und den Ausbrüchen des Hasses gegen dieses Land, die täglich in der heutigen russischen Presse vorgebracht werden, ist es kein Wunder, daß das Gefühl für Rußland und die Russen kühl ist. Ich habe Finnen gekannt, die nicht einmal den Geruch russischen Leders vertragen konnten; es wurde ihnen übel, sobald jemand im Zimmer ein Portemonnaie aus diesem Stoff in seiner Tasche hatte. Dafür erscheinen die Finnen als Stamm den feineren Russen drollig durch ihr Phlegma. Der Russe betrachtet sie mit denselben Augen wie ein Italiener die Holländer. Doch die intelligentesten Russen erkennen trotzdem in hohem Grade die Widerstandskraft dieses Volkes gegen das Aufgehen in Rußland und das seelische Gleichgewicht, kraft dessen es sich nicht — wie so häufig die Polen — zu Dummheiten verleiten läßt, an. So haben die Finnen im Propheten einen aufrichtigen Bewunderer, und all die Russen unseres Kreises hegen, ohne viel von den Finnen zu wissen oder das Geringste von der schwedisch-finnischen Litteratur zu kennen, Sympathie für ihre außerordentliche Ehrlichkeit, ihren Rechtssinn und ihre Festigkeit; nur die Trägheit des finnischen Naturells setzt sie gewöhnlich in Erstaunen. Wer weiß indessen, ob nicht diese Trägheit selbst nur Oberfläche ist! Es scheint Leidenschaft darunter zu liegen. Ob nicht der Finnländer im Grunde den kleinen baumstarken finnischen Pferden gleicht, die sich nicht besonders ansehnlich ausnehmen, aber doch im Galopp mit dem schwersten Wagen den höchsten Hügel hinauffahren und unermüdlich scheinen?

Hier hat sich allmählich ein ganzer Kreis interessanter russischer Persönlichkeiten angesammelt, Schriftsteller, Musiker, Maler, Malerinnen, Philosophen, Bankiers. Das Gerücht, daß der eine hier ist, zieht den andern her, und so wächst unsere Gruppe beständig. Anfangs saßen alle wir Bekannten bei unseren Mahlzeiten an einem langen Tisch. Das ist nun schon längst nicht mehr möglich, und wir brauchen viele Wagen zu unseren Ausflügen.

20*

Da kein anderer mehr Platz hat, uns alle bei sich zu versammeln, so hatte man gestern abend mich um Obdach ersucht, da ich, als besonderer Schützling des Wirtes, Herrn Alm, hier im Hotel zwei Zimmer — wahre Säle — habe mit achtzehn Stühlen, einem Lehnstuhl, einem Sofa, einem Diwan und drei Tischen (für den nicht gerade übertrieben hohen Preis von zwei finnischen Mark) täglich; ich benutzte die Gelegenheit, eine kleine Abendgesellschaft zu geben, die durch Herrn Alms Artigkeit besonders verherrlicht wurde, indem er mit kurzen Pausen den ganzen Abend bis Mitternacht meinem Fenster gegenüber Feuerwerkskörper abbrennen ließ. Als der Kellner Fjodor mir so etwas ins Ohr sagte, wie ob wir nicht auf den Balkon hinausgehen und die Raketen ansehen wollten, dachte ich so wenig an Feuerwerk, daß ich glaubte, er meinte mit Raketen Schneeschuhe — diese heißen so auf Französich — und ich konnte nicht begreifen, was wir um diese Jahreszeit mit ihnen sollten; aber dann verbreiteten die roten und gelben Sterne ihren Glanz, und die gute Laune der Gesellschaft stieg, als man begriff, daß sogar der Wirt unsere Zusammenkunft als ein Fest betrachtete.

Meine Zimmer waren mit großen Lampen schön erleuchtet; die Wände waren mit Friesen von lustigen und recht satirischen Karikaturen geschmückt, die ein junger Maler und eine junge Malerin von den meisten der Anwesenden gezeichnet hatten, als sich anläßlich eines nächtlichen Alarms im Hotel verschiedene der Herren und Damen, die früh zu Bett gegangen waren, in tiefem Negligé zeigten; der Tee war gut, der Kaviar — Rußlands ganze Poesie — war frisch und grau, ganz ohne den säuerlichen Geschmack, der ihn außerhalb Rußlands ungenießbar macht, und der Wein sah in seinen Eiskübeln einladend aus. Es wurden Szenen aufgeführt und Geschichten erzählt; man disputierte und hielt Reden, und bei jedem Hoch, das ausgebracht wurde, stiegen die Raketen vom Garten empor und barsten in der Luft mit einem kleinen Knall, während die feurigen Kügelchen sich schön von dem dunklen, sternenklaren Herbsthimmel abhoben.

St. Petersburg

(Oktober 1895)

I

Man fühlt sich wohlgemut, wenn man sich von neuem in einer Stadt aufhält, in der man einmal vieles und nur Gutes erlebt hat. So fühle ich mich ganz glücklich, wieder in Petersburg zu sein. Ich weiß wohl, daß Piter von allen echten Petersburgern verabscheut wird, ungefähr wie Berlin von den meisten Fremden; aber ich liebe diese schönen breiten Straßen, diese unglaublich verschiedenartigen Gesichter, Falconets kühnen Peter den Großen, diese mächtigen Kais an der Newa, Gagárinska Náberedschnaia, wo ich so lange gewohnt habe, und mein Herz klopfte vor Freude, als ich vorgestern nach einem Jahre zum ersten Male wieder auf dem Newski spazierte. Wenn es hier nur nicht so kalt wäre; der Wind ist so schneidend wie in Dänemark im Januar; doch wenn er sich hin und wieder legt, ist es hier wenigstens in der Sonne warm.

Kaum eine Stunde bin ich allein gewesen, seit ich herkam, und ich will einzelne Eindrücke aufzeichnen.

Gespräch mit Wladimir Nikoláitsch, dem echten russischen Durchschnittsschriftsteller, gutmütig, warmfühlend, grobkörnig, mit breiten Schultern, breitem Gesicht, breiten Anschauungen, langem Haar. Er ist aller Orten und alles Mögliche gewesen, ist in Kasán als Sohn eines reichen Kaufmannes geboren, der nach und nach drei Ehen schloß und zum vierten Male genötigt wurde, sich morganatisch zu vermählen, da die russische Kirche nicht mehr als drei gesetzliche Verbindungen erlaubt. Der Sohn ist in die Fußtapfen des Vaters getreten; er hat zwei gesetzliche Verbindungen hinter sich:

mit seiner dritten, die blondes Krausshaar hat und einem braven Schaf gleicht, ist er nur zur linken Hand getraut. Als der Alte starb, stellte es sich heraus, daß sein Vermögen in den letzten Jahren vollständig zusammengeschmolzen war, und Wladimir Nikoláitsch, der selbst nichts besaß und in der Erwartung einer Erbschaft gelebt hatte, übernahm mit seinem Bruder gutmütig die Fürsorge für die morganatische Witwe und die Kinder. Er ist umherziehender Schauspieler in den russischen Provinzen, Offizier im russisch-türkischen Kriege gewesen und hat als solcher die Bulgaren, die er nicht gerade unbedingt bewundert, in nächster Nähe gesehen. Er ist von Natur aus die friedfertigste Seele. Während des ganzen Krieges hat er seinen Säbel nur gezogen, um damit zu kommandieren, er zog ihn auch nicht, als ein Baschibozuk auf ihn schoß und ihm seine Lanzenspitze in den Schenkel bohrte; er begnügte sich damit, seinen Reitern einen Wink zu geben, so daß sie den Baschibozuk niederschossen. Wie jeder russische Militär schätzt er die Türken so hoch, wie er die Bulgaren verachtet. Sobald der Krieg beendet war, ging er als Handelsagent nach Lille in Frankreich. Und erst seit er diese Stellung aufgab, wurde er Romanschriftsteller und Dramatiker. Seine Stücke, meist Possen, werden ständig in Petersburg aufgeführt und bringen ihm ein ganz Teil ein. Er betrachtet sie und die Literatur im ganzen hauptsächlich vom ökonomischen Standpunkt. Von jedem seiner Bücher erzählt er, wie viel oder wie wenig es ihm eingebracht hat; bei jeder Zeitschrift, die erwähnt wird, fügt er hinzu, wieviel Abonnenten sie hat und was für eine Jahreseinnahme sie dem Verleger abwirft — kurz, er ist der echte Literat, der, wenn er einen anderen Literaten trifft, ein Gespräch über die Verleger beginnt.

Alles, was er sagt, wird in guten Wendungen vorgebracht, nimmt sich sehr ursprünglich aus und stimmt doch in allen Stücken mit den Anschauungen überein, die ein für allemal in den denkenden Kreisen Rußlands feststehen: z. B.: jemand führt aus einer auf dem Tisch liegenden Zeitung die Wendung an: „Bismarck, der Begründer des neuen deutschen Reiches." Welcher Unsinn! sagt er. Welche unverdiente Ehre! Die Begründer des neuen deutschen Reiches heißen: Alexander I., Nikolaus I., Alexander II. Ohne sie wäre das Reich nie entstanden. Alexander I. war so gut, die Demütigung Frankreichs in Gemeinschaft mit Deutschen und Eng-

ländern zu besorgen — welche Politik! Alexander II. war so gut, Bismarck freie Hand zu lassen, Österreich und Frankreich zu brechen — welche Politik! Aber am kolossalsten in seiner Einfalt war doch Nikolaus I. Gibt es in der Geschichte ein politisches Seitenstück zu dem Feldzug Nikolaus' gegen die aufrührerischen Ungarn? Von allem, was Rußland bei der Gelegenheit zu tun einfallen konnte, war dieser Feldzug sicherlich das dümmste. Und wir taten es. Wir hielten Österreich zusammen, das uns jetzt unten auf der Balkanhalbinsel im Wege liegt und bereit ist, uns bei der ersten Gelegenheit in die Beine oder in die Seite zu beißen — welche Politik!

Ein zufälliger Fremder würde diese Äußerungen freilich originell und drollig finden; aber was sie ausdrücken, steht schon in den russischen Schulbüchern neuesten Datums.

Für Wladimir wie für alle einigermaßen gebildeten Russen bedeutet Alexander III. Regierung nur eines: die politische und religiöse Reaktion, die letztere in einer Weise auf die Spitze getrieben, wie man es vor 1880 nie für möglich gehalten hätte. Wie andere Russen führt er die religiöse Bewegung in den höheren Gesellschaftskreisen ausschließlich auf die gegenwärtige Kaiserinwitwe zurück, der ihr Gemahl als liebevoller Ehemann Spielraum über das religiöse Leben gab, wenn sie sich nur nach seinem bestimmten Wunsch richtete, sich gänzlich von der Politik fern zu halten. Alexander selbst bezeichnet Wladimir Nikoláitsch als den „typischen russischen Bürgersmann, der zweiter Klasse fährt."

Wir waren vorgestern abend nach der Ankunft in einem großen Kreise bei Anna Dmitriewna versammelt. Da war unter anderen ein junger Student namens Melichow, dem zu widersprechen viel Spaß machte. Er ist zwanzig Jahre, sehr reich, Gutsbesitzer, eifriger Freisinniger und schwärmt für eine parlamentarische Verfassung. Scherzweise sagte ich: „Was nützte es euch, wenn ihr ein Parlament bekämt? Ihr seid einhundertunddreißig Millionen Menschen, könntet also nach dem Maßstab anderer Länder euch nicht gut mit einer Versammlung von weniger als sechshundertundachtzig Mitgliedern begnügen. Ihr seid, wie gesagt, einhundertunddreißig Millionen; also befinden sich unter euch wahrscheinlich zehn bis fünfzehn politische Tüchtigkeiten. Gesetzt, diese würden gewählt, was ich bezweifle,

so würden sie ja doch in einer Versammlung von ungefähr sechshundertundsiebzig politischen Kaulquappen vollständig ertrinken." — Er protestierte natürlich leidenschaftlich. — Ich sagte: „Meinetwegen! in bezug auf die Befähigung will ich Ihnen Zugeständnisse machen. Aber nun die Ehrlichkeit! Da es in der französischen Deputiertenkammer in der Panamazeit einhundertundsechs Reichstagsabgeordnete gab, die sich bestechen ließen, so wäre es eine Beleidigung gegen Rußland, die Anzahl der ihnen moralisch Ebenbürtigen im zukünftigen russischen Parlament auf weniger als zweihundertundzwölf zu veranschlagen. Was wäre dann gewonnen?" Er bekam einen roten Kopf vor Zorn; nicht wegen meiner Aussprüche über Rußland, sondern wegen meiner Behauptungen über Frankreich. — „Nicht ein französischer Reichstagsabgeordneter hat sich bestechen lassen," rief er. „Das ist nicht bewiesen!" — „Ich kann es wenigstens nicht beweisen," lautete die Antwort. — „Wenn man es nicht beweisen kann, darf man es nicht sagen," wandte er heftig ein. — „Die Namen stehen auf Cornelius Hertz' Liste," sagte ich. „Es ist nicht meine Schuld, daß die französische Regierung es hartnäckig unterläßt, sich dieser Liste zu bemächtigen; sie hat wohl ihre Gründe."

Höchst bezeichnend dulden diese Jünglinge nicht, daß man irgend etwas Unvorteilhaftes über solche Institutionen fremder Länder sagt, die ihnen als die begehrenswerten, unerreichbaren Ideale erscheinen. Verlören sie den Glauben an diese, so wären ihre Hoffnungen sinnlos, das ganze Streben ihres Lebens ihnen zweifelhaft geworden. Deshalb dulden sie alles, was man ihnen über Rußland sagt, aber nicht einmal einen Scherz über die parlamentarischen Zustände Europas. Im übrigen denken sie sehr logisch so: Vielleicht dauert es dreihundert Jahre, ehe unser Parlament ein taugliches Parlament wird, aber haben wir gar kein Parlament, so dauert es sechshundert Jahre und länger, ehe wir dieselbe Stufe erreichen.

Lange sprach ich an dem Abend mit einem ehemaligen russischen Militärattaché in Paris. Er ist in diesen Tagen aus Paris zurückgekommen, wo er sich wiederum ein Jahr lang aufgehalten hat. Er war betroffen von dem überhandnehmenden Merkantilismus in Frankreich, der seiner Auffassung nach bald alle anderen geistigen Mächte des Landes verschlungen hat, und dessen

Herrschaft in der sogenannten besten Gesellschaft und vor allem über die Frauen er mir mit Farben schilderte, die ich nicht wiedergeben kann, und mit zahlreichen Beispielen, die man mir nicht glauben würde, falls ich sie wiederholte. — Da ich ihn gebeten hatte als Sachverständigen, mir seine Ansicht über die gegenwärtige Stufe der Tüchtigkeit des französischen Heeres in Vergleich mit der des deutschen Heeres zu sagen, sprach er sich, obwohl alle seine Sympathien auf seiten Frankreichs waren, ohne das geringste Bedenken für die ungeheure Überlegenheit der Deutschen aus. Hinsichtlich Rußlands war er in bezug auf das Resultat eines Krieges äußerst ruhig. „Erstens," sagte er, „kann der Feind seine Truppen in unserm armen Lande, wo wir überdies alles abbrennen, nicht unterhalten, nicht ernähren. Zweitens ist es unsere starke Seite, daß wir Barbaren sind. Unsere Soldaten leben gut von einem Futter, bei dem der deutsche Soldat verhungern würde — das ist eines; sodann wird der Krieg bei uns kein Soldatenkrieg, sondern ein Volkskrieg, und der gemeine Mann folgt dem Triebe, dem Feinde die Kehle durchzubeißen, der seine Füße auf den Boden des heiligen Rußland setzt."

II

Was mich an der slawischen Jugend in Erstaunen setzt, das ist die Frühreife oder richtiger der Vorsprung an Bildung und erlangten Kenntnissen, die einzelne junge Wesen dieses Stammes vor jeder anderen Jugend voraus hat, die ich kennen lernte. Im Sommer sah ich in dem Badeorte Heringsdorf täglich einen kleinen polnischen Knaben von elf Jahren, der nicht nur in bezug auf sprachliche Entwicklung, sondern in Gedankengang und Redeweise so war, wie im Norden ein sechzehnjähriger Jüngling. Und hierher nach Petersburg hat mich von Rauha aus ein junges Geschwisterpaar begleitet, er siebzehn, sie sechzehn Jahre, die so entwickelt sind wie in Dänemark ein dreißigjähriger Mann und eine mindestens dreißigjährige Frau. Sie sind Russen, doch nicht rein russischer Abstammung; tatarisches und polnisches Blut ist in ihren Adern gemischt, und ich beobachte nicht zum erstenmal, welche vortrefflichen Resultate diese Mischung ergibt. Sie sind die Kinder eines berühmen Malers, in reichen Verhältnissen geboren, in einem

Hause, das mit seinen Kunstschätzen ein wahres Museum ist. Dann gingen die Eltern auseinander; der Vater zog nach Paris, die Mutter, eine berühmte Petersburger Schönheit, lebt abwechselnd in den größeren Städten Europas und im Sommer in den verschiedenen Badeorten Italiens, Frankreichs und Deutschlands. Die Kinder begleiteten sie lange allerorten und erhielten im Alter von zehn Jahren einen Einblick in vornehmes und oberflächliches europäisches Weltleben, wie ihn wenige alte Menschen haben, und einen Unwillen und Abscheu dagegen, die sie dazu getrieben haben, jetzt ihre Zeit mit der gewissenhaftesten Arbeitsamkeit auszunützen.

Siriosche (der Schmeichelname, der in der Aussprache aus Serge wird) ist noch Schulknabe und kann erst in einem Jahre Student werden, da sein langer Aufenthalt den Gang seiner Studien verzögert hat. Wir Erwachsenen sprechen nichtsdestoweniger alle mit ihm wie mit einem Gleichalterigen und Ebenbürtigen. Kaum einmal ist es geschehen, daß das Gespräch auf eine geistige Erscheinung kam, mit der er nicht bekannt war und über die er uicht nachgedacht hatte. Er, der dasitzt und sich für die Schule auf seinen Vergil vorbereitet, ist vollständig vertraut mit Geschichte, Naturwissenschaft, moderner Literatur und Philosophie. Wie er es angestellt hat, sich all diese Kenntnisse zu erwerben, ist mir ein Rätsel; es beruht auf einer Schnelligkeit in Aneignung und Auffassung, wie ich sie nur ein oder zweimal in meinem Leben getroffen habe. Gewissen schwierigen Schriften gegenüber, von denen manchmal die Rede ist, war ich anfangs versucht, zu glauben, daß er sie aus Auszügen oder Zeitschriftenartikeln kenne; aber nein! so oft ich mich mit ihm in solche Themata vertieft habe, hat es sich herausgestellt, daß er sie gründlich kannte; so zeigte es sich, daß er Mills doch nicht gerade leicht lesbares Buch über Hamiltons Philosophie in- und auswendig kannte.

Er ist sicherlich einmal ein sehr vorlauter und eingebildeter Junge gewesen; das hat er ganz hinter sich; in einem Jahre wird er den Kopf von den jungen Mädchen voll haben, die schon jetzt in gaffender Bewunderung dasitzen, so oft er den Mund aufmacht; aber noch hat er zu viel zu tun, um an sie zu denken, und es gibt kein niedlicheres und drolligeres Bild, als ihn in einem Kreise

von vier halbwüchsigen jungen Mädchen, die Schwester einbegriffen, zu sehen, in tiefem Ernst Jean Psicharis Histoire du baiser, eine philologische Abhandlung über die Geschichte des Kusses (bei Griechen, Römern, Italienern usw.) vorlesend, die auch mit Ernst und Andacht angehört wurde.

Die Schwester ist noch um einen Grad strenger, ernsthafter, und in ihren Urteilen schärfer als er. In ihr geistiges Streben mischt sich nicht der Gedanke an ein nahe bevorstehendes Ende, der den eigentlichen Ehrgeiz bei ihm unmöglich macht. Sein Zukunftsplan ist, Entdeckungsreisender zu werden; sie will Malerin sein; doch mit ihren sechzehn Jahren ist sie natürlich nur Anfängerin. Der große Name, den sie trägt, ist für sie eine Plage; sie weist jede Aufmerksamkeit oder Huldigung ab, die ihr um seinetwillen erwiesen wird, hofft indessen, ihren eigenen Namen ebenso bekannt zu machen. Sie hat die Erziehung einer Weltdame bekommen, spricht außer Russisch auch Französisch, Deutsch, Englisch, Italienisch mit einer solchen Sicherheit und so richtiger Betonung, daß man — was ich nicht von ihr selbst weiß — in den verschiedenen Ländern glaubte, die Sprache, die sie gerade redete, sei ihre Muttersprache. Ihr Gedankengang ist oft so verständig, als wäre sie vierzig Jahre, und um so verwunderlicher stechen von dieser Altklugheit die Frische der Jugend, das Feuer des Gefühls ab. Hie und da kann sie an Marie Baschkirtschew erinnern, wie man sie aus ihren Tagebüchern kennt, nur daß die Erotik, womit dieses merkwürdige und anmutige Ungeheuer von einem Weibe sich immerwährend beschäftigt, für Elena Konstantinowna nicht existiert. Im Vergleich zur Mutter, die eine so große weltliche Schönheit ist, und deren Weltlichkeit ihr augenscheinlich nicht zusagt, bezeichnet sie sich mit einem gewissen Nachdruck und ohne die geringste Bitterkeit als häßlich. Häßlich ist sie jedoch bei weitem nicht mit ihren schwarzen Augen zu dem hellbraunen Haar. Doch man sieht, daß sie für ihr Äußeres keinen Gedanken übrig hat. An einem Festtage, als es den anderen jungen Mädchen Vergnügen bereitete, sich zu putzen, ging sie in ihrem gewöhnlichen Anzuge; aber als sie ihre Tennispartie verließ, bat sie mich, ihr Auskunft über die beste Ausgabe von Leonardos Handschriften zu verschaffen, und ging dann in ihr Zimmer hinauf, nach einem Modell zu malen, das auf sie wartete. Sie hat den

eisernen Fleiß des Vaters und seinen Farbensinn geerbt; doch während er mit seinen fünfzig Jahren in seinem Gefühlsleben ein Kind und in seinem Gedankenleben ungebildet ist, besitzt sie in ihrem jugendlichen Alter mehr Verstand und Willen als Vater und Mutter zusammen. Gegenüber denen, die sie nicht leiden mag oder mißbilligt, zeigt sie die Barschheit der frühen Jugend; sie weist nicht nur aufdringliche, sondern vertrauliche Freundlichkeit ab, wie sie alles abweist, was ihre Freiheit hindert, kränkt sich im tiefsten Innern darüber, so jung zu sein und sagt manches Mal: Wenn ich erst so alt bin wie die oder die (eine neunzehn- oder zwanzigjährige Person), so soll mich nichts hindern, zu tun, was ich will. Als neulich das Gespräch auf die herrschenden Eigenschaften verschiedener Anwesenden kam, hatte ich Gelegenheit, mich über die Sicherheit zu wundern, mit der jede einzelne der russischen Frauen die ihre nannten — das zeigte, wie viel sie über sich selbst nachgedacht hatten. Elena Konstantinowna beantwortete ohne Bedenken die Frage nach ihrer Haupteigenschaft mit den Worten: Intensität des Verlangens, und das Wort war verblüffend.

Ihre Freundin, d. h. ihre Bewundrerin, ist ein anderes junges Mädchen von sechzehn Jahren, das wie eine Dame aussieht, aber das reine Kind ist, und ihren ständigen Umgang bildet ein junges neunzehnjähriges Mädchen, welches die höchste weibliche Anmut und einen feinen, klaren Verstand besitzt; aber wenn diese Freundinnen den Arm um Elena Konstantinownas Hals legen, so fühlt man gleichwohl, daß jede Vertraulichkeit gegen diese jungen Kinder seitens eines so ungleichartigen und verschlossenen Wesens unmöglich ist.

Mit dem jungen Geschwisterpaar durchwanderte ich neulich von neuem die Eremitage in einem wahren Entzücken darüber, diese unendlich kostbaren Kunstschätze wiederzusehen. Gemälde wie diese von Leonardo, Correggio, Velasquez, Rembrandt versetzen mich in ein Entzücken, das ich kaum mehr bei dem Lesen von Poesie und beim Anhören der Musik, die ich verstehe, zu empfinden vermag. In der russischen Abteilung besichtigte ich mit den beiden Geschwistern lange Zeit die dort hängenden Jugendarbeiten ihres Vaters, und außerdem einzelne neue Bildwerke von Antokolski, die dazu gekommen sind, seit ich das letzte Mal hier war.

Sein Mephistopheles scheint mir zu wenig fürchterlich, zu schwach und blasiert. Auch sein Iwan der Schreckliche ist zu wenig schreckeinflößend. Antokolski entbehrt im allgemeinen gerade nicht der Kraft, sein Christus ist in seiner Passivität kräftig genug; doch er scheint mir auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe Eleganz auf Kosten der Kraft anzustreben. Man erhält einen tieferen Eindruck von ihm, wenn man seine älteren Arbeiten bei Baron Günzburg sieht.

Ich habe in diesen Tagen viel an Günzburg denken müssen, weil ich einige Zeit mit seinem ältesten Sohn verbrachte, der mich besuchte und mit mir von alten Tagen und dem Schicksal des Hauses sprach. Als ich das letzte Mal hier war, gab der alte Baron hauptsächlich zu wohltätigen Zwecken jährlich gegen eine halbe Million Rubel aus; nach der Krise, die über das Haus hereinbrach, sind der Familie nun im ganzen so an vier, fünf Millionen Rubel übrig geblieben, was für sie Armut bedeutet. Der Antisemitismus, der am Kaiserhofe herrschte und in dem Finanzminister Wyschnegradski ein williges Werkzeug fand, führte das Verderben dieses Welthauses herbei. Man verweigerte ihnen im Augenblick der Krise eine Anleihe und zwang sie zum Aufhören. Es war eine unangenehme Überraschung für die Machthaber, als sie trotz aller Schikanen jedem das Seine zu bezahlen und noch ein Sümmchen übrig zu behalten vermochten. Jetzt will der alte Baron gar kein Geschäft mehr in Rußland haben. Seine Söhne haben die beste Erziehung und das vornehmste Gepräge, das die Rasse, der sie angehören, heutzutage erreichen kann. Sie erinnerten mich an die Helden Disraelis.

Gestern Abend, meinem letzten Abend, war ich bei R. Die jungen Mädchen spielten und sangen, da das Gespräch beständig stockte. Ich war wehmütig gestimmt durch den Gedanken an die Abreise. Die Frau des Hauses, die Zauberin, wie wir sie in alten Tagen nannten, erinnerte mich daran, was sie vor acht Jahren in meinen Händen gelesen hatte, ich wußte es noch recht gut, da ihre Worte seinerzeit Eindruck auf mich machten. Sie lebt jetzt ausschließlich ihren mystischen Studien, ist fest überzeugt von allem, an das sie glaubt, und hat jedenfalls einen überraschenden seelenkundigen Blick.

III

Daß der Herrscher eines großen und mächtigen Reiches von den besten Absichten beseelt ist, — das zu bezweifeln wäre von seinen Untertanen ganz unrichtig, außerdem im höchsten Grade unvorsichtig. Der Herrscher hat alle Ursache, das Glück seines Volkes zu wünschen und womöglich die dazu nötigen Bedingungen zu schaffen. Indessen ist er ja bei all seinem Glanz nur ein Mensch und keineswegs unabhängig, und es ist natürlich durchaus nicht selbstverständlich, daß sein Verstand und sein Charakter ebenso überlegen sind wie seine Stellung.

Diese Wahrheiten, die fast zu wahr sind, als daß sie niedergeschrieben werden müßten, lassen sich auf Kaiser Nikolaus II. anwenden. Die ihm Nahestehenden, ja selbst die Personen, die mit ihm nur in flüchtigere Berührung kommen, empfangen in der Regel den Eindruck, daß seine ungeheure Macht noch imponierender ist als sein Überblick über die Verhältnisse des ungeheuren russischen Reiches. Sein Wesen scheint sehr wechselnd. Ein wohlwollender Ausspruch über eine Angelegenheit wird zuweilen nach einigen Tagen von einem unwilligen über genau dieselbe Angelegenheit abgelöst. Seine Neigungen, Willensäußerungen, Handlungen haben gewöhnlich ein gewisses Gepräge von Unbestimmtheit.

Das Schwanken, das man ab und zu in den an höchster Stelle in Rußland gefaßten Entschlüssen zu bemerken glaubt, schreibt man in russischen Hofkreisen hinsichtlich des Zaren dem Umstande zu, daß Seine Majestät zwischen zwei gleich hervorragende Frauen gestellt ist und, leicht zu beeinflussen, abwechselnd bald dem Einfluß der einen, bald dem der anderen unterliegt.

Man pflegt in der Regel mit einem gewissen Humor hinzuzufügen: daß es schon für die Unabhängigkeit eines Mannes bedenklich genug aussehen kann, wenn er sich mit dem Willen einer Frau herumquälen muß; aber wehe ihm, wenn es zwei sind! Dann steht er in doppeltem und doppelt verheerendem Feuer. Als diese beiden Frauen nennt man allgemein des Kaisers Mutter und seine Gattin.

Es steht fest, daß jede dieser beiden hohen Damen ihren eigenen Anschauungskreis vertritt. Die Kaiserinwitwe wird in Rußland als ein Inbegriff der Ideen und Ideale aus der Zeit Alexander III. betrachtet. Sie bezeichnet den äußersten Konservatismus, oder (wie die Liberalen in Rußland sagen:) die Reaktion; in ihr findet die Alleinherrschaft der russischen Kirche ihre Stütze. Man weiß, daß der Lerneifer und die Sehnsucht nach Unabhängigkeit, die der russischen Frau so eigentümlich sind, in ihr keine Freundin gehabt haben. Im übrigen sagt man ihr Unwillen gegen die Deutschen nach, die unter Alexander III. in den Ostseeprovinzen so hart behandelt wurden. Die einzige russische Universität mit wissenschaftlichen Überlieferungen, die in Dorpat, wurde ja aufgehoben. Man glaubt, daß sie an der Alliance mit Frankreich einen nicht unwesentlichen Anteil hat. Die junge Kaiserin dagegen wird in Rußland als eine Vertreterin des Modernen aufgefaßt. Man hat in Rußland Mitleid mit ihr insofern, als man weiß, daß sie bei Hofe vollständig einsam ist. Man hat davon gemunkelt, daß sie sich seinerzeit nur widerstrebend nach Rußlaud begab. Es war zu einer Zeit, als eine bekannte junge polnische Solotänzerin jüdischer Abkunft, Fräulein Kseszinski, das Interesse des Zaren gewonnen hatte.

Die junge Kaiserin scheint im Laufe der Zeit eine gewisse Herrschaft über ihren Mann zu gewinnen, der bisher meist den Ratschlägen seiner Mutter folgte. Einen deutlich nachweisbaren Einfluß hat sie noch nicht ausüben können, wenn auch nur aus dem Grunde, daß sie sich seit ihrer Thronbesteigung beständig in gesegneten Umständen befunden hat. Doch soviel ist bekannt, daß ihre Neigungen denen der Kaiserinwitwe ganz entgegengesetzt sind. Man weiß z. B., welchen weitgehenden Widerstand sie dem Übertritt zur russischen Religion entgegengesetzte und wie sie zuletzt das Zeremoniell des Religionswechsels zurechtmodelte und umformte, daß es sich fast ausnahm, als triebe sie ihren Scherz damit. Sie ließ sich nicht einmal umtaufen, schwor nicht einmal den Lutheranismus ab. Man weiß, daß sie eine Frau mit starken Verstandesanlagen ist, während die Kaiserinwitwe hauptsächlich als eine Frau mit ausgezeichnetem Herzen aufgefaßt wird. Die junge Kaiserin wollte sich bekanntlich nicht darein finden, daß das Französische Hofsprache wurde, und da sie natürlich darauf verzichten

mußte, ihre deutsche Muttersprache in dieser Eigenschaft einzuführen, machte sie zum Entsetzen der bejahrten Hofmänner und Hofdamen, die auf ihre alten Tage Unterricht im Englischen nehmen mußten, die englische Sprache zur russischen Hofsprache. Man meint schließlich, daß sie sich im Innern nicht viel aus der Alliance mit Frankreich macht, obwohl sie selbstverständlich Takt genug besitzt, ihre Einwilligung zu einem Abkommen zu geben, das so tief in den Verhältnissen begründet ist, so große Vorteile bringt und endlich lange vor ihrer Zeit begründet und erbaut worden war.

Das Seltsamste, aber unbedingt Wahre ist, daß sie in ihrer Haltung der Alliance gegenüber die volle Zustimmung der russischen Geistesaristokraten besitzt. Ein großer norwegischer Dichter und Volksredner schrieb vor einiger Zeit ungefähr: „Ich darf sagen, daß ich um diese Zeit mit Frankreichs politischen Verhältnissen gründlich vertraut war; ich las täglich Le Temps." Wer seine Kenntnis intimer ausländischer Verhältnisse nicht gerade in Zeitungen sucht, weiß, daß die Alliance mit Frankreich die russische Intelligentia vollkommen kalt läßt, was auch die Zeitungen zu Dutzenden darüber erzählen. — Während das republikanische Frankreich seinen besonders früher so lebhaften Unwillen gegen die Alleinherrschaft unterdrückt, um sich in Huldigungen für Herrscher und Volk des despotisch regierten Rußland zu erschöpfen, betrachtet die Handvoll Freisinniger, die die Seele des großen Rußland, sein Brot und Salz, Rußlands Sinnbild, sind, das republikanische Frankreich mit (übrigens bedauerlicher) Gleichgültigkeit, die sich manchmal bis zum Unwillen steigert. Es ist ja nur gut, daß sie nicht kindlich genug sind, um Rußlands Schicksal den Muschiks anvertrauen zu wollen, aber sie begehren und erhoffen eine Selbstverwaltung, die auf kommunaler Selbständigkeit beruht, und das können sie nicht von Frankreich erhalten. Sie richten ihren Blick in erster Reihe auf England, in zweiter auf den Germanismus überhaupt. Sie wissen, daß für Rußlands inneres Leben das Bündnis mit Frankreich ganz und gar nichts bedeutet, selbst wenn sich die Lächerlichkeit wiederholt, daß ein Zar nach dem andern stehend die Worte der Marseillaise anhört.

Die Freisinnigen Rußlands hoffen und glauben, daß der Strom des öffentlichen Lebens in ihrer Heimat sich wenden werde.

Diese Männer meinen, daß der alte Konservatismus aus der Regierungszeit Alexander III. eine Pyramide sei, die jetzt auf ihre Spitze gestellt ist und umtanzt und umhüpft wird von all den verschiedensten Gruppen von Reaktionären und Konservativen, die sie stützen, obwohl sie wissen, daß die Pyramide fallen muß, weil sie Angst davor haben, daß sie ihnen auf den Kopf falle.

Diese Gruppen bestehen aus der ungeheuren Masse von Tschinowniks (Beamten), die in Wirklichkeit Rußland regieren. Dieses Weltreich wird nämlich nicht vom Thron, sondern von hunderttausend Bureaustühlen aus regiert und zwar seit dem Tode Peters des Großen, denn er war es, der die Beamtengewalt schuf, als er den alten Adel des Landes, die Bojaren, niederschlug. Dieses Regiment besteht aus allen denen, die um jeden Preis befördert werden, sich selbst bereichern, unterjochen wollen, und die deshalb alle Mißbräuche aufrechterhalten. Die hunderttausend Bureaustühle können, wenn sie Widerstand leisten wollen, eine unüberwindliche Schranke sein. Sie können, wenn sie sich im Viereck ordnen, ein nicht zu durchbrechendes Karree bilden. Ja, sie können sogar, wenn sie angriffsweise vorgehen, sich zu einer unwiderstehlichen Kavallerie formieren, die alles Junge und Aufwärtsstrebende niederreitet.

Ein sehr hoher russischer Beamter erzählte vor wenigen Tagen folgendes Stückchen: „Es wurden mir von Amts wegen eine ganze Reihe Beschwerden aus Russisch-Polen vorgelegt, alle begründet. Da waren Klagen über Roheiten, die an der Grenze begangen worden waren, über Plackereien, mit denen die Teilnehmer an einem katholischen Gottesdienst gequält worden waren, über einfältige Verfolgungen gebildeter Menschen, deren Vergehen darin bestand, ihre Muttersprache auf der Straße gesprochen zu haben. Die Sache war so einfach, daß ich beschloß, damit zu meinem Beschützer, dem Minister des Auswärtigen, dem Fürsten Lobanow, zu gehen. Was meinen Sie, bekam ich zu hören? Der Fürst nahm schnell Kenntnis von den Aktenstücken, sprang dann von seinem Stuhl auf, schlug die Hände zusammen und rief mit einer bei ihm ungewöhnlichen Heftigkeit aus: ‚Mein Gott, lieber Freund, weshalb kommen Sie mit alledem zu mir? Sie zweifeln doch hoffentlich nicht daran, daß ich Ihrer Auffassung dieser törichten, unnützen Barbarei ganz und gar beipflichte? Aber was weiter? Da ist nichts zu machen.

Ich versichere Ihnen auf Ehre, daß ich in dieser Sache nicht einen einzigen Menschen mit mir und hinter mir habe, ausgenommen den Kaiser. — Nein, nein, wie gesagt, da ist nichts zu machen.' Als ich versuchsweise einwandte, daß Sr. Majestät des Kaisers Auffassung und Willen und Beistand hier doch von ziemlich großer Bedeutung sein müßten, schüttelte er leicht den Kopf, zuckte bloß die Achseln und sagte ohne weitere Erklärung: ‚Was ich für mich habe, ist bei weitem nicht genug. Sie können mir auf mein Wort glauben, der Widerstand läßt sich nicht überwinden.'"

Russisches Unterrichtswesen

(1896)

Ein Schreiben aus St. Petersburg, datiert 16./28. Februar ist in meinen Besitz gelangt. Es ist im Namen der jungrussischen liberalen Partei unterzeichnet von einem angesehenen russischen Grafen. Man ersucht mich, der Öffentlichkeit untenstehende Schilderung von Verhältnissen mitzuteilen, die nur den Russen bekannt sind und in Rußland nicht veröffentlicht werden dürfen. Man beruft sich darauf, daß ich mit dem im Schreiben erwähnten Ausschuß in Briefwechsel gestanden und ihm nach Kräften Aufklärungen und Winke gegeben habe, die er befolgte. Alle Mitglieder des Ausschusses haben stets ohne Entgelt gearbeitet. Man überschätzt allerdings, was man meinen „Einfluß und meine Autorität in Westeuropa" nennt in fast komischer Weise; aber man hofft doch besonders, das russische Kaiserpaar, das über die Vorgänge in Rußland vermutlich in Unwissenheit gehalten wird, jedoch der dänischen Presse seine Aufmerksamkeit zuwendet, auf diesem Wege über russische Verhältnisse zu unterrichten; denn wie es in dem Briefe heißt, „eine undurchdringliche Mauer trennt sie vom Volke". Durch die Erfüllung des von russischer Seite ausgesprochenen Wunsches hoffe ich gleichzeitig den Lesern Tatsachen von Interesse mitzuteilen.

Ein kürzlich eingetretenes Ereignis zeigt besser als irgend ein anderes den Zustand des öffentlichen Unterrichts in Rußland. Die Wirksamkeit, welche der Ausschuß für den Elementarunterricht entfaltet hat, ist plötzlich abgebrochen worden und dreihundertundfünfzig Mitglieder sind sofort ausgeschieden. Dieser Ausschuß bildete eine Abteilung der Freien ökonomischen Gesellschaft, die den Beinamen die kaiserliche führte, weil

21*

Kaiserin Katharina II. ihr bei der Begründung im Jahre 1765 Rechte und ein Reglement verliehen hatte, die ihr eine umfassende Selbstverwaltung, die Grundbedingung einer fruchtbaren Wirksamkeit, sicherten. Alle Zaren von Katharina bis zu dem jetzigen Kaiser haben im Laufe der Zeit bei ihrer Thronbesteigung diese Rechte bestätigt. Erst ein paar Monate ist es her, daß sie von Nikolaus II. unterzeichnet wurden.

Kraft dieser Vorrechte hat die Gesellschaft eine wichtige Rolle in der Geschichte der russischen Entwicklung spielen können. Von ihrer Begründung an hat sie für die Aufhebung der Leibeigenschaft gearbeitet, indem sie einsah, daß kein Fortschritt auf dem Gebiete des Ackerbaues und der mit ihm zusammenhängenden Berufe möglich sei, solange das geknechtete Volk nicht lesen könne. Es ist das Verdienst dieser Gesellschaft, daß die ersten öffentlichen Bibliotheken in den größten Städten Rußlands gegründet wurden. 1861, als die Leibeigenen freigelassen worden waren, erachtete es die Gesellschaft als ihre Pflicht, zugunsten der Volksaufklärung einzugreifen, und gründete zu diesem Zwecke eine neue Abteilung, den Ausschuß für den Elementarunterricht. Die besten erzieherischen Kräfte des Landes und viele der höchstgebildeten Männer unserer Zeit traten sofort in diesen Ausschuß ein und arbeiteten mit voller Kraft. Nun ist es bald fünfunddreißig Jahre her, daß der Ausschuß diese seine Arbeit begann, und seine Wirksamkeit hat stetig zugenommen. Es hält schwer, alles aufzuzählen, was er ausgerichtet hat.

Er hat sich mit der Erziehungswissenschaft beschäftigt und hat Prämien für die besten Schriften über Erziehung ausgesetzt; er hat eine große Anzahl kleiner Schriften zu billigen Preisen herausgegeben, alles Auszüge aus den Werken der vortrefflichsten Schriftsteller (Gogol, Puschkin, Lermontow, Leo Tolstoi, Turgenjew u. a.). Er hat den armen Dorfschulen mehr als eine halbe Million Lehr- und Unterhaltungsbücher gratis zugesandt. Er hat während des letzten russisch-türkischen Krieges zweihundertundfünfzig Lazarettbibliotheken errichtet, welche bis an die hunderttausend Bände enthielten. Er hat mehr als zweihundert Büchersammlungen in den Provinzen errichtet. Er hat die erste Ausbildungsanstalt für Lehrerinnen gegründet, die als Vorbild für die vielen anderen nach ihr gegründeten diente. Er hat erklärende und anleitende Bücherkataloge herausgegeben. Er hat eine systematische Übersicht über all die russischen Schriften veröffentlicht,

die zum Gebrauch im Elementarunterricht geeignet sind, eine Übersicht, die den Anforderungen der Schule und der Landbibliotheken entgegenkommt. Er hat durch Ausschreibung von Prämien die Herausgabe bedeutender Werke über die Geschichte Rußlands und naturwissenschaftlichen Inhalts hervorgerufen. Er hat goldene Medaillen an hervorragende Lehrer verteilt. Er hat ein Buch erscheinen lassen, das die leitenden Grundsätze für eine vernünftige Aufführung von Schulgebäuden enthält. Er hat in seinem eigenen Lokal eine ganze pädagogische Bibliothek eingerichtet. Er hat sich an mehreren russischen Ausstellungen und außerdem an der Pariser Ausstellung 1878 beteiligt und die höchsten Preise, goldene Medaillen und Ehrendiplome, erhalten. In den letzten vier Jahren ist seine Wirksamkeit sogar sehr bedeutend erweitert worden: Am 1. Januar 1894 zählte der Ausschuß nur 644 Mitglieder; am 1. Januar 1895 nicht weniger als 883. Die Veröffentlichung allgemeinverständlicher Bücher hat einen mächtigen Aufschwung genommen, und ihre Anzahl ist in der Regel von Jahr zu Jahr in erstaunlichem Grade gestiegen:

Im	Jahre	1880:	40000	Bände
"	"	1881:	50000	"
"	"	1882:	50000	"
"	"	1883:	85000	"
"	"	1884:	130000	"
"	"	1885:	115000	"
"	"	1886:	90000	"
"	"	1887:	50000	"
"	"	1888:	30000	"
"	"	1889:	30000	"
"	"	1890:	50000	"
"	"	1891:	45000	"
"	"	1892:	45000	"
"	"	1893:	100000	"
"	"	1894:	449000	"
"	"	1895:	1000000	"

Der Ausschuß hat sich viel mit der Errichtung von Lesesälen unter dem Beistande der Zemstwos ringsum im Lande beschäftigt. Er hat durch allgemeine Subskription hundert Bibliotheken

geschaffen, was wenig erscheinen mag, aber viel ist, wenn man bedenkt, daß es bis dahin in ganz Rußland keine hundert gab. Außerdem hat der Ausschuß ein großes Werk über den Elementarunterricht in Rußland ausgearbeitet, gegründet auf statistischen Forschungen. Da die offiziellen Untersuchungen höchst unvollständig sind, so hatte der Plan des Ausschusses ein ganz besonderes Interesse. Als aber im vorigen Jahre ein mit dieser Aufgabe betrauter Unterausschuß Blanketts versandt hatte mit den Fragen, deren Beantwortung man wünschte, wurden zwei Rundschreiben erlassen, eines von dem Prokurator der Heiligen Synode Pobjedonoszew, das andere vom Minister des öffentlichen Unterrichts, in denen den Vorstehern und Aufsehern der Volksschulen davon abgeraten, also verboten wurde, die Fragen des Ausschusses zu beantworten. Dieses Ereignis hätte beinahe das ganze Unternehmen zum Scheitern gebracht. Glücklicherweise waren viele Blanketts schon in ausgefülltem Zustande zurückgesandt worden, und der Ausschuß besitzt mehr als vierzigtausend Blanketts, die alle notwendigen Aufklärungen enthalten.

Im Dezember 1895 sollte der zweite Vorsitzende des Ausschusses eine Darlegung über den allgemeinen Unterricht vorlesen, dessen Grundsätze man dann in drei Dezembersitzungen erörtern wollte. Diese Sitzungen wurden auf Befehl des Landwirtschaftsministers (dem Die freie ökonomische Gesellschaft unterstellt sein soll) verboten. Indessen hatten diese Grundsätze, die vorher an die Mitglieder verteilt worden waren, nichts Erschreckendes an sich. Sie behaupteten nur, daß die Einführung eines allgemeinen Unterrichts in Rußland nicht länger aufgeschoben werden könne, daß jeder neue Aufschub dieser Sache unentschuldbar sei und daß es nicht an Kapital, sondern nur an gutem Willen fehle. Es wurde behauptet, daß Rußland seinen Platz unter den zivilisierten Ländern nicht würdig ausfüllen könne, solange die Bevölkerung in Unwissenheit versunken sei, und daß die Schule bekenntnislos sein müßte, weil jede frömmelnde Leitung das junge Geschlecht geistig verkrüppele.

Diese Sätze, die so einfach sind, daß man sie in Westeuropa als selbstverständlich, als Wahrheiten betrachtet, die zu wahr sind, um gesagt zu werden, sieht Herr Pobjedonoszew nebst Genossen mit ganz anderen Augen an. Herr Pobjedonoszew begnügt sich

nicht damit, die Anhänger von Sekten zu verfolgen; er ist in Unterrichtsfragen ein ausgeprägter Feind all dessen, was nicht mit dem Strom der Kirchengewalt geht. Nun ist jedoch der Ausschuß stets ein leidenschaftlicher Vorkämpfer der bekenntnislosen Schule gewesen. Die treulose Politik der Zwangsherrschaft und der Geistlichkeit ist, wie es scheint, überall dieselbe. Wie einst die Jesuiten in Frankreich, so ist hier die griechisch-rechtgläubige Kirche bestrebt, sich überall einzuschleichen, jeden Lebenshauch, jeden Lichtstrahl zu unterdrücken. Pobjedonoszews Macht verrät deutlich, in welcher Richtung sich das Wohlwollen der Regierung bewegt.

Die vom Staate unterstützten, folglich reaktionären Blätter erklären nun laut, daß allgemeiner Unterricht keine besonders wichtige Frage sei; er hat, sagen sie, nur ein Interesse zweiten Ranges; sie tadeln deshalb die übrige Presse, weil sie dieser Sache so viel Raum in ihren Spalten gegönnt hat.

Kürzlich hat der Unterrichtsminister jedem, der es nur hören wollte, erklärt, daß allgemeiner Unterricht eine sehr kitzliche Sache und daß es für das Volk besser sei, zu schlafen, als zu einem ungesunden Leben zu erwachen. (Der Satz ist wörtlich angeführt.)

In dieser Woche sind denn auch die Redakteure der Petersburger Zeitungen plötzlich zur Zensur befohlen worden, wo der oberste Zensor, Herr Feaktistof, folgende Worte an sie richtete: „Meine Herren, in letzter Zeit spricht die Presse viel von öffentlichem Unterricht und knüpft diese Frage an den Namen des Kaisers, indem es heißt, er interessiere sich sehr dafür. Der Minister des Inneren findet diese Zusammenkoppelung des öffentlichen Unterrichts und des Namens Sr. Majestät des Kaisers unbequem und peinlich. Zweifellos ist der Unterricht an und für sich nichts Böses, aber der Minister ersucht Sie doch, von jetzt an den Namen des Kaisers nicht mehr in diesem Zusammenhange zu nennen."

So ist es zugegangen, daß ein Plan, den der allmächtige Prokurator der Heiligen Synode im Verein mit den Ministern entworfen hat, die mit Leib und Seele dem höchst Zahlenden verkauft sind, ein so auffallendes Resultat gehabt hat, wie die Schließung der beliebtesten Institution des Reiches.

Die offizielle Bekanntmachung sagt: „Der Ausschuß ist hierdurch von der Freien ökonomischen Gesellschaft getrennt und dem Unterrichtsministerium unterstellt." Jeder weiß, was das heißt: Der Ausschuß ist aufgelöst, seine Selbstverwaltung, seine Rechte sind aufgehoben. Er hängt nun ganz von dem persönlichen Gutdünken des Unterrichtsministers ab; dieser kann ihn beschränken, umformen, einen neuen einberufen, ganz wie es ihm beliebt.

Vergebens hat Die freie ökonomische Gesellschaft in einer an den Kaiser gerichteten Adresse Einspruch erhoben. Das Dekret, das den Rechten Gewalt antut, die der ältesten und geehrtesten von allen Gesellschaften des Kaiserreiches ein für allemal verliehen wurden, ist unterzeichnet worden. Sofort hat das gesamte Personal des Rates und aller Unterausschüsse mit dem Vorsitzenden an der Spitze, dreihundertundfünfzig der wirksamsten Mitglieder der Gesellschaft, sein Abschiedsgesuch eingereicht, und jener Gewaltakt, der das Resultat einer schmählichen Übereinkunft zwischen der Geistlichkeit einerseits und den unbeliebtesten Ministerien des Reiches (dem Ministerium des Inneren und des Unterrichts) andererseits ist, erregt in Rußland allgemeine Entrüstung.

Noch sei hinzugefügt, daß der Ausschuß unmittelbar vor seiner Auflösung eine ungeheure Arbeit für die Ausstellung in Nishni-Nowgorod geleistet hatte. Er bereitete eine lange Reihe von Schriften, Handbüchern, Leitfäden, Registern, Musterkatalogen für die Sonntagsschulen, die volkstümlichen Theater, die Schulbüchersammlungen usw. vor. Schon hatte man sich aus diesem Anlasse in regelmäßige Verbindung mit dem Auslande gesetzt; jeder Tag brachte neue wichtige Angaben, neue Aktenstücke u. dgl. . . . nun ist alles gehemmt und alle Arbeit war vergebens.

Russischer Besuch

(1900)

Eine Visitenkarte mit einem langen Namen und unter diesem Tomsk, Sibirien. Er trat ein, schlank und blond, mit intelligenten Zügen: „Darf ich Sie begrüßen, ich kenne Ihre Bücher und habe als Student in Moskau Ihre Vorlesungen gehört; wir haben außerdem gemeinsame Freunde.“

Er war Professor an der vor noch nicht vielen Jahren errichteten ersten sibirischen Universität, ein begabter und lebhafter Mann. Leute, die soweit herkommen, haben Anspruch auf einen guten Empfang.

Er sprach von der schlimmen Zeit, welche die russischen Universitäten im vorigen Jahre durchgemacht hatten, als sich alle Studenten im ganzen Reiche auf einmal weigerten, Vorlesungen zu hören.

Was war der Anlaß?

Es stand eine der jährlichen Festlichkeiten in Petersburg bevor. Der Rektor der Universität ließ unmittelbar vor ihrem Beginn einen Erlaß an die Studenten anschlagen, in dem sie ermahnt wurden, in den Festtagen eine geziemende Haltung zu beobachten und namentlich sich nicht öffentlich betrunken zu zeigen. Die jungen Menschen erblickten hierin eine grobe, durch nichts veranlaßte Beleidigung und beschlossen, am folgenden Tage eine Protestversammlung in der Vorhalle der Universität abzuhalten. Nun ist, wie Sie wissen, jede Versammlung von nur sechs Studenten streng verboten. Wieviel mehr eine solche! Nichtsdestoweniger hielten die Petersburger Studenten ihre Versammlung ab und nahmen ihren Protest an; aber es bekam ihnen schlecht; man hatte telephonisch ein Kosakenregiment herbeigerufen, und als

sie die Universität verließen, ritt es unter sie und peitschte sie durch. Da beschlossen die Studenten auf Grund einer geheimen Verabredung, der Universität fern zu bleiben und ihre Kameraden an den anderen Universitäten zu bewegen, dasselbe zu tun.

Wagten sie, dies den andern zu schreiben oder zu telegraphieren?

Ja und nein! Sie sandten nach Moskau ein Telegramm folgenden Inhalts: „Pjotr will nicht mehr lernen." Von Moskau schickte man eine Depesche nach Charkow: „Tatjana will nicht mehr zur Schule gehen." Von Charkow nach Kasán, von Kasán nach Tomsk gingen ähnliche Telegramme, und die Folge war, daß schon am Tage nach dem Überfall der Kosaken alle russischen Universitäten leer standen.

Was wollten die jungen Menschen damit erreichen?

Es war, wie Sie richtig fühlen, durchaus töricht, gerade so töricht wie vorzüglich in Szene gesetzt. Die Jugend ist ja immer geneigt, an die Bedeutung von Demonstrationen zu glauben. Die Studenten forderten eine Entschuldigung von dem Rektor der Petersburger Universität und eine Äußerung des Bedauerns über die Brutalität der Kosaken seitens der Regierung als Bedingung für ihren Wiederbesuch der Vorlesungen.

Es erfolgte natürlich weder Entschuldigung noch Bedauern!

Gewiß nicht. Die jungen Menschen schadeten nur sich selbst. Die Regierung ließ die Sache vorläufig sehr kalt; die Professoren gleichfalls; sie erhielten ja ihr Gehalt auch ohne Arbeit. Für die Studenten allein war es schlimm, wenn sie ihre Examina nicht zur rechten Zeit machen konnten und außerdem aus allem regelrechten Studium herauskamen. Von Rektoren und Dekanen war nichts zu erhoffen. Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, werden sie bei uns nicht wie in Europa von den Universitätslehrern gewählt, sondern von der Regierung angestellt und sind selbstverständlich aller Orten deren Organe gegenüber den Professoren und Studenten, Als sich nun dieser sinnlose Zustand Monat für Monat ins Unendliche hinauszog, beschlossen wir Professoren in Tomsk, aus reinem Interesse für die Jugend, uns den Studenten zu nähern, ihnen vorzuhalten, wie unnütz und zweckwidrig ihr Fernbleiben von der Universität sei, und sie zur Rückkehr zu ersuchen. — Sie wollten und konnten leider nicht auf eigene Faust handeln, hofften

kindlich, daß sie schließlich doch ihre Entschuldigung und damit ihre Rechtfertigung bekämen.

Sobald indessen unsere Vorgesetzten den von uns versuchten Schritt erfuhren, wurden wir Professoren sofort bei der Regierung in St. Petersburg angezeigt und erhielten eine vom Kaiser selbst unterzeichnete sehr strenge Zurechtweisung. Wir hätten durchaus kein Recht, uns an die aufsässigen Studenten zu wenden. Wollten wir unsere Ansicht zu erkennen geben, so hätten wir unseren Ausspruch an die Dekane und den Rektor zu richten. Was wir getan hätten, verdiene das härteste Urteil. Gleichzeitig ließ die Regierung auf einmal die leitenden und begabtesten jungen Männer an allen russischen Universitäten verhaften und verschickte sie, mehrere Hundert an der Zahl, auf administrativem Wege nach dem Ural oder in ihre Heimatsorte ringsum im Lande, wo sie zu bleiben hatten. Da wurden die andern notgedrungen gefügig.

Die innere Politik läßt bei Euch wie anderwärts Verschiedenes zu wünschen übrig. Ich weiß nicht, ob es Euch einen Trost in euren Verdrießlichkeiten gewährt, daß Eure auswärtige Politik so hoch steht. Eure Diplomaten sind vielleicht die ersten der Welt; im europäischen Wettstreit überlisten sie beständig alle anderen.

Glauben Sie wirklich, daß dies der größeren Klugheit zu verdanken ist?

Es ist einer Vereinigung glücklicher Umstände zu verdanken. Zunächst dem, daß es natürlich leichter ist, auswärtige Politik zu treiben, wo der Herrscher allein regiert und also keine verzögernde oder enthüllende Rücksicht auf einen Reichstag zu nehmen ist. Sodann dem kaum weniger gewichtigen, den mir ein hervorragender Diplomat, welcher Gelegenheit hatte, die Verhältnisse in der Nähe zu beobachten, eines Tages erklärte: Hat man in Konstantinopel einen Minister des Äußeren angestellt von dem unheimlichsten Ruf, lasterhaft, verlogen, käuflich, in jeder Beziehung eine gefährliche und verächtliche Person, so versteht es sich von selbst, daß der englische Lord, der im Augenblick Großbritannien dort vertritt, ihm offiziell jede Höflichkeit erweist, ihm formelle Einladungen und Ehrenbezeigungen zukommen läßt und ihm mit zurückhaltender Verbindlichkeit die Spitze seiner Finger reicht. Aber nun der russische Gesandte! Ihn schreckt der Ruf des Türken nicht ab, im Gegenteil; breit, herzlich lächelt er ihm entgegen, mit tiefen

Grübchen, reicht ihm nicht mit steifer Haltung eine Hand, sondern breitet die Arme aus, drückt ihn an sein Herz und läßt wenn möglich zugleich eine wohlgespickte Börse in seine Hosentasche verschwinden. — So triumphiert ihr überall.

Da verloren wir aber vor kurzem unsern Minister des Auswärtigen auf eine Art, die nicht auf Triumph deutet.

Wie das?

Sie wissen wohl, was alle Menschen in Rußland wissen, daß Murawiew keines natürlichen Todes gestorben ist. Daß er sich vergiftet hat, ist sicher. Den Grund seines Todes glaubt man zu kennen. Er hatte während des Burenkrieges dem Kaiser einen Plan vorgelegt: Rußland sollte den Umstand, daß England in Verlegenheit und ganz in Anspruch genommen war, ausnützen, um sich des Roten Meeres zu bemächtigen, und er hatte die Einwilligung des Kaisers zu diesem Plan erlangt. Alle Ordres waren schon ausgefertigt. Doch als die Kaiserin mit ihren englischen Sympathien bei der Mitteilung des Planes in solche Empörung geriet, daß sie in Ohnmacht fiel, sattelte der Kaiser dem Hausfrieden zuliebe plötzlich um und gab Gegenordre. Murawiew grämte sich darüber zu Tode.

Ich müßte mehr wissen, um richtig verstehen zu können, was Sie mir mitteilen. Doch Leben oder Tod eines einzelnen kann für Rußlands auswärtige Politik keine große Bedeutung haben. Sie geht ihren unheimlichen Siegesgang über die Erde. Die russischen Sägenschleifer, Offiziere und Unteroffiziere in Arbeitskleidung, die in dieser Zeit Karten von allen wichtigen Wegstrecken in Schweden, in letzter Zeit auch in Norwegen aufgenommen haben, beweisen, daß diese Politik unter anderem auch die kleinen Völker in Nordeuropa im Auge hat. Ich habe genug mit Russen gelebt, um zu wissen, daß die Vaterlandsschwärmerei bei Euch wie anderwärts in weiten Kreisen gedeiht.

Die Unzufriedenheit ist doch weit verbreiteter.

Man sagt so. Es scheint so. Ich bezweifle es. Ein Däne, der vor ungefähr zehn Jahren Sibirien bereiste, kam mit dem naiven Eindruck nach Hause, daß die russische Verwaltung sich keine fünf Jahre mehr halten könnte. Er schloß dies höchst unschuldig daraus, daß er überall in Sibirien, bei Vornehm und Gering, auf Unzufriedenheit mit dieser Verwaltung und auf bittere Kritik der

Herrschenden gestoßen war. Ich für mein Teil erwiderte ihm, daß diese Verwaltung sich gleichwohl vielleicht noch ein Jahrhundert halten könne. Doch was sagen Sie mit Ihrer weit gründlicheren Kenntnis zu seinem Eindruck?

Er hatte recht. Nie habe ich in Sibirien, ja, ich kann hinzufügen in Rußland, mit einem Mann oder einer Frau gesprochen, die mit unseren inneren politischen Zuständen zufrieden waren — ausgenommen gewisse Beamte, bei denen es ihre Stellung mit sich brachte. Wenn man jedoch den Abstand von der Ansicht bis zur Handlung kennt, so wird man keine kühnen Schlüsse daraus ziehen. Vorläufig sind wir zufrieden mit unseren inneren Fortschritten. Sie können sich denken, was die sibirische Bahn für uns bedeutet. Ich kann jetzt von Tomsk so schnell nach Moskau kommen, wie Sie von hier nach Rom. Ich ergreife denn auch, so oft ich Urlaub habe, die Gelegenheit, Verwandte und Freunde zu sehen.

Peter Lawrow

(1899)

In diesen Tagen wurde in Paris ein Mann begraben, dessen Name nicht nur soweit bekannt war, wie die russische Sprache klingt, sondern auch, wie sein Begräbnis bezeugt, in allen slawischen und romanischen Ländern und in Armenien wie in der Schweiz. Mehr als ein Menschenalter hindurch ist Peter Lawrów als eine Art Chef der russischen Revolutionäre betrachtet worden, trotzdem er nur die Autorität besaß, welche man ihm freiwillig einräumte.

Peter Lawrów war adeliger Herkunft, schlug die militärische Laufbahn ein, wurde Offizier, dann Lehrer an der Militärakademie in St. Petersburg, er war ein hervorragender Mathematiker, Philosoph und Historiker. Er wurde in den Prozeß verwickelt, den Karakozows Mordversuch auf Alexander II. 1866 zur Folge hatte, und nach Sibirien gesandt. Nach drei Jahren gelang es ihm, aus seinem Verbannungsort zu entfliehen. Er reiste nach Paris, trat mit Bakunin in Verbindung und galt von jetzt ab als Mittelpunkt aller revolutionären Bestrebungen in Rußland, ohne Rücksicht darauf, daß es — wie oft genug erwiesen — für einen außerhalb des Reiches wohnenden Mann völlig unmöglich war, einen praktischen Einfluß innerhalb seiner Grenzen auszuüben.

Er wurde Mitarbeiter mehrerer freisinniger russischer Zeitschriften, die in Genf erschienen, und schrieb eine Reihe von Werken, deren angesehenste die Historischen Briefe und die Geschichte des Gedankens sind. Im Jahre 1882 wurde er aus Frankreich ausgewiesen, erhielt aber bald die Erlaubnis zur Rückkehr und war

bis zu seinem Tode in Paris ansässig. In der Rue St. Jacques Nr. 326 auf dem Hofe, eine kleine Treppe links befand sich seine bescheidene Wohnung. Auf der andern Seite der Straße patrouillierten ständig russische Kriminalbeamte, die sich jeden merkten, der Lawrów aufsuchte. War der Betreffende Russe, dann behielt man ihn, sobald er nach Rußland zurückkehrte, stets im Auge. Sanft, wenn auch fest, wie Lawrów seiner ganzen Anlage nach war, erschien es einem Fremden überraschend, daß er in seiner Heimat einen solchen Schrecken einflößen und Gegenstand eines solchen Hasses seitens der Regierung sein konnte. Doch soviel ist gewiß: Mit keinem war es so kompromittierend, auch nur in der entferntesten Verbindung zu stehen, wie mit ihm. Ein Beispiel wird dies beweisen. Vor vielen Jahren geschah es einem jüngeren Professor an der Moskauer Universität, daß ein leichtsinniges Frauenzimmer, das er als ganz junger Mann gekannt, aber zehn Jahre lang nicht gesehen hätte, bei ihm eintrat und ihn aufforderte, sie zu heiraten. Als er seine Verwunderung über diese Aufforderung äußerte, drohte sie ihm damit, andernfalls der Regierung mitzuteilen, was er — ihrer übrigens unwahren Behauptung zufolge — ihr seinerzeit anvertraut hätte: nämlich daß er mit Lawrów in Briefwechsel gestanden habe. Sie hatte sichtlich nicht aus eigenem Antriebe gehandelt, sondern wurde als Werkzeug benutzt. Sie führte ihre Drohung aus, und der Professor erhielt seinen Abschied, wurde außerdem auf ein Gut verbannt, das er im Innern Rußlands besaß. Es glückte ihm, mit einem falschen Paß, als Diener verkleidet, über die Grenze zu kommen. Seinen Freunden gegenüber leugnete er nicht, wirklich mit Lawrów in Briefwechsel gestanden zu haben, wenn er es auch nie jenem Frauenzimmer mitgeteilt hatte. Doch die ganze Verbindung zwischen ihnen bestand darin, daß er, um dem Verbannten ein Honorar zu verschaffen, dessen dieser bedurfte, eine soziologische Abhandlung von ihm abschreiben ließ und an eine große russische Zeitschrift einsandte, in der sie unter einem falschen Namen gedruckt wurde.

Der Verfasser dieser Zeilen kam auf eine ungewöhnliche Art ein wenig mit Lawrów in Berührung. Im März 1890 empfing ich von einer mir unbekannten russischen Dame, Maria Zebrikowa, die sich damals in Paris aufhielt, einen längeren Brief, in dem sie mich bat, einige an den Zaren gerichtete Flugschriften

ins Dänische übersetzen zu lassen, damit sie vielleicht auf diese Weise der dänischen Königsfamilie und durch sie Alexander III. zu Gesicht kommen könnten. Ich habe das Schriftstück veröffentlicht. Es war eine Art großer Adresse, die den Selbstherrscher über die Ungerechtigkeiten und Amtsmißbräuche aufklärte, welche in Rußland in seinem Namen verübt wurden. Es war in dieser Schrift weder etwas Aufrührerisches noch Respektwidriges, aber es wurde im Namen der Freiheit und des Volkes eine sehr bestimmte und sehr ernsthafte Sprache geführt, und man brauchte nur ganz oberflächlich mit russischen Verhältnissen vertraut zu sein, um zu wissen, daß diese Kühnheit nicht ungestraft bleiben würde, falls die Briefschreiberin sich in das Machtgebiet der russischen Behörden begab. Gerade dies war jedoch ihre Absicht. Sie wollte heimreisen, um die Verantwortung für den Schritt zu tragen, den sie unternommen hatte, ja, sie stand gerade als sie mir ihren Brief sandte, im Begriff, abzureisen.*)

---

*) Der Brief, welcher eine gute Grundlage bietet für eine richtige Beurteilung ihrer Persönlichkeit und des eigentümlichen Schrittes, den sie begangen hat, ist am 20. Januar geschrieben, gelangte aber erst nach der Verhaftung der Verfasserin in meinen Besitz. Er lautet:

„Ihre Werke enthalten einen so mächtigen Freiheitsgeist, eine so warme und beredte Begeisterung für die Sache der Völker, daß Sie sich nicht wundern dürfen, wenn ich — eine Unbekannte — mich an Sie wende und Sie bitte, meine beiden in Genf erschienenen Flugschriften in Dänemark bekannt zu machen. In den mehr als zwanzig Jahren, die ich in den Reihen unserer Oppositionsliteratur gearbeitet habe, habe ich vergeblich versucht, eine Adresse an unseren Zaren zustande zu bringen — eine Bürgeradresse, keine Adresse von Sklaven. Man sagte mir, daß es dumm wäre, sich nutzlos in Gefahr zu begeben und daß dergleichen Adressen im Namen der Freiheit und des Volkes nur Gewicht hätten, wenn ein Heer hinter ihnen stände. Aber um der Freiheit ein Heer zu schaffen, muß man erst eine öffentliche Meinung schaffen, die der Zwangsherrschaft zu imponieren imstande ist. Der Zar kann ein oder zwei Schriftsteller verhaften und verbannen, doch er würde der gesammelten Kraft aller russischen Oppositionsschriftsteller gegenüber nicht wagen, sich so zu betragen. Den Beweis hierfür bietet der Umstand, daß all unsere großen Schriftsteller, trotz der Beschneidung der Zensur, Dinge veröffentlichen konnten, die den kleineren Schriftstellern teuer zu stehen gekommen wären.

Auszüge aus meinen Flugschriften werden einige englische Blätter veröffentlichen; meine Freunde werden einen Artikel in der Times schreiben; Herr George Kennan wird in Amerika dasselbe tun. Ich bin nicht sicher, ob die französischen Blätter meine Flugschriften besprechen werden — Frankreichs

Ich durfte deshalb die Antwort nicht an ihre Pariser Adresse senden, sondern sie wies mich an Lawrów als an einen Mann, der bereit sei, alle mir etwa wünschenswert erscheinenden Aufklärungen über sie zu geben, und der die Wahrheit ihrer Schilderung bekräftigen würde.

Noch an demselben Tage, an dem ich ihren Brief empfing, schrieb ich an Lawrów, um ihn zu bitten und zu beschwören, ihre Abreise zu verhindern. Die Antwort, die ich erhielt, gab mir einen Einblick in den echt russischen Gedankengang und Charakter des berühmten Revolutionärs. Lawrów antwortete, er wäre so weit davon entfernt, Maria Zebrikowa in ihrem kühnen Entschluß wankend machen zu wollen, daß er sich im Gegenteil darüber freue; der russischen Jugend, die schlaff und zurückhaltend zu werden beginne, hätte es lange not getan, daß eine Frau ihr ein solches Beispiel gebe. Es kam also, wie man befürchten mußte. Maria Zebrikowa wurde verhaftet und auf administrativem Wege nach einem Dorfe

---

Presse nimmt augenblicklich große Rücksichten auf die französisch-russische Allianz. Der Grund, weshalb ich will, daß meine Schriften in Dänemark bekannt werden, besteht darin, daß der König einigen Einfluß auf den Zaren hat.

Alles ist relativ in diesem Leben. Alles, was Sie in Ihren Büchern über den engen und reaktionären Geist Ihres Landes sagen, das sich außerhalb der großen Wiedergeburts-Bewegungen im heutigen Europa gehalten hat, paßt vollständig auf mein Vaterland. Doch zu Rußlands Schande und Unglück muß ich gestehen: was in Dänemark Reaktion ist, würde in Rußland Fortschritt sein. Man glaubt hier in Rußland, daß man es dem dänischen König zu verdanken hat, wenn Pobjedonoszew, der die Erziehung unserer Kinder unwissenden und gierigen Popen übergibt, in seiner eifrigen Verfolgung der lutherischen Geistlichkeit innehielt. Der König hat hierdurch der Sache der Gewissensfreiheit in Rußland einen Dienst erwiesen.

Ich kehre in kurzer Zeit nach Rußland zurück, um meine Flugschriften zu verbreiten und ein Exemplar an den Kaiser zu senden. Es ist indessen so gut wie sicher, daß er sie nie zu lesen bekommt; unsere Polizei wird ihm höchstens einige Auszüge aus ihnen zeigen, wenn gegen mich Anklage erhoben wird. Ich bilde mir nicht ein, daß meine Flugschriften auf den Zaren einwirken und eine Änderung zum Besseren in der Politik meines Landes verursachen könnten. Ich sähe es gern, daß der Zar vollständig von folgender Tatsache unterrichtet würde: daß die Despotie des Beamtenstandes, welche die Menschenwürde verletzt und das Volk quält und niederstampft, die Ursache meiner Ausarbeitung dieser Flugschriften gewesen ist. Diese kleinen Schriften sind der Schrei des Sklaven, wenn er seine Kette bricht; sie sind der Notschrei der gekränkten und leidenden Menschheit.

im Ural verschickt, wo sie frei umhergehen konnte, aber keinen Menschen hatte, mit dem sie sprechen und kein Buch, in dem sie lesen konnte. So besorgt war man darum, sie würde unterwegs befreit werden, daß die Pferde vor ihrem Wagen nicht an den Wirtshäusern sondern mitten auf der Landstraße gewechselt wurden. Seitdem hat, soviel ich weiß, niemand etwas von ihr gehört. Sie war auf ihr Los vorbereitet; einigen jungen Mädchen, die sich darüber wunderten, daß sie im Louvremagazin nur Winterstoffe kaufte, antwortete sie: „Für mich gibt es keinen Sommer mehr."

Wer Lawrów kannte, pries die Feinheit und vornehme Wohlerzogenheit seines Wesens, wovon selbst jemand, der nur in flüchtigere Berührung mit ihm gekommen ist, Beweise erhalten hat. Er besaß wie Alexander Herzen zugleich den Verstand eines Gelehrten, der durch ernsthafte und strenge Studien entwickelt worden war, und eine Neigung dazu, als schlichter Arbeiter am großen

---

Sind die in Rußland verbreiteten Gerüchte wahr, so hat der dänische König nach jedem neuen Attentat seitens unserer Kaisermörder seinem Schwiegersohn geraten, eine freie Verfassung zu geben. Ich bin weit davon entfernt, in einer freien Verfassung — die noch dazu von der Alleinherrschaft gegeben wird — das Ziel meiner Wünsche zu sehen: aber es muß ein erster Schritt getan werden, wenn das Ideal erreicht werden soll: Ich weiß ganz genau, daß meine Flugschriften die Regierung des Zaren nicht bewegen werden, eine freie Verfassung zu verkünden, doch es gilt ein Mal über das andere dieser Regierung Beweise von Rußlands Gesinnung zu geben.

Vielleicht haben Sie, Herr Dr. Brandes, russische Freunde in Berlin — ich sende Ihnen deshalb die Schriftchen in der Hoffnung, daß Sie sie übersetzen lassen können. Sie werden sie mit meinem Briefe zusammen erhalten, wenn ich in einem der Gefängnisse Petersburgs eingesperrt worden bin.

Ich benutze diese letzte Seite, um Ihnen meine aufrichtige Bewunderung auszudrücken, die, das gestehe ich offen, stark mit Neid gemischt ist. Ich habe kritische Versuche über russische und fremde Schriftsteller geschrieben, doch bei der Lektüre Ihrer Werke habe ich am lebhaftesten gefühlt, was mir fehlte, und ich habe mir gesagt: Dies ist die wahre Kritik. So bescheiden meine Arbeiten auch sind, so rechne ich es mir zum Verdienst an, die erste zu sein, die — in der Zeitschrift Vaterländische Jahrbücher — Ihre Hauptströmungen in Rußland bekannt gemacht hat.

Wenn Sie meine Bitte abschlagen, so wird Ihre Antwort mich nicht erreichen.

Falls Sie der Aufklärungen über mich bedürfen, so wenden Sie sich an Herrn Lawrów, Paris, Rue St. Jacques 326.

Gerechtigkeitswerke sich dem kleinen Mann zu nähern und für dessen Wohl zu wirken, indem er die eigenen Gedanken für ihn faßlich machte und so sein Streben nach lichteren Lebensbedingungen leitete. Er vergaß nicht, am Neujahrstage einem Schriftsteller in einem fernen und fremden Lande seine Karte mit einem Gruß zu senden, und er vergaß ebensowenig, dem bedrängten, verbannten Russen von seiner Armut mitzuteilen, wenn dieser sich an ihn um Hilfe wandte.

Bei seinem Begräbnis ist man von neuem Zeuge des Schauspiels gewesen, das sich in den letzten dreißig Jahren immer wiederholt hat: daß die großen Männer des Gedankens und der Tat, sobald man sie als radikal bezeichnen konnte, vom Bürgerstand als nicht existierend betrachtet und nur von dem geistig wachsamen Arbeiterstande verehrt werden. Als Ludwig Feuerbach 1872 starb, stand kein Vertreter der deutschen Universitäten an seiner Bahre; nur die — damals noch spärlichen — sozialistischen Arbeitervereine stellten sich mit ihren Fahnen ein, obwohl Feuerbach nie eine Zeile über soziale Fragen geschrieben hat. Und so ist es nun auch bei Lawröws Begräbnis in Paris gegangen. Sechstausend Menschen geleiteten ihn zu Grabe, zumeist Ausländer von allen sozialistischen Organisationen der europäischen Hauptländer. Die eingegangenen Kränze hatten schon zwei Stunden vor dem Begräbnis in der Wohnung des Verstorbenen keinen Platz mehr, trotzdem Buketts, Palmen und Kränze überall aufgehäuft waren; man mußte eine Menge unten auf der Straße lassen. Da war ein mächtiger Kranz aus roten Immortellen von dem Zentralausschuß der französischen Sozialisten, ein Dornenkranz mit großen roten Blumen von einer Gruppe der aus Sibirien zurückgekehrten Verbannten; da waren Kränze von den russischen Juden, von der armenischen Hentschakpartei, von den russischen Flüchtlingen in Paris, von russischen Landflüchtigen in München, Lausanne, Zürich, Genf, von den russischen Kolonien in Brüssel, in Liège, in London usw., von der internationalen Gesellschaft der Polen, von der englischen Fabian Society, von den deutschen Sozialdemokraten, von Rußlands weiblichen Ärzten, von zahllosen Einzelnen und von sozialistischen Vereinen in den verschiedensten Städten und Ländern. Das Grab konnte nur einen kleinen Teil dieser Hunderte von Kränzen fassen. Als ein paar rote Fahnen

auf dem Kirchhofe entfaltet wurden, zogen die Polizisten blank, obwohl man kürzlich bei der Enthüllung des Triumphes der Republik diese Fahnen im Arbeiteraufzug erlaubt hatte, und es entspann sich um das Grab ein Kampf, in dem eine Fahnenstange gebrochen und ein paar Arbeiter verhaftet wurden. Es wurden an sieben bis acht Reden auf russisch und ebenso viele von Franzosen und Belgiern auf französisch gehalten.

Die Zeremonien bei einem Begräbnis sind als bloße Gemütskundgebungen wenig interessant. Doch von großem Interesse ist es, daß draußen in Europa der Begriff: Der liberale Bürgerstand erloschen zu sein scheint, während gleichzeitig der Arbeiterstand den Männern seine Huldigung darbringt, deren Bedeutung die Arbeiter begreifen, obwohl sie nur ausnahmsweise ihre Schriften kennen.

Serge Stepniak

(1897)

Stepniaks Freunde wußten, daß sein richtiger Name nicht Stepniak lautete. Er hieß Serge Michaelowitsch Krawschinski und war 1852 in einer vornehmen Familie im südlichen Rußland geboren. Der Vater stammte aus Weißrußland, die Mutter aus der Ukraine. In seinen Knabenjahren lernte er auf dem Lande die Lebensbedingungen des russischen Bauern kennen. Sie flößten ihm eine Teilnahme ein, die sein ganzes Leben lang anhielt. Er besuchte die Militärschule und wurde Artillerieoffizier, nahm aber seinen Abschied, um sich der Verbreitung wahrer Aufklärung unter dem niederen Volke vermittelst geheimer Propaganda zu widmen. Er wirkte in den Petersburger Vorstädten und in den Dörfern an der Wolga, und um nicht in der Kleidung eines feinen Herrn die Bauern abzuschrecken, ließ er sich gleich den übrigen Kulturmissionaren als Tagelöhner dingen. Er pflegte später, wenn er davon erzählte, zu sagen: Rogatschow, der ein Hufeisen biegen konnte, war stärker; aber ich konnte länger aushalten.

Er besaß einen eisernen Willen, der seine Energie auf andere übertrug, und den veredelnden Blick eines Dichters; er wurde schnell aller Liebling, und man war allgemein darauf bedacht, seine Verhaftung zu verhüten. Um sie zu vermeiden, sandte man ihn ins Ausland, und da seine Tatenlust ihn bald wieder in die Heimat zurücktrieb, gelang es seinen Freunden unter erdichteten Vorwänden und mit Anwendung aller möglichen Listen, ihn wieder fortzusenden. Er ging 1875 in die Herzegowina, um an dem Aufstand gegen die türkische Regierung teilzunehmen. Er schilderte dieses sein kriegerisches Unternehmen in sehr humoristischer Weise: wie die

Türken in ihrem Phlegma auf ihren Schanzen sitzend, oft kaum Deckung suchten, da die Aufständischen ziemlich schlecht schossen, und wie sie zuletzt gar nicht mehr wiederschießen mochten, weshalb der Krieg ohne Leidenschaft und Haß geführt wurde, bis er nach und nach einschlief. 1877 beteiligte er sich an dem Versuch der italienischen Revolutionäre, Benevent zu überrumpeln, wurde aber geschlagen und gefangen genommen und verbrachte ein Jahr in einem italienischen Gefängnis. Er hat in diesem Abschnitt seines Lebens augenscheinlich jedweden revolutionären Versuch, der an jedwedem Ort ausgeführt wurde, seiner Teilnahme für würdig erachtet; ich glaube, er sah späterhin sehr wohl ein, wie kopflos jenes Unternehmen war; er sprach nicht gern davon. Bei Viktor Emanuels Tode 1878 wurde er freigelassen, gründete eine russische Zeitung in Genf und kehrte mit deren ersten Nummern nach Petersburg zurück. Er wollte jetzt nicht mehr auf eine Tätigkeit in Rußland selbst verzichten. Er fand in Petersburg eine musterhaft geordnete Organisation vor und wurde bald ihr leitender Geist. Der vorgeschrittene und begabte Teil der russischen Jugend war nach den gemachten Erfahrungen überzeugt, daß auf gesetzlichem Wege keinerlei Verbesserung der Zustände zu erhoffen sei. Die Führer dieser Jugend weihten sich völlig ihrer Sache, sahen dem Tode ins Antlitz und setzten das Leben ein für jede Tat, welche die Sache vermeintlich fördern mußte. Stepniak, der seiner Natur gemäß die Gefahr liebte, suchte Gelegenheit, Mut und Willensstärke zu zeigen. Die erste terroristische Tat wurde ihm anvertraut. Es war die Ermordung des Generals Mesenzew, des Chefs der Geheimpolizei, an dem man die schaurigen Mißhandlungen politischer Gefangener in Petersburg und Charkow rächen wollte. Das Exekutionskomitee sandte dem General sein Todesurteil, und zwei Tage darauf, am 16. August 1878, stieß Stepniak ihn mit einem Dolchstoß in das Herz auf einem öffentlichen Platz in Petersburg nieder. Er stieg darauf augenblicklich in einen bereitstehenden eleganten Wagen und fuhr ungehindert fort. Er hat diese Tat nie bereut. Er schrieb eines Abends im November 1895 folgende Worte an ein ganz junges Mädchen, das mich um seine Handschrift für ihr Album gebeten hatte: Sei dir selbst getreu, und du wirst nie Gewissensbisse kennen lernen, die das einzige wirkliche Unglück im Leben sind.

Stepniak wohnte ruhig weiter in Petersburg, als ob nichts vorgefallen wäre, trotz des hohen Preises, der auf seinen Kopf gesetzt war. Er fuhr fort, das „glühende Pflaster" Petersburgs zu treten! Erst nach fünf Monaten sandten die Freunde den Widerstrebenden fort. Er dachte, nach drei Wochen zurückzukehren, sah jedoch Rußland nie wieder. Sobald er in der Schweiz war, stellten ihm seine Freunde die tausend Schwierigkeiten vor, die mit seiner Rückkehr verbunden waren. Er lernte Italienisch, wie später Englisch, bis zu solcher Vollkommenheit, daß er diese Sprachen in Wort und Schrift wie das Russische beherrschte. Französisch hatte er immer gekonnt. Sein erstes Buch: Das unterirdische Rußland, in dessen Vorrede Peter Lawrów ihn dem europäischen Publikum vorstellt, ist ursprünglich auf italienisch geschrieben.

Stepniak ging nach England und wurde Schriftsteller in englischer Sprache, wurde auf Englisch der wichtigste Erklärer und Dolmetscher russischer Verhältnisse und russischen Seelenlebens. Er schrieb: Der russische Bauernstand, Rußland unter den Zaren, Die russische Sturmwolke, Was Nihilismus ist usw, endlich König Storch und König Tolpatsch, seine letzte zweibändige Schrift, die erst gleichzeitig mit seinem Tode erschien. Er hielt in England und in Nordamerika Vorlesungen auf Englisch und entwickelte eine solche Beredsamkeit, daß er sprechen konnte, solange er wollte; die Zuhörer wurden nicht müde. Es heißt, daß er eines Tages in Newcastle zwei Stunden und zehn Minuten hintereinander sprach und sein Zuhörerkreis dann, als der Redner aufgehört hatte, eine Enttäuschung darüber empfand, daß es schon aus war.

Besonders eines seiner Bücher verdient mit größter Aufmerksamkeit gelesen zu werden; es legt dem Leser geradezu Rechenschaft ab über das Wesen des Heldenmutes. Es ist das Werk, das auf englisch den Titel führt: The Career of a Nihilist. Es ist nicht nur ein wirklichkeitstreuer und äußerst spannender Roman, sondern es gibt eine Erforschung — so fein und einsichtsvoll, wie sie in der europäischen Literatur sonst nicht vorkommt — des Gefühlslebens, das die edelste russische Jugend in jener Zeit unter Alexander II. erfüllte, die die Blütezeit des Nihilismus bedeutet, und in der, leider ohne irgend welchen unmittelbaren Nutzen, halsbrecherische Taten mit Heroismus aus-

geführt und mit Grausamkeit bestraft wurden. Die jungen Männer und Frauen jener Epoche zeigten Europa, daß das russische Volk keineswegs ganz aus Sklaven bestände, die mit ihrer Sklaverei zufrieden wären, und hoben so das Ansehen ihres Volkes in den Augen Europas. Doch die blutigen Taten, die sie verübten, hatten keine anderen politischen Folgen, als daß sie das Übel verschlimmerten. Dieses Buch enthält in Wirklichkeit Stepniaks umgedichtete Selbstbiographie. Er ist das Modell beider Personen, Andrey und George. Das Buch lehrt uns, in welcher Seelenqual und mit welcher Aufopferung jeglicher Hoffnung auf irdisches Glück Stepniak seinerzeit an seine Mordtat ging.

Sein Haus in Woodstock Road wurde, wie die Times bei seinem Tode mit Recht bemerkte, ein Sammelplatz für nicht rechtgläubige Schriftsteller und Künstler der verschiedensten Völkerschaften und Arten, und der geistige Mittelpunkt der in London wohnenden landflüchtigen russischen Kolonie.

In England war er sicher. So geschah es, daß er im November 1895, als er ein Fest in The Autors Club zu Ehren eines fremden Schriftstellers besuchte, seinen Platz zwischen dem Ehrengast und einem Mann erhielt, der eine sehr hohe Stellung im englischen Ministerium des Auswärtigen einnahm; der Vorsitzende, dem der Gedanke kam, daß dieser Herr an den Unterhandlungen mit dem russischen Ministerium über eine mögliche Auslieferung Stepniaks teilgenommen haben könnte, empfand sogar eine gewisse Unruhe darüber, wie dies ablaufen werde. Doch es entspann sich der freundlichste nachbarliche Ton zwischen den beiden Herren. Sie kamen vortrefflich miteinander aus. Es liegt hierin ein wahres Zeugnis englischen Freisinns.

England ist ja heute die Freistätte politischer Flüchtlinge, die einzige Freistätte in Europa. Nur ein Verrückter, sagen sie, könnte darauf kommen, sich in Länder wie Preußen oder Österreich zu wagen. Frankreich ist zurzeit Rußlands diensttuender Kavalier. Die Schweiz ist zu schwach, um ihre Unabhängigkeit behaupten zu können. So bleibt nur England übrig, und die Flüchtlinge empfinden denn auch Dankbarkeit gegen den englischen Boden.

Doch man glaube deshalb nicht, daß der Landflüchtige keine Sehnsucht nach der Heimat empfand. Eines Abends vor zwei Jahren, als mich Stepniak zur Station Turnham Green begleitet

hatte und ziemlich laut sprechend auf dem Perron auf und ab ging, rief ich unwillkürlich: „Es ist doch gut für Sie, nicht wahr, englische Luft zu atmen und frei sprechen zu können, ohne einen Polizeispion auf den Fersen?“ Er antwortete: „Was würde ich nicht dafür geben, ein bißchen russische Luft zu atmen.“

Er sollte nie mehr russische Luft atmen. Einen Monat später weilte er nicht mehr unter den Lebenden. Er starb eines tragischen Todes durch einen Eisenbahnunfall am 23. Dezember 1895: er wanderte, in die Lektüre eines Buches vertieft, auf den Schienen in der Nähe seines Hauses umher und überhörte die Signalpfeife eines näherkommenden Zuges, der, für Stepniak von seinem Platze aus unsichtbar, ihn bei einer Biegung des Weges einholte und zermalmte.

Sein Tod versetzte die Freiheitsfreunde der ganzen Erde in Trauer.

Peter Krapotkin

(Vorrede zu Fürst Krapotkins Selbstbiographie*)

(1899)

Die Selbstbiographien großer Geister haben in früheren Zeiten gewöhnlich einen der folgenden drei Typen gezeigt: So hatte ich mich verirrt; so wurde ich bekehrt (St. Augustinus). So schlecht war ich; aber wer wagt es, sich besser zu nennen! (Rousseau). So bildete sich langsam und von innen heraus und durch die Gunst der Umstände ein Genie (Goethe).

In all diesen Formen der Selbstschilderung ist der Verfasser wesentlich mit sich beschäftigt.

In unserem Jahrhundert pflegt die Selbstbiographie hervorragender Persönlichkeiten nach einem der folgenden beiden Muster gebildet zu sein: So talentvoll und so bezaubernd war ich; so anerkannt und bewundert wurde ich (Johanne Louise Heiberg). Oder: So talentvoll und liebenswürdig war ich; so verkannt wurde ich, und so harte Kämpfe hatte ich zu bestehen, ehe ich die Krone des Ruhmes erlangte (H. C. Andersen).

In diesen beiden Arten der Lebensbeschreibung beschäftigt sich der Verfasser hauptsächlich damit, was seine Mitmenschen über ihn gemeint und gesagt haben.

---

*) Obiges ist auf Fürst Krapotkins Wunsch geschrieben als Einleitung zu P. Kropotkin The Autobiography of a Revolutionist, 2 Bände, die in London und Boston und in deutscher Übersetzung bei Rob. Lutz in Stuttgart erschienen ist. Die Aussprache des Namens Kropotkin steht im Widerspruch zur Schreibweise, wie überhaupt russische Namen durchweg anders ausgesprochen als geschrieben werden. Der Mann, den unsere Zeitungen Murawiew nennen, heißt in Wirklichkeit Murawiöf. Die Stadt Orel wird Arjol ausgesprochen. Der Name Potemkin wird in der Aussprache zu Patjomkin usw.

Der Verfasser dieser Selbstbiographie ist nicht von seinen Fähigkeiten eingenommen, hat auch keine Kämpfe geschildert, um sie anerkannt zu sehen; noch weniger scheint ihn das Urteil seiner Mitmenschen zu beschäftigen; die Ansicht anderer über ihn erwähnt er auch nicht mit einem Wort.

Hier gibt es keine Selbstbespiegelung. Der Verfasser gehört nicht zu denen, die gern von sich selbst sprechen; er tut es widerstrebend und mit einer gewissen Schamhaftigkeit. Hier gibt es keine selbstenthüllende Beichte, keine Empfindsamkeit und keinen Zynismus. Krapotkin verweilt weder bei seinen Lastern noch bei seinen Tugenden; er läßt sich auf keine vulgäre Vertraulichkeit den Lesern gegenüber ein. Er teilt uns nicht mit, wann er verliebt gewesen ist, und berührt sein Verhältnis zum anderen Geschlecht so wenig, daß er nicht einmal seine Heirat erwähnt und wir nur irgendwo ganz beiläufig erfahren, daß er verheiratet ist. Daß er Vater ist (und sogar ein sehr liebevoller Vater) kann er bei der Kürze, womit er die letzten sechzehn Jahre seines Lebens zusammenfaßt, nur eben gerade berühren.

Er strebt mehr danach, eine Seelenschilderung seiner Zeit als seine eigene zu geben. Man findet in seinem Buche eine Psychologie des offiziellen Rußland wie des ausgebeuteten Rußland, des arbeitenden wie des erstarrten Rußland.

Und er strebt mehr danach, die Geschichte seiner Zeit als seine eigene zu geben. Man findet in seiner Biographie die Geschichte Rußlands während der ganzen Lebenszeit des Verfassers und die Geschichte der europäischen Arbeiterbewegungen in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wenn er sich in seine innere Welt vertieft, sehen wir die äußere sich darin spiegeln.

Trotzdem findet sich hier in Übereinstimmung mit Goethes Zweck eine Darstellung dessen, wie ein bedeutender Geist gebildet wurde, und in Übereinstimmung mit dem Zweck des heiligen Augustinus die Darstellung eines inneren Durchbruches, der dieselbe Bedeutung hat wie in alten Tagen eine Bekehrung. Ja, dieser innere Durchbruch ist Wendepunkt und Kern des Buches.

Es gibt in diesem Augenblick zwei große Russen, die für das russische Volk denken, und deren Gedanken der Menschheit zugute kommen, Tolstoi und Krapotkin. Der erstere hat oft in dichterischer

Form Abschnitte aus seinem Leben erzählt; der letztere gibt hier ohne irgend welche dichterische Umschreibung zum ersten Male eine Übersicht über das seine.

So grundverschieden diese beiden Männer auch sind, so läßt sich doch zwischen ihrer Lebensführung und Grundanschauung ein Vergleich ziehen. Tolstoi ist Künstler, Krapotkin Gelehrter; aber beide sind sie in einem gewissen Zeitpunkte ihres Lebens außerstande, sich bei der Wirksamkeit zu beruhigen, für die sie so große angeborene Fähigkeiten mitbringen. Religiöse Grübeleien veranlassen Tolstoi, soziale Grübeleien Krapotkin, die vorgezeichnete Bahn zu verlassen. Menschenliebe erfüllt sie beide; sie begegnen sich in ihrem Abscheu gegen die Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit, Roheit und Grausamkeit der höheren Klassen und in ihrer Zuneigung zu dem übersehenen und mißhandelten niederen Volk. Beide haben mehr Blick für die Feigheit als für die Dummheit in der Welt. Beide sind sie Idealisten, beide reformatorisch veranlagt, beide friedliche Gemüter, doch ist Krapotkin am friedlichsten, trotzdem Tolstoi beständig den Frieden predigt und die verurteilt, die sich selbst ihr Recht verschaffen, während Krapotkin das Vorgehen dieser Menschen berechtigt findet und mit Terroristen freundschaftlich verkehrt hat. Sie sind am verschiedensten durch ihre verschiedene Stellung zur Intelligenz und Wissenschaft, die Tolstoi in seinem religiösen Eifer geringschätzt und herabsetzt, während Krapotkin sie hoch in Ehren hält, wenn er es auch nicht billigt, daß der Gelehrte über seinem Fach das Volk und dessen Not vergißt.

So mancher Mann oder so manche Frau haben ein großes Lebenswerk vollbracht, ohne deshalb ein großes Leben geführt zu haben. Manche Persönlichkeit fesselt, obwohl ihr Leben unbedeutend und alltäglich ist. — Krapotkins Leben war sowohl fesselnd wie groß.

Man wird in den beiden Büchern, die seinen Lebenslauf umfassen, all die Elemente finden, aus denen ein bewegtes Leben besteht: Idyll und Tragödie, Drama und Roman.

Hier ist eine Kindheit in Moskau und auf dem Lande mit zahlreichen patriarchalischen Bildern, so meisterhaft ausgeführt, daß sie kein Herz ungerührt lassen. Hier sind seine Landschaftsgemälde, die den ganzen Duft der russischen Landschaft bewahren, Porträts

treuer und guter Dienstboten, die, obwohl Leibeigene, die Beschützer und Freunde der Kinder sind, und hier ist eine Bruderliebe von ungewöhnlicher Stärke geschildert — das Idyll selbst. Aber daneben gibt es leider zur Genüge Sorgen und Schrecken von Kindheit an, die Härte in den Familien, die grausamen Abstrafungen der Leibeigenen, die Vereinigung von großer Beschränktheit und großer Herzlosigkeit in ihrem Einwirken auf Schicksale.

Hier gibt es dramatische Abwechselung und dramatische Überraschung, Hofleben und Gefängnisleben, das Leben auf den Höhen der Gesellschaft mit Kaisern und Großfürsten, ein Leben in Armut mit Proletariern in London und der Schweiz. Hier gibt es Verkleidungen wie in einem Drama. An ein und demselben Tage steht der Held in Hoftracht im Winterpalast und redet in Bauernkleidung in einer Vorstadt, um revolutionäre Gedanken zu verbreiten.

Und hier gibt es eigentliche Romanspannung. Obwohl niemand schlichter in Stil und Ton sein kann als Krapotkin, sind durch die Natur des Stoffes selbst manche Abschnitte seiner Erzählung spannender als irgend eine Partie in einem der Feuilletonromane, die in Spannung machen. Welche Lektüre kann größere Gemütsbewegung erregen als die Schilderung der Vorbereitungen zu seiner Flucht aus dem Spitalshofe der Peter-Paulsfestung und der kühnen, glücklichen Ausführung dieser Flucht?

Wenige Männer haben wie Krapotkin sich in allen Schichten der Gesellschaft bewegt und sie alle gekannt. Welche Bilder: Krapotkin als kleines Kind in Maskeradentracht am Thron Kaiser Nikolaus' und als Page Alexander II. nachlaufend, um ihn vor Gefahren zu schützen — und nachher im Gefängnis kalt abweisend dem Großfürsten Nikolaus gegenüber, oder mit Schrecken aus der Verwirrung eines unterirdischen Klopfens erlauschend, wie der Gefangene in der Zelle unter ihm von Tag zu Tag mehr die Herrschaft über seinen Verstand verliert! Er ist kaiserlicher Kammerpage und armer Schriftsteller gewesen, hat das Leben eines Studenten, Offiziers, Gelehrten, Entdeckungsreisenden, Administrators, Gefangenen und landflüchtigen Agitators geführt. Er hat als Flüchtling zeitweise von Tee und Brot leben müssen wie ein russischer Muschik und ist der Spionage und dem Mord ausgesetzt gewesen wie ein russischer Kaiser.

Wenige Männer haben außerdem ein so weites Feld überblickt. Wie Krapotkin in seiner Eigenschaft als Geologe eine vorhistorische Reihenfolge von Hunderttausenden von Jahren übersieht, so überschaut er die ganze Kultur seines Zeitalters. Zu der literarischen und wissenschaftlichen Bildung, die in Studierstuben und auf Universitäten erworben wird, der Kenntnis von Sprachen, schöner Literatur, Philosophie, höherer Mathematik, fügte er frühzeitig die Bildung, die in Werkstätten, Laboratorien und auf freiem Felde gewonnen wird: das Studium der Naturwissenschaften in all ihren Verzweigungen, der Militärwissenschaft und Befestigungskunst, das Studium von Maschinen und Fabriken. Seine Entwickelung umfaßt jedes Gebiet. Was hat dieser lebhafte Geist nicht leiden müssen, als man ihm zweimal die Untätigkeit eines mehrjährigen Gefängnislebens auferlegte: welche Geduldsprobe und welche Erziehung zur Standhaftigkeit! Krapotkin hat irgendwo gesagt, daß die moralisch entwickelte Persönlichkeit die Grundlage jeder Organisation sein müsse. Das paßt auf ihn selbst; er ist von seinem Schicksal zu einem Eckstein des Gebäudes der Zukunft behauen geworden.

Krapotkins Leben zeigt einen doppelten Durchbruch, der mir viel Aufmerksamkeit zu verdienen scheint.

Er nähert sich den Dreißigern, in der Regel das entscheidende Alter im Leben des Mannes. Er ist Gelehrter mit Leib und Seele, und er macht seine große wissenschaftliche Entdeckung. Er hat gesehen, daß die Karten vom nördlichen Asien unrichtig sind, daß nicht nur die alte Auffassung von Asiens Geographie irrig ist, sondern daß auch Alexander von Humboldts Ansicht durchaus im Widerspruch mit den Tatsachen steht. Mehr als zwei Jahre lang hat er sich in mühselige Studien vertieft; da plötzlich, eines schönen Tages, sieht er die Verhältnisse vor sich, wie sie sind, wie sie noch keiner vor ihm gesehen hat, sieht daß die Hauptlinien in Asiens Bau nicht von Norden nach Süden oder von Westen nach Osten, sondern von Nordosten nach Südwesten gehen. Er stellt seine Entdeckung auf die Probe, wendet sie auf hundert und aber hundert besondere Einzelheiten an, und siehe da, sie ist stichhaltig! Er lernt die Erkenntnisfreude in ihrer höchsten, reinsten Form kennen, wie sie beseligend den Sinn erfüllt.

Gerade da geschieht der Umschlag.

Denn unmittelbar folgt bei ihm der Kummer darüber, daß diese Freude so wenigen Menschen zuteil wird. Er fragt sich, ob er ein Recht habe, sie allein zu genießen. Er empfindet es als eine höhere Pflicht, an der Verbreitung der schon gewonnenen Wissenschaft unter dem niederen Volk mitzuwirken, als neue Entdeckungen zu machen.

Ich für mein Teil kann diese Sache nicht mit seinen Augen ansehen. Mit Krapotkins Anschauungen würde ein Pasteur nicht der Wohltäter der Menschheit geworden sein, der er wurde. Ich meine, daß der einzelne hervorragende Mann am meisten für alle wirkt, wenn er nur selbst mit so viel innerer Kraft schafft, wie er vermag. Alles kommt doch zuletzt der großen Menge zugute. Aber diese Anschauungsweise charakterisiert Krapotkin, gibt sein Wesen.

Und dieser Gedankengang führt ihn weiter. In Finnland, wo er im Begriff steht, neue wissenschaftliche Funde zu machen, wo er einsieht — was damals eine Ketzerei war — daß und wie das Eis in der vorhistorischen Zeit Nordeuropa bedeckt hat, wird er dermaßen von Mitleid mit dem Elend und dem Kampf ums Brot um ihn her ergriffen, daß er es als seine höchste, unbedingte Pflicht empfindet, der Lehrer und Helfer der Armen und Vernachlässigten zu werden. Und eine neue Welt eröffnet sich ihm, indem er von denen lernt, die er belehren will.

Fünf bis sechs Jahre später tritt in der Schweiz das zweite Stadium des Durchbruchs ein.

Schon weit früher, während Krapotkins erstem Schweizer Aufenthalt, hatte er sich von der Gruppe der Staatssozialisten entfernt, aus Furcht vor ökonomischer Zwangsherrschaft, aus Haß gegen das Zusammenziehen der Verwaltung in einen Mittelpunkt, aus Liebe zur Freiheit des Einzelnen und der Kommune; doch erst nach seinem langen Gefängnisleben in Rußland und während seines zweiten Aufenthaltes unter hochbegabten Arbeitern in der westlichen Schweiz nahm der neue Gesellschaftszustand, der ihm vorschwebte, für ihn bestimmtere Umrisse an, als eine Gesellschaft miteinander verbundener Assoziationen, zusammenarbeitend wie heutzutage die Eisenbahngesellschaften und Postbehörden der verschiedenen Länder ohne ein Hauptverwaltung zusammenarbeiten.

Seitdem ist Krapotkins Grundanschauung in allem Wesentlichen unverändert geblieben. Er weiß, daß er der Zukunft ihre

Bahn nicht vorzeichnen kann, meint, daß alles aus der eigenen aufbauenden und aufführenden Wirksamkeit der Massen hervorgehen müsse, und führt zum Vergleich die Gerichtsformen, die Gilden des Mittelalters an, die von unten geschaffen wurden. Sein Gedanke — ganz im Gegensatz zu dem meinen — glaubt nicht an den Gegensatz zwischen Leitenden und Geführten, trotzdem er einen Freund lobend als den „geborenen Führer" bezeichnet.

Krapotkin nennt sich selbst einen Revolutionär. Selten ist wohl ein Revolutionär so human und bei all seinem Abscheu gegen das Bürgertum so sanft gewesen. Man stutzt, wenn man an einer vereinzelten Stelle, wo er von der Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit der Polizei in der Schweiz spricht, einen kriegerischen Trieb in seinem Wesen eingesteht, indem er sich nicht bestimmt zu sagen getraut, ob er eine Erleichterung empfand, einen Kampf vermieden zu haben, oder eine Enttäuschung darüber, daß der Kampf vermieden wurde. Eine solche Äußerung steht bei ihm einzig da. Er ist nie Rächer, oft Märtyrer gewesen; er legt nie andern Opfer auf, nur sich selbst. Sein ganzes Leben hindurch hat er Opfer gebracht, hat sie indessen so gebracht, daß sie ihn scheinbar nichts gekostet haben; so wenig Wesens macht er davon. Er ist bei all seiner Strenge so weit von Rachsucht entfernt, daß er jemand, den er am strengsten verurteilt, einen Gefängnisarzt, dessen Namen er verschweigt, nur mit den Worten stempelt: „Je weniger man von ihm spricht, desto besser."

Er ist ein Revolutionär ohne Pathos und ohne Embleme, der über allen theatralischen Zubehör der Revolution, Eide und Zeremonien und Verschwörungen, lacht. Er verträgt den Vergleich mit jedem Freiheitskämpfer in jedem Lande des ganzen 19. Jahrhunderts. Kaum einer ist höher begabt und keiner ist uneigennütziger gewesen als er.

Doch er wollte mir nicht gestatten, auf den ersten Blättern seines Buches all das Gute zu sagen, das ich von ihm denke, und meine Vorrede würde außerdem dadurch über alle Ufer einer vernünftigen Vorrede anschwellen.

Maxim Gorki

(1901)

Maxim Gorki ist zweiunddreißig oder dreiunddreißig Jahre alt — er weiß selbst nicht, ob er am 14. März 1868 oder 1869 geboren ist — und er war schon äußerst angesehen und beliebt in Rußland, bekannt und beachtet außerhalb Rußlands, als seine Verhaftung anläßlich der Studentenunruhen die allgemeine europäische Teilnahme für ihn erweckte. Er hat noch in diesem Augenblick Hausarrest in seiner Wohnung in Nishni-Nowgorod, da er der Polizei durch Gespräche, die er mit verschiedenen in Nishni angekommenen, von den Universitäten verwiesenen Studenten geführt haben soll, bedenklich kompromittiert erscheint, trotz der vielfachen Bestrebungen, ihn zu befreien, und trotz der Unzahl von Geschenken, die in seinem Hause zusammenströmen.

Selten ist ein Schriftsteller so schnell berühmt geworden; erst acht Jahre ist es her, seit die erste größere Erzählung Gorkis, Tschelkasch, von Korolenko in der Zeitschrift Russischer Reichtum (Russkojo Bogastvo) veröffentlicht wurde. Noch seltener ist ein Schriftsteller, der keinerlei literarische Vorbildung genossen hat, so jung zu Weltruhm gelangt.

Er wurde in der Stadt geboren, in der er jetzt gefangen sitzt. Gorki (der Bittere) ist nur ein angenommener Name, der den wirklichen Namen, Alexei Maximowitsch Pjeschkow, deckt. Der Vater war Tapezierer, der Großvater Färber; der Knabe wurde, da er als Handwerkerssohn einem Gewerbe angehören sollte, in die Malerinnung eingetragen. Fünf Jahre alt, verlor er seinen Vater, neun Jahre alt seine Mutter. Der Großvater, bei dem er das Gebet- und Gesangbuch lesen gelernt hatte, gab ihn zu einem Schuh-

macher in die Lehre. Aber er lief aus der Lehre und erhielt Arbeit bei einem Zeichner, entlief dann auch diesem Meister und kam in die Werkstätte eines Heiligenmalers. Als er auch diese Lehre verließ, nahm er einen Dienst als Küchenjunge auf einem Wolgadampfer an. Seine erste Bildung erhielt er dort von dem Koch, der ihm allerhand Bücher zu lesen gab: Heiligenlegenden, Erzählungen von Gogol und Gljeb Ußpenski, Romane des älteren Dumas. Gleichzeitig empfing er während der Fahrten auf Rußlands mächtigstem Fluß die ersten großartigen Eindrücke von russischer Natur. Er vertauschte sodann seine Stellung in der Schiffsküche mit der eines Gärtnergehilfen und hielt hier aus, bis er fünfzehn Jahre alt war.

Dann wurde die Lernbegierde in ihm zu stark, und er reiste nach Kazan in dem naiven Glauben, daß man in dieser gelehrten Universitätsstadt die Wissenschaft gratis verkünde. Nachdem sich seine Annahme als ein Irrtum erwiesen hatte, wurde er genötigt, bei einem Bäcker in die Lehre zu gehen, wo er für die schwerste Arbeit, die er je kennen gelernt hat, die Summe von drei Rubeln monatlich erhielt. Da war es doch vorteilhafter, als Gelegenheitsarbeiter an den Wolgahäfen sein Heil zu versuchen. Gorki arbeitete bald als Lastträger, bald als Holzhauer, und las soviel Bücher, wie er mit Hilfe guter Leute nur in die Hände bekommen konnte. Doch sein Verdienst reichte gerade aus, um den Hunger zu stillen, und im Jahre 1888 jagte er sich eine Kugel durch den Leib. Er lag eine Zeitlang im Spital, erholte sich und begann, als er herauskam, mit Äpfeln zu handeln. Doch nachdem dieser Handel, wie man sich wohl denken kann, herzlich wenig eintrug, ging er nach Zarizyn, wo er eine Stelle als Bahnwärter erhielt. Von hier kehrte er nach Nishni zurück, weil er sich zur Aushebung dort stellen mußte. Aber man konnte, wie er schreibt, „einen Kerl mit Löchern im Leibe nicht gebrauchen"; da seine Wunde noch nicht geheilt war, blieb er vom Militärdienst verschont und begann nun, mit einer Biertonne in Arbeitervierteln und Marktstraßen umherzufahren und sein Bier glasweise zu verkaufen. Darauf erlangte er eine Stelle als Schreiber im Bureau eines Advokaten. Dieser Mann namens Lanin war der erste aufgeklärte und hochherzige Mensch, den er kennen lernte. Ihm verdankt er nach eigener Aussage die Grundlage seiner Bildung.

Gleichwohl hielt er es nicht sehr lange bei Lanin aus. Wie auf die meisten Hauptpersonen seiner Bücher übte auch auf ihn selbst das Landstreicherleben einen unendlichen Reiz aus. Er begann wiederum das ganze große Rußland zu durchstreifen, lebte bald als Viehtreiber, bald als Chorsänger, in den Kaukasusgegenden war er eine Zeitlang Reporter für kleine Zeitungen. Er hat also alle die Professionen gekannt, welche die Personen in seinen Erzählungen betreiben. Ein verkommener Student brachte ihn um das Jahr 1892 auf den Gedanken, als Schriftsteller aufzutreten. Er hat diesen Mann, dem er viel verdankt, unter dem Namen Kaluschni geschildert. Ein glücklicher Zufall führte ihn dann 1893 mit Korolenko zusammen, und dieser selten liebenswürdige und schon berühmte Schriftsteller, dessen ehrliches, fast kindliches Wesen und breitschultrige rotwangige Kraft jedem unvergeßlich ist, der jemals mit ihm in Berührung gekommen ist, nahm sich des genialen Landstreichers an und machte ihn mit einem Schlage im Russischen Reiche bekannt. Dort ist er gegenwärtig so weit gelangt, daß eine vierbändige Ausgabe seiner gesammelten Schriften im Laufe eines halben Jahres in sechzehntausend Exemplaren verkauft worden ist.

Die Zahl erscheint allerdings nicht besonders groß in Anbetracht der einhundertdreißig Millionen Einwohner Rußlands. Doch von diesen können ja nicht viele lesen, und die Anzahl derer, die Bücher kaufen, ist in Rußland kaum größer als in den drei kleinen skandinavischen Ländern zusammen.

Es liegt über Gorkis Gestalt eine eigentümlich ansprechende Barschheit. Er war vor kurzem in Moskau mit Tschechow in das Theater gegangen, ein neues Stück seines Freundes zu sehen. Es ist ein seltenes Ereignis, Gorki in Moskau zu Gesicht zu bekommen. Als er in einer Zwischenpause mit Tschechow zusammen ein Glas Tee trank, wurde er erkannt und bald von mehreren hundert Studenten und anderen jungen Menschen umringt, die ihr Entzücken darüber, ihn zu sehen, durch übermäßiges Beifallsklatschen kundgaben. Doch Gorki antwortete ihnen in den schärfsten Worten: „Bin ich eine Ballettänzerin, daß ihr mir applaudiert? Geht auf eure Plätze zurück und seht das Stück an, aber nicht mich!“ Als die Blätter ihn dieser Grobheit wegen heftig angriffen, erwiderte er in einer sehr energischen und ernsthaften Verteidigung, in der

23*

er behauptete, daß es in Rußland nur ein Publikum gäbe, das klatschen, doch kein Volk mit Tatkraft, das sich in Respekt setzen könne.

Die Umrisse von Gorkis Leben zu kennen ist eine erste Bedingung für das Verständnis seiner Bücher. Denn sie schildern augenscheinlich nur, was er gesehen und erlebt hat. Nie ein Thema aus der Vergangenheit, nie ein Einblick in das Land der Phantasie, nie ein Aufschwung in die Kreise der Höchstgebildeten. Eine Stoffwelt, die dem fremden Leser ganz neu ist. So neu, daß ein Urteil über Gorkis Befähigung zur Wirklichkeitswiedergabe und über sein dichterisches Talent überhaupt dem nichtrussischen Leser schwer genug wird. Die Ähnlichkeit eines Porträts läßt sich ja am besten beurteilen, wenn man das Original kennt.

Gorki ist ein Schilderer und ein Seelenkenner; er ist weder ein Mann der Form noch der Idee. Von den großen russischen Erzählern, die Europa kennen gelernt hat, gingen die älteren von einer Idee aus: vor allen Dingen Gogol, dann Turgenjew, Gontscharow, in seinem Alter Tolstoi. Mit Ausnahme des westeuropäisch gebildeten Turgenjew hatten sie alle eine Neigung, im Stoff zu ertrinken; Werke wie Krieg und Frieden oder wie Dostojewskis Romane sind eher Packete als Bücher; es wird allzuviel mitgenommen; es fehlt, selbst wo man französische Vorbilder hinter dem Buche spürt, sehr stark an formender Begabung.

Dieser Mangel an einem klaren Grundgedanken und einer durchgreifenden Form zeigt sich bei Gorki, wenn er ein sehr großes Ganzes ausführen will, wie in dem Roman Foma Gordjejew; er wird hier leicht unübersichtlich, und das Interesse für die nicht sehr fesselnde Hauptperson verliert sich manchmal. Wo er mit vielen Personen manövriert, wie in der Novelle Gewesene Leute und sie umständlich eine nach der andern beschreibt, dem Leser wie auf der Schnur gereiht vorführt, wird er durch seine Weitschweifigkeit, durch die allzu viele Zeit, die er sich läßt, durch seinen Mangel an Fähigkeit zu künstlerischen Verkürzungen ermüdend und schwer. Aber in der eigentlichen Novelle, wo er sich in ein paar Hauptpersonen vertiefen kann, ist er Meister und vollkommen.

Er ist nicht gerade ein Gesellschaftsschilderer; denn fast alle seine Bücher drehen sich um Existenzen außerhalb der Gesellschaft.

Er hat eine Vorliebe für Vagabunden, für Leute, die außerhalb des Gesetzes und in Fehde mit dem Gesetz leben, für allerhand Verkommene und Verlumpte, für Schwindler und Diebe und leichtsinnige Mädchen. Ohne sie gerade zu veredeln, macht er sie kühn, ansprechend durch ihr bedingtes Recht, ihren Lebensmut, ihre muntere Schamlosigkeit oder ihren trotzigen Stolz. Er ist kein Erotiker, ist sogar nach russischer Art schamhaft im Ausdruck, was er auch schildert. Doch seine Frauengestalten stehen alle hoch; sie haben etwas Unerschlossenes und Rätselhaftes an sich, auch wenn sie freie Reden führen. Eine seiner Erzählungen, die sich fast ausschließlich um ein junges Mädchen dreht, Varenka Olessow, ist besonders wertvoll. Varenka ist entzückend und höchst originell in all ihrer Unwissenheit und Eigenart. Sonst stehen im Vordergrunde seiner Erzählungen meist Angehörige der Klassen, in denen Hunger und Schnaps, Roheit und Verschlagenheit herrschen, in denen Weiber wie Männer Prügel bekommen, und in denen man gewöhnlich unter freiem Himmel schläft. In ihnen allen begegnet uns des Dichters emanzipierte, bittere, in ihrem Unabhängigkeitstrieb stolze Lebensphilosophie; eine Nächstenliebe, die chemisch rein ist von Empfindsamkeit, und eine Freiheitsliebe, die, so stark sie auch ist, nur in Rußland als aufrührerisch empfunden werden kann und sich anderwärts nur als Entschuldigung der Fehler fühlbar machen würde, die der unüberwindliche Hang zur Ungebundenheit mit sich führt. So in den vortrefflichen Erzählungen Das Ehepaar Orlow und Der Pilger.

In Varenka Olessow schweift Maxim Gorki ein einziges Mal auf Turgenjews Gebiet ab, behandelt das Leben der höheren Klassen und sammelt seine Schilderung um die Gestalt eines jungen Mädchens, die mit Sorgfalt ausgeführt ist. Sie hat ihr ganzes Leben auf dem Lande zugebracht, ist schön wie ein Maientag, verlockend wie eine unausgesprochene Verheißung sinnlichen Glückes, verblüffend durch die naive Logik ihrer frischen Vorurteile. Sie ist in ihrer strahlenden Gesundheit kräftig ohne Wildheit, stolz ohne Kälte, jungfräulich sicher und frei.

Diesem jungen Mädchen hat Gorki eine Schwärmerei für schlechte französische Schauerromane in den Mund gelegt. Russische Dichter findet sie langweilig; sie schreiben über Dinge, die ihr schon bekannt sind, verstehen nichts Interessantes auszuklügeln, verkünden

nur Alltagswahrheit. — „Und lieben Sie die Wahrheit nicht?“ fragt sie der Privatdozent aus Moskau. — „Ich sage jedem die Wahrheit gerade ins Gesicht,“ antwortet sie; „aber was gibt es da zu lieben? Es ist meine Gewohnheit; aber was gibt es dabei zu lieben?“ — Und sie lobt ihre Franzosen. Sie schildern wirkliche Helden, die anders sprechen als andere Menschen und anders handeln; immer tapfer, verliebt, munter usw. sind, während die russischen Helden gar keine Helden seien, sondern gewöhnliche Menschen, ohne Kühnheit, ohne feurige Gefühle. Ist das ein Held, der dumm und plump ist, immer grübelt, hin und her redet, seine Liebe erklärt, dann darüber nachdenkt, wie es damit steht, sich nicht zu schnell verheiraten will, oder wenn er sich verheiratet, seiner Frau bittere Reden anzuhören gibt und dann von ihr wegläuft — was ist daran unterhaltend? Liest man dagegen die Franzosen, so zittert man für das Leben des Helden, bedauert ihn, haßt ihn, betet ihn an, weint, wenn er zugrunde geht, ist begierig darauf, den Roman zu Ende zu lesen, und verzweifelt darüber, daß er aus ist. Am besten sind die Bücher über interessante Missetäter, die klug und stark sind, Fallen legen, Schwierigkeiten überwinden und zuletzt gefangen genommen werden.

Hier hat sich Gorki damit belustigt, den Inhalt der Romane welche von den literarisch Unschuldigen geliebt und von den Gebildeten gering geschätzt werden, und als ihr Gegenstück den russischen Roman mit seiner schlichten Wahrheitsliebe zu skizzieren. Komisch genug behandelt nichtsdestoweniger eine sehr große Anzahl von Gorkis eigenen Erzählungen interessante Missetäter, wenn diese auch nicht zu Romanhelden gemacht worden sind; doch im übrigen hat er hier durch den Mund eines anderen seine eigene Auffassung von der Sendung der Dichtkunst bezeichnet. Die Bücher sollen uns lehren, den Sinn des Lebens, die Wünsche der Menschen und die wahren Beweggründe ihrer Handlungen verstehen. Die Menschen begreifen, heißt ihnen viele Fehler vergeben. Die Pflicht einer ehrlichen Literatur ist es, den Menschen zu erklären, worin das Glück bestehe, das sie alle begehren, und wie man es finden könne. — Was den letzten Punkt anbelangt, so dürfte er hier doch von dem ehrlichen Schriftsteller zuviel verlangt haben. Denn während alle sich ziemlich einig darüber sind, was man unter Unglück versteht, sind die verschiedenen Gattungen von Glück ebenso zahlreich wie die Menschengattungen.

Seine eigenen Bücher lehren denn auch nicht gerade, worin wir das Glück suchen sollen; sie zeigen uns hauptsächlich, wie und weshalb man in der niederen Bevölkerung Rußlands so häufig darum kommt und wie man sich in diesem harten Erdenleben ohne Glück durchhilft. Im übrigen beschäftigten der Drang zu schildern und die Freude am Schildern des von ihm Beobachteten und annähernd Erlebten, ihn augenscheinlich viel zu sehr, als daß ihm Zeit und Platz zu Lebensregeln geblieben wäre.

Er verweilt mit Vorliebe bei verkommenen und schlecht gestellten Wesen, in denen sich doch bedeutende ursprüngliche Kräfte finden, infolge deren sie sich abwechselnd oder eine Zeitlang zu einem tüchtigen oder genußreichen Leben aufschwingen. Ein vorzügliches Beispiel ist Das Ehepaar Orlow. Dieses Paar ist jung, der Mann ist Schuhmacher, die Frau hübsch und brav; sie leben in einem erbärmlichen Keller. Der Mann trinkt und prügelt, so oft er betrunken ist, seine Frau auf das jämmerlichste durch. Sie ist trotz alledem ständig in ihn verliebt, obwohl der elende Hof, auf dem sie wohnen, von ihrem Geschrei widerhallt. Doch der Schmutz, in dem sie leben, dringt allmählich in die Gemüter ein, und schon wollen gegenseitiger Haß und Abscheu an Stelle der Liebe treten. Da findet sich eines Tages in ihrem ungesunden Keller ein junger Student im weißen Leinenkittel ein, sonnverbrannt mit munteren braunen Augen, ein Mensch von einer Art, die sie nie vorher gesehen haben. Er ist Mitglied der Gesundheitskommission und kommt, um nachzusehen, Ansteckungsstoff auszurotten und dem niederen Volk die Elemente der Gesundheitspflege beizubringen. Seine lustige verständige Überlegenheit wirkt auf die beiden gesunkenen Seelen wie Sonnenschein. Und als die Cholera ausbricht und ihre Opfer im Armenviertel zu fordern beginnt, da melden sich in einer Art naiver Begeisterung, die alle Furcht überwindet, Mann und Frau zur Krankenpflege. Eine Zeit lang werden beide gleichmäßig dadurch gehoben, werden tapfere, tätige, aufopfernde, äußerst nützliche Menschen; dann verfällt er in sein altes Laster und seine alte Roheit zurück, während sie sich von ihm trennt und in die Höhe arbeitet. — Gorki hat keine Erzählung geschrieben, in der zugleich soviel Roheit und soviel Bildung im Dienste der prunklosen Menschenliebe geschildert werden.

Eine Menge Erzählungen spielen in der untersten Schicht der Bevölkerung. Zahlreich sind die Landstreicher- und Verbrechergeschichten von Schmugglern, Lügnern, Dieben und Leuten, die um ein Geringes zu Mördern werden können, aber durch ihren guten Kopf und durch das Gemüt, das zuweilen bei ihnen durchbricht, unterhaltend wirken. Der Pilger ist der humoristische Vagabund, der sich durch seine Erfindungen, seine Schamlosigkeit und seine ausgelassene Heuchelei allerorten Zutritt und Unterstützung schafft. Tschelkasch ist der durchtriebene und kluge Schmuggler; Jemeljan Piljaj ist der Mann, den die Verzweiflung beinahe zum Mörder macht, der aber, statt seinen Mord zu begehen, das Leben einer jungen Selbstmörderin rettet und trotz seines Elends ihr Anerbieten einer Geldunterstützung ritterlich ablehnt. Kain und Artem, die Geschichte von dem schönen Athleten, der stolz und ohne ein Gefühl der Scham als Louis lebt, und dem kleinen geschuhriegelten Juden, der nach einem Überfall das Leben des Starken rettet und dadurch seinen Schutz gewinnt, scheint bis zu einem gewissen Punkt die Geschichte vom Löwen und der Maus zu sein. Doch Gorkis Bitterkeit erlaubt nicht, daß sich die Fabel wiederholt; er schließt damit, daß Artem wiederum seine Hand von Kain abzieht; er hat im tiefsten Innern gar kein Mitleid; die ungewohnte Rolle eines Beschützers langweilt ihn.

In Foma Gordjejew hat Gorki die Psychologie der russischen Großkaufleute durch zwei Geschlechter gegeben. Das Seelenleben eigenmächtiger Kraftmenschen, wie es bei ererbter Roheit und Eigenliebe gedeiht, vor uns entfaltet. Ein trotziges Selbständigkeitsgefühl ist hier das Element, auf dem sich etwas Schönes und Großes aufbauen ließe. Doch die Eigenmächtigkeit und Unklugheit des Helden bringt ihn zu Fall. Er endet als geistesschwacher Trunkenbold. Überhaupt nimmt der Branntwein in Gorkis Büchern denselben Platz ein wie im russischen Leben. Man sieht, wie in den niederen Ständen jeder Aufschwung in ihm untergeht. Ein Meer von Branntwein überspült hier alles russische Wachstum.

Foma Gordjejew enthält eine Männergestalt und einige Frauengestalten, die man nicht vergißt. Die Männergestalt ist der äußerst weltkluge welke alte Kaufmann Majakin mit seiner beißenden Lebensphilosophie, — eine fast Dickenssche Figur. Die Frauengestalten sind seine Tochter, ein junges Mädchen, dessen leiden-

schaftlicher Lerneifer und Bildungsdrang ungestillt bleiben, weil die Härte des Vaters sie vernichtet, und weil ihre Liebe zu einem Vetter nicht erwidert wird, und außerdem ein Paar Kurtisanen der Wolgaküste, die eine, lauter unterwerfende Hingebung, die andere schön in ihrer Kühnheit und ihrem Stolz.

Doch keine der von Gorki geschaffenen Frauengestalten kann sich mit Varenka Olessow messen, und auch keine ist annähernd so gut ausgeführt. Ihr ist ein zukünftiger Universitätsprofessor gegenübergestellt, ein junger Mann mit normalen Ansichten, verständig, freisinnig, weder konservativ noch schwärmerisch, dem davor bangt, sich an eine Frau zu binden, deren Ansichten er nicht mit den seinen in Übereinstimmung zu bringen vermag, der aber immer dagegen ankämpfen muß, nicht von der sinnlichen Anziehung, die er empfindet, übermannt zu werden — alles in allem ein Pedant, der Gorkis stiller Ironie unterliegt.

Varenka begreift den Nutzen des Botanisierens nicht. — „Welchen Nutzen bringt es, daß man weiß, wie eine Eichel wächst?" — „Denselben, als wenn man weiß, wie der Lebensprozeß in einem Menschen vor sich geht." — „Lebt denn ein Mensch wie der andere?" ruft sie aus. „Esse und trinke ich wie ein Bauer? Und sollten wirklich viele leben wie ich?" — Auf die Frage, wie sie denn lebe, erzählt sie, wie sie ihren Sommertag zubringt, d. h. welches Glück es für sie ist, die Sonne scheinen zu sehen, in das kalte Wasser hineinzuspringen, Waldesduft einzuatmen, das Haus zu kommandieren, Mond und Sterne des Abends hervorkommen zu sehen — all dies mit einer jungen, frischen Beredsamkeit, die beweist, daß Abstraktionen für sie nicht existieren; dazu ist sie ein allzu wirklichkeitsliebendes Wesen.

Und wie alle Abstraktion, so liegt ihr auch alle Humanität fern. Sie erzählt ohne Scham, daß sie dem Knecht eine tüchtige Tracht Prügel gegeben hat, und will nicht zugeben, daß dabei etwas Unrichtiges sei. „Es sollte gedroschen werden, und das Schwein hatte sich vollgetrunken; aber er soll sich nicht unterstehen zu trinken, wenn gearbeitet werden muß."

Der beredte Vortrag des Dozenten über die Humanität erregt bei ihr nur Bewunderung dafür, wie schön und fließend er spricht. Aber sie geht gar nicht auf seinen Gedankengang ein. Sie gibt nicht zu, daß Gleichheit unter den Menschen wünschenswert, auch

nicht, daß das Leben ein Kampf sei. „Im Gegenteil," sagt sie naiv, „die Menschen leben in der Regel ganz friedlich." — Daß das allgemeine Beste auf Gleichheit beruhen solle, begreift sie nicht. Der Vater ist Oberst; ein gemeiner Mann kann ihm nicht ebenbürtig sein. — Sie faßt auch nicht, was der Dozent mit seinem Predigen von der Gerechtigkeit meint. „Ich brauche keine Gerechtigkeit," bricht sie in ihrem jugendlichen Kraftgefühl aus, „und wenn ich sie einmal brauche, werde ich sie mir schon selbst schaffen. Laufen Sie doch nicht herum und zerbrechen sich den Kopf über alle Menschen!" Nachher, als ihn ein Gewitter zwingt, auf ihres Vaters Hof zu übernachten, „wenn es keine Umstände macht", ruft sie verwundert: „Was das für ein Mensch ist! Immer hat er Angst, jemand Umstände zu machen oder ungerecht zu sein! Gott im Himmel, wie langweilig Ihr Leben sein muß, immer einen Zaum zwischen den Zähnen! Meiner Ansicht nach müßten Sie es so machen: Wollen Sie jemand Umstände machen, so machen Sie ihm in Gottes Namen Umstände, und wollen Sie ungerecht sein, so seien Sie es!" Mit ihrem ungeschliffenen Verstande, ihrer elementaren Ursprünglichkeit und ihrer sinnverwirrenden Schönheit wirkt sie auf den widerstrebenden Pedanten dermaßen, daß er ein paarmal unfreiwillig die Leidenschaft verrät, die er bei sich bekämpft, und den Ausbruch verdecken muß. Besonders dies ist von Gorki ganz meisterhaft gefühlt und geschildert. Er hat es vollauf erfahren, daß uns im Augenblick der Leidenschaft Dinge entschlüpfen können, die uns selbst in Erstaunen setzen, und durch die wir uns weniger vor dem Angeredeten als vor dem eigenen staunenden Ich enthüllen.

Mit außerordentlicher Kunst ist hier in der Novelle diesem Paar ein anderes entsprechendes zur Seite gestellt, das in einem ähnlichen inneren Gegensatz steht; es wird gebildet von der kalten, allzu klugen und praktischen Schwester des Dozenten und einem jungen idealistischen Schwärmer, einem Pagen aus dem Mittelalter, in den sie verliebt ist, und der sie anbetet. Die ganze Komposition endet künstlerisch und kühn mit einem Mißton, indem der Dozent von sinnlicher Leidenschaft überwältigt wird, als er eines Morgens früh zufällig Varenka sich im Flusse baden sieht und von der aufgebrachten jungen Schönheit seine handfeste Strafe dafür empfängt.

Ein Teil der Anziehungskraft, die Gorki ausübt, beruht zweifelsohne darauf, daß seine Stoffwelt uns so neu ist. Doch der ungeheure Widerhall, den alles findet, was sich an ein erwachendes Volk von hundertunddreißig Millionen Menschen wendet, wirkt auf den Vortrag des Erzählers zurück und verleiht jeder Äußerung größeres Gewicht. Es ist schwer, vor wenig Zuhörern zu sprechen; in einem ungeheuren, überfüllten Saal, der mit Teilnahme lauscht, ist es verhältnismäßig leicht, einen sehr starken Eindruck zu machen.

Das Interesse, das Rußlands Schriftsteller einflößen, wird außerdem durch ihr persönliches Schicksal vermehrt. Fast alle hat die Regierung verfolgt, selbst die großen alten, wie Puschkin, Lermontow, Turgenjew. Viele hat sie gemartert, wie Dostojewski, Tschernischewski, Krapotkin. Korolenko kam 1887 von seiner sibirischen Verbannung nach Moskau zurück, und nun hat Gorki für die Männlichkeit seines Wesens gebüßt durch eine Einkerkerung, die seinen Ruhm über der ganzen Erde verbreitet hat, während sie gleichzeitig seine Gesundheit zerstörte.

Frankreich

Pariser Eindrücke

(1891)

Wie schwierig ist es, zu verstehen! Eine Natur, ein Volk, ein Land, eine Stadt zu verstehen. Wie leicht schien es in alten Tagen, so vor sechzig Jahren! Die dänischen Künstler reisten nach Rom und sahen in der Stadt nur eines: die Stadt des schönen und idyllischen Naturlebens; Berlin lag im Schatten der Hegelschen Philosophie, Kopenhagen wurde von dem Namen Thorwaldsens, Örsteds, Oehlenschlägers und Heibergs gedeckt; die Deutschen reisten nach Frankreich und sahen in Paris die Stadt der dreifarbigen Fahne, der Julirevolution, den Herd der Freiheit.

Wie schwer ist es jetzt geworden, zu verstehen! Wir sehen heutzutage mehr, weit mehr Gruppen und Einzelheiten, und wir haben größere Furcht, unsere Eindrücke vorzeitig zu verallgemeinern.

Die dreifarbige Fahne weht noch über Paris, aber sie sagt uns nichts Neues mehr, geschweige denn etwas Reiches, nicht einmal irgend etwas über die Stadt und ihre Bedeutung.

Überall bringen wir außerdem als ein Erbteil früherer Geschlechter den philosophischen Hang mit, der nach der Entstehung fragt; wir können uns nicht damit begnügen, zu beschreiben, was uns durch das Auge entgegentritt; wir haben das Bedürfnis, wenigstens ein paar Glieder zurückzuverfolgen, um den Eindruck zu haben, daß wir etwas davon verstehen.

Aber fast noch mehr quält und reizt uns die Frage nach dem Zusammenhang — die Frage nach der Entstehung in aufdringlicherer Form — dem Zusammenhang, den wir ahnen, aber nicht

klar verfolgen können, zwischen den verschiedenen Offenbarungen desselben Volksgeistes, zwischen seinem sichtbaren und seinem unsichtbaren Ausdruck.

Das ist die Art der Wißbegierde, die — um ein naheliegendes Beispiel zu wählen — jemand, der in ein fremdes Land kommt und ein Buch von einem dort geborenen Schriftsteller gelesen hat, veranlaßt, diesen Mann persönlich aufzusuchen. Man kann sich noch so oft sagen, daß das eigentliche und beste Wesen des Verfassers in seinen Schriften vorliege, daß es gleichgültig sei, ob er groß oder klein, blond oder dunkel ist. Man fühlt zuweilen einen Drang, alles was man aus seinen Werken kennt, gleichsam in eine andere Sprache übersetzt zu hören, es im Mienenspiel, den Bewegungen, dem Klang der Stimme, der Betonung der Rede wiederzufinden. Die meisten sind bitter enttäuscht, wenn sie den Mann kennen lernen. Sie finden wenig oder nichts von seinem schriftlichem Wesen in dem mündlichen wieder, das ihnen von geringerer oder niedrigerer Beschaffenheit zu sein scheint. Sie können den Zusammenhang zwischen dem äußeren und innerem Ich nicht sehen. Für das etwas geübtere Auge ist der Anblick des Mannes stets lehrreich. Man kann freilich die Bedeutung oder den Umfang seines Talentes nicht sehen, aber man beobachtet verhältnismäßig schnell, was in seiner Natur das Ursprüngliche, was erworben, und was nur angenommen ist. Man gewinnt eine unschätzbare Erläuterung zu den Büchern des Mannes; denn es ist ja in Wirklichkeit ein und dasselbe Leben, das sich vor dem Sinn des Gesichts und dem inneren Sinn enthüllt.

So geht es auch im großen mit dem Verhältnis zwischen der Hauptstadt eines Landes und seinem Volksgeist, so bestimmter mit dem Verhältnis zwischen der bildenden Kunst eines Landes und seiner Literatur.

Wer nach Paris kommt und mit dem äußerlichen Leben der Stadt: dem lärmenden und strahlenden Viertel in der Umgebung der Boulevards und des Arc de l'Etoile, dem lateinischen Viertel, das der Jugend gehört, dem stilleren und vornehmeren Viertel auf dem linken Seineufer, das in französischen Provinzstädten zu liegen scheint, und endlich den Arbeitervierteln mit ihrer industriellen und politischen Rührigkeit einigermaßen vertraut geworden ist, der ahnt einen Zusammenhang zwischen all diesem einerseits und dem französischen

Geistesleben andererseits; das erstere muß ja zum großen Teil ein unmittelbarer Ausdruck des letzteren sein. Aber einen bestimmteren Eindruck vom Zusammenhange erhält er schwerlich; die geistigen Mächte entziehen sich der äußeren Auffassung; die Literatur zum Beispiel ist ja, wenn auch verhältnismäßig zum großen Teil, doch bei weitem nicht ganz in Paris erzeugt worden.

Aber es gibt Orte, wo man gleichwohl das Gefühl hat, als schlüge einem ein Hauch von Frankreichs innerstem Leben aus der Umgebung entgegen. Man braucht nicht nach Versailles zu gehen, dessen Säle und Park förmlich Geschichte erzählen und überdies als Wirklichkeitsdekorationen zum altfranzösischen feierlichen Drama dastehen. Es gibt in der Hauptstadt redende Steine genug.

Einer der Orte in dieser Stadt, die ein gewisser Reisender aufzusuchen pflegt, um seine Andacht zu halten, sind die römischen Thermen, die dicht an oder richtiger dicht unter dem Hotel de Cluny liegen. In diesem mächtigen noch wohlerhaltenen Raum wurde im Jahre 360 Julianus Apostata von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Hier stehen noch diese hohen stolzen Mauern und eine Statue von ihm als Schutzgeist des Ortes; sie ist nicht fein, aber gut genug, um die Stimmung zu verstärken, welche die Umgebung jedem für Einwirkungen empfänglichen Gemüt einflößt. In den Inschriften, die sich auf den Denkmälern des Altertums ringsum in dieser Halle finden, lebt noch der alte Name für Paris, Lutetia. Es berührt uns seltsam, daß diese Stadt, die mit dem übrigen Gallien erst von Cäsar erobert wurde, und deren unruhigem, wandelbarem, keltischem Wesen von ihm der lateinische Stempel der Klarheit und leuchtenden Ordnung aufgedrückt wurde — daß diese Stadt die Geburtsstätte von Julians kurzer aber glänzender und anregender Herrschaft wurde. Etwas von Cäsars Genie wurde hier in Napoleon I., etwas von Julians Genie in Voltaire wiedergeboren, der ja auch noch in seinen letzten Lebensjahren hoffte, daß ihm Zeit und Kraft vergönnt sein würden, den Römer zu besingen.

Und wie das heidnische Frankreich hier lebt, so stößt man in Notre-Dame und Sainte-Chapelle, in diesem schönen gotischen Stil, den Frankreich erfand, auf den ersten mittelalterlichen Ausdruck für jenes entschieden geistige, dem Deutschland des vollblütigen Luther so entgegengesetzte Frankreich, das in der Religion die

strenge Sekte der Jansenisten, die fürchterliche Klostergemeinschaft der Trappisten, Pascals erhabene Tollheit, Rancés Entsagung und den Ernst barscher Hugenotten, in der Philosophie die gedankengläubigen, erfahrungverwerfenden Denker Descartes und Malebranche, in der Kunst den Klostermaler Lesueur, in der Poesie Corneille, den Dichter der Pflicht und des Willens, erzeugt hat.

An einem seiner ersten Abende sucht der Fremde das Foyer des Théâtre français auf. Auch hier ist ein geistiger Mittelpunkt in Paris, hier offenbart die Voltairestatue von Houdon, gewiß die ausdrucksvollste Porträtstatue der Welt, von neuem eine ganze Gruppe französischer Nationaleigenschaften. Alles was der französische Volksgeist an Esprit in sich birgt, an Geist des Witzes, der Feuer, göttliche Klugheit, hohe Überlegenheit und tiefe Schalkhaftigkeit ist — all dies in dem zündenden Leben zwei kleiner funkelnder Augen gesammelt, schlägt einem hier entgegen, leuchtet im Lächeln, zittert in jeder Gesichtsmuskel und in der nervösen Hand, die sich um die Stuhllehne spannt. König Voltaire! wie ihn Arsène Houssaye genannt hat.

Nur ein Volk, das sein eigener Herr ist, konnte die Statue hier aufstellen, nur ein Volk mit großen Anschauungen, kein kleinlich nachrechnendes. Voltaire war ja nicht allein ein Todfeind der Kirche, die noch der Mehrzahl von Frankreichs Einwohnern heilig ist, er hat auch nicht wenige sehr anstößige Poesien geschrieben; er hat sich recht häßlich an Frankreichs nationaler Heldin vergriffen, und er war überhaupt im modernen Sinne des Wortes wenig patriotisch. Er schrieb an Friedrich II.: „Ich zittere Ew. Majestät gegenüber wie unsere Regimenter bei Roßbach zitterten." Und doch thront er hier. Man denke sich zum Vergleich Byrons Andenken in England so geehrt oder Heines Gedächtnis in Deutschland derart gefeiert! Ein jeder weiß, daß Byrons Statue noch beständig von der Dichterecke der Westminsterabtei ausgeschlossen ist, und alle entsinnen sich des nur wenige Jahre alten Verbotes, ein bescheidenes Denkmal Heines auch nur in dem bißchen Provinzstadt aufzustellen, wo er geboren ist.

Nicht weniger laut als hier redet der Stein, wenn man dem Triumphbogen auf dem Etoile gegenübersteht. Dieser hat für mich etwas persönlich Merkwürdiges; als ich ihn zum ersten Male sah, übertraf er nämlich völlig das Phantasiebild, das ich mir im

voraus von ihm gemacht hatte. Alles andere ist kleiner gewesen, sogar der Montblanc. Dies hatte vielleicht teilweise eine äußerliche Ursache. Von meiner frühesten Jugend an hatte ich in der Wohnstube meiner Eltern die Vendômesäule, den Triumphbogen und die Julisäule in massiver Bronze vor Augen gehabt. Der Triumphbogen war so schwer, daß ich als Kind ihn nicht heben konnte, aber er war in der Wiedergabe weniger hoch als die Vendômesäule. Ich hegte die natürliche Vorstellung, daß er auch in Wirklichkeit weniger hoch und ansehnlich wäre als sie. An einem der ersten Tage, als ich mich im Jahre 1866 in Paris aufhielt, hatte ich gerade die Vendômesäule betrachtet und erblickte dann, nachdem ich einige Schritte gegangen war, von weitem den Triumphbogen. Er schien nahe zu sein, und ich ging, ihn mir anzusehen; aber obwohl ich ihn eine Viertelstunde oder länger gerade vor mir sah, schien er immer gleich weit entfernt zu sein. Da ging mir seine Größe auf.

Kommt man von der Stadt und geht ganz dicht unter dem Triumphbogen, so hat man zur rechten Hand Rudes Marseillaise vor sich. Dieses wundervolle Relief zeigt einen Schwung, eine stürmende Energie, die genau dem Aufruf der Nationalhymne entspricht. Es ist, als sänge die Steinmasse; der flügelstarke rufende Genius über den Scharen reißt sie mit sich fort. Und dieser Bogen selbst, so schön und frei auf dem hohen Punkt gelegen, von dem all die Alleen ausstrahlen und herabstrahlen, von überall sichtbar, höher und stolzer als irgend ein altrömischer oder neudeutscher oder neuitalienischer Triumphbogen — wie entspricht er, geschmackvoll und doch pompös, all den Elementen des französischen Charakters, die prachtliebend und pathetisch, deshalb aber doch nicht schwülstig sind. Es war ein guter Gedanke, daß man Victor Hugos Leiche unter seiner Wölbung beisetzte; er gleicht einer versteinerten Ode von ihm, einem der Gedichte, in denen er seinen Höhepunkt erreicht hat.

Zweifellos wird jemand, der heutzutage in den Straßen von Paris umherwandert, auf diese Weise langsam in das Verständnis von Frankreichs innerem Leben eingeweiht. Aber ganz besonders wird der Trieb gereizt, Übereinstimmung und Zusammenhang zwischen der sichtbaren und der inneren Welt zu entdecken, wenn man wie im Ausstellungsjahre 1889, die gesamte bildende Kunst

Frankreichs durch hundert Jahre vor sich ausgebreitet sieht und Frankreichs geistigen Lebens in demselben Zeitraume gedenkt.

Hie und da ist der Zusammenhang zwischen zeitgenössischer Kunst und Literatur schwer zu fassen; die Verschiedenheiten sind allzu groß, die Geister ungleichartig oder jedenfalls nicht miteinander zu vergleichen. Nur wenn man vom Persönlichen absieht, das ja freilich auf diesem Gebiet die Hauptsache ist, schimmert in den großen Zügen eine Ähnlichkeit und ein Zusammenhang durch. In anderen Punkten ist indessen der Zusammenhang so verblüffend, die Ähnlichkeit zwischen den Persönlichkeiten oder doch der Beschaffenheit ihres Talentes so auffällig, daß sie über den ganzen Gang der historischen Entwickelung Licht verbreitet.

Wer einen lebhaften Eindruck von dem ersten antikisierenden Meister der neueren französischen Malkunst, David, hat, wird in der schönen Literatur kein Talent von entsprechender Kraft, überhaupt keine Bewegung finden, wie er sie verheißt. Frankreichs alte klassische Poesie war zu seiner Zeit alleinherrschend und im Erlöschen. Zwischen ihm und André Chénier besteht keine Ähnlichkeit.

Es ist das republikanische Rom, das David begeistert, aber das Griechenland Theokrits, zu dem André Chénier zurückflüchtet. André kannte David und verkehrte mit ihm, aber er verteidigte den gestürzten König, den David zum Tode verurteilte; sein Abscheu vor Blutvergießen und seine vornehme Gesinnung entfernten ihn von dem Maler der Revolution. In seinem Hymnus auf Charlotte Corday steht er ganz auf der Seite seiner Heldin, wie David in seinem Gemälde ganz auf der Marats. Der Geist in Davids republikanischen Bildern hat eher Manches mit dem Geiste in Marie Joseph Chéniers Gedichten gemein. Andrés Bruder arbeitete ja auch hie und da mit David zusammen; aber Marie Joseph ist zu schwach, um hier in Betracht zu kommen. Die Literatur jener Zeit kann Davids meisterhaften Porträts nichts Entsprechendes an die Seite stellen; sein Bonaparte, der zu Pferde die Alpen emporsprengt, erhält erst in Victor Hugos *Lui* ein dichterisches Seitenstück.

Unter den damaligen Malern läßt Girodet sich von Chateaubriand begeistern. Sein großes Gemälde: *Atalas Begräbnis*, hat im Gefühl nicht wenig mit Chateaubriands Novelle gemein:

die Zärtlichkeit, der Ernst, die katholische Religiosität als ein Mantel über verheerende Leidenschaften geworfen. Doch zeigt das Gemälde auch in seinen Linien eine gewisse Größe und Schönheit, so fehlt ihm immerhin jene Farbenglut, die Chateaubriand zu dem Meister macht, der er ist.

Erst mit Géricault beginnt im 19. Jahrhundert die eigentliche koloristische Richtung in der französischen Malkunst. Von ihm stammt Delacroix ab, wie Hugo von Chateaubriand abstammt. Jedoch bietet die Literatur seiner Zeit kein Seitenstück zu seinen großen prachtvollen Wirklichkeitsstudien, seinem kühnen Bruch mit der klassischen Überlieferung; die Dichter, die wie Soumet oder Raynouard sich von einem verwandten Herkommen zu befreien versuchen, sind allzu furchtsame Gemüter und allzu unbedeutende Künstler.

Doch sobald die Romantik durchbricht, tritt der Zusammenhang zwischen der Kunst des Pinsels und des Wortes für jeden, der lesen und sehen kann, klar zutage. Delacroix und Hugo waren freilich als Menschen sehr ungleichartig, und der erstere äußerte, sobald das Gespräch auf französische Literatur kam, gern die konservativsten Anschauungen; aber ihre Talente entspringen eigentlich demselben Höhenzuge in der Welt des Geistes. Beide zeigen dieselbe Farbenpracht, denselben Bruch mit der Überlieferung einer älteren Zeit. Beide flüchten zur Renaissance zurück, Delacroix zu Rubens, Hugo zu Shakespeare. Dieselben Zeitereignisse wirken auf sie ein. Delacroix' *Blutbad auf Skios* erscheint wie eine Illustration zu Hugos etwas späterer griechisch-morgenländischer Lyrik. Und dieselben Dichter, Dante, Walter Scott und Byron, begeistern den einen zu Gemälden, den andern zur Dichtung. Delacroix malt einen Auftritt aus Quentin Durward, Hugo läßt sich in Notre-dame von Ivanhoe beeinflussen.

Schließlich fanden beide auf dem Gebiete ihrer Kunst ihren Gegensatz in gleichartigen Männern. Erstaunlich, wie Delaroche gegenüber Delacroix an Delavigne gegenüber Victor Hugo erinnert. Auf beiden Gebieten steht hier das geschmackvolle, verständige französische Talent der Begabung gegenüber, die sich sprungweise, raubtierartig vorwärts bewegt. Delaroche ist freilich ein größerer Mensch als Delavigne und hat mehr Gefühl; aber er ist ebenso aller Leidenschaften bar, aller Wildheit entfremdet, und erstaunlich ist es, wie

verwandt die Behandlungsweise historischer Stoffe bei dem trotz aller Begeisterung beherrschten Dichter und dem trotz aller dramatischen Begabung friedfertigen Maler ist. Die Verwandtschaft zwischen ihnen geht bis zum Aufsuchen und Wählen desselben Gegenstandes. Die Söhne Eduards, die beiden Königskinder, die im Gefängnis ihre Mörder erwarten, ist ein Gemälde von Delaroche und eine Tragödie von Delavigne, und das Thema ist fast in derselben Weise aufgefaßt. Neben Hugo stand Alfred de Vigny, neben Delacroix stand Ingres. Und es besteht im Verhältnis zur Antike, in der Vorliebe für Linienschönheit und Modellierung auf Kosten des Kolorits eine unzweideutige Ähnlichkeit zwischen der künstlerischen Haltung Vignys und Ingres'. Ingres' berühmtes Gemälde Die Quelle scheint in dem Elfenbeinturme ausgeführt zu sein, in den sich nach Sainte-Beuves bekanntem Wort Alfred de Vigny zurückzog. Dieser Dichter und dieser Maler haben den Formensinn und Schönheitskultus gemeinsam, der in jeglichem griechisch-romanischen Geiste ein wesentliches und bleibendes Element bildet.

Was uns bisher in dieser Kunst entgegengetreten ist: die Flamme der Leidenschaft, der Ernst der Überzeugung, die Liebe zu Farbe und Form, heftige Begeisterung und stilles Gefühl in dramatischer Bewegtheit, hat gewiß alles seine französische Eigenart, aber es macht sich noch fast gleichzeitig auf verschiedenen Feldern eine Gruppe von in strengerem Sinne französischen, eigentlich nationaleren Eigenschaften als jene bemerkbar. Es sind Eigenschaften von künstlerisch mehr untergeordneter Art, die aber deshalb nicht zu verachten sind: Einfachheit, Leichtigkeit, Klarheit, Raschheit, Erfindungsgabe. Sie machen sich in der Malkunst bei Horace Vernet, eine Zeitlang Frankreichs beliebtester Maler, in der Literatur bei dem älteren Dumas als lebhaftem Erzähler und Dramatiker, endlich bei Scribe als in technischer Hinsicht triumphierendem Lustspieldichter geltend. Während eines nicht ganz kurzen Zeitraumes waren Horace Vernet, Dumas und Scribe in den Augen Europas die großen französischen Meister, unvergleichlich durch die Üppigkeit des Schaffenstriebes und die Fähigkeit, auf unterhaltende Art zu fesseln. Vernets Smala interessiert noch ungefähr so, wie einer der besseren vielbändigen Romane des älteren Dumas. Es ist ein Zeugnis des Entwicklungs- und Vertiefungstriebes, der dem französischen Geiste

24*

eigen ist, aber von denen übersehen wird, die die Oberflächlichkeit für ein Merkmal Frankreichs halten, daß die doch grundfranzösischen Eigenschaften jener Männer, noch bevor ein Menschenalter verflossen war, bei dem denkenden Frankreich jedes Ansehen eingebüßt hatten. Ihr Sturz ist so tief gewesen, daß heutzutage Vernet fast gar nicht mehr als Maler und Scribe gar nicht mehr als Dichter gilt. Beide waren schon einige wenige Jahre nach ihrem Tode dem öffentlichen Bewußtsein nur noch Männer mit einer ansprechenden Fertigkeit, einigen Leuten sogar reine „Macher". Man vermißte im Inhalt ihrer Werke Leidenschaft und durchdringende Charakteristik, in Form oder Sprache künstlerische Durchführung. Beide erschienen flach. So sehr sind in diesem Jahrhundert die Ansprüche an persönliche Kunst gestiegen.

Nur in großen, breiten Zügen läßt sich von jetzt ab der Vergleich zwischen Dichtkunst und bildender Kunst durchführen. Es besteht sichtlich eine Verwandtschaft zwischen Millets Bauerngemälden mit ihrem edlen und doch einfachen Idealismus und George Sands Dorfgeschichten (la mare au diable usw.). Dasselbe Gefühl in der Auffassung des Bauern, dasselbe Verweilen bei den Momenten seines Lebens, die Einfachheit, heilige Einfalt zeigen. Doch steht hier Millet mit seinem Künstlerblut auf einer höheren Stufe, nicht gerade als Landschaftsmaler, in welcher Eigenschaft George Sand vollendet ist, sondern als Menschendarsteller; er ist moderner, wagt mehr in der Richtung des undramatisch Einfachen. Wie es in der Natur der Sache liegt, ist die Landschaftsschilderung ein Gebiet, auf dem die Poesie schwerlich mit der Malkunst wetteifern kann, und auf diesem Gebiete nimmt überdies die französische Malerei in ganz Europa den ersten Platz ein. Maler wie Th. Rousseau, Troyon, Corot, Daubigny, Cazin, sie sind in Wirklichkeit Frankreichs größte Naturbesinger in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wie Watteau der größte französische Lyriker des 18. Jahrhunderts war, so wirkten zu einer Zeit, als die Literatur unter dem zweiten Kaisertum immer ausgetüftelter wurde und immer mehr Neigung zeigte, sich mit dem Leben in den feinen Wohnstuben zu beschäftigen oder die häßliche Wirklichkeit zu beobachten, diese unvergleichlichen Meister staunenerregend durch Ausbrüche eines Naturgefühls und einer Hingabe an das Naturleben, wie sie sogar kindliche Zeitalter nicht aufzuweisen haben. Man muß zu den trefflichsten lyrischen Naturbildern

von Lamartine zurückgehen, um etwas zu finden, das in der Poesie Corots hingehauchten Landschaften entsprechen mag. Lamartines Verse sind duftig und etwas eintönig wie sie. Als Tiermaler unter den Dichtern läßt Pierre Dupont sich mit einem Meister wie Troyon vergleichen. Sein über ganz Frankreich verbreitetes Lied „von den großen weißen Ochsen, gezeichnet mit Rot" ist treuherzig, breit ausgeführt und doch fein stilisiert wie ein Bild dieses vortrefflichen Malers. Im übrigen nimmt Dupont als Künstler nicht den gleichen Rang ein wie Troyon oder die erwähnten großen Landschaftsmaler. Nur ein Dichter steht auf gleicher Höhe mit ihnen, ja übertrifft sie womöglich noch in Größe und Macht des Stils wie in der Mannigfaltigkeit seines Wesens, das ist Leconte de Lisle. Er ist auf der Insel Bourbon vor Afrikas Südostküste geboren; doch die Natur des Südens und des Nordens ist ihm gleich lieb, und er kennt Frankreichs Land und Boden so gut wie die seiner ersten Heimat.

Leconte de Lisle hat die französische Lyrik schon durch die neue Landschaftswelt bereichert, die er ihr schenkt: die brennende, harte und üppige Natur der Tropen. Frankreich ist ja groß; es gibt außer dem französischsprechenden Frankreich ein bretonisches, ein provenzalisches, ein korsikanisches, und außer dem europäischen Frankreich besonders ein nordafrikanisches, dessen Natur und Volksleben in der französischen Poesie wie in der französischen Malerei gedeiht. Die kleine tropische Insel, die Leconte de Lisles Geburtsort war, findet sich mit ihren Urwäldern und Elefanten, ihren Hindus und Kreolen in seinen frühesten Gedichten. Es ist ein Glück für eine Literatur, wenn ihre Dichter, von verschiedener Abstammung und sehr verschiedenem Naturell, sich zu sehr verschiedenen Naturauffassungen hingezogen fühlen.

Im Vergleich zu dem französischen Reichtum in dieser Beziehung ist die Landschaftsschilderung der dänischen Lyrik von einer gewissen Einförmigkeit. Dort haben wir Seeland bei Chr. Winther, Jütland bei Steen Blicher und das Meer um die Küsten in Marinepoesien, die jedoch in der Regel mehr von dem eigenen Selbstgefühl der Dichter handeln als die Nord- oder Ostsee malen. Weder die tropische Natur der Westindischen Inseln, noch Islands barsche oder Grönlands phantastische Gegenden werden in der dänischen Dichtung geschildert. Kein Sohn dieser Länder hat in dänischer Sprache geschrieben. Hat Dänemark ein einziges tropisches Talent wie

Aarestrup, dann sitzt es auf Laaland oder Fünen und dichtet nach Rückertschen Übersetzungen vom Morgenlande.

Dänische Natur erscheint den Dänen in der Regel lächelnd, weich, freundlich, einschmeichelnd. „Es gibt ein holdes Land.“ Die dänischen Gewässer werden entweder als gekräuselt oder spiegelglatt oder zornig aufbrausend, nie als gefühllos geschildert. Die Natur ist in der dänischen Kunst überhaupt nie gleichgültig. Leconte de Lisle, der als Dichter alle Sentimentalität scheut, erscheint die Natur ungefähr so, wie sein Ideal eines Männerherzens, stets ruhig und mächtig, aber dem Wohl und Wehe der Menschen gegenüber gleichgültig.

Er überträgt eigentlich sein tropisches Ideal sogar auf die Natur der Normandie. Z. B. in dem berühmten Gedicht von der Sommerhitze: „Der Mittag, der König des Sommers, breitet sich über die Ebene und fällt in Silberströmen vom blauen Himmel. Alles schweigt. Die Luft flammt und brennt ohne Atemzug. Die Erde ist eingeschlummert in ihrem Feuerkleide.“ Die Flamme der Sonne ist für ihn „unerbittlich“, und der Dichter kehrt von dem Anblick dieser Landschaft zurück, „das Herz siebenfach gehärtet im göttlichen Nichts.“

Inzwischen war während des Kaisertums eine Richtung aufgetaucht, die sich Wirklichkeitstreue nannte. Sie tritt in der Malerei zuerst bei Courbet auf, der als Landschaftsmaler groß, als Genremaler unschön und ein geringer Kolorist ist. Seltsam genug faßten die Zeitgenossen seine Genrebilder infolge ihrer Stoffe als sozialistische Malerei auf. Er läßt sich einigermaßen mit Eugène Sue vergleichen, der in seinen Romanen Wirklichkeitsschilderer und Sozialist ist wie er; nur daß Courbet als Künstler einfacher und größer, Sue als Erzähler erfinderischer ist.

Die wirklichkeitstreue Geistesrichtung bemächtigt sich des französischen Romanes mit Balzac und Flaubert, des Theaters mit dem jüngeren Dumas und Emile Augier. Ihr erster hervorragender Meister in der Malerei nach Courbet ist Edouard Manet. Courbets Begabung war derb und vierschrötig; er freute sich über das Saftreiche, über die Säfte des Lebens im Fleisch und im Erdboden. Manets Talent war ganz anders geartet, trocken und bestimmt. Er suchte in seinen Bildern das Licht heraufzubeschwören, er sah die Natur heller oder leuchtender, als man es vor ihm getan hatte,

und prüfte den einzelnen Gegenstand nicht bis auf die Naht, sondern sah ihn massenhaft oder fleckweise als eine Gesamtheit von fein und richtig gegeneinander abgestimmten Farbenflecken. Er weiht den kommenden Impressionismus ein. Die Naturwiedergabe, bei ihm noch etwas hart und trocken, vervollkommnet sich immer mehr bei Monet und den anderen späteren Impressionisten, welche die Farben auflösen und es dem Auge überlassen, sie zu sammeln.

Manet entspricht in der Literatur sein Verfechter und Verteidiger Zola als Verkünder einer umfassenden, beschreibenden Wortkunst, die gern bei dem Abstoßenden verweilt, im übrigen aber ebenso eindringlich wie großartig ist. Den Impressionisten entspricht Edmond de Goncourt. Und die Bewegung vom sogenannten Naturalismus zum sogenannten Impressionismus in der Malerei findet eine Art Parallele im Verhältnis zwischen dem Stil Zolas und demjenigen Goncourts oder der schnellen Darstellungsweise Guy de Maupassants, welche nur die Hauptzüge mitnimmt. Der eine zählt die Einzelheiten auf, um durch die Masse zu wirken, ungefähr wie Hugo gern Titel und Namen aufrechnet; der andere wählt und verwirft, um den kurzen, belebenden Zug zu ergreifen.

Allmählich tritt in der Malerei ein bisher unbekanntes Studium auf — das Studium des Wertes und der Gültigkeit der einzelnen Farbe im Farbenkonzert und eine Auflösung des Farbeneindruckes, der eine bisher ungesehene Schärfe erreicht; gleichzeitig in der Literatur (z. B. bei Bourget) eine Seelenforschung, die unaufhörlich Gefühle untersucht, auflöst und sie in Gefühlselemente zerteilt, um unsere Einsicht in die Natur zu vertiefen. Es besteht eine sichtliche Ähnlichkeit zwischen den Seelenforschern und den Lichtforschern.

Einzelne (wie Balzac) erforschen am liebsten die großen und einfachen Minengänge der Seele, andere (wie Baudelaire) sind verfeinert bis zur Kränklichkeit, verweilen deshalb am liebsten bei krankhaften Tugenden und verrückten Lastern, vertiefen sich in die unterirdischen und geheimnisvollen Schleichwege der Gemütskrankheiten. Wieder andere suchen rein geistige oder musikalische Wirkungen, wie die beiden geistesverwandten Künstler, der Dichter Verlaine und der von französischen Anschauungen beeinflußte amerikanische Maler Whistler.

Katholische Sympathien oder Schwärmereien, vereint mit einer Sinnlichkeit, die bis zum Verbrechen oder Wahnsinn geht,

Hang zur Vornehmheit, Ironie, Satanismus, Lebenssattheit, Milzkrankheit und Menschenverachtung begegnen uns in verschiedenen Mischungen bei einem Lyriker wie Baudelaire, einem Romandichter wie Barbey d'Aurévilly, einem Novellisten wie Villiers de l'Isle Adam.

Der künstlerischen Bewegung in derartigen Geistern entspricht die Bewegung in der neueren französischen Malerei, die sich weit fort von der Wirklichkeit zum phantastischen Launen- und Traumleben des modernen Menschen flüchtet. Ein Maler-Radierer wie Rops, dessen Radiernadel die Wollust, den Teufel und den Tod darstellt — in einer Stimmung unheimlichen Verlangens, gemischt mit Entsetzen über das Dasein — ist mit diesen Schriftstellern verwandt. Hierhin gehört auch ein Maler wie Gustave Moreau, bei dem alles vor der äußeren Welt verborgen in den stillen Tiefen der Seele vorgeht. Er hat Galathea gemalt, die, fein und jung, nackt zwischen schönen Seepflanzen in einer Grotte ruht, während ein ungeheurer Polyphem mit tiefer Schwermut die zarte und luftige Gestalt beschaut, die doppelt licht und leicht von den Riesenformen seines Zyklopenkörpers absticht.

Huysmans, der bittere Sonderling in der Literatur, hat durch seine Leidenschaft für die Wiedergabe der wirklichsten Wirklichkeit in ihrer sonst nie erwähnten Plattheit, mit einem Haß gegen all dieses Häßliche, den man förmlich erzittern fühlt, so stumm er auch ist, Berührungspunkte mit dem Maler Degas, der die kleinen Weiber fast zu verabscheuen scheint, deren nackte Formen und häßliche Bewegungen er mit wahrheitsgetreuer Kunst malt. Doch andere Partien in Huysmans Werken bringen ihn den großen Phantasten in der Malkunst näher. Die Träume in seinem Roman En rade sind großartig phantastisch wie Odillon Redons Steindrucke. Redon erinnert den Beschauer, der Max Klinger schon vorher kennt, nicht wenig an diesen; er ist vielleicht anfangs frischer als Klinger, schwebt aber freilich auch viel mehr als der junge deutsche Meister in Gefahr, sich in die Rebusmalerei zu verlieren. Ich habe von ihm einen Frauenkopf mit einem Glorienschein, eine Märtyrerin, gesehen — Der Schmerz könnte das Bild heißen — unvergeßlich in seinem Ausdruck feierlichen, hoffnungslosesten Kummers und stolzester Anmut. Ein anderes Bild heißt Gefallene Größe. Es stellt einen mächtigen Männerkopf dar mit reinen Zügen und

geschlossenen Augen unter gewölbten Lidern, der sich widerstandslos ins Meer sinken läßt. Es ist kein Zufall, daß Redon in Frankreich kaum andere entschiedene Anhänger hat als Huysmans und die Wenigen aus der Schar der Jungen, die diesem folgen.

Ganz im allgemeinen kann man freilich sagen, daß in Frankreich die Malerei, die sich im 19. Jahrhundert in so vielen Beziehungen mit der Literatur vergleichen läßt, Poesie und Prosa in höherem Grade beeinflußt hat, als es umgekehrt der Fall gewesen ist. Zur Zeit der Romantik versuchte sich die größte Anzahl der Dichter als Maler oder Zeichner (Hugo, Mérimée und Gautier sind Beispiele dafür). Später haben die Gebrüder Goncourt das Aquarell und die Radierkunst gepflegt. Ein Einfluß, unmittelbar von der Poesie auf die Malerei ausgeübt, wie in den Tagen Ary Scheffers und Delacroix' ist kaum mehr zu verspüren; aber umgekehrt kann man behaupten: während die allerneueste französische Poesie zuweilen in Gefahr schwebt, in der Wortmusik aufzugehen, wird ein wesentlicher Teil der französischen Prosa von rein malerischen Gesichtspunkten aus bestimmt, und ihre Überlegenheit über die deutsche und englische Prosa beruht zum großen Teil auf diesem Umstande.

Die Franzosen sind nun einmal das künstlerischeste Volk des 19. Jahrhunderts gewesen, haben am anschaulichsten geschrieben und am besten gemalt. Es ist also kein Wunder, daß sichtbare und geistige Ausdrücke für das nationale Leben in Frankreich näher miteinander verwandt zu sein scheinen als anderwärts.

Im Boulognerwäldchen

(1897)

Maurice Barrès hatte im Sommer 1896 einige Bekannte zu einem internationalen Frühstück im Boulognerwäldchen im Garten des Chalet du Cycle eingeladen. Man versammelte sich in einem dort aufgeschlagenen Zelt, wo ein üppiges Mahl mit den ausgesuchtesten Weinen angerichtet wurde.

Es steckt mehr in Barrès als einzig und allein der Stilist und Reklameheld, den viele ausschließlich in ihm sehen wollen. Es lauert in dem Geiste dieses jungen Mannes eine außerordentliche Fähigkeit, andere Geister dem seinen zu unterordnen. Die Begeisterung, die seine Mitarbeiter für ihn empfanden, als er vor einigen Jahren La Cocarde herausgab, war etwas einzig Dastehendes. Seine Bücher verraten allerdings einen Mangel an dichterischer, gestaltenbildender Begabung, enthalten aber eine so feine Ironie, wie sie nur das heutige Frankreich destilliert. Und da er als Deputierter Gelegenheit hatte, die Panamakrise in ihrer ganzen Häßlichkeit zu studieren, so hat er ihr Wesen und Treiben in seinem lehrreichen Theaterstück Une journée parlamentaire wiedergegeben, das, weil die knechtisch gesinnte Zensur es verbot, nur ein einziges Mal von dem Blatt Le Figaro im Anfang des Jahres 1894 gespielt wurde. Leider hat sein Übergang zum Nationalismus während der Dreyfussache ihn jetzt aus guten Gründen von vielen seiner früheren Freunde getrennt.

Hier die Mitglieder der Gesellschaft, die Barrès zum Frühstück unter freiem Himmel eingeladen hatte:

Zunächst der argentinische General Mansilla, der Neffe De Rozas, des früheren Diktators jenes Landes, ein echter Abenteurer und ein sehr schöner Mann, der trotz seines schneeweißen Haares und Bartes mit der martialischen Miene und dem lustigen Übermut ein gefährlicher Nebenbuhler für einen Jüngling sein würde. Er ist so schön mit seiner militärischen Haltung, seinem leichten Gepräge eines Rastaquouère und der Schelmerei seiner schwarzen Augen, daß selbst seine Freude über sein Äußeres ihm nicht schlecht steht. Ich gebrauchte bei Tisch das Wort prachtvoll (splendide). Er: „Sie sprachen mit Montesquiou von mir?" — „Nein!" — „Nicht? Sobald ich Worte wie prachtvoll oder Pracht höre, glaube ich immer, daß von mir die Rede ist." — Und er lachte wie ein Kind. Aber mit Recht sind seine Feldzüge in Südamerika ebenso berühmt geworden wie seine anderen, friedlichen Eroberungen. Eine gute und ansprechende Schilderung Mansillas findet sich auf Italienisch in Mantegazzas Reise in Argentinien. Eine lange Reihe von Bänden hat er selbst auf Spanisch herausgegeben, darunter in diesem Jahre in Paris Aphorismen, die klugen Einfälle und warmempfundenen Stimmungen eines Weltmannes, die unser damaliger Wirt mit einem empfehlenden Vorwort in französischer Sprache versehen hat.

In Mansillas Begleitung befand sich ein anderer argentinischer Militär, dieser schlank und jung, der aber von der breiten Persönlichkeit und dem Erzählerhumor seines älteren Landsmannes völlig in den Schatten gestellt wurde.

Neben ihm saß, groß und schlank, der römische Marquis Vitellesqui, Mitglied der italienischen Kammer, ein hervorragender Politiker und eine stets äußerst beherrschte, feine und vornehme Figur, mit der Fähigkeit, den Lebensgenuß im Fluge zu ergreifen, und der anderen, sich ein Zukunftsideal für sein Land zu formen. Man sah, daß er eine fürsorgliche Freundschaft für seinen Nebenmann und Landsmann, den berühmten milanesischen Romanschriftsteller Luigi Gualdo hegte, dessen schönes, regelmäßiges Gesicht mit den kräftigen braunen Haaren einen tiefen Ernst zur Schau trug. Luigi Gualdo ist am ganzen Unterleib gelähmt und kann sich nur mit Hilfe von ein paar Krücken von seinem Sitz erheben, um in einem Rollstuhl zu seinem Wagen gefahren zu werden. Er war einmal der lebensfroheste von Milanos lebensfrohen Söhnen, ver-

geudete seine Jugend und seine Kräfte und ist nun einer Schwermut anheimgefallen, die er jedoch in diesem Kreise tapfer bekämpft.

Sein Nebenmann war gleichfalls ein Italiener, der venezianische Arzt Bertini, ein zurückhaltender dienstfertiger, bescheidener Mann, der gewöhnlich auf ein Zeichen Barrès', der nicht aus dem Zelt herauskommen konnte, ins Chalet du Cycle eilte und noch ein paar Flaschen Champagner aus den allzu beschäftigten und allzu langsamen Händen des Kellners holte.

Er ist ein Freund der Rothschilds, und sobald wir uns vom Frühstück erhoben hatten, zeigte er uns denn auch Baron Alphons' ganz in der Nähe gelegenes feines Landschloß und seinen Garten, der mit lauter ausgesuchten oder seltenen Bäumen bestanden ist.

Barrès war ein unterhaltender Wirt. Durch seine schnurrige Grundanschauung ist er mit dem längst verstorbenen Fr. Schlegel (wohl gemerkt vor der Bekehrung) nahe verwandt und hat gleichzeitig Napoleon als dem großen Lehrer in Energie einen Kultus geweiht. In seiner Nähe saß Graf Robert de Montesquiou-Fesenzac, der eigenartigste, tollste, geschraubteste unter den jungen Dichtern Frankreichs, — nichtsdestoweniger von Herzen einfach. Es steckt in ihm eine zehnfach verfeinerte menschliche Herzlichkeit, und doch eine dichterische Gekünsteltheit, wie sie nur Pariser Erdboden erzeugen kann.

Was alle von ihm zu wissen glauben ist, daß er das Modell zu Huysmans Des Esseintes in dem Roman A Rebours abgegeben hat, obwohl er Des Esseintes nur in einem tiefen Unwillen gegen das Alltägliche und in kleinen Sonderbarkeiten gleicht, z. B. daß er das Rückenschild seiner Lieblingsschildkröte mit eingelegten Diamanten und Rubinen ausschmücken oder sich im obersten Stockwerk seines Hauses ein Schwimmbassin einrichten ließ. Des Esseintes hat weit mehr von Huysmans selbst als von Montesquiou an sich. Dieser ist gleichzeitig ein begeisterter Mann und ein Zyniker, der sich in ständigen und derben Wortspielen bewegt. Er ist ein feiner und witziger, ernsthafter und geistvoller Mensch, macht schöne und eigenartige Verse, in denen er das Spiel mit Worten, Phantasie und Reim bis ins Extreme treibt, schreibt im übrigen, ganz abgesehen davon, die schönste und eigenartigste Handschrift, die ich gesehen habe.

Ich habe sie gegenwärtig vor Augen; denn in Glas und Rahmen steht Victor Hugos wundervolles Sonett an Judith Gautier vor mir — jenes Weib, dem es beschieden war, von zwei großen Männern, Hugo und Wagner, geschätzt zu werden. Montesquiou hat es für mich abgeschrieben, so daß auch die äußere Ausstattung ein Kunstwerk ist.

Dumm war das Duell, das 1897 in Paris zwischen Montesquiou und Heredias' Schwiegersohn, dem fein erzogenen Menschen und trefflichen Dichter Henri de Régnier, stattfand. Es hatte sich das boshafte Gerücht verbreitet, daß Montesquiou zu den jungen Edelleuten gehöre, welche bei dem Bazarbrande die ihnen im Wege stehenden Frauen mit ihren schweren Spazierstöcken niederschlugen. Montesquiou mochte nicht auf diese kränkenden Bosheiten antworten; er hatte ein gutes Gewissen, da er bei dem Bazarbrande gar nicht zugegen gewesen war. Doch bei einem Frühstück, das Alphonse de Rothschild gab, griff Heredias' junge, siebzehnjährige Tochter, die an das dumme Gerücht glaubte und mit ihrem halbspanischen Blut leicht in Aufregung gerät, Montesquiou in ihrem backfischmäßigen Leichtsinn so spitz an, daß er seine Antwort an den Schwager richten mußte, und ein Duell wurde also nach französischen Begriffen unvermeidlich. Die Freunde beider Partner waren sehr ängstlich, da keiner von ihnen seit der Schulzeit gefochten hatte. Endlich brachte einer dem andern zum Glück einen unbedeutenden Riß bei.

Wir saßen dort im Zelt, Männer von den verschiedensten Gegenden der Erde, von verschiedenstem Rang und Stand in einer weltbürgerlichen Brüderschaft, während die Sonne den Rasen um uns backte und in den frischen grünen Kronen der Bäume lachte. Der Tisch war mit Blumen bedeckt, die Gläser wurden gefüllt und geleert; die Gäste, die sich alle in aufgeräumter Stimmung befanden, trotzdem keiner von ihnen leichtsinnig froh war, zündeten ihre Ideen und Einfälle aneinander an wie ihre Zigaretten. Zuletzt hatte das Gespräch ein knisterndes Feuer, einen Flug, eine prachtvolle Paradoxie und einen Glanz leuchtenden Witzes, daß jeden ein leises Gefühl augenblicksweisen Glückes und ein Gefühl davon überkam, dies sei Paris, der Mittelpunkt der Welt, der Mittelpunkt des Geistes, in dem wir im Augenblick alle lebten und verbrannten und unser Dasein empfanden und unser Bestes,

wenigstens unser Feinstes gaben und dafür die feinsten Elemente und Kraftauszüge vom Geist und Witz der andern empfingen.

Der Champagner in den Gläsern sprudelte und perlte; er perlte auch in den Einfällen, die von Barrès und Montesquion und Mansilla und Gualdo hingeworfen wurden. Glitzernd kreuzten die Einfälle einander über dem Tisch, bis jemand die einfache Bemerkung machte, daß die Pariser allzu wenig reisten.

Maurice Barrès legte die Arme hinter seinen Nacken, bog den Rücken seines Stuhles zurück und sagte ganz still: „Ja, dies ist Paris! Es lebe Paris! Wozu reisen! Wozu Paris verlassen, um die Welt zu sehen. Aus allen Ländern der Erde kommt man zu uns."

St. Germain-En-Lage

(1899)

I

„Pavillon Henri IV? Ist das weit von der Station? Brauche ich einen Wagen?“ „O nein!“ Der nette Träger nahm meinen Koffer auf die Schulter, meine Tasche in die Hand, ging um das herrliche Schloß herum auf die Terrasse und trug ohne Anstrengung die schwere Bürde den recht langen Weg. Kaum waren wir in den Garten des Hotels eingetreten, wo ein Schwarm von Menschen an den Tischen saß, als uns erst die Wirtin, dann der Wirt entgegenkam, ein großer hübscher, nach französischer Weise mit dem Offiziersorden der Akademie dekorierter Mann. Ich wurde erwartet. Als man mich in mein Zimmer führte, hielt ich mit Mühe einen Ausruf der Bewunderung zurück. Ich habe an einigen der schönsten Orte der Welt gewohnt, viermal am Golf von Neapel, doch ich entsinne mich nicht, von einem Zimmer, das ich bewohnte, jemals eine solche Aussicht gehabt zu haben. Meilenweit, meilenweit geht der Blick von diesem Hügel nach drei Seiten. Unter meinem Fenster Gärten und Wald, dazwischen Landgüter, nach der Seine zu gelegen. Sie erstreckt sich breit, graublank und still wohl eine Viertelmeile an mir vorbei; ein langes gedecktes Flußboot gleitet darüber hin; links spiegeln sich ein Dutzend Pappeln in einer anmutigen Gruppe in ihrem Wasser, ganz rechts dichte Kastanienhaine, zwei Brücken führen über das Wasser, über die eine fährt ein Eisenbahnzug. Und dahinter, meilenweit, meilenweit Wald und wieder Wald mit koketten rotbedachten Häusern in der

Richtung nach Paris zu. Die große Stadt selbst kann ich nicht sehen, aber am Horizont erblicke ich den Montmartre, schwach von der Sonne beleuchtet, rechts sehe ich die kräftige Form des Mont Valérien und die Spitze des Eiffelturmes, und links im Vordergrunde kräftige Brückenbögen unter der Eisenbahn, und Felder auf Felder bis zu den hohen Waldrändern, die den Horizont abschließen. Für einen Maler wäre das Bild zu umfassend. Aber es würde sich in einem Panorama gut ausnehmen. Man kann lange suchen, ehe man einen großartigeren und anmutigeren Anblick findet. Frankreichs Geist ist darin.

Und wie still es hier ist auf diesem hochgelegenen Punkte des „sanften Frankreichs". Und wie wohlerzogen alle Menschen hier sind! Ich hatte es in den drei Jahren, die seit meinem letzten Aufenthalt in Frankreich verstrichen sind, beinahe vergessen. Die alte Kultur zeichnet hier wie in Italien das Volk aus.

Man kann Italien von Verona nach Syrakusa hin und zurück durchreisen, und man wird auf der ganzen Strecke keinen betrunkenen Mann oder kein sich küssendes junges Paar sehen, wogegen man in Kopenhagen keine Woche leben kann, ohne verschiedene gründlich betrunkene Männer zu sehen, und in Dresden keinen Sommerabend im Freien zubringen kann, ohne alle mögliche eifrige Erotik in den öffentlichen Anlagen mitansehen zu müssen.

Den romanischen Völkern ist als letzter Rest der großen Vergangenheit die alte Kultur übrig geblieben. Niemand spricht hier in Frankreich laut oder lärmend an einem öffentlichen Ort. Überall trifft der Fremde die durchgeführte würdige Höflichkeit, die als Kennzeichen so wertvoll und an und für sich so ansprechend ist, wenn man von Völkern kommt, wo die Grobheit als Merkmal der Ehrlichkeit und der Derbheit betrachtet wird, wie bei Deutschen und Norwegern. Ich habe eine Woche in einem deutschen Ostseebade zugebracht. Am ersten Tage war es herrlich, die reine Luft, die ungeheure Wasserfläche mit ihren schaumbekränzten Wellenrändern; aber dann kam das schlechte Wetter. Vier Tage hindurch ein rasender Sturm, der ohne eine Minute aufzuhören, Tag und Nacht in den Gängen des Hotels heulte und pfiff und an den Fenstern rüttelte, und ein Regenguß, der durch die geschlossenen Fenster in die Fensterrahmen drang. Und dazu für schweres Geld

eine Speisenzubereitung, die genau dem niedrigsten Begriff der Abfütterung entsprach, und der unvermeidliche Anblick von Zehntausenden von Deutschen aus dem höheren und niederen Bürgerstande, die Männer alle mit denselben weißen Mützen mit schwarzen Schirmen, denselben runden Wangen, denselben Bierbäuchen, alle älteren Frauen mit denselben viereckigen Taillen, ein oder zwei jüngere ideal in ihrer Schönheit durch die Reinheit der Hautfarbe, die Linien der Brauen; aber der Rest wie der Rest gewöhnlich ist: niederdrückend. Soviel sich auch mit Recht über große Städte zur Sommerszeit sagen läßt, wirkte Berlin danach wohltuend. Die Stadt ist so reinlich, so sorgfältig gepflegt, hat so viele grüne Bäume und so viele kluge liebenswürdige Menschen. Der Aufenthalt hier ist selbst anfangs August so erträglich, daß eine Menge Menschen, die die Mittel zum Reisen hätten, die warme Sommerszeit in Berlin zubringen. Wenige Städte sind gewiß im Sommer so übelriechend wie Kopenhagen.

Hier habe ich noch nichts gesehen, außer der Landschaft vor mir und dem großen Walde hinter mir, der die ganze von den Windungen der Seine gebildete Halbinsel bedeckt. In den beiden letzten Nächten haben hier heftige Gewitter mit Donner und Blitz getobt. Gestern Abend begann es mehrere Stunden hintereinander mit Wetterleuchten, das aufblitzte und verschwand, bald hier, bald da, bald in der Gegend von Paris, und viel heftiger im Norden. Wenn man ein so großes Stück des Himmelsgewölbes überschaut, wirkt jede Naturerscheinung stärker. Nachdem es vier Stunden gedauert hatte, ertönte endlich um ein Uhr nachts ein gewaltiger Donner; die Blitze knisterten und der Regen strömte. Man hätte das wilde und erfrischende Schauspiel genießen können, wenn nicht von einem öffentlichen Garten unten an der Seine, wo ein Karussell aufgestellt ist und ein Sonntagabendfest gefeiert wurde, während des ganzen Gewitters ohne einen Augenblick Pause der lärmendste Leierkasten herübergetönt hätte, den ich in meinem Leben gehört habe. Er spielte bis zwei Uhr nachts und spielt zu meiner Verzweiflung wieder in dieser sonst so ruhigen Mittagsstunde. Die Musik ist und bleibt doch die unverschämteste von allen sogenannten Künsten.

II

Hier im Hause, in dem ich wohne, wurde Ludwig XIV. geboren. Unten befindet sich das geräumige Zimmer, wo das Ereignis vor sich ging, ein Zimmer, nicht größer als das meine. Es übt keine besondere Wirkung auf mich, an diesem historischen Ort zu weilen; denn ich kann besagten Ludwig nicht leiden. Aber da Schandorph der seinerzeit so hart gegen Ludwigs Kusine, die große Mademoiselle, gewesen war, ihn selbst mit heiler Haut davon kommen ließ, so will ich ihm nicht ins Handwerk pfuschen. Auf dieser prachtvollen Terrasse wollte der König ursprünglich das Schloß erbauen, das jetzt in Versailles steht. Sicherlich wäre die Lage hier hundertmal schöner gewesen. Aber da man von hier unter anderem nach St. Denis sehen kann, wo Ludwigs Ahnen beigesetzt waren und er selbst dereinst begraben werden sollte, und da er den Gedanken an seinen Tod nicht vor Augen haben mochte, so entschied er sich für Versailles. Und jetzt bewohnen gewöhnliche Sterbliche das Schloß, in dem der Sonnenkönig geruhte, sich zur Welt bringen zu lassen.

Es tut wohl, sich in einem Lande aufzuhalten, wo die Eleganz angeboren ist. Wenn man längere Zeit unter Italienern gelebt hat, wird man leicht ungerecht gegen die Franzosen. Die Nordländer ziehen in der Regel die gründlichere Schönheit und direktere Natürlichkeit der Italiener vor. Trotzdem läßt es sich nicht leugnen, daß die Volkskultur hier höher steht, wenn auch der Weg zur Natur weiter ist. Wie das französische Gespräch mit allem, was es scherzend oder spielend andeutet und in sich begreift, schon kraft der Geschmeidigkeit der Sprache über dem italienischen steht, so weiß eine französische Frau ihre Erscheinung ganz anders zu heben als eine römische oder neapolitanische Frau. Sie kleidet sich mit mehr Kunst und mehr Geschmack.

Das fällt einem auf, wo man die Bevölkerung hordenweise sieht, Sonntags, beim Volkskonzert oder auf Festen, auf Märkten. Die nicht geringe Nettigkeit bei Kleinbürgern und Landleuten verblüffte mich, als ich Sonntags den großen Markt im Walde von St. Germain, eine halbe Meile von hier sah, der alljährlich Ende August und Anfang September abgehalten wird, und den man

la fête des Loges nennt (nach dem Gebäude Les Loges, der freien Wohnstätte für Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion, vor dem der Markt abgehalten wird).

Es sah aus, als ob so fünf, sechs Schützenfeste zusammen gefeiert würden. Die Spiele zeigten mehr Phantasie und mehr Abwechselungen in den Späßen als in Dänemark. Man reitet in den Karussellen nicht nur auf Pferden, sondern auch auf Katzen und zahlreichen anderen Tieren. Der Lärm ist wilder, man hat mehr Musik, mannigfachere Akrobaten und Ungeheuer, mehr spaßig dressierte Ferkel und Flöhe; Staub und vergnügtes Kreischen steigen höher empor. Wie bei Homer werden Bugstücke und Hühner an langen Spießen gebraten, die in freier Luft über dem Feuer gedreht wurden, und vor den Obstverkäuferinnen lag ein Reichtum von Pfirsichen und Trauben, wie ihn die heimischen Schützenfeste nie gesehen haben.

Aber der einzige schöne Anblick, der sich dem Auge bot, war trotzdem die Eleganz der jungen Frauen. Es kleidete sie erstaunlich gut, in den Karussellen herumzufahren und die Huldigungen entgegenzunehmen, die darin bestehen, daß ein Bewunderer seine Serpentine auf sie richtet und ihnen mit Sicherheit das lange bunte Band im Fluge sendet. Einige der Schönsten bekamen allmählich so viele, daß das Pferd, auf welches sie ritten, unter der Mannigfaltigkeit der bunten Streifen verschwand. Sie hatten Haltung, gut sitzende einfache Kleider, das niedlichste Schuhzeug auf kleinen schmalen Füßen.

Eine Stunde konnte man es sehr wohl aushalten, sich dies alles anzusehen; leider blieb die Gesellschaft, mit der ich dort war, drei Stunden, und das war zu lange. Man wurde vom Staub erstickt, vom Lärm betäubt, man litt unter dem Dunst des Menschengedränges; es gefiel einem, wie so manches, viel besser, wenn man sich nachher daran erinnerte, als wenn man dabei war. Es tat gut, nachher in ausgesuchter Gesellschaft in einem Garten zu sitzen.

Und man findet so leicht gute Gesellschaft hier in der Nähe von Paris. Wenn man im Augenblick geneigt ist, Frankreich hart zu verurteilen, so muß man daran denken, daß in jeder anderen Monarchie, mit Ausnahme Englands, Begebenheiten wie sie während der Dreyfussache hier enthüllt worden sind, ein ewiges Geheimnis

25*

geblieben wären. In wohlgeordneten Ländern wie Deutschland oder Österreich wäre dergleichen vertuscht worden. In weniger wohlgeordneten Ländern wie Italien oder Dänemark wären die Schuldigen jedenfalls straflos ausgegangen. Denkt man sich eine noch so entfernte Ähnlichkeit mit den französischen Zuständen in Dänemark, so wären Mercier und Roget zu Rittern des Elefantenordens ernannt worden, Paty de Clam hätte das Großkreuz und das Amt eines Gefängnisinspektors erhalten, Henry wäre von niemand zur Verantwortung gezogen worden und Frau Henry jetzt keine trauernde Witwe im Flor; Cavaignac wäre in Dänemark keineswegs die lächerliche Figur, wie jetzt in Frankreich, sondern eine geehrte Persönlichkeit in der ersten Rangklasse geworden, doppelt angesehen als Kirchenstütze. Es ist doch alles miteinander hier nicht wenig besser.

Bagnoles de L'Orne

(1900)

I

Herrliches Septemberwetter, warme Tage, kühle Abende, Mondscheinnächte mit zunehmendem Mond. Eine schöne Gegend, hügelig, mit Wald und See, historischen Erinnerungen, alten Schlössern und älteren Bergen, die, schichtenweise aufgetürmt wie eine zyklopische Mauer, an die Berge in der Sächsischen Schweiz erinnern. Den Mittelpunkt all dessen bildet die Badeanstalt, wo, wie Aarestrup sagt, die Gesundheitsquelle strömt. Sie gibt zweitausendfünfhundert Liter laues Mineralwasser in der Stunde. Dies ist der klassische Ort für Leute, die an Venenentzündung leiden oder gelitten haben, und man sieht kaum andere hier.

Man gelangt hierher nach sechsstündiger Eisenbahnfahrt von Paris (plus der in Frankreich wie anderwärts unvermeidlichen Verspätung) in den schlechten und engen Wagen, die jedweder Bequemlichkeit bar sind, Wagen, welche die privaten Eisenbahngesellschaften in Frankreich jedoch nicht abschaffen wollen und in denen sich die Einheimischen mit Lammesgeduld in ihr Schicksal finden. Man kommt um elf Uhr abends an und findet die kleine Stadt so erloschen und verschlossen und schlafend, als wäre es drei Uhr morgens. In dem altmodischen Hotel, in das man durch einen Zufall hineingeraten ist, verwendet man die ersten fünf Minuten dazu, das einzige Stearinlicht, das einem bewilligt worden ist, zum Brennen zu bewegen. Man streicht und streicht die vom Staat gebotenen Schwefelhölzer einmal übers andere, vergeblich. Man klingelt, ein schlaftrunkenes altes Dienstmädchen findet sich endlich erstaunt ein. Sie versucht ihrerseits mit den vom Staat

gebotenen usw. vergeblich. Doch sie protestiert: den Schwefelhölzern fehlt nichts, der Behälter, gegen den sie abgestrichen werden, der taugt nichts, und sie bringt einen anderen. Neuer Versuch. Da ertönt der Laut eines kräftigen Knisterns, es kommt keine Flamme, aber man erblickt auf ein paar Minuten ein schwaches bläuliches Feuer, das den abscheulichsten unausrottbarsten Schwefelgestank verbreitet; dann endlich zeigt sich die rote Flamme und zündet das elende Stearinfünzelchen an. Das Mädchen betrachtet den Gast mit einem triumphierenden Blick, und er fühlt, daß er im Frankreich der Fortschritte ist. Am nächsten Tage bittet er sich höflichst eine Petroleumlampe aus, bloß eine kleine. Das Hotel hat reichlich ein Menschenalter hindurch gestanden; es ist kein unbesuchtes Hotel, es sind täglich vierzig Gäste zu Tisch, und zwar anständige Gäste; aber eine Petroleumlampe! es ist das erste Mal, so lange das Hotel im Besitz seines gegenwärtigen Eigentümers gewesen ist (und die Frau ist fünfundsechzig Jahre alt), daß jemand einen solchen Gegenstand verlangt hat: Man plaudert des Abends, man liest nicht, und man legt sich zeitig zu Bett. Aber, Gott bewahre! wenn der Herr es wünschen, kann man eine Lampe kaufen. Und wohlwollend wie der Wirt ist, kauft er wirklich eine, die kleinste Petroleumlampe, die je ein Mensch gesehen hat, die unschuldigste, mit einem grünen Papierschirm.

Man muß nie und nirgends, an einem Badeort so wenig wie sonst, ein Ausnahmemensch sein, falls man es bequem haben will. So wenig wie man bei Licht lesen oder schreiben darf, so wenig darf man Drucksachen mit der Post verschicken. Der zuverlässigste Briefkasten in Bagnoles wie anderwärts in Frankreich ist der auf dem Bahnhof befindliche. Den ersten Tag, als ich einige Korrekturbogen hineinstecken wollte, wurde ich auf eine weitläufige Inschrift aufmerksam, die hier wie in St. Germain auf das strengste verbot, in diesen Kasten Drucksachen oder Zeitungen hineinzustecken. Aber in St. Germain war eine Posthilfsstelle in der Nähe. Ich sah mich also hier nach einem anderen Kasten oder Spalt um, und da ich keinen fand, fragte ich den netten alten Stationsbeamten, wo der Kasten für die Drucksachen wäre. „Am Postgebäude," lautete die Antwort. „Am Postgebäude? Aber Bagnoles hat ja gar kein Postgebäude. Gibt es hier etwa ein anderes Postgebäude als das in Tessé-la-Madelaine?" — „Es gibt

kein anderes. Bagnoles hat eine Station; Bagnoles kann nicht alles haben. Tessé-la-Madeleine hat ein Postgebäude, und es hat Postgebäude wie Station mit Bagnoles gemeinsam." So bin ich nun wohl drei Wochen lang täglich eine Stunde hin und zurückgegangen, um eine Zeitung oder einen Korrekturbogen zur Post zu bringen. Darüber ist ja nichts zu klagen, denn das bißchen Bewegung ist gesund. Praktisch kann diese Ordnung nicht genannt werden. Aber wer hat auch jemals in Bagnoles täglich Korrekturen zur Post gebracht. Es straft sich, ein unvorhergesehener Fall zu sein.

II

Ob man wohl jemals in der Welt eine solche Sammlung von alten, häßlichen, mißlungenen, kranken, unförmigen Menschen sieht, wie an einem Badeort für die an Flebit Leidenden? An einem einzigen gemeinsamen Tisch kann man hintereinander fünf alte Damen mit falschen Haaren sehen! O, diese Gesichter! diese Münder! Die Hälfte der Damen kann nicht gehen, sondern muß in Rollstühlen gefahren werden. Die Männer hinken und watscheln an Stöcken.

Hier ist die vierundsechzigjährige Schönheit, die mit kohlschwarzem, glänzendem Haar, mit frischgestrichenen Wangen, in weißem Hut mit Straußenfedern, der so nützlich ist, wenn es die Stirn zu beschatten gilt, mit kindlichen Grübchen und schelmischen Wortspielen zu Tisch kommt. Und hier ist das junge Mädchen von sechzehn Jahren, dessen Taille acht Hände nicht umspannen können, mit einem Rücken, breit und krumm, wie der Rücken eines Lastträgers — dicker und weniger wohlgebaut als die Riesendamen, die für Entree gezeigt werden. Und hier ist der junge Bursch, der beim Wandern und auf seinem Zimmer ununterbrochen mit dröhnender Stimme ein und dieselbe Verszeile deklamiert, um sich zum Schauspieler vorzubereiten:

Qu'importe le décor, quand le coeur . . .

Man erfährt niemals, wie das Herz beschaffen sein soll, damit die Umgebung so wenig zur Sache tut, denn, unzufrieden mit seiner Betonung, ruft er an die dreißig Male hintereinander:

Qu'importe le décor! Qu'importe le décor! . . .

Da ist sodann der junge Sohn einer honetten Dame aus der Bretagne, der ununterbrochen Witze macht, über die niemand lacht, außer seinem kleinen Bruder, der sich dann aber auch dermaßen vor Lachen windet, daß ihm jeden Tag die Suppe in die falsche Kehle gerät.

Da sind die Damen, denen aus dem Wagen geholfen werden muß, und die, welche nachts liegen und stöhnen, daß man es durch Fußböden und Decken hört; einige, die Fettklumpen gleichen, und andere, die aussehen wie der Tod, mit einem dünnen Hautüberzug über Schädel und Gesicht. Und da ist der fünfzigjährige Herr, der von den Jesuiten erzogen, höflich, süßlich, falsch ist und mit einer leise schnarrenden Stimme spricht, wie eine fast tonlos gewordene Knarre.

Und jeder einzelne dieser Herren und Damen sitzt oder liegt oder trödelt herum, sein Libre Parole oder Echo de Paris oder Eclaire oder Petit Journal in der Hand und saugt daraus die Weisheit, die aus seinen Augen und seinen Worten leuchtet. Viele von ihnen scheuen sich gegenseitig, andere von ihnen hocken sich nach den Mahlzeiten zusammen, einzelne halten sich unbedingt für sich, so die junge Witwe, eine Baronin, die einer Engländerin gleicht; sie ist ganz in Schwarz gekleidet, speist stets allein an einem kleinen Tisch und spricht niemals mit jemand anders, liest aber selbst beim Essen ihr Buch oder ihre Zeitung. Sie sieht beständig gleichmäßig aus und lächelt niemals. Ihr Mann hat sich vor einigen Monaten erschossen, nachdem er bei fatalen Börsengeschichten gefaßt worden war. Sie hat indessen wenigstens ein menschliches Gesicht, obwohl es steif ist wie eine Maske.

Wie die Bevölkerung Bagnoles wohl in alten Tagen ausgesehen haben mag? Der Ort, welcher an der Grenze zwischen der Normandie und der Bretagne liegt, war schon zur Zeit der Römer ein Badeort. Der Name Balneum bedeutet ja nichts anderes. Als Cäsar Gallien erobert hatte, lagen hier eine Menge Prokonsuln und Centurionen, verwundete und kranke Offiziere und Legionssoldaten, um Genesung oder Linderung zu suchen; in ähnlicher Weise wurden fast ein paar tausend Jahre später nach dem Kriege 1870—1871 Massen von Verwundeten und Kranken hergesandt.

Im frühen Mittelalter geriet der Ort in Vergessenheit; aber seit dem Jahre 912 nach der normannischen Eroberung des nordwestlichen Frankreichs kam er wiederum zu Ehren.

Es gibt eine Sage darüber, wie die Wirkung dieser Quellen aufs neue entdeckt wurde. Hugo, Herr (Vidame) von Ferté-Macé, Tessé, Couterne und anderen Orten in dieser Gegend, war ein eifriger Jäger, und auf seinem Lieblingspferde Rapide erlegte er Wild in Menge. Aber er war über sechzig und sein einst so feuriges Pferd über zwanzig Jahre alt und zur Jagd unbrauchbar geworden. Er brachte es nicht übers Herz, das Tier niederzustechen. Aber in dem engen und tiefen Tal am Rande des Andainewaldes, der zwischen steilen Klippen lag, und aus dem stets warme Dämpfe emporstiegen, gab er das Pferd frei und überließ es sich selbst.

Als der Vidame einen Monat später an einem frühen Morgen vor seinem Hofportal auf und ab ging, hörte er ein Wiehern und sah mit Erstaunen seinen Rapide auf sich zukommen, frisch und jung wie ein Füllen, mit emporgehobenem Kopf, auf gesunden Beinen.

Es hatte sich täglich in der Quelle der Bergeskluft gebadet. Bald folgte nun der Herr dem Beispiel des Tieres und andere dem seinen.

Marguerite von Navarra, die berühmte Schwester Franz I., Verfasserin der kleinen kecken Novellen, machte im Anfang des 16. Jahrhunderts Bagnoles bekannt. Sie residierte häufig hier mit ihrem Hof von Geistlichen, gelehrten Männern, Musikern und Poeten; eine sehr schöne Allee trägt noch ihren Namen, und ein alter Baum wird noch nach ihrem Dichter Clement Marot genannt. Aus ihrer Zeit stammt auch eines der schönsten Schlösser der Umgegend, das alte Rittergut Couterne, aus roten und weißen Steinen aufgeführt, mit zwei kupfergedeckten Türmen, einem Burggraben, und einer herrschaftlichen Einfahrt, wo einst die Zugbrücke lag. Zu jedem Flügel des Schlosses führt eine ungeheuer lange Allee von Buchen, schlank, wie ich für mein Teil sie noch nie gesehen habe, hoch wie die höchsten Pappeln oder Cypressen, mehrere hundert Jahre alt.

Solcher schönen Schlösser sieht man in der Umgegend nicht wenige. Und die Gegend selbst ist schön. Die Landschaften hügelig und fruchtbar. Die Villen graziös mit den reizendsten Namen.

Nebeneinander liegen vier Villen mit den Namen: La Mignonnette, Les Violettes, Les Fleurs, Le Rêve. Die Maulbeerbäume stehen mit ihren Früchten an den Grabenrändern, und man kann sich nicht enthalten, aus dem Wagen zu steigen, um eine Handvoll der schwarzen Beeren zu pflücken. Für ein kurzes Weilchen vergißt man die Spitalsinsassen, unter denen man lebt.

Aber auf dem Rückwege kommt der Wagen an einem ländlichen Wirtshause vorbei, wo das Gesinde aus der Badeanstalt verkehrt. Die Wagen, in denen die kranken Badegäste zur Quelle gefahren werden, schwenken einer nach dem andern hinauf und halten vor dem Kruge. Die Kutscher steigen von den leeren Fahrzeugen ab, und bei der Ankunft jedes Einzelnen wiederholt sich derselbe Auftritt: zwei kräftige Knechte aus dem Kruge treten auf die Landstraße und empfangen den Kutscher, der, mit lachenden Augen, aber mit allen äußeren Anzeichen der scheußlichsten Gebrechlichkeit sich auf ihre Schultern stützt (wie die elendesten der Badegäste, die er zu fahren pflegt) und hinfällig hinkend sich unter einer jubelnden Lachsalve der anwesenden normannischen Bauern in die Stube schleppen läßt.

Das ist die Rache der Gesundheit an der Jämmerlichkeit, deren Zeuge sie sein und der sie dienen und das Geld aus den Taschen ziehen muß.

Man fühlt, man ist wieder in Bagnoles.

Mais qu'importe le décor, quand le coeur usw.

Die Schweiz

Gletscher

(1885)

I

Geht man morgens um sechs Uhr vom Dorfe St. Moritz nach St. Moritz-Bad hinunter, um die tägliche Kur mit einem Trunk Quellwasser und einem Bade in der frühen Morgenstunde zu beginnen, so ist die Luft eine Erquickung und der Anblick ein Fest. Und es ist fast gleichgültig, wie das Wetter ist. Leuchtend grün, nur mit glitzernden Sonnenfunken gesprenkelt, liegt tief unten links der St. Moritzsee, von unregelmäßigen, bald nach außen- bald nach innengebogenen Küstenlinien eingefaßt, die sich gegenüber erheben, von Fichtenwäldern gedeckt. Es ist die Fichte, die auf lateinisch Pinus Cembra L. genannt wird. Die Wälder steigen am Bergesabhang empor, bis der nackte Fels sich stolz über ihnen zeigt. Vom durchsichtig blauen Himmel heben sich die Schneekämme der Berge in der reinen Luft, im Sonnenlicht blendend ab. Es ist, als strömte Frische durch das Auge ins Gemüt. Allmählich wird man mit den Umrissen vertraut, die man erst gar nicht recht im Gedächtnis behalten oder verstehen konnte. Das Bild befestigt sich in der Seele; man gewöhnt sich daran, lebt sich darin ein. Man sieht es also auch an den Morgen, an denen es der Nebel verdeckt.

Wer auf eine Hochebene sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel versetzt worden ist, dem geht es nach Verlauf einiger Zeit wie es der Sage nach dem geht, der ebenso tief unter das Meer entführt wird und auf seinem Grunde Fuß faßt. Die wirkliche

Welt gerät bei ihm in Vergessenheit. Er atmet eine andere Luft als vorher, lebt ein anderes Leben als das frühere.

Hier ist man der Welt der arbeitenden und strebenden Menschheit entrückt. Hier gehört man zur großen Klasse der Müßigen und Unnützen, die man Reisende nennt. Der Reisende ist eine Spezialität für sich, ein Mensch ohne Wirksamkeit und Pflichten, dessen einzige Beschäftigung es ist, Geld auszugeben. Er ruft deshalb notwendigerweise seinen Gegensatz hervor: Den Hotelwirt, den Kellner, deren einzige Wirksamkeit es ist, sein Geld einzukassieren. Eine Stadt, die fast nur aus Reisenden und Hotelwirten besteht, ist an und für sich eine ziemlich unmenschliche Regelwidrigkeit, und deshalb macht jeder Badeort einen gewissermaßen niederdrückenden Eindruck.

Aber das Dorf St. Moritz zeigt im Bau der Häuser und im Äußeren der Bewohner noch viel Ursprünglichkeit. Und die hereinströmende engadinische und italienische Bevölkerung, die von den Reisenden lebt, hat ein südländisches Gepräge. Die Sprache hier im Oberengadin ist die sogenannte ladinische, eine romanische dem Italienischen verwandte Mundart. Die öffentlichen Anschläge der Kommune sind auf Ladinisch und auf Italienisch, zuweilen auch auf Deutsch abgefaßt. Die Bauern sehen mit ihrer dunkelbraunen Haut und ihren schwarzen Augen mehr italienisch als schweizerisch aus, wenn man sonst diese Bezeichnung im Gegensatz zu der Bezeichnung für eines der Völker anwenden kann, aus denen die schweizerische Bevölkerung besteht. Wenige können sich gewiß rühmen, einen schweizerischen Herrn gesehen zu haben, der das Gepräge eines Gentlemans zeigte; noch wenigere werden damit prahlen können, eine Schweizerin gesehen zu haben, die nicht einem längeren oder kürzerem Stück getrockneten Fleisches mit ehrbarem Gesichtsausdruck glich. Hier sieht man doch ab und zu eine Gestalt, allerdings ausschließlich unter den Männern, die Haltung und Charakter hat, und der braune Engadiner nimmt sich mindestens äußerst menschlich aus neben dem bleichen reisenden Faullenzer.

II

Weiß in Weiß! Weißer als das weißeste Weiß, das das Auge je zuvor gesehen hat. Hundertmal weißer als Möens weißer Klint

in der Sonne, weißer als alle Göttinnen Griechenlands ruhen die Gletscher hier oben im Heim der Freiheit, wo alle Gesundheitsquellen rinnen. Ein Brief von hier oben müßte so beschaffen sein, daß es dem ihn öffnenden Leser wäre, als zeigte sich die weiße strahlende Weiblichkeit der Gletscher, und als fielen weiche samtartige Edelweiß und feine rote Alpenrosen aus dem Briefe. Aber es ist nicht jedermanns Sache, sie zu pflücken, auch wenn er ihre Schönheit zu würdigen weiß. Und man versteht einen Gletscher noch nicht, weil man ihn ab und zu von weitem betrachtet. Unsere Erfahrungen nützen uns hier gar nichts. Manch einer hat vielleicht in seiner Jugend den oder jenen Gletscher gekannt; aber er kam so wenig in ein näheres Verhältnis zu ihm, wie der Reisende, der vom Jungfraublick in Interlaken zur Jungfrau hinüberstarrt, in ein Verhältnis zu ihr kommt. Manch anderer hat vielleicht einen solchen Gletscher unter den warmen Strahlen der Sonne schmelzen sehen, daß der Schnee gleich Tränenströmen am Abhang des Berges hinunterlief, und er hat gedacht, jetzt würde der Eisberg zu einem See, der sich loten ließe; aber dann schneite es gleich wieder, und der Oktober kam, und das Eis des Gletschers wurde immer fester. Alte Erfahrungen nützen nichts. Und dann sind die Gletscher so verschieden.

Da ist nun der Rosatschgletscher bei Pontresina. Wo der Fluß in die tiefe Felsenspalte hinabströmt, so tief, daß man es kaum vertragen kann, hinunterzusehen, offenbart sich der Gletscher bei einer Biegung des Weges — milchweiß und schneeweiß, breit ruhend, faul in seiner kalten Ruhe, und doch seltsam üppig in seiner gemächlichen Stellung im Lager. So kokett in seiner Kälte. Es ist, als freute er sich über all die Blicke, die ihm von Pontresina aus gesandt werden, als lüde er zum Anschauen und zum Besuch ein.

Weit mächtiger und ernsthafter thront der Morteratschgletscher. In einem Lager, das einen ungeheuren Quadranten bildet, mit achtzehn stolzen funkelnden Schneezacken auf der fürstlichen Krone seines Bergrandes, ruht er leuchtend wie ein Eiskönig in einem Strahlenkranz von Sonnenschnee. Er ist wirklich stolz. Es ist ihm Ernst mit seiner Kälte. Aber er leidet selbst darunter. Es schmerzt ihn, daß er ohne Wärme leuchtet. Es ist

seine heimliche Qual, daß er nicht selbst das Feuer empfinden kann, in dem er vor dem Auge der Menschen zu glühen scheint, wenn die Sonne ihn ganz umarmt. Er erhebt sich des Morgens in all seiner Schönheit, reckt sich in den hohen Himmel hinein, harmonisch wie eine Farbenharmonie in Weiß, steht in seinem Krönungsgewande, dem knisternden Brillantmantel aus vom Himmel gefallenen Schneesternen da; aber er fühlt seine eigene Schönheit nicht, bleibt gleichgültig bei seiner Pracht und bei der Bewunderung der Menschen. Doch wenn abends die Sonne von ihm scheidet, wird er blaß, fast grau, dann errötet sein Gesicht wie das eines zarten Jünglings. — Am wohlsten fühlt er sich in Regen und Schnee. Dann hüllt er sich ein, wickelt Nebel und Wolken wie ein anschmiegendes Gewand um die Glieder, fühlt sich vor Menschenbesuch sicher und träumt ununterbrochen von der Sonne.

Der Palügletscher ist wieder von ganz anderer Art. Er ist kalt und klar, gerade und schlank. Es ist ein Gletscher mit Fernblick; er ist wißbegierig und hat Liebe zum Schönen; deshalb blickt er unverwandt nach Italien und läßt sich an diesem schönen Anblick genügen. Er macht sich nichts aus der Sonne. Der Gletscher liegt dort oben auf der steilen Alp Grüm, jenseits des Berninahospizes, zu dem man von St. Moritz aus siebenhundert Meter in die Höhe fährt. Er hat sich auf der schönsten Stelle gelagert, auf der ein Gletscher überhaupt seine hunderttausend Jahre zubringen kann. Unten beim Hospiz hat er ewig zwei merkwürdige, von einem ganz schmalen Damm getrennte Bergseen vor Augen; das Wasser des einen ist funkelnd schwarz, das des anderen weiß wie Milch oder richtiger wie Wasser, in das man Eau de Cologne gegossen hat. Aus dem schwarzen See ergießt sich ein kleiner Bach in den Inn, aus dem weißen ein anderer in die Adda. Noch ist es keinem Menschen geglückt (nicht einmal dem berühmten Tyndall, der sich hier aufhielt) den Grund der ganz verschiedenen Farben dieser Seen zu erforschen. Doch der Gletscher dort oben kennt wohl das Geheimnis. Auf die Seen wirft er indessen nur einen Seitenblick. Seine eigentliche Aussicht ist die, die Hannibal und Bonaparte ihren Soldaten zeigten, als sie die Truppen die Alpenpässe hinaufgeführt hatten: die Aussicht auf die lächelnde Erde der Lombardei. Für das menschliche Auge wird die Aussicht selbst von der Alp Grüm an der Mauer der

lombardischen Alpen begrenzt, die sich auf der anderen Seite des lieblichen Tales erstreckt, in dem die Städte Le Prese und Poschiavo liegen; doch der Palügletscher ist in der Lage, die ganze lombardische Ebene bis hinunter nach Toskana zu übersehen. Er verfolgt mit stiller Teilnahme das Leben der erhabenen Mutter, des alten Kulturlandes. Er ist italienisch in seinem Herzen.

III

Samstag abend; es ist Ball im schönen Kulmhotel, das ganz hoch oben im Dorfe liegt und doch mit den Prachthotels unten im Bade wetteifern kann. Sein Tanzsaal hat schwere Purpurgardinen, Wände von gelbem Atlas und in der Balkendecke breite Spiegel, in denen man den Ball auf den Kopf gestellt sieht. In den Salons und den langen breiten Korridoren, die sich rings um den Ballsaal erstrecken, ist ein förmliches Gedränge von Herren in neuen Sommeranzügen und Damen in Festgewändern. Die Gespräche summen einem um die Ohren auf Französisch, Deutsch, Italienisch, Englisch, Russisch, Rumänisch, Griechisch usw. Man ist so vielen vorgestellt worden, daß es Mühe kostet, bis zum Saal durchzudringen, wo getanzt wird.

In der Gruppe von jungen Männern und Frauen, die dort sitzt, befinden sich durchweg nur Rothschilds aus Brüssel und Wien; ihre Millionen drücken sie augenscheinlich nicht; sie sind stets lustig und sorglos, machen den ganzen Tag Bergpartien und suchen an jedem Abend die Gesellschaft auf. Zu ihrem Kreise gehört eine junge Baronin aus Paris, die gefeierte Königin der St. Moritzbälle. Das niedlichste Porzellangesicht mit braunen Augen, das man nur sehen kann. Zu diesem Kreise gehört auch eine sehr bewunderte und sehr kokette russische Schönheit, die eine besondere Leidenschaft dafür hat, vormittags kleine Kuchen zu essen und Schokolade zu trinken und sich abends mit fein gepudertem und leicht bemaltem Gesicht zu zeigen, in Gewändern, die dem heiligen Antonius den Kopf verrücken könnten.

Es fehlt nicht an Karikaturen. Da ist zum Beispiel ein hoher preußischer Ministerialbeamter, der hier in dieser internationalen Badegesellschaft, wo kein Einziger Orden trägt, mit seinem ungeheuren Johanniterkreuz auf der Brust herumläuft, und der trotz

seiner fünfzig Jahre und seines Kahlkopfes immer mit den jüngsten Mädchen tanzen will. Und da ist ein junger Marquis, Inhaber des letzten lebendigen Tropfen Adelsblutes einer der berühmtesten Familien Frankreichs, ein ebenso schlaffes wie eingebildetes Wesen, das Haar in Bürstenform gestutzt, den dümmsten Hochmut in Miene und Haltung, der stets mit einem alten häßlichen Weibsbild herumtanzt, weil sie von fürstlicher Abstammung und so die einzige ist, mit der er sich ohne Selbsterniedrigung einlassen zu können glaubt. Die jungen Mädchen aus dem Bürgerstande oder frisch gebackenem Adel würdigt er keines Blickes.

Aber es fehlt auch nicht an reizenden Gestalten. Da gehen die beiden jungen Töchter der Frau Ristori vorüber und ziehen, gazellenschlank, mit ihren feinen italienischen Profilen (scharf gebogenen Nasen, siegreich leuchtenden Augen), wo sie gehen, die Bewunderung hinter sich her.

Inzwischen spielt das Orchester beständig seine Walzer und Kontertänze, und hüpfend, wirbelnd, bald im Takt, bald außer dem Takt, immer halb atemlos, bewegen die Paare sich ohne wirklichen Anstand oder wirkliche Grazie durch den Saal. Der moderne Tanz ist im Grunde allzu häßlich.

Plötzlich erregt ein einzelnes Paar meine Aufmerksamkeit und bald so stark, daß ich es nicht mehr aus den Augen lasse. Es sind Amerikaner, das sieht man auf den ersten Blick an der Art ihres Tanzes. Es sind beides schlanke Gestalten, beide elegant in der Haltung. Er ist der typische junge amerikanische Gentleman, sieht ruhig, willenskräftig aus, mit einer zurückgedrängten und gut beherrschten Nervosität; nichts besonders Begabtes im Ausdruck. Sie ist verhältnismäßig groß, weiß und bleich mit seltsam versteinerten und doch leuchtenden Gesichtszügen, ein fesselndes, charaktervolles Profil, eine Gletscherjungfrau.

Nie vorher bin ich Zeuge eines solchen Tanzes gewesen, und ganz zweifellos ist er das Schönste, das ich in St. Moritz gesehen habe. Es war der amerikanische sogenannte walking valse. Während die anderen hüpften und herumsprangen, bewegten diese beiden sich gehend oder richtiger langsam, ganz langsam schwebend, mit einer Ruhe und Sicherheit, als gehörten sie einer anderen Welt an. Es war, als richteten nicht sie sich nach dem Takt, sondern als richtete der Takt sich nach ihnen. Es ging eine Art

Herrschaft von ihnen aus. Obwohl sie ununterbrochen weitertanzten, als könnten sie von der gegenseitigen Gesellschaft nie genug bekommen — und das während um sie herum die Paare ermatteten und wechselten — waren sie gleichwohl die einzigen ganz stillen Menschen im Saal. Ihre Gesichter waren ernsthaft; kein Lächeln, auch kein Wort, sondern ein Ausdruck stillen Glückes. Obwohl sie sich beständig inmitten von zwanzig Paaren herumdrehten, berührten oder streiften sie nie einen der anderen Tanzenden. So meisterhaft führte er sie, daß sie eigentlich miteinander ganz allein waren. Sie trug ein Band von fünf großen, schönen Edelweiß vorn in ihrem blonden Haar. Es war das Diadem, das zu ihrem Wesen paßte.

Ich mochte nichts weiter sehen und ging heim.

Deutschland

Weimar

(1887)

Wer dem Geiste des modernen Deutschland von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen will, der gehe an einem Sonntag Vormittag in das Zeughaus zu Berlin. Während Berlins so reiche und so meisterhaft geordnete Kunstsammlungen äußerst sparsam besucht sind, ist im Zeughause ein Gedränge, daß man sich kaum einen Weg bahnen kann. In der Ausstellung der Olympiasachen war eine halbe Stunde lang nicht ein Besucher; vor Velasquez' General Borro und Rembrandts Vision Daniels steht in jeder Stunde einmal ein gedankenlos starrender Beschauer still; aber im Arsenal, wo riesengroße Gipsfiguren von Deutschland und Preußen Schwert und Schild tragen, wo eroberte Fahnen in Gruppen hängen (in jeder Gruppe mehr als zwanzig), wo eroberte Kanonen, „verwundete" und genommene, wie der Fachausdruck lautet, zu Hunderten und Gewehre zu Tausenden stehen, wo endlich Modelle von Schlachtfeldern dem patriotischen Betrachter die hartnäckigen Kämpfe und die gewonnenen Schlachten anschaulich vor Augen führen — da strömen die Besucher in dichten Horden hinein, drängen sich mit den Ellbogen vor, um zu sehen, und die Blicke leuchten vor Teilnahme, von einem glühenden Interesse, das die Gesichter in keinem Kunstmuseum der Stadt aufweisen.

Hier sind große grob ausgeführte Gemälde von den kriegerischen Triumphen des Kaisers, überlebensgroße Büsten von Feldherren und Marschällen aus den Tagen des großen Friedrich bis in die heutige Zeit, sogar lebensgroße Abbildungen der Riesen-

gardisten des alten Friedrich Wilhelm in Uniform — kurz: hier pocht das preußische Herz in dem großen deutschen Reichskörper.

Von Berlin nach Weimar — das heißt vom Deutschland der Gegenwart nach dem Deutschland der Vergangenheit, vom Leben zu den Erinnerungen, vom Lärm zu stillem Frieden.

Selbst wenn man früher hier gewesen ist, ist der Eindruck kräftig.

Man durchlebt jene Tage noch einmal. Durch diese niedrige Tür ging der junge Goethe hinein, als er zum ersten Male Wieland vorgestellt wurde. Durch diese enge Gasse ging Goethe täglich von seinem Hause zum Herzog auf das Schloß. Hier ist seine kleine Villa, das berühmte Gartenhaus, umgeben von üppigem Pflanzenwuchs und mächtigen Bäumen, die der Herbst jetzt aus seiner reichen Palette färbt.

Das Auge sucht den Balkon, wo er zuweilen, in seinen blauen Mantel gehüllt, die Sommernächte unter freiem Himmel zubrachte. Der Balkon ist herabgeweht, aber man sieht seine Spur an der Mauer.

Hier hinter dem Hause am Abhang steht der Block, in den er Frau von Stein zu Ehren Verse einhauen ließ, und hier, wo jetzt nur das bloße Feld zu sehen ist, lag sein Küchengarten, aus dem er ihr Spargel und Erdbeeren sandte.

Keine der Erinnerungsstätten rührt indessen so tief wie Schillers Haus. Es war sein Eigentum; er hatte sich zuletzt die zweitausend Taler zusammengespart, die er dafür gab. Aber welch bescheidenes Heim! Die Türen so niedrig, daß er nie von einer Stube in die andere gehen konnte, ohne sich zu bücken. Die Möbel einfach — ja weniger als das. Mit dem Bett, in dem er starb, würde heute kaum ein Dienstbote in einem bürgerlichen Hause fürlieb nehmen.

Aber es tut gut, in diesen Räumen umherzuwandern, wo alles seit jener Zeit unberührt steht. Man fühlt sich dem Geist, der davon ausging, näher. Weimar ist das Pompeji des goldenen Zeitalters Deutschlands.

Von modernem Leben findet sich hier nichts. Auf den Spaziergängen begegnet man nur alten Männern mit weißem Haar und grauem Bart, ihre Damen begleitend; es sind augenscheinlich alte feine Leute, die sich hierher zurückgezogen haben. Viel ausgeprägte Gesichter. Das vornehme Äußere scheint hier die Regel zu bilden.

26*

Aber männliche Jugend sieht man nicht. In dem kleinen Theater, dem Sprößling der Bühne, die Goethe seinerzeit zu der ersten Deutschlands umschuf und von der er vertrieben wurde, weil er das Auftreten des abgerichteten Pudels nicht zulassen wollte, sieht man, wenn es voll ist, fast nur Greise und Damen — und zwanzig Damen kommen auf jeden alten Mann.

Den Tag hindurch gehen diese ältlichen Herren in dem entzückenden Park an den Ufern der Ilm spazieren, in der lauen milden Oktoberluft, während die gelben Blätter dicht fallen und die Natur ringsum im Schein von tausend Farben erstrahlt, so daß selbst der Gedanke an den Untergang und das Aufhören des Sommers in der vollen Sinnesempfindung reicher und bunter Pracht untertaucht. Es gemahnt förmlich an den Gegensatz zwischen dem Geistesleben, das hier ausgeatmet hat, und den glühenden farbenprächtigen Erinnerungen, die von allen Seiten den Gesichtskreis erfüllen.

Seit ich zuletzt hier war, sind Goethes Enkel gestorben und sowohl sein Haus auf dem Markt wie sein Gartenhäuschen dem Publikum geöffnet worden. Durch ein besonderes Entgegenkommen habe ich außerdem Zutritt zum Goethe-Archiv erhalten. In dem Häuschen draußen im Park spürt man den jungen Mann, den Sonnengott, den Himmelsstürmer; in dem geräumigen Hause inmitten der Stadt lebt die Erinnerung an den großen umfassenden Geist, den Naturforscher, den Kunstfreund, den Sammler; Maler, Dichter und Forscher zugleich, Europas zentrales Genie. Je mehr man von der Welt gesehen hat und je mehr Geschichtskenntnisse man besitzt, um so mehr erscheint es einem einzig dastehend, was hier geschehen ist. Dergleichen ist ja außer in dem Italien des 16. Jahrhunderts noch nie dagewesen. Mit jedem Tage, den man sich hier aufhält, achtet man einen Mann höher — Karl August.

Selten hat ein Herrscher mehr für das Genie getan, als er. Als achtzehnjähriger Knabe ahnte er, was Goethe war, und fesselte ihn an sich. Wieland war schon da. Dann ließ Goethe Herder herbeirufen, und dann kam zuletzt Schiller hierher. Ein kriegerischer und wirksamer Geist wie der Herzog war, mit heftiger Sinnlichkeit und unbezähmbaren Trieben, begriff er dunkel, daß er sich für immer einen ehrenvollen Namen schüfe, wenn er diesen Männern Auskommen und Unabhängigkeit sicherte.

Man vergleiche das bald bewundernde, bald gehässige Verhältnis des großen Friedrich zu Voltaire. Karl Augusts Freundschaft für Goethe blieb stets unverändert, und das, trotzdem er bis zu seinem Tode die alten französischen Tragödien denen Goethes vorzog und weit mehr Sinn für dessen Schaffenstrieb im allgemeinen und naturwissenschaftliche Forschungen im besonderen hatte als für seine Dramen und Lyrik.

Katharina von Rußland schwärmte für die Enzyklopädisten und benahm sich Diderot gegenüber brav, doch erst als diese Männer auf der Höhe ihres Ruhmes standen. Karl August sicherte Deutschlands größtem Genie sechsundfünfzig sorglose Jahre und versammelte nach und nach die ihm annähernd ebenbürtigen in seiner kleinen Hauptstadt an der Ilm.

Man nehme vergleichsweise an, Goethe hätte seine Stella 1887 geschrieben! Wo in Deutschland würde er einen Verleger finden? Oder gesetzt, daß Schiller in diesem Jahre durch ein Wunder Die Räuber auf deutschem Boden veröffentlicht hätte. Welcher vornehme Mann im ganzen Reiche würde dem Kommunarden einen Blick schenken, geschweige ihm eine helfende Hand reichen?

Nein, der kleine vierschrötige Großherzog war ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte.

Diese Stadt ist gewißlich eine Stätte der Erinnerungen, wo man die Stimme dämpft. Nie der geringste Lärm, selten oder nie rollt ein Wagen durch die tiefe Stille der Straßen. Das letzte Lebenszeichen des Ortes war, daß Liszt hier wohnte. Im übrigen: Hier wohnte Goethe, hier wohnte Schiller, hier wohnte Herder, hier wohnte Wieland, und auf den kleinen Marktplätzen der Stadt stehen ihre Statuen mit Vogelschmutz auf der Nase.

Aber südlich von der Stadt erstreckt sich der großherzogliche Park, wohl einer der schönsten Gärten Europas, bestanden mit ausgesuchten Bäumen von vielen verschiedenen Arten in seltenen Exemplaren. Das Auge weidet sich an den so sehr verschiedenen Formen der Bäume.

Sie zeigen jetzt, zur Herbstzeit, eine geradezu ideale Farbenharmonie.

Hier ist es so still, so geschützt, daß kein Herbststurm gerast hat. Die Bäume haben ihre Blätter weit über die Zeit hinaus behalten.

Welche Kronen! Grün, altgold, rostbraun! Oder ein grüner Baum mit gelbbraunen Spitzen an allen Zweigen. Hier gedämpfte Farben, graufaseriges Laub, wie in Nebel gehüllt. Hier ein Baum mit einem Kolorit wie ein persischer Teppich, braungelbe, kaffeebraune Farbenmuster, so kräftig, daß sie schreien. Dort ein Purpurstrauß von glühenden Blättern; hier ein Busch, traubenfarbenviolett mit Blättern in allen Schattierungen, vom Hochroten durch das Blutfarbige bis zum lichten Lila, eine Regenbogenpracht. Und draußen über dem Rasenplatz in dem dunklen Grün scharlachrote Fruchtbüschel und Bäume mit Laubwerk wie altes Gold und kleinen roten Schößlingen wie leuchtende Schmetterlinge auf einem dunklen Hintergrunde. Birken mit weißgrünen lebenden Blättern, Linden mit durchsichtigem hellgelbem Laub, und Buchen mit trockenen lederartigen dunkelgrünen Kronen, in denen jedes Blatt gefüttert zu sein scheint. Und hart neben ihnen in einer Stufenleiter von Grün-gelb-rot ein Akazienlaub, so hell, daß es selbst ohne einen Sonnenschimmer die Sonne in sich zu haben scheint, so leuchtend hebt es sich von einem dunklen Hintergrunde ab.

Tritt man näher hinzu und besichtigt den einzelnen Zweig, so wird das Auge überrascht von dem ungleichartigen Aussehen der verschiedenen Blätter. Sie sind bald glatt, bald kraus, bald buntgesprenkelt, bald tintenfleckig, bald wie von der Pest ergriffen mit schwarzen Flecken, oder schmutzigbraun, graubraun, brandgelb! Doch fällt dann die Sonne auf sie, ist das Ganze ein einziges Fest!

Sich entfalten, verblühen, welken, fallen — das ist ihr Leben.

Ja fallen, das tun sie jetzt. Bald eines, bald viele auf einmal. Stets mit dem Stil nach unten, meist langsam, als fielen sie mit dem Fallschirm, sich still abwärts schaukelnd, doch auch hurtig schwebend, tanzend, an der Erde entlang fegend oder wie in der Luft walzend, sich rundum drehend ehe sie fallen, wie ein zu Tode getroffener Soldat in einer Schlacht.

Aber ob sie sich abwärts senken oder wirbeln — allmählich fallen sie alle, und die Herrlichkeit hat ein Ende.

Zu einem Besuch in Weimar ist kein Monat so geeignet wie der Oktober.

Bad Elster

(1893)

I

Im Hintergrunde, aber ganz nahe, eine unten mit Birken oben mit Tannen bewachsene ziemlich steile Bergwand, die zu einem Halbkreis gerundet, den Horizont abschließt. Ringsum schöne, wohlgepflegte Anlagen von Kastanien- und Lindenbäumen. Ein großer offener Platz im Hain, links vom Badegebäude abgeschlossen, das in seinem Parterregeschoß einhundertundfünfzig Badezimmer enthält und gegenüber einer langgestreckten Promenade liegt, in der sich alle Läden des kleinen Badeorts befinden, und rechts von einem Konditorgebäude im Schweizerstil sowie einer verdeckten Tribüne für das Orchester abgegrenzt.

Es ist frühmorgens. Die Tannen auf dem obersten Rande der Bergwand sind noch in einen feinen Nebel gehüllt. Aber die Sonne leuchtet hell; eine festliche Stimmung liegt nach mehrtägigem regnerischen Wetter über der Natur und den Menschen. Die Uhr auf dem Badehause schlägt sieben, und in demselben Augenblick, da der letzte Schlag verstummt ist, beginnt das Orchester einen Choral anzustimmen. Die ungefähr hundert Spaziergänger, die auf dem offenen Platze umherwandern, stehen still. Der Choral wird als eine Art Morgengebet betrachtet. Die hellen Kleider der Damen stechen vorteilhaft von dem Grün ringsum ab. Der Deutsche mit dem breiten Hut und der etwas angeröteten Nase macht einen Versuch, gesammelt auszusehen. Eine kecke, gutgekleidete junge Dame mit etwas gewissermaßen Rauschendem in ihrem Wesen, die in der weiblichen Welt Unruhe erregt, schreitet von dem Choral unangefochten weiter zur Kolonnade hinunter. Sie ist Regierungs-

rätin und die einzige Zweideutigkeit des Bades. Vier häßliche, bleichsüchtige Damen starren ihr aufgebracht nach. Dann ist der Choral zu Ende, und alle Gruppen setzen sich in Bewegung nach den verschiedenen Quellen, der Salzquelle, der Moritzquelle, der Mariaquelle.

Jede Quelle wird von zwei jungen Mädchen in kleidsamer Nationaltracht bedient. Um den Kopf ein rotes Samtband, von dem zahlreiche schwarze Franzen herabhängen; Samtjacke und bloße Arme; ein schwarzer Rock mit breiten roten Verbrämungen. Eine achtet auf die Hähne, daß das Quellwasser in die vorgestreckten Gläser strömen kann, die andere mischt den Patienten, denen der Arzt das Mineralwasser warm verordnet hat, heißes Quellwasser in die Gläser. Ringsum Blumenbuden, in denen Rosen feilgeboten werden. Aufdringlichkeit seitens der Verkäufer ist überflüssig, denn die Rosen finden so schnellen Absatz, daß man nicht nach sieben Uhr kaufen darf, wenn man sich schöne sichern will. Besonders reißt man sich um die gelben Marechal Niel und um La France. Mehreremal täglich werden sämtliche Blumenhändler mit Blumen versehen. Das Orchester ist schon zu seiner Nummer drei gelangt. Man spielt etwas von Beethoven, die Ouvertüre zum Prometheus. Selbst in dieser mangelhaften Ausführung wirkt sie stark; es ist doch immerhin ein Hauch von einem der größten Geister der Welt, der über die Köpfe der Versammlung hinfährt, und indem man das Auge über diesen Schwarm wenig merkwürdiger, recht prosaischer Deutscher und ihrer bleichsüchtigen Jungfrauen dahingleiten läßt, wundert man sich unwillkürlich darüber, daß es dieses Volk ist, das fast allein die beste Musik der Welt hervorgebracht hat. Wäre der deutsche Stamm nicht durch und durch musikalisch, so ließe sich dies nicht begreifen; es muß doch wohl irgendwo selbst in dem Gehirn des scheinbar völlig unlyrischen deutschen Spießbürgers eine Anlage zur Musik stecken.

II

Man ist hier noch in Sachsen, aber nur zehn Minuten von der österreichischen Grenze entfernt. Die wenigen Einheimischen, die sich hier finden, haben eine Mischung von sächsischer und österreichischer Gutmütigkeit. Nur im Ort geborene junge Männer und

Mädchen werden von der Badeverwaltung beschäftigt, und da das Bad hauptsächlich von Frauen besucht wird, so sind hier elfmal soviel junge Mädchen als junge Männer angestellt. Alle warten, wenn sie einem das Bad zubereitet haben, unweigerlich mit der Formel auf: „Lassen Sie sichs wohl bekommen!“ und kommen die Diener öfter ins Badezimmer, so wiederholen sie diese Redensart jedesmal. Sie sind ebenso aufmerksam mit ihren Segenssprüchen, sobald jemand niest; man lebt also in einem Dunstkreise von guten Wünschen.

Da kommen zwei junge polnische Komtessen aus dem Bade; sie gehören einer Familie an, die Polen einen großen Dichter geschenkt hat. Ihre stille und vornehme Anmut tut dem Auge wohl; die ältere, ein bißchen kurzsichtig, sieht etwas wehmütig aus, als trüge sie eine ständige Sehnsucht mit sich herum; die ganz junge mit dem aschblonden Haar und dem rehartigen slawischen Blick ist lauter Frische. Sie verkehren fast nur mit Landsleuten und haben reiche Auswahl, denn hier im Bade weilen Dutzende von polnischen Familien, und sie verkehren mit dem am einfachsten Aussehenden und am wenigsten Gebildeten ebenso wie mit den Wenigen, deren Äußeres Geist oder Kultur verrät.

Auch russische Herren und Damen gibt es hier in großer Anzahl. Die so schöne und weiche russische Sprache klingt einem ständig in die Ohren. Und doch gibt es hier russische Familien, in denen altem Herkommen gemäß nur französisch gesprochen wird. Es ist die zweite oder eigentlich die richtige Muttersprache der Damen! denn sie bewegen sich zuweilen freier darin als in ihrer eigenen. Man kann, wenn man keine Bekannte in deutschen Kreisen hat, hier wochenlang leben, ohne jemals eine andere Sprache als die französische zu sprechen.

Die drei langen, weißen oder graugesprenkelten Bärte, die dort plaudernd beieinander sitzen, sind drei alte Russen, die ernsthafte Schicksale hinter sich haben. Der eine von ihnen, der große hübsche, dem man es ansieht, daß er trotz seiner sechzig und einigen Jahren noch den Frauen gefallen will und gefällt, ist im vorigen Jahre aus zwölfjähriger Verbannung zurückgekehrt. Die Verbannung hat ihn aus seiner Lebensstellung herausgerissen — er war Advokat in Moskau — hat sein Leben zerstört und ihn, der wohlhabend war, zu einem ganz armen Mann gemacht, der sich jetzt kümmerlich

als Journalist in Petersburg ernährt. Aber sie hat ihm nicht einen Funken seines Feuers genommen, noch ein Quentchen seiner Zukunftshoffnungen geraubt. Er wurde seinerzeit angeklagt, Mitglied eines politischen Vereins zu sein, der eine geheime Druckerei besaß; aber man fand keine Beweise gegen ihn. Um jedoch die Gewißheit zu haben, daß er verurteilt werde, stellte die Regierung ihn vor ein Geschworenengericht von Militärpersonen, lauter Obersten. Man hatte nicht bedacht, daß diese samt und sonders im Kriege beförderten Offiziere noch junge Männer waren, und er wurde einstimmig freigesprochen. So blieb nichts anderes übrig, als ihn auf administrativem Wege auf zwölf Jahre zu verschicken. Sechs Rubel monatlich ist der Betrag, den die Regierung einem Verbannten zum Leben gibt; etwas mehr bekommt er, falls er Familie hat. Dieser Mann hatte Frau und Tochter. Die Frau starb bald, seine Tochter konnte er nicht länger bei sich behalten als bis zu ihrem siebenten, achten Jahre. Sie mußte nach Petersburg gesandt werden, um etwas zu lernen. So blieb er allein zurück. Nun ist er in seinem Alter Journalist zu fünf Kopeken pro Zeile bei einem Blatte, das er mit einigen Freunden im vorigen Jahre gegründet hat, und das zu ihrer Freude schon fünftausend Abonnenten zählt. Seine Stellung hat indessen verschiedene Mängel. Der Besitzer des Blattes geht damit um, es an einen konservativen Herausgeber zu verkaufen, er hat schon mehrere von den Begründern des Blattes verabschiedet und wird sie allmählich alle verabschieden; denn das Dasein der Zeitung ist jetzt allzusehr bedroht; ein unvorsichtiger Artikel wird je nach Gutdünken damit bestraft, daß man entweder den Verkauf oder das Erscheinen überhaupt auf vier Wochen untersagt und dergleichen. Es gibt sehr wenige Länder, in denen die Lage der Gegner der Machthaber beneidenswert ist. Rußland gehört nicht zu ihnen. Hätte dieser Mann nicht in den Tagen seines Wohlstandes seiner Tochter eine auskömmliche jährliche Rente gesichert, so hätten sie die Reise hierher nicht machen können.

Die Dame dort mit den schönen glänzenden kastanienbraunen Haaren und den starkfunkelnden hellen Augen, dem fürstlichen Gange, ist eine Landsmännin der drei alten bärtigen Herren. Sie ist von ihrem weitentfernten Gut hergekommen. Es liegt in der Nähe von Orenburg an der sibirischen Grenze, jenseits des Ortes, wo die Eisenbahnlinie aufhört. Man braucht sieben Tage und Nächte,

um von Riga aus mit der Eisenbahn, mit den Wolgadampfern, wieder mit der Eisenbahn und zuletzt mit Wagen dorthin zu gelangen. Sie beschreibt die Einsamkeit draußen in den Steppen, die man sich in Europa kaum vorstellen kann. Und sie beschreibt ihr Leben in den letzten Jahren, als zugleich die Hungersnot, die Cholera und zahlreiche Seuchen rasten und sie jeden Morgen an sechzig Kranke oder verschmachtende arme Menschen postiert fand, die auf sie warteten, um die Ratschläge oder Arzneien zu empfangen, die sie als einigermaßen Sachverständige geben konnte. Sie schildert den Unglauben und die Verzweiflung der Bauern, wenn sie ihnen erklärte, daß sie diesem oder jenem Falle gegenüber ganz machtlos sei. Sie wurden nicht müde, sie anzurufen, da sie in ihrer tiefen Unwissenheit nicht begreifen, daß jemand, der einem Übel gegenüber Rat weiß, ihn nicht allen gegenüber weiß.

Wir werden von drei jungen russischen Mädchen eingeholt, die Arm in Arm gehen; sie tragen die Namen Glaube, Hoffnung und Liebe (Wjera, Nadjeschda und Ljuba), und sie melden, daß es ein Uhr und Zeit ist, zu Tisch zu gehen! Ljuba ist die feinste, achtzehnjährig, groß und schlank; sie ist mit ihrem Vater in der Verbannung gewesen und die einzige, die nicht rechtgläubig und nicht kaiserlich gesinnt ist. Die anderen glauben nur an eines in der Welt: an Rußland, als die Macht aller Mächte, und an den russischen Gott, und beten jeden Abend zu einem kleinen byzantinischen Madonnenbilde von der Größe eines Oktavblattes, das sie neben ihr Bett gestellt haben.

Und sie rufen ihre Kameradinnen: Nâdje, Dusche (Eudoxia), Mânje (Marie), Zusche (Zoe).

Unter freiem Himmel steht der gedeckte Tisch und wartet, und mit der Serviette über dem Arm Franz, genannt François, der französisch sprechende Kellner.

III

Man speist auf der großen offenen Veranda, die vom ersten Stock des Kurhauses ausgeht. Es sind an dreißig größere oder kleinere Tische gedeckt, die alle Tag für Tag von derselben Gesellschaft besetzt sind, und drinnen im Saal wird außerdem gemeinsam an langen Tischen gegessen.

Die russische Gesellschaft ist zufrieden. Sie hat hier im Bade einen alten grauhaarigen Freund aus Petersburg getroffen, der nie beim Namen genannt wird, sondern nur auf den Namen Duschá (Seele) hört. Teils, weil er dem russischen Begriff von einer „Seele von Mensch" entspricht, teils, weil er in Petersburg als die Seele jeder Gesellschaft bezeichnet wird, in der er sich befindet. Er ist zungenfertig, und man läßt ihm kaum Zeit zum Essen, nach so vielem fragt man ihn, und so andauernd muß er erzählen. Er ist nicht wenig gereist und hat ein Stück Welt gesehen und kann über alles und alle mit einer Anekdote aufwarten. Er spricht mit Alexander Alexandrowitsch über Politik, mit Nadjeschda Jewgéniewna über Landschaften und französische Bücher, mit Fräulein Ljuba über Schulbesuch und mit Fräulein Mânje über Shelley, für den sie schwärmt und den sie auswendig kann, sogar mit den Bruchstücken. Es ist ein geschwätziger alter Herr, und man erzählt sich, daß Fräulein Mânje jeden Abend alles aufschreibt, was er gesagt hat.

Fräulein Mânje leidet am Steppenfieber, das die Gesundheit so vieler junger russischer Frauen untergräbt. Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt, aber so langsam in ihren Bewegungen, als wäre sie vierzig, und so wehmütig leidend anzusehen, als befände sie sich noch nicht im Zustande der Genesung. Sie ist sehr gläubig, schwärmt aber in der Politik nur für das Recht des Stärkeren, also für das Recht Rußlands, und kann nicht einsehen, daß dies im Widerspruch zum Christentum steht. „Da Gott es so eingerichtet hat, daß der Stärkere sich auf Kosten des Schwächeren ausdehnt, so muß es sein Wille sein, und nichts kann gegen diesen aufkommen." Sie hat, so sanft und menschenfreundlich sie auch sonst ist, gegen die russische Verfassung nichts einzuwenden. „Ein so großes Land muß eine feste Zentralmacht haben, sonst zerfällt es; es muß stets ein Wille herrschen. Und sind die Zustände in England besser? Ich bin mehr für Gleichheit als für politische Freiheit, und in England ist die Gleichheit nicht größer als bei uns. In Wirklichkeit geringer." Da nichts Gutes herauszukommen pflegt, wenn man Damen widerspricht, so geben wir ihr Recht. Und dadurch in gute Laune versetzt, erzählt sie uns mit einer Ausgelassenheit, die man ihr gar nicht zugetraut hätte, die kecke Antwort, die sie heute einem dummen alten deutschen Arzt auf die Frage gab, wo

das Gut ihrer Eltern liege: „In Sibirien, an den Ufern der Wolga, in der Nähe von Astrachan.“ Er hatte bei dieser Antwort keine Miene verzogen. In Wirklichkeit liegt das Gut bei Tambow, und Fräulein Mânje sehnt sich nach Hause, besonders nach ihren Pferden. Sie liebt drei Dinge: halbe Tage lang zwischen ihren Pferden herumzugehen, Aquarelle zu malen und englische Poesie zu lesen; sie betet einen Menschen an, ihre Cousine Nadjeschda Jewgéniewna, und hegt außerdem eine unterdrückte Leidenschaft für einen Mann aus niederem Stande, ihren Zeichenlehrer, der leider verheiratet ist. Sie zeichnet indessen am liebsten nur Pferde und hat zu Hause nicht etwa ein paar Stück oder einen Stall voll, sondern ein ganzes Gestüt, das ihr allein gehört. Auch Fräulein Ljuba hat eine kleine Leistung mitzuteilen. Mit Wjera und Zâsche war sie in den Klaviersaal des Bades gegangen. Zâsche spielte, und die beiden andern tanzten danach. Da sehen sie vor dem Fenster einen Herrn mit grauem Filzhut hineinlugen, und in dem Glauben, es sei Duschâ, waren sie hingelaufen. Aber da war es ein junger Deutscher, der sie anglotzte und in die Hände klatschte. Schnell hatten sie die Gardinen vorgezogen und den Tanz fortgesetzt, aber dann fühlten sie allmählich beide einige leichte Püffe in den Rücken und sahen, daß es Rosen waren, mit denen der Deutsche draußen sie bewarf. Wie der Blitz war Ljuba an der Tür gewesen, hatte den jungen Mann seine Rosen an den Kopf geworfen und den Schlüssel umgedreht.

An dem Nebentisch sitzt ein älteres deutsches Paar, zwei große schlanke Menschen in tiefe Trauer gekleidet. Man vermutet, daß es ein Ehepaar ist, das sein einziges halberwachsenes Kind verloren hat. Es liegt eine Schwermut auf ihnen, die Teilnahme erweckt, und ein stiller Adel, der ihnen Mitgefühl unter Leuten gewonnen hat, die nicht einmal wissen, wie sie heißen.

Etwas weiter entfernt haben wir die Verlobten. Er ist ein junger sächsischer Offizier, ebenso häßlich wie gutmütig und mit Pickeln bedeckt, der auf dem Lawn-Tennisplatze an ein nettes kleines Mädchen aus Leipzig gefesselt worden ist — vorläufig auf Lebenszeit —, die sechs Schwestern, zwischen zwölf und zwanzig Jahren, hier im Bade hat.

Er hätte sich genau ebensogut mit jeder andern von ihnen verloben können, die Jüngste vielleicht ausgenommen; sie sehen egal

aus, und wenn sie ihre Seelen vertauschten, würde niemand etwas merken, nicht einmal sie selbst; weshalb er gerade diese vorgezogen hat, wird wahrscheinlich ewig ein Rätsel bleiben. Sicher ist es, daß man keineswegs von seiner Wahl imponiert zu sein scheint; denn jede von den anderen Schwestern betrachtet sich augenscheinlich als fast ebenso verlobt mit ihm. Und mit Recht; denn abgesehen von einem langbeinigen österreichischen Fähnrich, der so schlottrig ist, daß er wirklich nicht in Betracht kommen kann, ist er augenblicklich der einzige Offizier am Platze. Und drei oder vier der nettesten deutschen Herren, die es außer ihm hier noch gibt, sind im vollen Ernst Mitglieder des Berliner Klubs für ethische Kultur. — Welch ein Pech, daß Flaubert diesen Klub nicht erlebte!

Aber wer nähert sich da, mit lächelndem Munde und langem braunem Zopf im Nacken? Niemand anderes oder geringeres als die reizende Rosa Retty, den Kopenhagern wohlbekannt infolge ihres Gastspiels am Dagmartheater im vorigen Sommer. Trotz ihrer siebzehn Jahre muß sie aus der Moritzquelle trinken. Ihr Vater, der sie als Tochter nicht genug rühmen kann, hat sie nach Elster begleitet. Mit Wehmut und Entbehrung gedenkt sie Kopenhagens, das sie allzuschnell verlassen mußte. Und sie bittet uns, heute Abend ihrem Spiel in Bad Elsters kleinem Theater beizuwohnen, wo sie und ihr Vater zugunsten einer alten verdienten und armen Schauspielerin auftreten, die für eine Monatsgage von neunzig Mark allabendlich große Rollen spielt. Die ganze Gesellschaft beschließt natürlich, hinzugehen.

IV

Das kleine Theater ist ziemlich hoch oben auf dem Bergesabhang erbaut, und der zu ihm hinauf führende Weg ist recht steil. Es ist ein Holzgebäude und kann wohl an hundertundfünfzig Personen fassen. Man hört also gut, und es ist ganz überflüssig, daß die Spielenden, die im Winter an großen Theatern aufzutreten gewöhnt sind, so laut schreien. Leider wird auf deutschen Bühnen immer gehörig geschrien.

So klein das Theater auch ist, genießt es doch staatliche Unterstützung und nennt sich auf den Plakaten „das subventionierte königlich sächsische Alberttheater.“ Freilich besteht die ganze

Staatsunterstützung, wie uns der Direktor in einem vertraulichen Augenblick verrät, nur in eintausendfünfhundert Mark. Deshalb wird während der Saison, 1. Juni bis 1. Oktober, allabendlich gespielt.

Der Direktor, Herr Oskar Will, ist ein tüchtiger Mann, der sein Fach versteht, außerdem ein hervorragender Komiker, einer von denen, welche die Zuschauer zum Jubeln bringen, ohne selbst eine Miene zu verziehen. Ein Orchester ist nicht vorhanden; dagegen steht unter der Bühne links ein Klavier, und wenn ein Zwischenakt lang ausfällt, so setzt sich die Frau des Direktors ans Klavier und spielt dem Publikum ein Stück vor, bei dessen Ausführung der gute Wille das vorherrschende Element ist. Übrigens sind die Zwischenakte in der Regel von lobenswerter Kürze, und das hat seinen guten Grund. Denn die Vorstellungen, die um siebeneinhalb Uhr beginnen, sollen unweigerlich innerhalb zwei Stunden beendet sein, damit das aus lauter Kurgästen bestehende Publikum um zehn oder spätestens zehneinhalb Uhr im Bett liegen kann. Um dieses Ziel zu erreichen, scheut man kein Mittel. Mag das Stück noch so lang und die Intrigue noch so kompliziert sein, es wird dreist beschnitten und verkürzt nach dem Grundsatz: Der Vorhang fällt um halbzehn Uhr. Es wird nicht mit der Schere, nein, schon mehr mit dem Küchenmesser gearbeitet. Oft bleibt von einem Akt nur eine Szene übrig. Zuweilen kann der Zuschauer den Gang der Handlung gerade eben ahnen; so in Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld, von dem kaum das Skelett übrig geblieben war.

Groß können die Einnahmen natürlich nicht sein, und die Angestellten beziehen eine geringe Gage. Sie haben außerdem jeder ein Benefiz; ist jedoch der betreffende Schauspieler nicht besonders beliebt oder ist gerade an demselben Abend in Bad Elster eine Taschenspielervorstellung, dann kann die Einnahme mager ausfallen. So geschah es einem ganz tüchtigen Schauspieler, daß er infolge des Zusammenstoßes mit einem Taschenspieler an seinem Benefiz eine Einnahme von fünf Mark hatte. Es wurden einhundertundfünf Mark eingenommen, und da stets hundert Mark für die Unkosten abgehen, so betrug der Überschuß genau fünf Mark.

Allwöchentlich treten ein paar Gäste von einigen der mannigfachen Bühnen Deutschlands auf. Sie spielen zuweilen leidlich,

oft scheußlich affektiert, in vereinzelten Fällen gut. Alle unterstreichen sie allzu stark, die meisten lärmen und spektakeln wie die Besessenen. Man meint in Deutschland, die Lustigkeit der Posse beruhe zum großen Teil darauf, daß alle unter Gebärden und Brüllen gegen einander rennen. Doch die Schauspieler sind durch die Stücke entschuldigt; denn deren unglaubliche Erbärmlichkeit fordert zu solchem Spiel auf. Eine Posse wie die französische Überraschungen der Scheidung ist ein unerreichtes Ideal für das deutsche Lustspiel. Dieses Stück hat seinen Aufbau und seine gute Logik. In deutschen Possen gibt es weder Logik noch Aufbau.

Wer Deutschland nur aus seinen Lustspielen kennte — und anderes als Lustspiele gibt es für den Patienten eines Badeortes nicht —, wer nicht wüßte, was die Deutschen sonst in Kunst, Wissenschaft und Poesie geleistet haben, der müßte sie für das einfältigste und mindest zivilisierte Volk Europas halten. Es scheint fast alles für Wickelkinder oder für kindische Menschen geschrieben, so unschuldig ist es, und paßt insofern nicht schlecht für ein Publikum, das darauf vorbereitet werden soll, nachher gut zu schlafen.

Von einer Seite genommen, muß die Stellung der Schauspieler in Bad Elster paradiesisch genannt werden. Sie erhalten viel Beifall, die Damen viele und große Blumensträuße, und es gibt keine Theaterkritik, denn es gibt keine Zeitung.

Da das Stück, das gespielt wird, äußerst schlecht ist, so macht es mehr Vergnügen, den Zuschauerraum zu betrachten, als die Bühne. In der ersten Reihe die strahlende Regierungsrätin in einer prachtvollen Toilette und mit Augen, die wärmer strahlen als ihre Diamanten. In der Nähe der junge Baron mit seiner Frau aus Rom; er rotblond, fein gebaut, etwas schlaff, sieht aus wie ein Piemonteser, der viel Geld und nichts zu tun hat; sie dunkel, mit der den Römerinnen eigenen ruhigen Härte im Gesichtsausdruck, kräftig gebaut, schwergliedrig, sicherlich nicht von adliger Geburt; er hat gewiß unter seinem Stande geheiratet, sicherlich wird nicht er es sein, der in der Ehe das Zepter führt, falls sie übrigens verheiratet sind. — Auf einem Stuhl außer der Reihe, da alles besetzt ist, einer der Stammgäste des Theaters, einer der vielen Badeärzte, der Herren des Ortes.

In dem großen Werk über die physische und geistige Natur des Menschen ließe sich ein ganzes Kapitel über die besondere

Menschen-Abart schreiben, die die Badeärzte bilden — zweifellos ein recht scherzhaftes Kapitel. Der Name des Badearztes ist bekanntlich Umsobesser! Fühlt die gnädige Frau sich nach den Moorbädern geschwächt: umsobesser! da sieht man, daß sie wirken. Merkt das Fräulein, daß ihre Kräfte zunehmen — umsobesser! so kann sie aus eigener Erfahrung bezeugen, daß die Kur anschlägt. Jedes Bad hat einen oder zwei Ärzte, die etwas taugen und zuweilen die Patienten heilen. Aber in der Regel ist der Badearzt ein Wesen, das eine ewige Quelle der Belustigung für die Männer, und ebenso einen ewigen Gegenstand der Anbetung seitens der Damen des Badeortes bildet; ja, die Anbetung ist so pflichtschuldig, daß sie sich in der blinzelnden Triumphatormiene spiegelt, die der Badearzt unbewußt zu Schau trägt.

Hier sitzt einer mit klangvollem polnischen Namen, lang und mager, ein Don Juan, der von der Natur mit einer Don Quijotemaske übel bedacht worden ist, dessen Rückgrat Schlangenwindungen macht, um Patienten einzufangen, und dessen Mund in immerwährendem Lächeln schwebt, um dem Mann Patienten zuzulächeln. Wenn ringsum in den großen Hotelsälen gespeist wird, so wandert er — heimisch als wäre er in seiner Wohnstube — von Tisch zu Tisch, teilt Händedrücke aus, sagt Artigkeiten, schießt auf einen unbesetzten Stuhl los und bleibt fünf Minuten. Dann sieht er mit dem Rücken, daß ein paar ihm bekannte Damen am Tisch hinter ihm sitzen, dreht sich um, findet einen Stuhl und gleitet ihnen gegenüber nieder. Die liebenswürdige Geschmeidigkeit in Menschengestalt — holdselig.

Der andere Badearzt dort mit der Brille ist viel behäbigsicherer, aber um so vertraulicher, und dermaßen aufmerksam, daß er sich nie setzt, ehe er den Kopf nicht in einem Dreiviertelkreise herumgeschwenkt hat, um nachzusehen, ob niemand in der Nähe ist, dem er einen Stuhl anbieten könne. Auch er ist überall heimisch, bis zu dem Grade, daß er sich seine Zigarren in den Speisezimmern der Hotels ansteckt und eines Tages höchlichst erstaunt war, als ihn ein Kurgast in bestimmten Worten darauf aufmerksam machte, daß dies durch Anschlag verboten sei. Niemals wäre es ihm oder einem anderen eingefallen, daß das Verbot sich auch auf ihn beziehen könne, dem Mann über dem Ganzen, der alles für alle ist. Er hat so seine eigene Art, die Patienten zu unterhalten: Sobald

sie ihm von ihrem Befinden zu reden beginnen, bleibt er fünf Minuten bei diesem Thema, um sofort in ein sachkundiges Gespräch über Musik und Malerei hinüberzugleiten; er spielt nämlich selbst Flöte und malt ungeheure Ölgemälde. Wovon man auch sprechen mag — schließlich weiß er immer die Aufmerksamkeit auf diese seine beiden Talente zu lenken. — Da erhebt er sich, um einer Dame, die in einem Laden der Kolonnaden steht, seinen Platz anzubieten.

Hier endlich, gerade mitten im Parkett, sitzt der älteste, deutscheste, würdigste Badearzt, der kein einfacher Doktor ist, sondern den Titel Sanitätsrat führt.

Er ist der Meister und Weltmann unter den Ärzten des Bades, redet mit den Fremden Französisch, verspricht, sie vormittags entre dix et douze zu besuchen, und hat nie begreifen können, weshalb ein junges russisches Mädchen ihm ins Gesicht lachte, als er ihr dieses ernsthaft gemeinte Versprechen gab.

Wir sehen in dem kleinen Saal Vertreter fast aller europäischen Nationen, nur keinen einzigen Skandinavier. Wir finden in der Kurliste nicht einen Dänen, Norweger oder Schweden (wie es im Lesesaal des Kurhauses unter allen Zeitungen Europas nicht eine einzige Zeitung aus einem nordischen Lande gibt) — der Ort ist folglich ein wahres Himmelreich für einen Nordländer, der im Auslande nicht gerade Landsleute sucht.

V

Jocketa

Wohl geborgen, gut aufgehoben ist man hier in der kleinen Stadt mit dem schönen, wohlklingenden Namen. Ist Bad Elster auch idyllisch, so gibt es doch dort immerhin einen Schwarm von Menschen und eine Masse Hotels, in denen der eine Wirt sich krümmt wie eine Kohlraupe, und der andere (da es keinen Bankier in der Stadt gibt) die Geldscheine der Fremden mit drei, vier Prozent Aufschlag wechselt. Hier gibt es nur ein einziges primitives Hotel, dessen Wirt unsichtbar und ehrlich ist. Bad Elster ist nicht wie die großen Badeorte, nicht wie Karlsbad, das sechsunddreißigtausend Fremde auf einmal hat. Aber Bad Elster hat

doch eine Barbierstube. Einen solchen Luxus gibt es in Jocketa nicht. Zweimal wöchentlich kommt der Barbierbursche mit dem Zuge von Plauen, und es gilt also die Zeit wahrzunehmen, während er da ist.

Elster ist beliebter als Franzensbad, der ältere und berühmtere Badeort in seiner Nähe, dessen Mineralquellen von ganz derselben Art sind wie die seinen, weil die Lage von Franzensbad eine so unschöne ist, daß seine Bewohner keinen anderen Spaziergang haben als den Weg zur Station, wo sie sich damit unterhalten, die Reisenden in Augenschein zu nehmen, während Elster seinen waldbekleideten Bergrücken mit zahlreichen Bänken und anderen Bequemlichkeiten und seine Bettybank mit der stolzen Aussicht über Tal und Stadt besitzt. Aber die Natur Bad Elsters ist gleichwohl nichts gegen die Jocketas.

Im Badeort ist die Weiße Elster schwarz, ein enger, schmutziger Bach, der in einer Art breitem Graben an der einzigen Straße der Stadt, der Landstraße entlang läuft. Die zahlreichen Fabriken der Umgegend haben ihr Wasser undurchsichtig gemacht und es der Eigenschaft beraubt, die sein Name ausdrückt.

Hier ist die Weiße Elster ein spiegelklarer, durchsichtiger, schnell rieselnder Fluß, der tief unten in einem engen Tal zwischen steilen Bergwänden in kleinen Fällen über den Steingrund schäumt.

Reines Wasser im Fluß und kein Barbier! ja, Jocketa, du bist das wahre Idyll!

Nicht daß man außerhalb der Zivilisation lebte. Sie streicht einem stets vor der Nase vorbei. Das kleine Hotel liegt unmittelbar an der Station, und ungefähr alle zehn Minuten sausen Tag- und Nachtzüge an Jocketa vorüber. Nur die am wenigsten vornehmen, faulsten halten täglich ein paar Mal auf einige Minuten in Jocketa. Aber es scheint niemand mit ihnen zu gehen oder zu kommen, und die Welt draußen geht uns nichts an, verliert ihr Interesse für uns.

Das Hotel hat verschiedene große schöne Zimmer, aber die Art und Weise, wie man hier notable Reisende auszeichnet, gibt dem denkenden Besucher von Jocketa reichlichen Stoff zum Grübeln über die Sitten der Eingeborenen.

Man bezeigte einer feinen fremden Dame dadurch seine Achtung, daß man ihr einen schönen gutmöblierten Saal mit drei mächtigen Ehebetten gab, einem Herrn, dessen Namen man kannte, bewies man

27*

sein Wohlwollen, indem man ihm ein Zimmer mit zwei gewaltigen Ehebetten anwies. So hatten der Herr und die Dame, die nicht einmal verheiratet waren, nicht weniger als fünf Ehebetten zu ihrer Verfügung. Nicht ganz so begünstigte Reisende, die anständige Koffer hatten, bekamen mindestens jeder ein paar gewöhnliche schmale Betten.

Da nun dermaßen für Nachtlager gesorgt ist und wir bis zum Mittag noch reichlich Zeit haben, gehen wir aus, um die hübsche Gegend zu besichtigen. Wir gehen aufs Geratewohl, denn allerorten ist es schön. Wir beginnen den Abhang hinunterzusteigen, als wir den siebzig Meter hohen, zweihundertachtzig Meter langen Viadukt erreichen, der in zwei mächtigen übereinander hängenden Bogenreihen das Elstertal überspannt, und über den die Züge von Reichenbach gehen, während ganz tief unter dem niedrigeren Bogen der Geraer Zug, klein wie ein Spielzeug, davonsaust.

Es ist doch der beste Geruch von der Welt, dieser Geruch eines Tannenwaldes, nicht einmal der Duft eines Rosenbeetes ist so süß und frisch. Wir baden uns in diesem Duft, saugen ihn durch alle Poren ein, während wir den steilen Abhang hinuntersteigen und uns dem Flusse nähern, dessen melodisches Rieseln hörbar zu werden beginnt. Wir setzen uns an der Stelle, wo über ihm eine Holzbrücke mit hohem Geländer aus unbehauenen Zweigen hingeworfen ist. Über uns auf dem Bergesabhang erinnert eine Marmortafel daran, daß Kaiser Wilhelm I. in eigener Person hier am Flusse zu sitzen geruhte, aber sein Andenken drückt uns nicht weiter, und sonst gibt es hier nichts Lebendes. Während der Fluß leicht über die großen flachen Steine schäumt und in einiger Entfernung von uns sein kleiner Fall still und gleichmäßig saust und plätschert, träumen wir in der Mittagshitze, im Schatten der Tannen sitzend, und plaudern von allerhand Altem und Neuem, Nahem und Fernem.

Man spricht anders in der freien Natur als in einem Zimmer, spricht mit längeren Pausen, sagt mehr ohne Worte und kann das Gespräch schwieriger abbrechen. Es ist als schläferte die Natur uns ein und hielte uns gefangen, fesselte durch ihre Anziehung und bezauberte durch ihren Duft, blendete durch ihre Beleuchtung wie hier beim Glitzern der Sonne im Schaum der Elster.

Man weiß, man findet diese Stimmung nie wieder und gewinnt es nicht über sich, sie durch Aufbruch zu zerreißen.

Wir plaudern davon, wie ermüdend es ist, stets wie in Elster dieselben Menschen zu treffen, mindestens zweimal täglich derselben englischen Familie begegnen zu sollen: Dem kleinen verwachsenen Vater, der strammen Mutter und den Kindern, die in einem Alter von zehn oder zwölf Jahren schon kleine Damen und kleine Herren sind, wie z. B. der häßliche zehnjährige Junge mit steifem Kragen und altklugem Wesen ... Oder der deutschen Familie mit dem jämmerlichen Hauslehrer des Jungen, diesem Lehrer in dem anständigen grauem Anzug, der augenscheinlich in die Tochter des Hauses verliebt ist wie sie in ihn, aber beständig von Mama heruntergehunzt wird und kürzlich mit samt seinem Schüler aus der von der Familie bewohnten Villa in ein weit abgelegenes Hotel spediert wurde, unter dem Vorwande, daß in seinem Zimmer in der Villa Ratten wären. Ratten bei mir! sagte die Wirtin empört. — — Es ist so langweilig, alle diese Menschen jeden Tag zu sehen.

„Wir können uns damit trösten, daß wir sie in ein paar Tagen nie wieder sehen," kommt es langsam.

„In ein paar Tagen sehen auch wir uns nicht mehr," lautet die Antwort, und das Gespräch erstirbt von neuem, während ein kalter Hauch vom Flusse aufzusteigen scheint.

Wir gehen an seinem Ufer entlang. Bei den Bäumen stehen Männer mit scharfen Instrumenten von eigenartiger Form, vermittelst deren sie lange Einschnitte, förmliche Rinnen in den Bast der Fichten machen; dann läuft das Harz in dünnen Strömen heraus; sie fangen es auf und kochen es gleichzeitig.

Ringsum flammen und rauchen ihre Kochtöpfe unter den Bäumen am Ufer der Weißen Elster.

VI

Der Tag ist warm gewesen. Um die Mittagsstunden verließ man nicht gern sein Zimmer, sondern arbeitete so gut es ging. Am Spätnachmittag war großes Kinderfest mit Kinderball im Kursaal unter der Leitung des Taschenspielers vom letztenmal. Inzwischen spielt das Orchester, das heute vom Badeplatz in den Kurgarten gezogen ist, eine Nummer nach der andern am Fuß der breiten

Freitreppe, während die Zuhörer in bunter Schar in den Gängen herumspazieren.

Dann werden die Flügeltüren oben im Kursaal geöffnet, und heraus stürmen wohl an hundert kleine Kinder, Mädchen und Knaben durcheinander, in ihrem Ballputz und mit Mützen, Tschakos, Girlanden, Jacken usw. aus hellrotem oder hellblauem Seidenpapier, die sie beim Kotillon erhalten haben.

Mitten auf dem jetzt leeren Platz am Fuß der Treppe steht der Taschenspieler, mit seinen spärlich von Pomade leuchtenden Locken frisiert, mit mächtiger weißer Hemdbrust, im Frack, die Arme erhoben und gestikuliert. Er ordnet die Kinder in Gruppen auf der Treppe, stellt mit gebieterischem Rufen die Kleinsten ganz vorn, die Schönsten an den auffallendsten Stellen, die Größeren dahinter auf, während es wie ein Bienenschwarm summt und alles jeden Augenblick noch einmal gemacht werden muß. Neben ihm steht der Photograph, den Kopf in seinem Kasten und macht halblaut seine Bemerkungen, die der „Professor" dann mit gewaltiger Stimme ausruft. Endlich läßt der Lärm nach, und die Verwirrung nimmt ab. Die ganze Treppe von oben bis unten ist mit gaffenden Kindern besetzt. Das Signal zur Stille wird gegeben: Alle die Rangen lächeln mit gespanntem Ausdruck in den Gesichtern, und das Werk ist vollendet — die Gruppen lösen sich auf, und die Kinder laufen herunter.

Unsere Bekannten haben sich inzwischen zerstreut. Fräulein Mänje hat sich auf einen Feldstuhl draußen an der nach der österreichischen Grenze führenden Landstraße niedergelassen, wo sie eine hübsche Zeichnung von zwei Pferden anfertigte, von denen eines den Kopf auf den Hals des andern legt. Sie erzählt, daß sie einmal im Auslande einen Norweger getroffen habe. — „Sie glauben, Norwegen sei klein," sagte er zu mir. „Wenn man Norwegen oben am Nordkap nimmt, um die Südspitze dreht und nach unten kehrt, wieweit glauben Sie wohl, reicht es? Bis nach Neapel." — Ich antwortete ihm: „Bei Rußland werden Sie das Umkehren hübsch bleiben lassen."

Fräulein Nädje hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen; sie hat im Laufe des Tages eine schlechte Nachricht bekommen; der hübsche Seekadett, dem sie ihr junges Herz zugewandt hat, ist am Tage vor der Abfahrt des Übungsschiffes von Kronstadt nicht

aufzufinden gewesen und wurde erst im letzten Augenblick sternhagelbetrunken am Land aufgefunden. Nädjes Herz blutet bei dem Gedanken an die Strafe, die ihn erwartet.

Der alte Duschä hat Besuch von einem andern alten Herrn erhalten, einem Tschechen, der von Karlsbad heraufgekommen ist, um ihn zu begrüßen, und so viele Rosen mitgebracht hat, daß Duschä gar nicht weiß, wo er sie lassen soll. Nachdem er den Damen von seinem Überfluß abgegeben hat, hat er jetzt begonnen, die Bademädchen und die Mädchen an den drei Quellen zu versorgen, die über eine so ungewöhnliche Aufmerksamkeit ganz überrascht sind.

Alexander Alexandrowitsch mit seiner Tochter Ljuba hört der Tirolergesellschaft zu, die im Saale des Wettiner Hofes singt und zu dem Gesang tanzt. Ob diese umherziehenden Tiroler-Sänger wirklich jemals — wie die Sage erzählt — Natur im Leibe gehabt haben? Ob wirklich 1830? Heutzutage wenigstens kann man lange suchen, ehe man etwas Unechteres findet als die Natürlichkeit dieser Salontiroler. Am aufrichtigsten sind sie, wenn sie zwischen ihren Vorträgen Edelweiß zu verkaufen suchen und überhaupt den Teller herumgehen lassen. Diese Gesellschaft treibt sogar den Humbug recht großartig. Eine ihrer Prachtnummern ist Andreas Hofer, Klagelied, gesungen von J. Hofer, „einem Verwandten des Helden." Darauf folgen Schnadahüpfl folgenden Stils:

> Alle Rosen duften, alle Rosen duften,
> Nur die Matrosen duften nicht.

Oder:

> Alle Biere trinkt man, alle Biere trinkt man,
> Nur die Barbiere trinkt man nicht.

Inzwischen bricht die Dunkelheit herein, und bald liegen die Gänge des Kurgartens in Dämmer gehüllt. Man kann kaum mehr unterscheiden, wer auf den Bänken sitzt oder in dem entfernteren Teil des Gartens umherwandelt. Aber drüben auf der andern Seite der Landstraße ist große Festlichkeit mit Illumination. Alle Gebäude sind dicht mit farbigen Lampions behängt, und es ist ein mächtiger Zustrom von Leuten aus der Gegend. Verwundert erblickt man zum ersten Male in Elster wirkliche Bauern und Bauernfrauen, Knechte und Mädchen. Unter ihnen strahlt in seinen kleidsamen Trachten das weibliche Badepersonal, das mit Ver-

wandten und Freunden zusammen ist. Die Mädchen wandern zu Dreien oder Vieren Arm in Arm, während die Burschen um sie herumgehen und ihnen die Kur schneiden, wobei die Musik mit ihrem Brausen und Lärmen den Teil der Unterhaltung, welcher nur für die Ohren bestimmt ist, in die er hineingeflüstert wird, übertäubt. Das ist wirklich ein Stückchen Volksfest, und man ist freudig überrascht, soviel ursprüngliche Menschennatur an einem Badeort zu finden, wo man sonst nur mehr oder weniger kränkliche Mitglieder der Stände sieht, deren starke Seite nicht gerade die Natürlichkeit ist.

Aber jetzt erstrahlt drüben auf der entgegengesetzten Seite des Weges über dem dunklen Kurgarten die hohe Veranda im ersten Stock, beleuchtet von den zahlreichen starken elektrischen Flammen, die unter ihrer Decke angebracht sind. Es ist gegen neun Uhr und hohe Zeit, sich zum Abendessen zu versammeln.

Wie anders nimmt sich jetzt alles aus als am Tage! Das grobe Wirklichkeitsgepräge ist verschwunden. Der Garten gleicht von hier oben gesehen einem Traumlande. Die Menschen sehen ganz anders aus in der künstlichen Beleuchtung, erscheinen weniger substantiell. Es ist, als wären sie aus einem luftigeren Stoffe. Man fühlt gleichsam, daß sie sich insgesamt bald in alle vier Winde zerstreuen werden. Selbst die Gespräche haben einen anderen Charakter und einen anderen Klang. Es ist gleichsam etwas Geisterhaftes in ihren Ton gekommen. Ist es die Klarheit hier auf der Veranda? Sind es die Finsternis und der dunkle wolkenlose Sternenhimmel draußen? Oder ist es nur das Gefühl, daß die Badezeit abgelaufen, die Saison zu Ende und der Abschied nahe ist? Bisher wurden alle Gespräche und Verabredungen von dem zuversichtlichen selbstverständlichen „Morgen ist wieder ein Tag“ getragen. Nun sind die Tage die uns noch bleiben, bald gezählt. „Einer; nicht mehr als einer?“ wie Oehlenschlägers Aladdin sagt. — Nein, nicht mehr.

Da ist Duschâ mit seinem Tschechen und mit Nadjeschda Jewgéniewna. Sie und der Prager haben einander gefunden; das tun ein Tscheche und eine Russin leicht. Es besteht zwischen ihnen ein nationales Einverständnis, und sie teilen wenn auch nicht jede Abneigung (denn diese Russin ist ohne nationale Vorurteile), so doch den Mangel an Empfänglichkeit für die Vorzüge des germanischen Stammes. Die Verwandtschaft der Sprache bedingt eine gewisse

Gleichheit der Gefühlsart. Der Tscheche lebt in der Hoffnung, Österreich gesprengt zu sehen, und das Wohlwollen der Russin gilt Frankreich.

Das milchweiße Licht aus den matten Kuppeln wird von dem schneeweißen Tuch des Tisches zurückgeworfen und legt seinen starken und doch verschönenden Schimmer auf die frischen und klugen Gesichter rings um den Tisch. Das Gespräch nimmt einen weiten Flug. Jeder ist schon in Gedanken auf dem Heimwege, nach Samára, Prag, Warschau, Moskau, nach den Gütern bei Tambow oder Sorotschin, alle sehen einander noch, aber es ist ihnen, als sähen sie nur ihre gegenseitigen Schatten.

Ein Gespräch über die heißen Sommertage draußen auf den Steppen mit einem Klima wie das Palästinas zur Sommerszeit, einem metallblauen Himmel ohne eine Wolke Monate hindurch, erstirbt unter dem allgemeinen unausgesprochenen Eindruck von der Unwirklichkeit des Augenblickes und der Situation. Denn was ist wohl das Kennzeichen der Wirklichkeit? Was anderes als die Gewißheit, denselben Sinneseindruck an demselben Orte wieder zu finden. Venedig ist kein Traum; denn ich weiß, ich werde die Stadt wiederfinden, wenn ich dorthin zurückkehre. Aber alle plaudern hier unter dem Gefühle, daß Bad Elster morgen nicht mehr dasselbe sein wird, unter dem Eindruck der Gewißheit, niemals einander wiederzufinden, weder hier noch anderswo. Sie wissen, morgen verändern sich die Umgebungen, die Personen, das ganze Schauspiel, an dem sie als Handelnde und Zuschauer teilnahmen.

Jemand winkt François.

„Ich reserviere den Herrschaften den Tisch wie gewöhnlich morgen abend, wenn das Wetter schön wird.“

„Nicht nötig.“

„Dann übermorgen.“

„Auch nicht nötig.“

Belgien

Rubens

(1868)

Wie verschieden empfindet nicht ein Däne den Einfluß der geistigen Luftschicht, je nachdem er in Frankreich oder in Deutschland reist! Dort öffnet er alle Fenster und Türen seines Geistes, um einzusaugen und zu genießen; hier ziehen sich alle Poren zusammen. Er flüchtet also unter diesem Druck teils zu der Reisegesellschaft aus allen Nationen, die man überall trifft, teils zu den stummen neutralen Freunden: der Natur, den Bauwerken und vor allem den großen Sammlungen aus der Kunst der Vergangenheit. Jede große und gute Galerie hat, abgesehen von dem Genuß und dem Nutzen, etwas in hohem Grade Befreiendes an sich; hier sieht man das ganze Leben in einem kurzen Begriff und in einer gesammelten Summe. Die Nationen stehen zusammen und halten ihre Einseitigkeit gegen einander; das Natürliche ist ohne Beschränkung entfaltet, man sieht das Nackte ohne Umschweife, Begehrlichkeit und Triebe ohne Prüderie und Heuchelei; das Künstlerische ist bedingungslos alleinherrschend, die Schönheit strahlt von großen Flächen herab, das Häßliche und Ungeklärte ist verdrängt, hinausgeworfen, und tummelt sich rings um das Gebäude in den Gassen und Straßen der Stadt. Auf dieses erste Gefühl der Befreiung und des Glückes folgen dann all die bestimmteren Freuden, welche die Kunst bietet: die Sättigung unseres Sinnes für Schönheit und des Dranges danach, Stillung unseres Wissensdurstes, Vermehrung des

Kapitals unserer Erfahrung, Hineinversetzung in die verschiedensten Zeiten und Länder und ein kurzes Zusammenleben mit den größten Geistern. Der Genuß der Werke großer Künstler scheint mir stets etwas Fieberhaftes an sich zu haben. Man fühlt sofort: wie lange man auch bleiben mag, so hält man sich doch allzu kurze Zeit auf; man ahnt im voraus den Schmerz, sich von diesen Bildern trennen zu müssen, und der Gedanke an die Trennung vermehrt die Innigkeit und den Eifer der Aneignung. Gesetzt, Shakespeare und Beethoven wären irgendwo auf Erden angenagelt! Jeder Freund von Musik und Poesie weiß dem Himmel dank dafür, daß es nicht so ist. Aber ist es denn nicht ein schmerzlicher Gedanke, daß Tizian und Leonardo, daß Rubens und Rembrandt angenagelt sind, und doppelt schmerzlich für den Dänen, der die kümmerliche Armut seines Landes an ausgezeichneten Gemälden bitter empfunden hat? Was für Könige sind doch die Oldenburger gewesen! Wozu haben sie dreihundert Jahre lang Mark und Vermögen des Landes angewandt? Hat auch nur einer von ihnen, mit Ausnahme Christian IV., eine Spur von einer edlen Vorliebe hinterlassen? Hat einer von ihnen, wenn er als Regent schwach war, diese Schwäche durch eine ehrenvolle Leidenschaft für die Kunst oder auch nur einen leidlich entwickelten Verstand für ihre Bedeutung einigermaßen gutgemacht? Es gab Zeiten, da ein Rubens für noch nicht tausend Reichstaler zu haben war, aber das Geld hatte damals eine bessere Bestimmung: es wurde von kriechenden Fremden aufgegessen, verbrannte mit Christiansburg oder wurde mit Hirschholm begraben, und es steckt noch in der Ruine der Marmorkirche.

Dies waren ungefähr meine Gedanken an einem der ersten Tage, als ich mich in der Dresdener Galerie umsah. Ich blieb bei zwei merkwürdigen Landschaften stehen, die eine von Rubens, die andere von Rembrandt. Solche Landschaften großer Figurenmaler sind kostbar als der lyrische Kraftauszug ihrer Kunst, als Motto zu ihren gesammelten Werken; ja, wollte man die Probe machen, so könnte man, falls man einen großen Figurenmaler kennt, den Versuch wagen, selbst, im eigenen Kopf, seine „Landschaft" zu komponieren. Das einzige, worin diese beiden Stücke einander gleichen, ist der Größendrang, die Lust, eine meilenweite Fläche auf der Leinwand festzuhalten. Aber über Rembrandts Werk

brüten Finsternis und Melancholie, treibende Wolken krümmen sich, das Tageslicht in ihren Nebeln verlöschend. Bei Rubens ist weiter, freier Himmel, wilde Kraft im starken Felsengrunde, Bewegung im Wasser und Tagesklarheit im Ton. Dieses Bild drückt die kräftige, ernsthafte Seite seiner Kunst aus, während eine Landschaft mit strahlendem Regenbogen, Horden von buntem Vieh und herbstlicher Farbenpracht (in der Münchener Pinakothek) durch seine schwere Fruchtbarkeit der lichten und üppigen Lebensfreude seiner Gestalten entspricht.

Eine wie ungeheure Kluft zwischen einer solchen Landschaft und Claude Lorrains festlichen und architektonisch angelegten Bildern, wo die ganze Natur, Land und See, Bäume und Berge, in einem Zustande ruhen, für den ich keine bessere Bezeichnung weiß, als Zustand der Seligkeit. Selbst wer nur jene Landschaften von Rubens gesehen hat, würde wissen, daß bei ihm eine andere Stimmung herrscht. Welche Stimmung? Man sehe das erste beste Bild an, und die Antwort ist gegeben; man braucht nur darauf zu achten, in welcher Richtung Rubens jeden einzelnen Stoff ummodelt. Ein großes, mächtiges, vortrefflich gemaltes Bild stellt Clölias Flucht aus dem etrurischen Lager zu Rom dar. Man sieht eine ganze Karawane von Mädchen; sie kommen zu Pferde daher. Die Mädchen lassen ihre Kleider fallen und werfen sich in den Tiber, um so das andere Ufer zu erreichen. Die Feinde verfolgen sie und schleudern von den Hügeln im Hintergrunde ihre Spieße nach ihnen. Nicht Kühnheit oder Heroismus hat Rubens hier malen wollen. Der Stoff ist für ihn wie für fast alle Maler der Renaissance nur ein Vorwand und ein Motiv. Was hier gemalt worden, ist ein üppiger Schwarm weiblicher Körper, und das ganze Bild ist von einem Rande bis zum anderen weiter nichts als lauter sinnlicher Jubel, ausgelassene Wildheit, siedende Wollust, aber im großen und riesenhaften Stil; hier ist weder Brunst noch schmachtendes Begehren oder Verlangen, sondern schwellende, sich tummelnde Lebensfreude, wie man sie sich bei einem im Gefühl seiner Kraft unbändigen, aber in der Befriedigung seiner Wünsche gesättigten Giganten vorstellen könnte. Diese Lebensfreude ist es, welche die Spieße der Etrurier ungefährlich und stumpf, die Verfolgung zu einem Spiel und die Flucht zu einer Ausstellung herrlich entwickelter Körper gemacht hat; sie ist es, die diese Körper in

lustige ausgelassene Stellungen gedreht hat und die Angst während des Schwimmens im Fluß in dem Genuß untergehen läßt, den die Frische des Bades bereitet. Hier hat seine Kunst ihre schönsten Rosen entfaltet. Aber wie kräftig ausgeprägt die Stimmung auch ist, so ist doch diese sinnliche Gewalt nicht an eine einzelne Art des Stoffes gebunden. Man braucht nur den Kindermord in München dagegen zu halten. Wie grausam ergreifend ist nicht dieses Bild! Es ist ein Auftritt voller Schrecken und Blut, wie ein Kampf wilder Tiere zwischen Henkern und unglücklichen Frauen, welche die Verzweiflung zu wilden Tieren gemacht hat. Jede einzelne Gruppe ist von einer Wahrheit, so zuverlässig, als wäre sie dem Leben abgelernt. Eine der Mütter umpackt in ihrem Jammer den Dolch des Mörders, und die Hand wird zerschnitten und mit Blut übergossen; eine fällt mit der Raserei einer Tigerin ihren Büttel an; eine andere versucht dem Söldner, mit den sie um ihr Kind kämpft, die Augen auszukratzen; diese beißt den Mörder mit aller Macht in den Arm; jene küßt das tote Kind; eine Mutter ist ganz und gar verzweifelt. Und nicht nur die Mütter, auch die Großmütter sind vergebens bemüht, die Kleinen zu beschützen — in Furien verwandelt, kämpfen diese Frauen wie Verlorene; ringsum liegen die Kinderleichen haufenweise umher. Hunde stehen still und lecken das Blut aus den großen Blutlachen. In weiter Ferne erblickt man Maria und Josef; und hier hat Rubens' fröhliches Gemüt sich einen Ausweg zu schaffen gewußt: hoch oben macht es sich Luft in einer Engelschar, die in den Wolken über den Köpfen der heiligen Familie einige bacchantische Lufttänze aufführt und so ihre Freude über deren Rettung bekundet. Man vergleiche Raffaels und Thorwaldsens Kindermord mit diesem Stück. Keiner von ihnen, besonders Thorwaldsen nicht, gewinnt es über sich, die Kinder zu töten. Dieses Bild hat mein Verständnis für die großen Jagdstücke geschärft, die Rubens teils allein, teils gemeinschaftlich mit Snyders gemalt hat, der ihm in Künstlergeist und Willen so ähnlich ist. Die Tigerin auf dem großen Jagdbilde verteidigt sich wie hier die Mutter. Er läßt gern das tierische Leben seine Kräfte im Kampf entfalten. Aber er malt lieber Jagd als Krieg, und selbst wo er die Schlacht darstellt, wie im Amazonenkampf auf der Brücke (in München) gibt er nicht ihren Ernst, sondern ihr gewaltsam bewegtes Leben wieder. Er liebt am Kriege nur

den Kampf, nicht das Blutvergießen, und er liebt den Kampf nur als die beste Motion, die alle beengenden und beschwerenden Bande sprengt. Was er in der Amazonenschlacht gemalt hat, sind wie immer die frische stürmende Kraft, die unwiderstehlich bewegte Gewalt, die Frische und Weißheit der entblößten Haut, die Röte der erglühenden Wangen, die nackten Brüste und die blutigen Stirnen, und die Stimmen, die er hörte, während er dies malte, waren der frohe Kampfesschrei, der alle Klagen übertäubte. Verläßt er das feste Land, und malt (wie in der Pinakothek) Leute in einem Boot auf der See, dann versetzt er Leute und See in dieselbe Schwingung wie sonst Jagd und Kampf. Es steckt eine solche Widerstandskraft in den hohen, sich gegen das Boot vorwälzenden Wellen, und eine solche Kraft zur Vernichtung jedes Hindernisses in den herkulischen Ruderern, daß man glaubt zwei Wesen mit gleichartigem Wollen den Überschuß ihrer Kraft im Ringen miteinander abschütteln zu sehen.

Ich kenne kein merkwürdigeres Bild von Rubens als seine Kirmeß im langen Saal des Louvre. Um dieses Bild zu begreifen muß man es mit anderen Darstellungen flandrischer Zechgelage vergleichen, z. B. mit David Teniers größten und besten Bildern in Dresden. Teniers ist ein Bauernnovellist. Was er schildert ist frohes Bauernleben, Tanz, Trunk, Spiel, Volksmunterkeit und Volksfest, volkstümliche Aufgeräumtheit, gesunde Selbstzufriedenheit, auf Freiheit begründete Munterkeit, Behagen und Glück, die ohne jeden dummen Stolz sich selbst ganz genug sind. Das sieht er im Bauernfest. Nicht so Rubens. Er malt nicht in dieser Weise nach dem wirklichen Leben; er verfolgt, ergreift und entfaltet nur mit Hilfe der Wirklichkeit die Idee, die in seiner großen Natur geboren wird. Was er bei der Bauerngelage gesucht und gesehen hat, ist mehr als die Freude, es ist das wilde Zechen und die sinnliche Unbändigkeit; seine Tänzer sind keine Bauern, sondern Wilde. Das ganze Bild lärmt und brüllt. Die Tische poltern um, Krüge und Schüsseln gehen in Stücke, die Männer schreien und die Frauen kreischen, wenn ihre Tänzer sie hoch in die Luft heben und unter brutalen Küssen, Umarmungen herumschwenken; die Haare fliegen und die Augen leuchten, die gewaltigen Körper tummeln sich in einem zügellosen Tanz, so gewaltsam als wäre er von einer Zauberflöte hervorgerufen und

könnte nicht aufhören, ehe die Tanzenden vor Müdigkeit hinstürzten. Hier ist nicht bloß Behagen, wie man es bei wohlhabenden und genügsamen Häuslern und Hofbesitzern finden kann. Diese Körper haben nie Entbehrung gekannt, nie Kräfte bei der Arbeit zugesetzt; sie sind umgekehrt allzu wohlgenährt. Hier ist mehr als ausgelassene Munterkeit, grober Spaß oder plumpe Belustigung; die Menschen hier haben niemals Gesetz oder Ordnung gekannt; keine Furcht vor Strafe oder Justiz hat ihre tierischen Gelüste im Zaum gehalten; keine Moral hat durch all dies Fleisch in ihre Herzen dringen können, keine Religion hat sie durch Machtgebot oder Gewissensangst in Zucht gehalten. Sie sind alle miteinander Elementarmenschen, und die Kunstschule, deren größter Meister Rubens ist, hat ihnen zum erstenmal in der Weltgeschichte Form und sichtbaren Ausdruck gegeben. Und wie Rubens das elementare animalische Leben liebt und gern das ganze vom Geistesleben gebundene, vom Herkommen darniedergehaltene und von der Gesellschaft verborgene Bündel tierischer Triebe und Instinkte, auszubreiten liebt, so liebt und malt er auch, wenn er sein Schönheitsideal auf die Leinwand bringt, hauptsächlich die freie Nacktheit. Aber seine nackten Gestalten sind keine entkleideten Gestalten. Ihre Füße haben niemals den Druck eines Schuhes gelitten, ihre Körper sind niemals in enge Kleider eingeschnürt gewesen, ihre Haut war niemals der Einwirkung des Lichtes und der Luft ausgesetzt. Und falls diese Gestalten Kleider tragen, so sind ihnen diese übergeworfen worden, damit die Schönheit der Hautfarbe durch den Glanz des strahlenden gelben Atlas oder die rote Farbe der Draperie gehoben werde; aber sie tragen sie weder aus Scheu noch zum Schutz gegen Regen und Kälte. Rubens bedenkt sich, wenn es ihm in den Kram paßt, keinen Augenblick, Latona, die ihre zarten Kinder Apollon und Artemis auf dem Arm trägt, das wohlbekannte prächtige Atlaskleid anzuziehen, indem die niederländischen Frauen zu seiner Zeit herumstolzierten.

Er achtet kein Herkommen und keinen Stoff; er will nur eines: sinnlich die Idee darstellen, die ihm im Kopf steckt und vor Augen schwebt. Er malt Victoria, die den Helden den Armen der Venus entreißt; aber Victoria ist noch fleischiger, noch sinnlicher als Venus. Seine heilige Katharina ist eine breite, kolossale,

zurückgebeugte weibliche Gestalt, die auf dem Rade steht, auf dem sie ihr Martyrium erlitt; aber sie hat gar keine Beziehung zu dem Marterwerkzeug, denkt gar nicht daran; es ist eine berauschte Mänade, die von fleischlichem Behagen strotzt. Sie wird Katharina und ihre Bewegung eine Himmelfahrt genannt; mit größerem Recht müßte sie das trunkene Glück auf seinem Rade genannt werden. Die Zuckung, die ihre Gestalt bezeichnet, ist die den Rubensfiguren eigentümliche, gewaltsame Bewegung. Sie ist es, die aus seiner Darstellung der Freude oder Wollust alle Zärtlichkeit verjagt, und sie ist es ebenso, die aus seinen Schilderungen von Leid und Strafe jeden Adel und jede Hoheit hinaustreiben. Seine schnäbelnden Schwäne auf dem Gemälde Adonis und Venus, die an Shakespeares gleichnamiges Gedicht erinnern, sind nicht die zärtlichen Vögel der Liebe, die man aus den italienischen Lebabildern kennt; sie krümmen sich in heftigen Windungen, und die Verdammten, die auf seinen vielen Gemälden vom Jüngsten Gericht in den Abgrund gestürzt werden, erleiden keine Strafe für ihre Schuld, sondern winden sich in zugleich grausamen und wollüstigen Wälzungen und Fällen.

Sobald Rubens das Gebiet der Porträtkunst verläßt, in dem seine Begabung, den besonderen persönlichen Ausdruck wiederzugeben und die Geschichte des Einzelnen in seinen Gesichtszügen zu erzählen, unübertroffen dasteht, will er nur seiner Lieblingsvorstellung sichtlichen Ausdruck geben und alles Charakterisieren liegen lassen. Wollte ein moderner Maler das Urteil des Paris darstellen, so würde er natürlich vor allen Dingen danach streben, den typischen Unterschied zwischen den Gestalten der majestätischen Juno, der strengen Minerva und der entzückenden Venus recht scharf und klar zu zeigen. Rubens hat diesen Kummer nicht. Er nimmt sein gewöhnliches großes, prächtiges, nacktes, vlämisches Weib und malt es von drei Seiten; vom Rücken gesehen heißt sie Juno, von der Seite Minerva, von vorne ist sie Venus. Ja, seine Bilder des Jüngsten Gerichts — deren Messias bald als Kind die Hand mit jener kecken Siegerfreude ausstreckt, die dem Ausdruck auf dem Gesicht des Kindes der Sixtinischen Madonna, so untergeordnet und so entgegengesetzt ist, bald als völlig erwachsener Athlet in seinem Wohlbefinden als Weltenrichter thront —

sogar diese Bilder sind trotz all der Phantasie, von der sie zeugen, nur ein Vorwand, ein und dieselbe üppige Frauengestalt zu malen, bald als Verdammte fallend, bald als Erlöste und Selige steigend.

Eine der vielen großen Ungleichheiten zwischen der Kunst der Vergangenheit und unserer heutigen beruht auf dem Verhältnis zum Stoff; heute hat der Stoff für den Künstler selbständige Bedeutung und selbständiges Interesse; der Künstler unterordnet sich ihm; zur Zeit der Renaissance erblickte er darin einen Vorwand, seine persönliche Eigenart zu entfalten, was er bevorzugte und konnte, zu verraten. Nichts ist der Renaissance ferner als Alma Tademas gelehrte Vertiefung in eine entschwundene Zeit; archäologische Genauigkeit kennt sie nicht. Darauf beruht das für den Laien Überraschende: der Widerspruch zwischen Stoff und Behandlungsweise. Denn die Stoffe bleiben, während die Entwickelung weitergeht. Die büßende Magdalena wird im Laufe der Zeit aus der reuigen Sünderin zu der betörenden Kurtisane. Eine christlich gesinnte Zeit wird von einer heidnisch gesinnten abgelöst; aber die biblischen Stoffe und die einmal angenommenen Legenden werden weiter gemalt — nur in heidnischer Weise. Die Gleichgültigkeit dieser Maler gegen das Thema trägt die Schuld daran, daß fast alles, was zu Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts über „das heilige Gemälde" geschrieben worden ist, vom ästhetischen Gesichtspunkt aus völlig nebenbei trifft. Der moderne Maler strebt danach in seinen Gegenstand einzudringen, mit ihm zu verhandeln und setzt nur allzuoft bei dieser Verhandlung seine schwache Eigenart zu. Der alte Meister behandelt den Gegenstand rücksichtslos, als ein Organ seiner Idee.

Die entscheidende Eigenart des wahren Künstlers ist die, daß er durch die Mittel seiner Kunst sein Lebensideal ausdrückt. Bei dem kleineren Geist ist dieses Schönheitsideal eng und begrenzt, keine Auffassung, sondern eine einzelne Gestalt. Er definiert nicht in seiner Kunst das ganze Leben, sondern verliebt sich in eine einzelne Form der Schönheit, wie Philipp Wouwermann z. B. sich in die des Pferdes verliebt. Alle Schönheit des Erdenrundes hat sich ihm in Gestalt eines Schimmels offenbart; er hat ihn beständig vor sich gesehen, hat ihn am Tage gemalt, in der Nacht von ihm geträumt, war von ihm besessen wie von einer Zwangs-

vorstellung. Er hat ihn gehend, stehend, galoppierend, springend, sich bäumend, auf den Vorderfüßen, auf den Hinterfüßen, gebunden und frei, im Kriege, im idyllischen Frieden, grasend, fressend, trinkend gemalt; wir sehen ihn gesattelt, getränkt, gebadet, zur Stute geführt werden, alle natürlichen Funktionen ausführend, in Freiheit, getummelt: bald von Männern, bald von Frauen, bald von einer Frau und einem Kinde geritten. Er malt Johannes, der in der Wüste predigt, bloß um einen römischen Reiter auf den Rücken des Tieres setzen zu können. Sein Ideal ist eng; aber er besitzt ein Ideal von Schönheit, Adel und Kühnheit in diesem holländischen Schimmelhengst, und ein Künstler seines Schlages bereitet einem mehr Freude als die gelehrtesten Maler der Gegenwart. Aber der große Künstler macht es nicht wie das Talent; er bindet sich nicht an ein einzelnes, beschränktes Ideal, sondern stellt in seiner Kunst eine Idee dar, spricht mit seinem Pinsel eine ganz neue und ursprüngliche, aber deshalb nicht weniger wahre Betrachtung des Daseins aus, die schlicht, einfach, leicht greifbar ist. Darin besteht die tiefe Originalität des großen Geistes. Jeder der Geister hat die Frage: was ist das Leben? verschieden beantwortet. Rembrandt antwortet: Das Leben ist das Licht; der Kampf des Lebens ist der Kampf des Lichtes, und die Tragödie des Lebens ist die Tragödie des kämpfenden, in Feuchtigkeit und Finsternis sterbenden Lichtes. Leonardo antwortet: Quelle und Wesen des Lebens ist ein geheimnisvolles rätselhaftes Verstandeswesen; seine höchste Form ist die rätselhafte Schönheit als Ausdruck für dieses Verstandeswesen. Veronese antwortet: Das Leben ist ein Fest, und dessen Wesen tritt auf der Oberfläche als Reichtum und Pracht zutage, beim üppigen Gastmahl in schönen Gestalten mit leuchtendem blonden Haar, mit einer Hautfarbe, die mit dem Sonnenlicht selbst im Bunde steht, mit schweren Draperien aus kostbarem Brokat, mit edlen Steinen, mit herrlicher Tafelmusik, mit prächtig gekleideten Lakaien, die dem leisesten Wink der Gäste gehorchen. Michelangelo antwortet: Das Leben ist eine Kraft, Gott ist der Gewaltige, der Mensch der Kräftige. Die wahre Stärke ist einsam. Die Kraft ist was sie ist nur als einsame Kraft, als gesammelte, nach innen gekehrte Kraft. Mitteilsam ist sie nur in der Weise, wie auf dem Bilde *Adams Erschaffung*, wo Adam noch als Ton am Ende der Welt liegt und Gott, von seinen Engeln begleitet

und getragen, durch den Raum geflogen kommt und Adams schlaff von der matten und schweren Hand herabhängenden Finger mit seinem Finger berührt, der in göttlicher Kraftfülle und Energie ausgestreckt ist. Denn in diesem Augenblick springt das Leben wie ein elektrischer Funke von Gott in Adam über, der erwachend, seinen innigen und wehmütigen Blick dankbar zu Gott emporhebt. Aber sonst ist bei Michelangelo die Kraft nicht mitteilbar, und das Gefühl der Einsamkeit wird am allermeisten vermehrt, wenn er fremde Figuren dazutreten läßt. So wenn er z. B. hinter seinen Propheten und Sybillen Genien aufstellt, die von ihnen weder gesehen noch beachtet werden.

Auch für Rubens ist das Leben gleichbedeutend mit Kraft, aber im Gegensatz zu der nach innen gekehrten, leidenden, sich selbst in Schwermut verzehrenden Kraft, sehen wir hier die nach außen gekehrte, in Lebensfreude und Naturberauschung sich offenbarende und entladende Stärke. Welches ist nun Rubens Definition des Lebens? „Das Leben ist im Fleische, ist die blühende Kraft des Fleisches, und die Gesundheit und Üppigkeit des Fleisches ist die Freude des Lebens.“ Aber diese tierische Lebensfülle ist nicht ruhend und wird nicht in üppiger Ruhe genossen. Das Blut strömt schnell durch die Adern, alle Organe sind in rastloser Wirksamkeit und Bewegung, die ganze kolossale menschliche Maschine ist in mächtige Schwingungen versetzt. Diese Anschauung ist nicht die höchste — bei weitem nicht, aber sie ist so umfassend, so imponierend, in ihrer Einseitigkeit so riesenhaft, und mit so außerordentlichen Gaben und Mitteln ausgeführt, daß sie im Bewußtsein des Beschauers für immer mit dem Namen Rubens verknüpft bleibt. Seine Schüler haben sie teils in der Richtung des Schönen, teils in der Richtung des Derbjovialen umgeformt; van Dyck beugt Rubens unter das Gesetz der Schönheit und die Begrenzung der Eleganz, Joerdans ist Rubens, der Übertreibung der Fleischlichkeit und Derbheit ausgeliefert, aber Rubens ist das Genie, ist der Erfinder und Aussprecher.

Schon wer noch nichts weiter von Rubens kennt als den unvergleichlichen zynischen Mönch in der Moltkeschen Galerie in Kopenhagen und den mit einer so unglaublichen Energie ausgeführten alten Abt in der dortigen Nationalgalerie hat die Macht

28*

in Rubens' Pinsel empfunden, infolge der man beim besten Willen seine Bilder nicht los werden kann, wenn man sie einmal gesehen hat. Man empfindet diese Macht noch stärker, wenn man, von einer Reise heimgekehrt, seine Erinnerungen vorübergleiten läßt und fühlt, welchen Platz Rubens in ihnen einnimmt. Seine Macht entzückt, sein Genie überwältigt; auch wenn man ihn abscheulich und empörend findet, drängt er sich einem wider Willen auf. Heine sagte ein wahres Wort, als er schrieb: dieser niederländische Titan habe so mächtige Schwingen, daß er die Sonne erreichte, obwohl ihm Tonnen holländischen Käses an den Beinen hingen.

Pol de Mont

Die flämische Bewegung

(1885)

I

Als im 16. Jahrhundert der Aufstand der Niederländer gegen Spanien den Ausgang nahm, daß die nördlichen Provinzen die holländische Republik gründeten, während die südlichen, nachdem ihre besten Männer gefallen und an die siebzigtausend Familien ausgewandert waren, unter dem spanischen Joch und der katholischen Religion niedergedrückt wurden, da war es mit Flanderns einst so lebhafter Literatur vorbei. Alle die literarischen Gilden, Kamers van Rhetorica, wie man sie nannte, flüchteten nach Norden, und als Holland im 17. Jahrhundert mit Vondel, Hooft, Brederoo und der ihrer Schönheit und Dichtkunst wegen gleich berühmten Dame Tesselschade Vischer sein poetisches Goldalter erlebte, lag Flandern danieder als ein Land, das seine Sprache vergessen hatte und in dem gleichzeitig mit der Freiheit die Kunst des Wortes erloschen war.

Im Laufe der Zeit ging das Land aus den Händen der Spanier in die der Österreicher über, von ihnen kam es an Frankreich; und als nach Napoleons Sturz Flandern mit Holland wieder vereint wurde, hatten die Wallonen die nicht Niederländisch konnten, und die katholische Geistlichkeit, die das protestantische Holland verabscheute, dermaßen Oberwasser, daß die Flamländer unter ihrer Leitung eine Nachahmung der Pariser Julirevolution in Szene setzten, um sich von dem Volke loszureißen, das aus ihren alten Stammesverwandten bestand und dieselbe Sprache redete.

Nie haben wohl drei Millionen Menschen eine Revolution so hart bereut, wie die Flamländer jetzt diese bereuen.

Doch kaum war der Staat Belgien begründet, und unter anderen begründet auf der Erbitterung über die Erklärung der vorigen Regierung, daß die offizielle Landessprache die niederländische Sprache sein solle, als die neuen französischsprechenden Machthaber sich einem stets wachsenden sprachlichen Widerstande ausgesetzt sahen. Gegen die Regierung erhob sich anfangs schwach und bescheiden, bald Achtung einflößend die sogenannte flämische Bewegung, von der herrschenden Partei spöttisch Le mouvement flamingant genannt, eine Sprachbestrebung, die man nach einigem Schwanken aus Klugheitsgründen lieber unterstützte als bekämpfte. Im Schutze einer etwas kühlen Aufmunterung und einer etwas zurückhaltenden Unterstützung seitens der Machthaber wuchs also diese Sprachbestrebung kräftig heran. Nachdem ein Anfang mit der Wiederherausgabe der literarischen Denkmäler des Mittelalters, dem Heldengedicht vom Fuchs und den alten flämischen Liedern gemacht worden war, und nachdem Dichter und Prosaisten — unter den letzteren der bekannte Hendryk Conscience — den Spuren der Philologen gefolgt waren, hat die flämische Bewegung im Laufe von fünfzig Jahren eine reiche moderne Literatur hervorgebracht.

Das sprachlich-politische Streben hatte von seiten der Flamländer folgendes Gepräge: es wollte auf der Grundlage der belgischen Verfassung, die keiner der beiden in Belgien gesprochenen Sprachen den Vorrang einräumte, die flämische Mundart zu einer mit dem herrschenden Französisch gleichgestellten Schrift- und Redesprache machen. Zwischen Flämisch und Holländisch als Schriftsprache bestand, einige jetzt entfernte Eigenheiten in der Rechtschreibung ausgenommen, kein Unterschied, und der Unterschied in der Aussprache ist nicht größer, als zwischen der Mundart, die in Christiania und der Sprache, die in Kopenhagen üblich ist. Die nach 1830 entstandene flämische Literatur fand also ihre natürliche Stütze in dem Bruderlande Holland.

Anfangs bewog die Freiheitsliebe die flämischen Dichter dazu, die Revolution zu besingen, die sie von ihren Verwandten losgerissen hatte. Dann kam durch Ledeganck's Poesien der große romantische Hauch Byrons und Victor Hugos über diese junge Literatur. Arbeiterfreundlich und freidenkerisch war sie frühzeitig;

sie fand ja ihre Stütze in dem gemeinen Mann, und die Hauptfeindin der flämischen Bewegung war die kirchliche Gewalt, die es im Bunde mit dem verstandesgläubigen Holland zu bekämpfen galt. Vuylsteke wurde der Dichter der Arbeiter, und de Geyter richtet seine volltönenden Strophen gegen Brügge im brennenden Zorn über diese Stadt, die im 14. Jahrhundert die Hauptstadt der freien flämischen Gemeinden und ein europäischer Mittelpunkt gewesen, und die jetzt soweit gesunken wäre, daß in ihr, der Stadt der Klöster, ein Drittel der Einwohner aus Almosenempfängern bestünde. Er erinnerte Brügge an die Zeit, da Johanna von Navarra angesichts der Haltung und Pracht seiner stolzen Damen ausgerufen hatte: „Ich glaubte, hier die einzige Königin zu sein, aber ich sehe ringsum Hunderte von Königinnen," und er sprach den Wunsch aus, daß ein Zeitalter kommen möge, da keine Klosterglocke dort mehr läute, da man dort nicht mehr gaffe oder bettele, sondern das Zeitalter des Heldenmutes und der alten flämischen Kunst aus seinem Grabe wieder auferstünde. Der Haß gegen den Militarismus und die Liebe zum freien Denken erhielten bald einen anderen hervorragenden Fürsprecher in Omer Wattez, und die Jugend stimmte seinen Rundreim an:

Het heeft een wonderbare macht
t' wapen van het vrij gedacht!

Bald machte der tapfere freiheitsliebende holländische Schriftsteller Multatuli all den Einfluß geltend, den ihm seine mächtige Begabung sicherte. Denn die Zeit war jetzt gekommen, da die Schriftsteller Flanderns in ihren holländischen Stammesgenossen nur Landsleute und Brüder sahen, obwohl diese auf Grund der politischen Teilung auch fernerhin die in Belgien Geborenen als eine besondere Gruppe betrachteten.

II

Aus dieser bedeutenden und zahlreichen Gruppe erhebt sich in diesem Augenblick ein Mann als Hauptfigur. Sein Name hat nicht nur volleren Klang als der der anderen, sondern mit einer Einstimmigkeit und Wärme, die den Verfasser dieser Zeilen überraschte, bezeichnen die übrigen immer wieder Pol de Mont als den Begabtesten unter ihnen. Persönliche Erfahrungen haben mich

gelehrt, wie neidlos dieses große Talent in Flandern geliebt und verehrt wird. Denn von dem Augenblick an, da Pol de Mont auf den Wunsch, seine Wirksamkeit von einem fremden Kritiker geschätzt zu sehen, eine entgegenkommende Antwort empfing, hat man in Belgien mehr als ein halbes Jahr hindurch von den verschiedensten Seiten sprachliche Hilfsmittel und Beiträge aller Art zum Verständnis und zur Beurteilung dieses Lieblings der flandrischen Lesewelt nach Kopenhagen gesandt. Selten verstrich eine Woche, in der die Post nicht dies oder jenes brachte.

Polydore de Mont ist, trotzdem eine lange Reihe von Bänden verschiedenartiger Poesien von seiner Hand vorliegen, erst achtundzwanzig Jahre alt. Er ist am 15. April 1857 in Wambeke, einem kleinen Dorfe in der Nähe Brüssels, geboren; seine Eltern waren recht wohlhabende Bauern. Die Mutter, von der er seine dichterischen Anlagen geerbt zu haben glaubt, erweckte inmitten einer reichen und schönen Natur frühzeitig den feinen und für alle wechselnden Eindrücke empfänglichen Natursinn, der uns aus den Gedichten des Sohnes entgegenschlägt. Die Bücher der flämischen Schriftsteller, besonders die Poesien van Beers und die Romane Consciences, Pol de Monts späterem Beschützer, waren seine erste geistige Nahrung. Er besuchte sechs Jahre hindurch die Schule des Seminars zu Mecheln und studierte später an der Universität Leuwen (Louvain). 1880 wurde er plötzlich bekannt, als er für einen Band Gedichte den alle fünf Jahre vom Staate verteilten Preis von fünftausend Franks für das beste Werk der flämischen Literatur gewann, obwohl er sechzig Nebenbuhler zu überwinden hatte. In demselben Jahre verheiratete er sich mit dem jungen Weibe, das er in einer langen Reihe von Gedichten unter den Namen Ophelia besungen hat.

Bis 1882 war Pol de Mont ausschließlich lyrischer Dichter; seitdem hat er in einer Reihe kleiner erzählender Gedichte Szenen aus dem Bauernleben seiner Heimat zu malen begonnen, besonders des Lebens, das auf seinen heimatlichen Wiesen und Feldern gelebt wird, in dem flämischen Brabant, wo mit wenigen Ausnahmen jedes der kleinen von ihm erzählten Ereignisse spielt. Die ernsthafteren von diesen Gedichten erinnern an den französischen Maler Jules Breton. Die scherzhaften sind hie und da etwas süßlich.

Die Schule in Mecheln hatte unter der Leitung katholischer Priester gestanden und die Universität Leuwen war katholisch. Das Hexametergedicht Der erste Mensch und die sieben unter dem gemeinsamen Titel Funken vereinigten Gedichte in Pol de Monts frühester Sammlung stammen aus der Zeit, da der junge Dichter noch gläubig war, obwohl er während seines Studiums von Strauß, George Eliot, Tiele usw. fühlte, daß sein Dogmenglauben Stück für Stück entschwand. Welcher Abstand den heutigen Mann von dem damaligen Jüngling trennt, erhellt am deutlichsten aus dem Gedicht Menschenkinder, das, wie Pol de Mont in einem Briefe bemerkt, „offen freidenkerisch, sogar atheistisch ist, nur daß es sich nicht mit der Gottesverleugnung abgibt" — ein Gedicht, das sich durch Größe des Stiles und Energie der Erfindung Byrons biblischer Dichtung und Leconte de Lisles Kain nähert.

Kaum war Pol de Mont 1880 zur Berühmtheit gelangt, als auch Haß und Mißgunst folgten. In einer anonymen Flugschrift Die Tendenz Pol de Monts wurde er beschuldigt, das flämische Volk verderben und dem Christentum abwendig machen zu wollen. Die Sache war die: in einem Artikel über die niederländische Literatur in einer holländischen Zeitschrift hatte er die Aufmerksamkeit auf die sogenannte realistische Schule in Frankreich und auf die feurig angreifende Lyrik in England gelenkt, Zola, Richepin und Swinburne in warmen Worten gelobt und seine leidenschaftliche Hoffnung ausgesprochen, daß bald auch in der niederländischen Literatur ein Dichter eine wirklich moderne Kunst einführen möge. Unmittelbar darauf veröffentlichte er selbst, um seinen eigenen Beitrag zu dieser Zukunft zu geben, die empfundene und erlebte Gedichtsammlung Loreley. Wieder erhob ein ungenannter Schmähschriftenschreiber feierlichst Einspruch im Namen des vlämischen Volkes, als dessen Organ er auftrat und dessen Wesen und Verlangen gründlich zu kennen er wie alle seinesgleichen behauptete. Als Pol de Mont diesem Angriff in der damals von ihm herausgegebenen Zeitschrift Das junge Flandern die Ehre einer Antwort erwies, folgte eine neue Flugschrift, die nur Schimpfworte enthielt und auf die der Angegriffene nur in der Weise erwiderte, daß er sein Werk ungestört fortsetzt. Pol de Mont ging weiter auf sein Ziel los, die flämische Literatur

so zu heben, daß sie, soweit dies irgend möglich war, in keiner Weise hinter der Literatur der geistig entwickeltsten Völker zurückstehe. Im Laufe der Zeit hat sich eine ganze Gruppe von jungen männlichen und weiblichen Lyrikern wie den kürzlich verstorbenen Rodenbach, Victor de la Montague, Arnold Sauwen und die jungen Dichterinnen Helene Swarth und Hilda Ram gebildet, außerdem eine Gruppe von Romanschriftstellern, Novellisten und Kritikern; unter den letzteren haben Micheels und Rooses den größten Namen.

Alle diese Schriftsteller beherrschen als Belgier Französisch wie ihre Muttersprache und bedienen sich im Verkehr mit dem Auslande stets dieser Sprache. Pol de Mont selbst kann, wie einige der anderen, Hochdeutsch weder schreiben noch sprechen. Man darf den lebhaften Unwillen gegen die Übergriffe der Wallonen, der bei den Vertretern der flämischen Bewegung sicherlich vorhanden ist, nicht verwechseln mit einem Unwillen gegen französische Sprache und französischen Geist an und für sich. Mehrere von diesen Männern sind in Pariser Zeitschriften mit französischen Essays über ihre heimatlichen Verhältnisse aufgetreten.

III

Mit einem sprudelnden Strom lyrischer Poesie in allen möglichen verschiedenen, häufig selbsterfundenen Versformen begann Pol de Mont. Wo so viel Fruchtbarkeit und Reichtum vorhanden ist, da läuft hin und wieder etwas mit unter, bei dem Pracht und Klang der Worte eine gewisse Gedankenleere decken; doch es fehlt nie an Stimmung, und das leicht erweckte Gefühl ist frisch und naiv. Man merkt sich in der ersten Sammlung die Liebeslieder an Ophelia, die Gedichte der Erbitterung gegen die Unterdrücker des kleinen Mannes, gegen die großen Kriegsherren, Dominatores terrae, und besonders das Traumgesicht des toten Adam, in dem dieser all den Jammer des Erdreiches erblickt, der seiner und Evas Saat entsprießen wird. Manchmal erinnert der Dichter in der Ausmalung prachtvoller Schreckensauftritte an Victor Hugo, manchmal sinkt er dafür im lyrischen Gezwitscher zu Julius Wolff herab.

Aber eine weit merkwürdigere Ursprünglichkeit legt Pol de Mont in Lentesotternijen (Frühlingstorheiten) an den Tag.

Seit dem Sommernachtstraum sind kaum Elfenlieder wie diese geschrieben worden. Dies ist das Frühjahr, wie es ein Bauernsohn kennt, und es ist deshalb besser wiedergegeben, als es sogar die Minnesänger besangen. Es ist Mailuft in diesen melodienreichen Versen. Die Frische des Lenzmorgens hat sie betaut. Zuweilen ist ihre Musik so zart und fein, daß es einem ist, als vernähme man zugleich mit dem ersten Piepen der Vögel den Flügelschlag und das Summen schwärmender Insekten, hörte das Surren der Fliegen und sähe den Tanz der Mücken. Dazwischen die Morgenlieder der Elfen in wirbelnden Rhythmen mit der Hast und dem reizvollen Abbiegen der Verse und mit unvorhergesehenen fröhlichen Reimzusammenstößen, als ob zwei Elfen in der Eile aneinanderstießen.

Und in demselben Bande das, soweit die niederländische Zunge reicht, schon berühmte und mit Recht berühmte Kuhhirtenidyll, eine Kleinigkeit, ein paar Blätter, ein einziger Auftritt aus dem ländlichen Leben: Klaas, der heftig in Rooſken verliebt ist und, nachdem er eine Zeitlang vergeblich geschmachtet hat, eines schönen Tages plötzlich seine große Herde in ihre ebenso große hineintreibt und die Verwirrung benutzt, um hinter das Mädchen zu springen, ihr die Augen zuzuhalten und sie mit heißen Küssen zu bedecken — das ist alles; aber es ist ein Stil darin, der sich Aufmerksamkeit erzwingt, und den man innig begrüßt. Es ist groß wie die Natur selbst. Und es ist gemalt, wie es der Landsmann Rubens gemalt haben könnte. Die Gestalt des Mädchens ist mit einer Kraft, einer schwellenden Gesundheit hingestellt, die uns die alte flämische Kunst ins Gedächtnis zurückruft und doch liegt in dem Ausdruck ihrer schließlich erwachenden Zärtlichkeit eine ganz moderne Anmut. Nirgends hat Pol de Mont in der Wirklichkeitsschilderung Größeres geleistet. In diesem Augenblicksbilde, dessen Umfang so unbedeutend ist, sind Landschaft, Tierleben, der Volkscharakter in Brabant, dessen Derbheit und Schönheit ergriffen und unvergeßlich festgehalten.

Will man nun Pol de Mont von einer ganz anderen Seite kennen lernen, so lese man ein Gedicht wie das hingehauchte Nicht in die kalte Erde! (aus dem Werke Vom Baume der Erkenntnis). Es ist eine fast an Shelley erinnernde, schwärmerische Bitte, daß dem Körper des Dichters nicht die Schande widerfahren möge, in

die luftleere Enge des Sarges, in die lichtverlassene Dunkelheit des Grabes, in den kalten Schoß der Erde gelegt zu werden. Bei allem, was er geliebt hat — im Namen der Schönheit, die seine Göttin, im Namen der Kunst, die sein Kultus war, im Namen des Lebens und der Liebe fleht er darum, der reinen Flamme übergeben zu werden, die Prometheus vom Himmel stahl, und auf ihren Schwingen mit ihr zum Himmel emporsteigen zu dürfen.

Das Herrlichste, was Pol de Mont bisher geschrieben hat, ist indessen das schon erwähnte Gedicht Menschenkinder in der Sammlung Idyllen und Gedichte aus dem Jahre 1884. Es ist kurz, zwei, drei Bogen stark, aber es besitzt eine Größe, die Miltons Behandlung biblischer Sagen übertrifft, und eine Ruhe, welche die Sicherheit der Grundanschauung verrät, die man in Byrons sonst so unvergleichlicher Behandlungweise desselben Stoffs vermißt. Es ist einfach die Erzählung vom Leben der ersten Menschen, der Stämme Kains und Seths, ihrer Verschmelzung, der Erfindung von Jagd und Viehzucht, Treiben und Untergang des Riesengeschlechts, der Zeit der Sündflut und Noah. Aber es ist überraschend, wie alles das groß und neu gemacht ist. Und mit den einfachsten Mitteln. Pol de Mont hat allerdings dies kleine Meisterwerk hie und da befleckt durch die lehrgedichtartige Betonung seines Feuerbachschen Grundgedankens: der Mensch ist der Gott des Menschen; er wendet sogar (wie Hamerling), dem das Gedicht zugeeignet ist, gesperrte Schrift an — mit Grauen erzähle ich es. Aber er hat ein Gespräch, wo einer aus Seths friedlichem Geschlecht namens Jared, Tubal, dem ältesten aus Kains Stamme, vorschlägt, die Stämme sollten von jetzt an Frieden halten, es möge Seths Söhnen erlaubt sein, Kains herrliche und (flandrisch) kräftige Töchter zu ehelichen — ein Gespräch, das durch seine reine, bäurische Treuherzigkeit von einer patriarchalischen Größe ist, wie die ältesten Sagen des Altertums. Und es ist erstaunlich, wie hier alles neu wird.

Wir erfahren, wie die Menschen in einer herrlichen Gegend das verlorene Paradies dermaßen schmerzlich entbehren, daß sie sich wider Gott auflehnen. Wir hören Nimrod, den großen Jäger, die Klage des Geschlechtes in wuchtigen Worten vor Gott bringen und sehen ihn zuletzt in wildem Zorn einen Pfeil aus seinem gewaltigen Bogen auf den Himmel abschießen und dann — wie zur

Strafe — tot umstürzen. Die Schilderung, wie er den Pfeil abschießt, wirkt so stark wie Tells Schuß. Und man liest buchstäblich mit einer Art Spannung die Beschreibung, wie diese Titanen nun in wilder Rachsucht Felsstück auf Felsstück türmen, um den Himmel zu stürmen. Das ist mit einer solchen Leidenschaft gemalt, daß man im Zweifel ist, ob sie nicht zuletzt hinaufkommen.

Die Titanen werden vom Blitz getroffen, aber ihr kühner Sohn Noah, der längst das Unnütze ihres Wagnisses eingesehen hat, das Paradies nur im eigenen Innern sucht und das Wesen der göttlichen Mißgunst vollauf begriffen hat, wird der Retter des Menschengeschlechts. In seiner Person wird denn auch zuletzt die Menschheit zum Herrn und König der Welt gekrönt. Das Auffallende ist indessen nicht nur die Hoheit, die über den Zubereitungen zum Bau des ungeheuren Schiffes, dem Einzug der Tiere in die Arche und der Beschreibung des Wassergeplätschers der Sündflut selbst ausgebreitet ist, sondern das Interesse, welches all dies bekommen hat — man liest es mit Neugierde, so unglaublich es klingt.

Pol de Mont hat bei seiner Jugend aller Wahrscheinlichkeit nach eine schöne Zukunft vor sich. Er hüte sich vor dem Süßlichen in der Lyrik, vor dem Unwahr-Pompösen in feierlichen Auftritten (seine Wikinger Bilder taugen nichts), fahre aber im übrigen fort wie er begonnen hat. Er ist noch ein etwas unfertiger Mensch — das macht sich ringsum deutlich fühlbar — aber er besitzt als Künstler vielseitige Empfänglichkeit, reiche Entwickelungsmöglichkeiten und die merkwürdige Gabe, das Geringe groß und das Bekannte neu zu machen.

Belgien

(1892)

Man weiß nicht so genau, weshalb man sich plötzlich entschließt zu reisen. Man tut es, wenn man fühlt, daß man muß. Es tut einem not, aufzubrechen, sich von seinen Gewohnheiten loszureißen, es tut einem not, in Tagen das Leben von Wochen, zuweilen von Monaten zu leben. Hat man das Glück, gekannt zu sein, wo man hinreist, so genießt man das Vergnügen, jeden Tag an dem Tisch einer andern bisher wildfremden Familie zu sitzen; die Erfahrung wird in kurzer Zeit mit vielen Eindrücken bereichert; man führt eine mannigfach reichere Existenz, wie sonst nur, wenn man von einem starken Gefühl ergriffen wird oder sich in kräftigem, geistigem Schaffen befindet.

Das rechte Vergnügen am Reisen hat niemand, der äußeren Einflüssen unzugänglich ist, aber auch niemand, dessen Selbsttätigkeit den empfangenen Eindrücken gegenüber allzu schwach ist. Es gilt, ganz in dem fremden Element unterzutauchen und doch das eigene Ich von innen reguliert daraus hervorzuholen.

Als ich im Sommer 1891 an einem Juniabend auf die Reise ging, traf ich im Eisenbahnwagen einen Schotten, einen ganz einfachen Mann, der in Geschäften ganz Nordeuropa durchfuhr. Er hatte eine Uhr in seiner Westentasche, eine andere in seiner Hosentasche. In der Hosentasche trug er eine einfache Waterbury-Uhr, die er stets je nach der Zeit der verschiedenen Länder und Gegenden um und um stellte, aber in der Westentasche an einer schönen Kette seine feine englische Uhr, die nicht umgestellt wurde und ihm während der ganzen Reise unabänderlich die Zeit seines Heimatortes angab. Das war echt britisch.

So müßte der Reisende stets zwei Uhren bei sich tragen, im Fremden hinlänglich aufgehen, um es zu verstehen, und doch davon so unberührt bleiben wie nötig ist, um es messen und womöglich beurteilen zu können.

I

Die Niederlande zogen mich an. Allzulange hatte ich sie nur dem Namen nach gekannt. Alte, lebhafte Liebe zu flämischer und holländischer Kunst, eine neuere Beschäftigung mit flämischer Sprache und Poesie, der Umstand überhaupt, daß hier kleine Volksstämme lebten wie die skandinavischen mit Literaturen in einer der dänischen nahe verwandten Sprache, wirkte lockend auf mich. Hier mußte allem Anschein nach in manchen Punkten eine äußerliche und innerliche Ähnlichkeit mit dänischen Verhältnissen vorhanden sein, und diese Literatur war doch in der ganzen neueren Zeit ohne jede Wechselwirkung mit der dänischen gewesen.

Politisch, ökonomisch und künstlerisch haben die Niederlande ja in früheren Tagen keine geringe Bedeutung für Dänemark gehabt. Da ist Christian II. mit Dyveke und Sigbrit und den Amagerbauern. Da ist Christian IV. mit Rosenborg, Frederiksborg und der Börse und flämischer Musik. Da sind die Flotten Tromps und de Ruyters. Da sind niederländische Maler, von dänischen Königen ins Land berufen, und dänische Maler als Schüler niederländischer Meister. Das sind die Berührungspunkte. Aber das eigentliche niederländische Geistesleben hat Dänemark nur im verschwindend geringem Grade beeinflußt; die Nationalliteraturen haben sich völlig voneinander fern gehalten.

Das belgische Volk ist in zwei Teile zersplittert, Wallonen und Flamländer, die insofern einander scharf gegenüberstehen, als die Flamländer volle Gleichberechtigung für ihre Sprache anstreben, die lange Zeit hindurch nur als eine Mundart für das niedere Volk betrachtet worden ist und von den Wallonen noch als solche betrachtet wird. Einen Vergleich mit dem Verhältnis zwischen Fanzosen und Deutschen im Elsaß oder zwischen Russen und Polen in Polen verträgt jedoch das Verhältnis zwischen den beiden Volksstämmen durchaus nicht. Im Privatleben verkehren Wallonen und Flamländer als Landsleute, keineswegs selten als Freunde; nur als politische Gruppen stehen sie einander feindlich

gegenüber und geben sich Spitznamen: Flamingants und Fransquillons.

Aber diese politische Teilung gleitet in eine religiöse über. Die politischen Parteien fallen in diesem Lande vollständig mit den religiösen zusammen. Selbst die Parteinamen lauten: Katholiken und Liberale, d. h. kirchlich Gesinnte und Freidenker, die einander mit leidenschaftlichem Haß bekämpfen. Da es nun in der Kammer nicht weniger als hundert liberale Wallonen, dagegen nicht einen liberalen Flamingant gibt, so hat es den Anschein, als wäre die französische Bewegung ganz freisinnig, die flämische ganz kirchlich, und dies muß insofern seltsam erscheinen, als die Wallonen sich auf Frankreich stützen, das doch eigentlich als katholischer Boden betrachtet werden muß, während die Flamländer auf Holland hinblicken, das, wenn auch seine Bevölkerung gemischt ist, doch als protestantische Macht auftritt.

Das Verhältnis ist, wie alle Verhältnisse, nur auf historischem Wege verständlich. Die Wallonen sind zum überwiegend größten Teil von dem Freidenkertum und dem Republikanismus des modernen Frankreich stark beeinflußt. Dagegen bildet die große Landbevölkerung in Flandern und Brabant die Mehrheit der flämisch Sprechenden. Und diese Landbevölkerung ist in ihrer dicken Unwissenheit, ihrem entsetzlichen Aberglauben durch Jahrhunderte lange Unterdrückung zum willenlosen Werkzeug der geistlichen Machthaber geworden. Sie ist in Wirklichkeit mehr heidnisch-religiös als christlich gesinnt; denn ihre Gebräuche und Zeremonien, das Beten auf den Kreuzwegen, das Anbeten von Figuren (Fetischen), die sich seit den Tagen des Altertums unter nicht sonderlich veränderten Formen bei ihnen erhalten haben, sind Gebräuche, welche die ältesten christlichen Apostel, St. Eloi und die andern, gerade bekämpften. Es gibt noch Gegenden, wo die Priester nicht mit dem Kreuz, sondern mit einem Hammer segnen.

Die Stimmen dieser Landbevölkerung sind es, welche über die Stimmen der freisinnigen flämischen Städter den Sieg davon tragen. So stimmt die Stadt Antwerpen überwiegend liberal, aber die liberalen Stimmen ertrinken in denen der katholischen Bauern.

II

Liège (deutsch: Lüttich) ist eine durchweg französische Stadt, die Hauptstadt der Wallonen, in deren Mauern und Umgebung selbst der gemeine Mann kein Wort flämisch spricht, ja es nicht einmal versteht. Fährt man auf die turmhohe Zitadelle hinauf, so sieht man die Stadt tief unter sich im Tale liegen, ungefähr wie man von der Höhe des Hissan auf Stockholm hinunterblickt. An dreißig katholische, zwei protestantische Kirchen zählt man, und in der Mitte befindet sich die Kathedrale, die dem Anschein nach alles beherrscht. Mitten durch die Stadt windet sich der breite Fluß la Meuse, und über ihn führen sechs teils schwere, teils leichte Brücken, auch einige eiserne, die, von oben gesehen, spinnwebenfein erscheinen.

Ringsum in der Stadt speien die großen Fabriken und Werkstätten Flammen. In der Stadt selbst speit die Arbeiterbevölkerung Feuer und Flamme; sie ist übermäßig angestrengt und erregt. Große Streiks mit Straßenaufzügen und Zusammenstößen mit der bewaffneten Macht haben kürzlich laut genug davon erzählt.

Die Universität ist alt und häßlich, ein abgenutztes Gebäude mit den gewöhnlichen nackten Kalkwänden und Holzbänken. Aber sie dient auch nur der philosophischen Fakultät zum Aufenthalt, deren Mitglieder und Studenten hier wenig geachtet sind. Da die Kirchengewalt in Belgien gegenwärtig alles nicht naturwissenschaftliche Geistesleben bedrückt, so wird hier eine offizielle Staatsphilosophie gelehrt, ungefähr Cousins alte auswählende Weisheit. Der Professor der neueren Literatur, ein gelehrter Mann, ein geborener Deutscher namens Kurth, schreitet ungern in der Zeit weiter vor, als bis zu Dante. Es verdient rot angestrichen zu werden, daß ein junger hier lebender Doktor, Charles Sarolea, ein gutes Buch über Henrik Ibsen herausgegeben hat. Im Lesezimmer der Universität hält man ein halbes Dutzend katholischer Monatsschriften, aber von modernen nur die allerbekanntesten und konservativsten, Revue des deux mondes (nicht Nouvelle Revue), Edinburgh Review (nicht Fortnightly) und nicht eine einzige flämische Zeitschrift. Auf philosophisch-literarischem Gebiet herrscht hier unbedingter Stillstand.

Dafür blühen die Naturwissenschaften. Jeder Professor dieser Fächer hat sein palastartiges Gebäude mit Laboratorium, Museen und freier Wohnung für den Professor selbst. Es gibt sieben solcher Prachtbauten: Für Zoologie, Physiologie, Anatomie, Botanik, Chemie, Pharmazie und Elektrotechnik. Die letztere Anstalt ist der Stadt von Herrn Montefiore geschenkt worden, einem ihrer reichsten Männer, der zu seiner Silberhochzeit, die im Sommer gefeiert wurde, die ganze liberale Partei, einige tausend Gäste eingeladen hatte. Das Jahreseinkommen der Professoren beträgt ungefähr sechzehntausend Franks, dazu kommen noch Nebeneinnahmen verschiedener Art. Ein Professorat ist in dem kleinen Lande verhältnismäßig leicht zu erlangen; es gibt vier Universitäten, viel angenehme und gutbezahlte Plätze und verhältnismäßig wenige, die dafür in Betracht gezogen zu werden wünschen. Dieser leichte Zugang zur Beförderung hat, von seinen Vorteilen abgesehen, den Mangel, daß starke Originalität hier vielleicht eine noch seltenere Eigenschaft wird als anderwärts.

Es gibt in Liège einen sehr entwickelten Ortspatriotismus. Man setzt seine Ehre nicht darein Belgier, sondern ein Liègois pur sang zu sein, d. h. rein wallonisches Blut in seinen Adern zu haben. Liège war ja in alten Tagen die Hauptstadt fast des ganzen gegenwärtigen Belgiens, und die Fürstbischöfe hier waren besonders mächtige und kriegerische Männer; man entsinnt sich von Quentin Durward des Wildschweines aus den Ardennen, als eines Herrn, mit dem nicht zu spaßen war. Wer hier geboren ist, betrachtet Liège weniger als seine Stadt, denn als sein Vaterland und zieht ungern von hier fort. Der Sanskritprofessor an der Universität Brüssel bat bei seiner Ernennung darum, Freitag und Sonnabend in der Hauptstadt lesen zu dürfen, so daß er die übrigen Tage hier wohnen bleiben könnte, und er ist ein ganz junger Mann, den nicht Altersrücksichten zum Feind der Veränderung machten. Überhaupt hört man in diesem Teile Belgiens jeden Augenblick die Gegend in der man geboren ist als mon pays, ja ma patrie bezeichnen.

Der bekannteste Sohn der Stadt ist der Komponist Grétry, der im übrigen sein Leben in Frankreich verbrachte. An ihn gemahnt ein Denkmal, und im Anschluß an sein Gedächtnis hat sich hier ein üppiges Musikleben entwickelt.

Schöner noch als Liège ist seine Umgebung; berg- und waldreich erinnern manche Stellen an die sächsische Schweiz. Im Tal bei Coo stürzt sich der Fluß Amblève in zwei starken Fällen durch Löcher in den Felsen, deren eines zu einem künstlichen Bogen erweitert worden ist. Die Fälle sind hoch und breit, haben aber weder den wilden großartigen Charakter der Trollhättafälle noch das Gepräge entzückender malerischer Schönheit wie die Kaskaden bei Tivoli. Ist es wohl unmöglich, daß Ruysdael sie gesehen haben kann, oder hat er wirklich nur auf Everdingens norwegischen Gemälden die Wasserfälle gesehen, die er nie müde wird, mit so großer Virtuosität zu malen?

In Liège war eine große „Kongoausstellung". Bekanntlich hat der König der Belgier in der Absicht, seinem so stark bevölkerten Lande einen Ablauf für seine Unternehmungslust zu schaffen, sich allmählich ein Reich in Afrika erworben, das fünfzehnmal so groß ist wie sein Land in Europa. Er hat alle Ausgaben aus seiner Privatkasse bestritten, die teils durch ein väterliches Erbteil, teils durch seine reichliche Zivilliste wohlversehen war. Nun ist der Zeitpunkt gekommen, wo das Unternehmen für ihn einträglich zu werden beginnt; er ist ein Hauptaktionär aller Kongogesellschaften.

Der Zweck der Kongoausstellung war, teils das Interesse für die afrikanische Sache zu verbreiten, teils den Kaufleuten in Liège Gelegenheit zu geben, für die von ihnen nach dem Kongo ausgeführten Waren Reklame zu machen. Was sich dort an Waffen und musikalischen Instrumenten fand, kannte man schon aus ethnographischen Museen. Aber ergötzlich war eine in Holz geschnitzte Karikatur eines eingeborenen Soldaten in europäischen Diensten; sie war so gut und so boshaft gemacht, daß man die Verachtung des freien Negers gegenüber seinem zuchtgewohnten Landsmann durchfühlte. Lehrreich waren gleichfalls ein paar Kriegsfetische der Eingeborenen, kleine Holzfiguren mit scheußlichen blutdürstigen Gesichtern, in deren Körper überall Tierzähne oder Nägel eingebohrt waren, vermutlich in dem Wunsche, daß der Feind eine ähnliche Behandlung erfahren möge.

Nicht ohne Unruhe hat man es in Belgien mit angesehen, daß das Parlament auf des Königs Anerbieten, der Staat solle den Besitz des „freien Kongostaates" übernehmen, eingegangen ist.

29*

Man fürchtet, daß daraus für das neutrale Belgien Verwicklungen mit Europa entstehen können, besonders wenn es wahr ist, daß Frankreich sich schon das Vorkaufsrecht gesichert hat, falls Belgien zum Verkauf schreitet.

Liège rühmt sich, nie einen Katholiken ins Parlament gesandt zu haben. Als das klerikale Ministerium ans Ruder kam, war die überwiegende Anzahl der eintausendfünfhundert Studenten der Universität liberal. Durch Absetzung und Anstellung von Professoren ist es indessen während der acht Jahre, die das Ministerium sich behauptete, gelungen, eine fast ganz klerikale Universität zu schaffen. Die Universität in Louvain ist völlig katholisch. Dagegen sind die Universitäten in Gent und die freie (d. h. von Privatleuten errichtete) Universität in Brüssel in wissenschaftlicher Hinsicht unabhängig gestellt. Doch sind alle diese Universitäten französisch. Die flämische Partei hat kein wissenschaftliches Organ. Allerdings wurde vor wenigen Jahren im Gegensatz zu der französischen Akademie in Brüssel eine flämische Akademie in Gent errichtet, aber da diese Akademie ganz klerikal ist, so hat nicht ein einziger Führer der flämischen Partei hineingehen wollen, sie war daher im Augenblick ihres Entstehens der Verachtung anheimgefallen. Ein einziger bekannter Flamingant, der eine Anstellung an dieser Universität suchte und erhielt, der Archivar in Antwerpen S. J. Hansen, ist dadurch auf eine fast peinliche Art in den leitenden flämisch gesinnten Kreisen isoliert worden.

III

Wenige Stunden bringen den Reisenden von Liège nach Antwerpen in eine ganz andere Welt. Hier ist alles was sich an geistigem und bürgerlichem Leben rührt flämisch wie dort romanisch. Das ist das Eigenartige an Belgien, das sich hier innerhalb eines so engen Gebietes zwei Volksstämme, zwei Sprachen mit ihren Mundarten und zwei fesselnde Literaturgruppen streng geschieden gegenüberstehen, die im gesellschaftlichen wie im Staatsleben auf das engste miteinander verbunden sind. In Antwerpen steht man auf altem flämischen Boden. Hier ist alles vlams, nur mit einem eigentümlichen angelsächsischen Zuschnitt. Die Gebildeten sprechen hier allesamt außer französisch und flämisch ein so reines

Englisch, wie man es sonst kaum in einem nicht englisch sprechenden Lande hört, und die Verbindung mit England ist so lebhaft, daß selbst die niedere Bevölkerung ganz fließend eine Art Englisch spricht (Wasser-Englisch wird es genannt). Der Fremde wird vom gemeinen Mann unweigerlich in dieser Sprache angeredet.

Welcher unerschöpfliche Reichtum in dieser flämischen Erde! Was hat sie nicht über sich ergehen lassen müssen, ohne daß ihre Keimkraft dadurch ausgerottet worden wäre. Als nach den Religionsverfolgungen die flämische Fruchtbarkeit ganz vernichtet schien, entstanden hier die Künstler, die noch heutigen Tages Flanderns Ruhm sind, und so oft dieses fast ständig unterdrückte Land unter fremden Herrschern von Hand zu Hand gegangen ist, ist es von neuem wieder aufgeblüht. Zähe und saftreich wie wenig andere muß dieser Volksstamm sein, daß er noch immer seine Eigenart bewahrt hat, obwohl er in neuerer Zeit fast nie unabhängig gewesen ist. Er hat unter spanischer, österreichischer, französischer, holländischer und jetzt zuletzt unter wallonischer Herrschaft gestanden. Zu Zeiten wo er ausgesaugt wurde, ist er zwar nach tapferem Widerstand unterlegen; aber er hat trotz seiner Herabwürdigung einen heimlichen Vorrat von Kräften bewahrt.

In wenigen Ländern ist eine begonnene Reformbewegung so gründlich durch Bluttaten und Schrecken vernichtet worden wie hier. Der Protestantismus ist hier noch weit vollständiger ausgetrieben worden als in Frankreich. Als man mir in Oudenaarde das Merkwürdigste zeigen wollte, was die Gegend aufzuweisen hatte, spannte man an und fuhr mich mehrere Meilen ins Land hinaus nach dem kleinen Dorfe Sankta Maria Hoorebeke, um mir eine protestantische Gemeinde zu zeigen. Dort wohnen die letzten Nachkommen der Geusen, die unter der Anführung von Bloemart dort gekämpft haben, eine arme kleine protestantische Gemeinde um eine kleine arme, schulstubenähnliche Hüttenkirche versammelt — eine Gemeinde, in der der Name Bloemart noch von dem jungen Dorfschulzen getragen wird, der sich mit seinen schönen Zügen und schönen Händen unter den Bauern ganz vornehm ausnahm. Unter Verfolgungen grausamster Art haben diese Leute an ihrem Glauben festgehalten. Die armen Menschen leben noch ganz in den frischen Erinnerungen an ihre Kampfeszeit, sie erzählten z. B. davon, wie die Katholiken noch in Menschengedenken aus religiösem

Fanatismus auf den Kirchhöfen Leichen ausgegraben und sie mit dem Rücken gegen die Kirchentür gestellt hätten. Seltsam, sich einen solchen theologischen Haß auf Grund der dogmatischen Verschiedenheiten zwischen Katholizismus und Calvinismus vorzustellen, die uns Heutigen so gering erscheinen.

In den fürchterlichen Tagen der spanischen Tyrannei flüchtete alles, was Waffen tragen konnte, alles was Mut und Ausdauer hatte, nordwärts zum holländischen Heere. Später, als die geistige Unterdrückung anhielt, sah man alles, was denken und forschen, schreiben und lernen konnte, nach Holland auswandern. Es gab eine Zeit, wo die Universität Leyden siebzehm flämische Professoren hatte.

Mit Wehmut sagen heute die eifrigen und unzufriedenen Flamländer: wir sind leider Nachkommen von denen, die vor dreihundert Jahren hier übrig blieben, die zu schwach oder zu furchtsam oder zu unwissend oder zu schlaff waren, um das Land zu verlassen. Es kann also nicht wundernehmen, daß eine Bevölkerung, die Jahrhunderte hindurch unter dem Druck der Fremdherrschaft gelitten hat, noch in vielen Stücken Spuren der Unfreiheit trägt. Eher könnte es Wunder nehmen, daß eine große Stadt, die wie Antwerpen ganz flämisch ist, gleichwohl gegen die Priestergewalt stimmt.

„Das neue Karthago" hat einer von Antwerpens Söhnen die Stadt genannt. Aber nicht um ihr zu schmeicheln, sondern eher aus Zorn und Trotz. Doch ist etwas Wahres an George Eekhouds Benennung. Die Stadt, die einst ihres Handels und ihrer Kunst wegen gleich berühmt war, lebt heute das stark pulsierende Leben der großen Handels- und Industriestadt. Ihr Hafen ist ein Welthafen, ihr Handel Welthandel. Ehe London als Handelsstadt aufkam, war Antwerpen schon groß. Nach der Sperrung der deutschen Häfen während des Krieges 1870—1871 ist sie wieder mächtig aufgeblüht. Es erscheint wie ein Sinnbild, daß die hiesige Börse einem ungeheuren ausgespannten Eisenzelt gleicht, in das man von allen vier Weltecken hineingeht.

Dieser Hafen hier und dieser Fluß, die Schelde, mit der alten Festung der Spanier an ihrem Ufer, haben etwas an sich, das auch dem imponiert, der die Themse gesehen hat. Man muß um alle Seitenarme der Schelde mit ihren zur Löschung und Ladung der

Schiffe eingerichteten eisernen Schuppen und Magazinen herumfahren, um sich eine Vorstellung von den Massen von Waren bilden zu können, die hier ein- und von hier ausgeführt werden. Man muß über diese Wälder von Masten hingesehen haben, Mastbaum bei Mastbaum, soweit das Auge reicht; man muß diese Berge von Petroleumtonnen, diese Lager von Farbhölzern mit den Augen gemessen und die stets gleich frische Teilnahme beobachtet haben, mit der die Bevölkerung die Ausfahrt jedes großen Seglers aus dem Hafen verfolgt, um eine sinnliche Vorstellung davon zu haben, was Antwerpen als Handelsstadt ist, eine Welt der Handelsgewalt, roh, geldliebend, schwellendstark.

Antwerpen ist Belgiens internationale Hafenstadt; jeder Eckensteher am Hafen hier beherrscht mehrere Sprachen. Die Bevölkerung, die beständig und unmittelbar mit den fremden Schiffen zu tun hat, versteht gleich gut Spanier und Engländer, Schweden, Norweger und Dänen, Deutsche und Franzosen, die hier an den Ufern der Schelde anlegen.

Der gemeine Mann vermag natürlich nicht an der Geldjagd des Mittelstandes teilzunehmen. Er macht einen gemütlichen und sorglosen Eindruck. Fährt man mit der Dampffähre über den Fluß, um an einem stillen Sommerabend jenseits die Aussicht über Stadt und Gegend zu genießen, so wird man an die alten Kermessen erinnert. Die Leute stehen so dicht zusammengepackt auf den Fähren, daß man kaum einen Fuß rühren kann, und führen das lebhafte flämische Gespräch nach allen Seiten weiter. Man spielt und singt drüben auf dem andern Ufer und zieht abends, wenn man von den Vergnügungsorten zurückkehrt, scharenweise mit Gesang und Hornmusik an der Spitze durch alle Hauptstraßen. Die Polizei denkt nicht daran, sich einzumischen. Man erhält überhaupt im Auslande den Eindruck, daß Dänemark, Preußen und Rußland die Länder Europas sind, in denen die Freiheit des Straßenlebens am beschränktesten ist.

Was Antwerpen als Kunststadt gewesen ist, weiß ein jeder. Sie war der Mittelpunkt der flämischen Malerschule. Aus guten Gründen stehen hier auf Märkten und Plätzen Statuen von Quentin Matsys, Rubens, Teniers, Jordaens (sprich Rübens und mit dem Ton auf der letzten Silbe: Matsejs, Tenirs, Jordans). Sie repräsentieren den Schatz großer Erinnerungen der Stadt.

Vor allen andern Mächten war es die Kunst, die Flandern groß gemacht hat.

Antwerpen ist Rubens' Stadt, seine Heimat; hier stand seine Wiege und hier ist sein Grab. Was hier von seinen Schöpfungen vorhanden ist, erscheint allerdings an Umfang gering gegen das, was München besitzt; ja, hier ist kaum soviel wie im Louvre; aber hier ist sein Meisterwerk, Die Kreuzabnahme und im Parterregeschoß des Museums die von Max Rooses zustande gebrachte und geordnete vollständige Sammlung von Kupferstichen, Radierungen, oder wo diese in einzelnen Fällen fehlten, Photographien nach Rubens' gesammelten Werken, mehr als elfhundert Blätter. Hier steht das schöne Haus seiner Eltern auf der Place de meir (Meer); hier in der Seitengasse dicht daneben die Überreste seines eigenen Hauses; dies ist die Stadt, von der er ausging, und wo er am längsten gewirkt hat.

Man verweilt in der Domkirche lange, stundenlang, bei Christi Kreuzabnahme, über die Fromentin, eigen wie er ist, im vollen Ernst das weit geringere Gegenstück, Errichtung des Kreuzes, stellen wollte. Welche Gewalt und Wahrheit in diesem ewigen Werk! Und hier, fast hier allein, ist Rubens zärtlich, ja schonend in seiner Gewalt. Wie natürlich ist nicht die Bewegung des Mannes, der mit dem Munde das Laken festhält, in das die Leiche gesenkt wird; wie liebevoll die Art, in der die Schüler den sinkenden Körper ergreifen; wie sprechend die Haltung, mit der Magdalena zärtlich das Bein mit dem verletzten, bläulichen, durchbohrten Fuß umfaßt, der fast liebkosend ihre nackte Schulter streift! Rubens' ganze, so selten hervortretende flüchtige Empfindsamkeit ist in dieser unmerklichen Berührung, die viel, doch nicht zu viel sagt und das Gemüt des Beschauers rührt.

Und selbst die Mittelgruppe ist auf Grund der Natur des Stoffes — wenn auch nicht so frisch, so frühlingshold, so leuchtend vor der Schönheit der Gesundheit wie der linke Seitenflügel, der Besuch der fruchtbaren Maria bei Elisabeth — ein Fest für das Auge.

Rubens ist ein Ausdruck für Flanderns reichen Erdboden und für das warmblütige flämische Volk, so handlungsliebend, so arbeitsam und so künstlerisch veranlagt, er, der Dramatiker als Kolorist. Wenn man jung ist und seine Freude an allem hat, was farben-

reich und gesund ist, gewinnt er einen im Fluge; er überwältigt durch seinen Überschuß an Kraft, durch seine Farbenpracht im Sturm; später hält die Bewunderung zwar vor; doch er gehört nicht zu denen, die man so recht lieb gewinnt. Er war ein großer Meister, ohne ein großes Herz zu sein. Er besitzt Kunstsinn, Verstand, Genie, Virtuosität, eindringende Auffassung und mehrseitige Erfindungsgabe; aber er hat keine Nerven, und man darf kein Gefühl bei ihm suchen. Man wird dann um so freudiger überrascht, wenn man bei ihm Gefühl findet, echt und reich, wie in der Kreuzabnahme, diesem Wunder, von dessen Rang die Erde nicht vielmals sieben besitzt.

Die Sprache in Antwerpen ist so überwiegend Flämisch, daß man, wo viele Leute versammelt sind, fast kein französisches Wort hört. Die Bevölkerung in den Vorstädten spricht jedoch nicht Flämisch sondern Antwerpenisch, eine schlechtklingende Mundart.

Antwerpen ist der Hauptsitz der sprachlichen und literarischen Bestrebungen der Flamingants; hier spielt sich, teils laut, teils im stillen, ein Kampf ab, um vorzudringen und das Franzosentum beiseite zu schieben, und die Südniederländer empfinden das Wohlwollen kleiner und kämpfender Volksstämme gegenüber dem Fremden, der ihre Sprache lernt und gern ihre Bücher liest.

Das sogenannte Flämische selbst ist im Grunde nur eine Sprachenabart, die man mit Gewalt zur Schriftsprache machen will; in Brábant schon spricht man eine andere Abart, weiter nach Osten noch eine andere. Die Einwendungen der Gegner sind deshalb von ähnlicher Art, wie man sie in Norwegen gegen die Bauernsprache erhebt. Nur ist dabei zu beachten, daß eine Schriftsprache ja stets dadurch entsteht, daß sich eine Mundart auf Kosten der anderen geltend macht; das sah man in Deutschland, als Luther die häßlichste deutsche Mundart, die sächsische, zur Schriftsprache des ganzen deutschen Volkes machte.

Die flämische Bewegung hat ihre Überzeugten, ihre Gläubigen, ihre Begeisterten und ihre Fanatiker. Sie ist so natürlich und berechtigt, daß sie eine Zukunft vor sich haben muß, aber ihre Gegenwart ist nicht glänzend; augenblicklich steht sie eigentlich still.

Den Trägern dieser Bewegung erscheint die Revolution 1830, die Belgien schuf, als eine Dummheit und ein Unglück. Es war eine Revolution, die allerdings durch eine Reihe unkluger und

herausfordernder Handlungen seitens der niederländischen Regierung hervorgerufen wurde, bei deren Zustandekommen jedoch französische Aufreizungen und englisches Geld äußerst mittätig waren. Auch der Haß der katholischen Geistlichkeit auf das kirchenfeindliche Holland und der Unwillen fremder Großmächte dagegen, in den Niederlanden eine einigermaßen große gesammelte Macht sehen zu müssen, trugen in hohem Grade dazu bei, den Aufstand hervorzurufen. In seinem Wesen war er eine rein theologische Revolution gegen den Freisinn, ganz wie der Aufstand im vorigen Jahrhundert, als sich Belgien gegen Kaiser Joseph II. erhob, sobald er Reformen versuchte. Die Empörung fand unter priesterlicher Anführung statt, und französischer Eigennutz und englische Eifersucht auf die Niederlande ernteten seine Früchte.

Daß alle Freunde der flämischen Bestrebungen diese Revolution tief bedauern, ist also leicht begreiflich; diese Männer sehen noch heutigentags mit Wehmut, daß man in Holland seit jener Zeit einen gewissen Groll gegen Belgien bewahrt und nicht einmal die flämisch Sprechenden und Schreibenden als Brüder und Ebenbürtige betrachtet. Aber bezeichnender ist, daß es sogar unter den Wallonen gang und gäbe ist, die Revolution, der Belgien seine Unabhängigkeit verdankt, als ein schädliches und törichtes Unternehmen zu beurteilen. Sie verschaffte den Belgiern die Brabançonne zum Nationalliede, dieses fade Lied nach einer faden Melodie von einem Schauspieler des französischen Theaters in Brüssel gemacht, ein Lied, das kein Flamingant jemals in den Mund nimmt. Nein, kommen die Flamingants in Laune, dann singen sie entweder das (nebenbei gesagt ganz genau ebenso schlechte) niederländische Nationallied von 1814 Wien Neerlandsch bloed dooer de aadren vloeit, oder das alte Kampflied der Geusen von 1570 Helpt nu u zelf, oder das naive transvaalsche Volkslied von 1830:

> Di vierkleur van ons dierbaar land,
> Di waai weer o'er Transvaal,

in einer Art rührender holländischer Negersprache ohne Biegungsformen geschrieben.

Was diese Männer wollen, das ist einfach ihre Sprache hochhalten, sie zu Ehren bringen, Verbindungen mit ihren Sprach-

genossen in Holland beibehalten oder schaffen; denn der Unterschied zwischen Flämisch und Holländisch ist nicht bedeutender als der zwischen Norwegisch und Dänisch, wenn es gesprochen wird. Während von norwegischer Seite alles sprachliche Streben sich von Dänemark fortbewegt, hat man flämischerseits in der Rechtschreibung eine Übereinstimmung mit Holland zustande gebracht.

Die besten der Flamingants sind begeisterte, beredte Männer. Sie sind stolz auf ihren Volksstamm, ihr Land, ihre Kunst. Sie leiden unter der Oberhoheit der französischen Sprache und hegen eine schwärmerische Liebe zu ihrer eigenen Mundart.

Einige der hervorragendsten Antwerpener Flamingants sind der liebenswürdige Rossеels, der Patriarch der flämischen Bewegung, ein alter weißhaariger Poet und Erzähler, der als Direktor des Plantin-Moretus-Museums seine Laufbahn beschließt, sodann der Kunsthistoriker Max Rooses, Konservator an demselben schönen und lehrreichen Museum, das in dem nämlichen Gebäude gesammelt ist, welches der berühmte Buchdrucker Christophe Plantin, sein Schwiegersohn Jean Moretus und dessen Nachkommen von 1576—1876 bewohnt haben. Es ist ein wirklicher Schatz von Kunstsachen und historischen Denkmälern, den diese Männer täglich vor Augen haben. Man kommt in Stimmung, sobald man auch nur im Hofe des Gebäudes steht und in diese von schlanken Säulen getragenen Bogengänge hineinblickt, auf denen das Museum ruht, dessen alte rote Mauern ganz von Schlingpflanzen überwuchert und dessen Fenster mit den kleinen bleigefaßten Scheiben ganz davon umsponnen sind. Und das Innere ist ein wahres kleines Rosenborg, an erstklassigem Handwerk und hochbedeutender Kunst.

Alexander Kielland, der in seinem ergötzlichen und eigenartigen Buche Menschen und Tiere das Museum erwähnt, hat der Buchdruckerdynastie, die es gründete, keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hat nicht recht, wenn er sagt: „Nicht ein Bild, nicht eine Erinnerung, nicht eine Spur in diesem Buchdrucker-Himmel von denjenigen, auf deren Gedanken sich diese ganze Herrlichkeit aufbaute." Da sind Bilder von Orientalisten, Philologen, Geographen und Ärzten aus alten Zeiten. Diese Buchdrucker waren keine ungebildeten Männer, die durch Aussaugung von Genies reich wurden. Sie waren Ehrenmänner und manche von ihnen waren Dichter und Gelehrte. Man lese nur die kleine (wundervoll

ausgestattete) Sammlung der Gedichte des Stifters Christophe Plantin, die Max Rooses herausgegeben und die der Leiter der Nationaldruckerei in Lissabon möglichst schön zu drucken sich zur Ehre anrechnete. Es finden sich unter diesen Reimen Verse, die keinem Sonettdichter von Fach Schande machen würden.. Z. B. das Sonett Le bonheur de ce monde. Kielland hat die Verlegerverhältnisse jener Zeit allzusehr im Lichte späterer Zeiten gesehen.

Max Rooses hat Rubens einen Kultus geweiht; es ist, wie schon erwähnt, Rooses, der die vollständige Sammlung seiner Werke in Abbildungen veranstaltet hat, und er ist der Verfasser des Riesenwerkes: L'oeuvre de Rubens. Er schreibt mit gleicher Leichtigkeit Französisch wie Flämisch, und man muß sagen, daß das letztere in seinem Munde eine sehr schöne Sprache ist.

Zu den besten Männern der flämischen Bewegung gehört ferner Frans Gittens, der Unternehmende in ihrer Mitte. Er ist ein wirksames Mitglied des Stadtrats; er war es, der allein die Idee zur Weltausstellung in Antwerpen empfing und ausführte, die vor wenigen Jahren der Stadt so viel Nutzen brachte, und er hat die besten Schauspiele geschrieben, die die flämische Literatur besitzt, meist historische Dramen, Studien in Shakespearischer Richtung, von denen Parisina und Jane Shore, beide im flämischen Theater in Antwerpen aufgeführt, am höchsten stehen.

Die flämisch sprechenden Belgier haben jedoch erst im letzten Menschenalter ein Nationaltheater gehabt. Es wurde Oktober 1853 eröffnet. Trotzdem hatte Antwerpen frühzeitig wichtige Beiträge zur dramatischen Kunst der Niederlande geliefert. Der Begründer der holländischen Literatur, Just van Vondel, wurde von Antwerpener Eltern in Köln geboren. Seine dramatische Form war durch das Studium Senecas bestimmt, aber er ist vor allen anderen der niederländische Nationaldichter, für die literarische Geschichte Europas besonders dadurch von Bedeutung, daß Milton durchweg unter seinem Einfluß stand. Mit Willem Ogier erzeugte Antwerpen den nächsten bedeutenden Dramatiker der Niederlande, von dem vor wenigen Jahren in seiner Vaterstadt ein Schauspiel unter freien Himmel auf einer Bühne alten Stils aufgeführt wurde. Dann erlosch die dramatische Kunst gleichzeitig in Holland und Belgien. Was hier fanatischer Katholizismus im Verein mit der

härtesten politischen Zwangsherrschaft zustande brachte, das leistete in Holland protestantischer Fanatismus allein. In den Jahrhunderten, in denen der Einfluß des französischen Theaters Europa beherrschte, lag nun das originale Schauspiel in den Niederlanden völlig brach. Selbst in flandrischen Dörfern spielte man Voltaire. Dann wurde die sprachliche Befreiung von dem hartnäckig ausdauernden Willems bewerkstelligt, der das Interesse für die alte flämische Literatur erneuerte. Es entstanden Dichter (wie van Duyse), Erzähler (wie Conscience), auf flämischen Boden. Die alten Kamers van Rhetorica wurden wieder ins Leben gerufen, und die ersten originalen Schauspiele von Jacob Cats aus Brüssel, von Edvard Rosseels (De Muziekles), von van Duyse (Rubens' Menschlievendhied) geschrieben, bis endlich 1853 das Nationaltheater in Antwerpen mit einer Schauspielertruppe errichtet wurde, die aus den Mitgliedern dreier dramatischer Gesellschaften in Antwerpen und Gent bestand.

Gittens' Heim ist bescheiden aber äußerst geschmackvoll, ein Haus, das aus kleinen Schiffskajüten besteht, und in dem kein Zimmer eingerichtet oder geschmückt ist wie man es anderwärts sieht: Sofas, so breit wie französische Ehebetten, seltene Gemälde, bunte Glasfenster mit Bildern und Inschriften, die an das Leben des Hausherrn erinnern, lebhafte Tapeten in Kakemono-Form mit den Namen der großen Dramatiker zwischen Arabesken, ein kleiner gartenartiger Hof mit einigen Figuren in den Mauernischen, alles klein, aber eigenartig und ergötzlich anzusehen.

Gittens ist französischer Abkunft und lernte erst verhältnismäßig spät Flämisch schreiben. Er besitzt die bei den Niederländern so häufig vorkommende Sprachbegabung, spricht z. B. sowohl Norwegisch wie Schwedisch vollkommen rein und sicher.

Ein anderer leitender Mann der Partei ist Jan van Ryswyck, Advokat und Mitglied des Antwerpener Rates, der seine Führerstellung gewissermaßen von seinem ausgezeichneten Vater, Théodore van Ryswyck, geerbt hat, der seinerzeit unter großem Haß und großer Verkennung die flämische Bewegung stützte, als sie noch neu war. In dem Hause des Sohnes findet sich eine Statuette dieses Vaters, die zu den eigenartigsten und lebenswahrsten gehört, die ich in meinem Leben gesehen habe. Er ist gehend dargestellt, mit offenem Sommerrock, den Zylinder in den Nacken zurück-

geschoben, seinen Stock schwingend. Der jüngere Ryswyck ist ein Mann mit dem stillen und festen Sinn, dem feinen und munteren Temperament und der unerschütterlichen Ruhe, die stets ihren Einfluß auf eine nordische Menschengruppe ausüben werden.

An der Seite dieser Männer wirken Dichter wie der ausgezeichnete Lyriker Pol de Mont, Buylsteke und de Geyter, Gelehrte wie Fredericq von Gent, Sabbe von Brügge, Komponisten wie Peter Benoit, der leidenschaftlich genug ist, nie einen Text in Musik zu setzen, der nicht flämisch ist; um sie herum steht eine Schar junger Schwärmer, dreißigjährige Männer, vierschrötige Gestalten, klare Köpfe, scharfe Zungen mit zuweilen fanatischem Nationalgefühl.

So natürlich die Bewegung in ihrem ersten Grunde ist, so hat sie in ihrer Erscheinungsform unleugbar recht oft etwas Erkünsteltes an sich. Nicht wenige haben sich ihr aus Überzeugung angeschlossen, denen Geburt und Erziehung einen anderen Platz angewiesen hatten. Gittens hat das Flämische zu spät erlernt, um es jemals wie ein Einheimischer zu schreiben. Helene Swarth schrieb mehrere Jahre lang ihre Gedichte auf Französisch, bis Pol de Mont sie überredete, in flämischer Sprache zu dichten. Die Stellung dieser Personen erinnert an die der als Schweden geborenen Fennomanen. Selbst jetzt behaupten die Fransquillons mit einer scherzhaften Übertreibung, daß die Flämischen, wenn sie ihren Frauen eilig etwas zu sagen haben, es auf Französisch sagen.

Ist also die Sprachform zuweilen aus Wille und Wahl hervorgegangen, so hat auch der Inhalt seine Mängel. Mehrere der älteren flämischen Dichter wie Jan van Beers z. B. hielten eigentlich in ihrer Poesie bei Millevoye (der 1816 starb), zu einer Zeit, da die französische Dichtung über Victor Hugo hinaus war. Er und seine Freunde schrieben in ihrer jungen Sprache Elegien und schwermütige Gedichtchen in einem alten Stil. Auch heutzutage gibt es Geister, deren Aufmerksamkeit so stark von der sprachlichen Befreiung vom Französischen in Beschlag genommen wird, daß sie für die Befreiung des geistigen Inhalts kaum einen Gedanken übrig haben. Aber durch Nachahmung von Victor Hugo oder seiner Nachfolger wird selbstverständlich keine neue flämische Poesie geschaffen. Es läßt sich ja auch nicht vermeiden, daß diese Bewegung wie jede andere ihre Karikaturen hat. Karikaturen gibt

es hier im Norden unter den Fennomanen und den norwegischen Sprachstreblern so gut wie in Belgien unter den Flamingants. Die Art Leute sind es, die die ganze französische Kultur verwerfen, um die Félibres in der Provence zu verherrlichen. Dieser Typus ist überall dabei, wo eine Mundart sich gegen eine Schriftsprache erhebt, und kennt den geistigen Reichtum der großen Länder gar nicht, den er verschmäht. Es gibt unter den Flämischen vielleicht ein paar kalte Fanatiker, die mehr für ihren persönlichen Ruhm als für eine Sache arbeiten. Doch die weit, weit überwiegende Mehrzahl dieser Männer besteht aus ganz selbstlos begeisterten Naturen.

Man komme nur ja nicht und sage zu den Flamländern, daß sie doch ein kleines Volk seien, überdies eines, das noch nie politische Selbständigkeit zu erreichen vermochte. Sie werden antworten, daß ihre Nation keineswegs klein, daß die Sprache, die sie sprechen und schreiben, mit unbedeutenden Abweichungen die nämliche sei, die in Holland gesprochen und geschrieben wird und die als Schriftsprache nur wenig von der Fritz Reuters und Claus Groths abweicht. Es gibt außerdem französische Niederländer. An 250000 Menschen — 500000 heißt es gewöhnlich in Flandern — im nördlichsten Frankreich sprechen noch Flämisch, und gar manche der Flamingants hoffen darauf, daß Frankreich einmal genötigt sein werde, diese abzutreten. Die afrikanischen Niederländer sprechen außerdem dieselbe Sprache in Transvaal. Ja, wenn in flämischen Kreisen die Stimmung abends bei einem Glase Wein eine gehobene wird, so kann es wohl geschehen, daß man mit Bewegung bei der schönen Sprache verweilt, die über das ganze Flachland von Dunkerque bis Riga gesprochen wird, und dann können merkwürdige Äußerungen fallen, z. B.: wie dumm es vom ersten Napoleon war, daß er, statt in Deutschland einen Rheinbund ohne inneren Zusammenhang zu bilden, nicht ein großes, niederdeutsches Reich errichtete, das durch seine Sprache seine nationale Einheit gehabt hätte. Dann gäbe es jetzt zwei deutsche Reiche.

In solchen Träumen wiegt sich das erhitzte und unzufriedene Nationalgefühl. Vorläufig hat es mit dem ungeheuren Sprachgebiet noch gute Wege. Nicht einmal die Flamländer selbst lesen, was ihre eigenen Schriftsteller schreiben. In Flandern werden (übrigens ganz wie im französischen Belgien) die Bücher in hundert

bis dreihundert Exemplaren gedruckt — hauptsächlich Sonderabzüge aus Zeitschriften — und es gibt augenblicklich unter den Flamländern auch nur einen einzigen Schriftsteller, der von seiner Feder leben könnte, ohne an Zeitungen tätig zu sein. Mit einigen großen Ausnahmen gilt dasselbe von den Wallonen. Frankreichs schlimmer als kühle Haltung gegenüber der französisch-belgischen Literatur und die Gleichgültigkeit des flämischen Volkes — von den Holländern gar nicht zu reden — gegenüber der flämischen Literatur haben dasselbe Resultat herbeigeführt. Deshalb ist unter den Flamingants Gittens genötigt, sich als Schiffsmakler zu ernähren, deshalb ist der Vaudevilledichter de Lattin Schuhmacher (und hält Wagen und Pferde von dem Ertrag seiner vier Schuhwarengeschäfte), deshalb sind die anderen flämischen Schriftsteller Lehrer an gelehrten Schulen oder Universitätsprofessoren oder Museumsdirektoren oder Advokaten oder Buchhändler oder Friedensrichter.

Not leiden sie keineswegs. Geld haben sie reichlich wie jeder Angehörige des Mittelstandes in diesem glücklichen Lande. Aber mit der Literatur verdienen sie nichts. Das Verhältnis hat wenigstens die gute Seite, daß sie das Volk, für das sie schreiben, gründlich kennen.

Die Flamingants leben also gut, zuweilen reich in ihrem reichen Lande. Wie in England und in einzelnen deutschen Städten (Bremen z. B.) bewohnt in den Niederlanden jede Familie ein Haus für sich. Es gibt wenig oder gar keine Mietskasernen, und das Haus, welches das Heim der einzelnen Familie bildet, ist in der Regel ein schönes und gemütliches Heim.

Man hat ja auf einer Reise viele leere Augenblicke und Stunden, die Zwischenakte, das Reisen selbst und der Hoteljammer und die Kellnerschereien und die ermüdenden Gespräche mit Plagegeistern, mit Neugierigen, mit Narren usw. In der Wohnstube eines jungen Ratsherrn in Antwerpen hatte ich eines Vormittags zum erstenmal während der Reise eine Stunde hindurch das Gefühl, daß ich voll, ganz, gesund, reich, ohne Entbehrung und ohne Erregung lebte. Der Mann, fein und schön, wie ein altes Patrizierporträt von van Dyck ging lautlos auf den weichen Teppichen hin und her. Die Frau des Hauses, eine stattliche Flamländerin, die Titians Tochter merkwürdig ähnlich sah, saß am Klavier und spielte und sang mit einer reinen vollen Stimme.

Schöne goldlockige Kinder saßen noch am Frühstückstisch und spielten mit den Früchten vom Dessert. Das Auge wurde von den alten, reichgeschnitzten flämischen Schränken aus der Renaissancezeit angezogen; vortreffliche moderne und alte Gemälde sprachen und leuchteten von allen freien Wandflächen. Der Garten breitete sich geräumig und zierlich, blumenduftend vor der Veranda aus. Auf der anderen Seite sah man durch die offenstehenden schön eingelegten Flügeltüren, in ein dahinterliegendes sonnenbeschienenes Zimmer, wie auf einem Gemälde von Pieter de Hoogh. Es war mir, als sei ich mit einem Schlage ein paar hundert Jahre zurückversetzt worden in das Flandern der Vorzeit, das Land, von dem die alten niederländischen Bilder in den Zimmern erzählten.

Man glaubt, alle Flamländer seien dick und blond, vollblütig und derb. Viele von ihnen sind indessen dunkel mit scharfen Zügen. Ich entsinne mich eines, der hitzig war wie ein Italiener, beredt wie ein Franzose, hurtig, ehrgeizig wie ein echter Streber und mit dem etwas trockenen Verstande des Südländers. Man glaubt, die flämischen Frauen seien derb, breit, dick in Rubens' oder Jordaens' Manier. Aber es gibt alle Arten. Ich entsinne mich einer, einer echten Flamländerin, fein wie eine Nadel, schlank wie eine Weide, kokett wie ein Satan, still, gesammelt, einschmeichelnd und falsch, betörend wie ein süßer, allzustarker Wein.

In jeder großen Stadt verlieren sich die Rassenmerkmale, die Kultur verwischt oder vermischt und tauscht sie, schleift ab, verfeinert und überverfeinert.

IV

Höre die Glockenspiele gleichzeitig ihre zwanzig Melodien von zwanzig Kirchen läuten, sieh den ungeheuren Wachtturm (Beffroi) über die Hallen des großen Marktes emporragen und beschaue diese wundervollen alten Giebelstraßen an den Kanälen, diese ganze malerische Köstlichkeit mit stillen Zickzackwinkeln, wo man sich über das Geländer einer alten Brücke an schwarzen Kirchen- oder Klostermauern beugt und wo die Bäume sich über das Wasser hinaus neigen! Hier stehen an fünfhundert alte Häuser mit ihrem ehrwürdigen charaktervollem Aussehen, unberührt von Feuersbrünsten wie von feindlichem Geschütz — das ist Brügge, ein Pompeji

aus Belgiens Mittelalter, das Nürnberg der Niederlande. Eine schlummernde Stadt, eine Stadt, die hie und da tot scheint, wo alte Gespensterweiber in seltsamen mittelalterlichen schwarzen Nonnenmänteln einherwandern, die doch jetzt eine Tracht für weltliche Frauen sind, eine Stadt, die Memlings Heiligenschrein und eine weich ausgeführte Madonna mit dem Kinde nach Michelangelo, dem Einzigen, enthält — eine Stadt, die selbst ein Heiligenschrein zu sein scheint, ausgeschmückt mit primitiver Malkunst, eine kleine Welt altmodischer Herrlichkeit.

Am Tage Stille, abends Musik auf dem großen Markt, wo gräßliche englische Touristen mit Kniehosen und kleinen Mützen herumwandern und den Platz für sich in Anspruch nehmen und sich betragen, als wären sie die Herren der Stadt.

Diesen Ort suchen junge Maler aus der ganzen Umgegend auf, und man sieht in ihrer Gesellschaft gern das heutige Brügge. Hier wohnen gelehrte Männer, gelehrte Philologen wie Sabbe und Deslou; man vertieft sich gern in ihrer Gesellschaft in das Brügge der Vergangenheit und man erwirbt durch ihren Umgang in ein paar Tagen mehr Sprachkenntnisse als Wochen hindurch aus Büchern. Es sind Männer, welche in die Feinheiten der niederländischen Sprache einzuweihen verstehen, durch Ableitungen für die Geschichte der Worte im Laufe der Zeiten die Augen öffnen und kenntnisreich genug sind, um Parallellinien zwischen ihrer eigenen Sprache und der dänischen ziehen zu können.

Durch Gespräche mit alten, ernsthaften Männern erhält der Fremde einen Einblick in das tägliche Leben dieser Stadt. Und eines tritt dann besonders kräftig hervor: Die Schreckensmacht des Katholizismus in dieser Gegend. Unwissenheit und Glaubenseifer in den höheren Klassen füllen die Klöster. Die Väter liefern ihre jungen Töchter der lebenslänglichen Einsperrung aus, und leichtfertige Mütter, die selbst auf Bälle gehen, erzählen mit strahlenden Augen, wie stolz sie darauf sind, daß die Tochter nun eine Heilige geworden ist, une sainte. Aufgeregt von irgend einem Geistlichen, gibt das junge Mädchen in kindlicher Schwärmerei ein Klostergelübde, das sie oft ein ganzes Leben hindurch bereuen muß. Die Nonnen schlafen auf einer Pritsche; aus dem Schlaf werden sie um vier oder fünf Uhr morgens zum Beten geweckt. Nie eine Zerstreuung, nie auch nur ein Buch! Eine harte Klosterzucht, die

die Kraft des Körpers bricht und die Seele austrocknet, bis die Schlaffheit um ihren Geist emporsteigt und sie ein erloschenes oder zerstörtes Dasein führen.

Aber von den geistlichen Junggesellen und Hagestolzen breitet sich die Ansteckung einer ungesunden widerlichen Sinnlichkeit über die Gesellschaft aus. Die Ausschweifungen, die von Priestern an den ihrer Erziehung anvertrauten kleinen Kindern verübt werden, scheinen in Belgien häufiger vorzukommen als anderwärts, weil sie stets straflos bleiben. Es kam im Sommer heraus, daß ein Geistlicher über hundert kleine Knaben geschändet hatte; aber bestraft wurde er nicht; dafür sorgte die Kirche. In solchen Fällen lassen die Vorgesetzten stets den Verbrecher in ein Kloster einer anderen Stadt verschwinden. Und von den Priestern aus pflanzt sich die Ansteckung auf ihre Bewunderer und Freunde fort.

Die höhere katholische Gesellschaft in dieser kirchlichen und klosterreichen Stadt dürfte die in gewisser Hinsicht verderbteste Europas sein. Ihre geistige Nahrung besteht fast ausschließlich aus solchen französischen Zeitungen und Büchern, deren Hauptstoff ungesunde oder naturwidrige Geschlechtsverhältnisse sind. Gewisse, im Norden unbekannte französische Blätter und Bücher spielen in Belgien eine erstaunliche Rolle, und man schreibt ihnen einen Einfluß auf die Sitten zu, der den Fremden überrascht. Die Erbitterung über diesen vermeintlichen Einfluß war schuld daran, daß im vorigen Jahre übertrieben strenge Verbote in bezug auf einzelne französische illustrierte Zeitungen erlassen wurden. Ein Paket Zeichnungen Forains im Courrier Français, das mir von Paris nach Brüssel zugesandt worden war, postlagernd, wurde mir nicht ausgeliefert, sondern an den Absender zurückgeschickt.

Die kirchlich gesinnte feine Gesellschaft hier in Brügge und einer kleinen Stadt der Umgegend lebt in einem Müßiggang, der heutzutage ziemlich selten ist, und nach den Schilderungen der Eingeborenen in einem Zustande leidenschaftsloser Männer- und Frauengemeinschaft. Doch das besonders Überraschende ist die Schamlosigkeit in den Ausschweifungen, von denen man sich erzählt.

Eine Dame der höheren Gesellschaft stand in intimen Beziehungen zu einem Komponisten. Er brach mit ihr. Um sich zu rächen, schrieb sie an ihn, bat ihn um eine letzte Zusammenkunft

30*

und ließ ihn eine halbe Stunde mit ihrer neunjährigen Tochter allein, tat indessen nur, als wäre sie ausgegangen, hatte schon Polizei zur Hand und brach ins Zimmer ein. Der Komponist wurde zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Sie hat den Charakter ihres früheren Freundes gründlich gekannt.

Eine andere Dame der höheren Gesellschaft sandte mit Einwilligung ihrer beiden jungen Töchter deren Photographien an ein Brüsseler Café, wo Albums mit Porträts schöner Frauen aus allen belgischen Städten ausliegen. Wenn ein Gast seine Wahl danach trifft, telegraphiert man nach der betreffenden Dame. Die Mutter, die wohlhabend und aus guter Familie ist, gab ihre Töchter unter der Bedingung preis, daß sie bei jeder Zusammenkunft der jungen Mädchen mit einem fremden Herrn zugegen sein dürfe.

Herrlich ist Brügge, ein Pompeji des Mittelalters; aber man sehnt sich doch von dort fort nach Luft; es benimmt den Atem, all dieser Kirchenweihrauch und all diese frömmelnde geschlechtliche Unnatur.

Also nach Ostende, an das Meer, das so ganz in der Nähe seine Wogen rollt und seine Brise zum Lande sendet. Keine Stunde Fahrt und man ist da.

Wie gut tut der Anblick des weiten, unermeßlichen Himmels, grau wie auf einem Gemälde von Dubbels, und des weitgedehnten, ungeheuren Meeres fast ohne einen Segler, über das man so frei hinaussieht von dem Terracotta-Pflaster des hohen Deiches, der Ostende umgibt und den breiten unfruchtbaren Strand beherrscht, in dessen Nähe weder Baum noch Busch steht. Links Prachtvillen und das große Kurhaus und das ganze allgemein europäische Badepublikum mit Koketterie und sommerlicher Langweile. Aber freie Luft ist hier wenigstens, und geht auch die Modewelt hier wie allerorten im Snobbismus und die Modehalbwelt in der Jagd nach einträglichen Abenteuern auf, so gibt es doch hier Meer und Sonne und Strand und frischen Wind, der die Lungen füllt und erweitert.

In fünfviertel Stunden fahren die Dampfstraßenbahnwagen von Ostende nach Blankenberghe. Derselbe Anblick, derselbe Strand, derselbe Himmel, dasselbe Meer, derselbe Deich und eine ganz ähnliche Häuserreihe am Strande. Nur ist das Leben hier etwas weniger

üppig als das Leben in Ostende. In Ostende standen alle möglichen leichtfertig-scherzhaften Bilder lebenslustiger Damen im Badeanzug in den Schaufenstern, und man erzählte sich, daß es Damen gäbe, die mit dem Korsett unter dem Badeanzug ins Wasser gingen um gut auszusehen. Hier sind, scheint es, die Sitten einfacher, die Preise billiger und zweideutige Damen ein seltenerer Anblick.

Die Erinnerung an Blankenberghe ist für mich unzertrennlich von der an zwei Liebende, außer mir die einzigen Passagiere der Dampfstraßenbahn, die ich zufällig überall in der Umgegend Brügges wieder traf. Es schienen ein älterer Student der Medizin aus Paris und seine Freundin zu sein — ein junges Mädchen aus irgend einem Laden. Rührend war es, ihre Verliebtheit zu sehen. Sie saß und starrte ihren Mediziner an, blickte ihm in die Augen, verschlang seinen schwarzen Vollbart mit den Blicken und legte mit entzückter Zärtlichkeit den Arm um seinen schäbigen Rock. Wenn sie auf der Terrasse auf und ab spazierte, fühlte man, daß für sie Blankenberghe das Paradies selbst war.

V

In Gent, Jacob van Arteveldes Stadt, ist es immer noch als spüre man einen Hauch alter bürgerlich republikanischer Unabhängigkeit. Von 1336 bis 1345 herrschte hier Artevelde, der tapfere Ritter und Brauer, Altmeister von Gents fünfunddreißig Gilden und Anführer der Bürgerwehr. Eine Phantasiestatue von ihm beherrscht den größten Platz der Stadt. Er ließ die Sturmglocken läuten und schüttelte das Joch des Grafen von Artois und des Königs von Frankreich ab. Das niedere Volk erhob ihn zum Regenten, und er gab dem Lande Frieden und Wohlstand, bis die Bevölkerung infolge seines Verhältnisses zu England sich aufstacheln ließ, ihn als Landesverräter zu betrachten, und ihn in blinder Raserei ermordete. Eine nicht viel geringere Stellung als damals Artevelde nimmt heute der Sozialistenführer Anseele hier ein. Dieser Mann, der als Redner im Flämischen und Französischen gleich hervorragend ist, hat den berühmten Konsum- und Produktionsverein Vooruit gegründet. Während nur einigermaßen gutgestellte Arbeiter in die englischen Trades-Unions eintreten können, ist dieser Verein ganz volkstümlich; er beruht auf

den Einnahmen aus einer ungeheuren Bäckerei. Allwöchentlich bezahlen die Arbeiter ihr Brot voraus; am Schluß der Woche wird nachgerechnet, was die Erzeugung des Brotes gekostet hat und der Überschuß wird unter die Arbeiter verteilt im Verhältnis zur Menge des von ihnen verzehrten Brotes. Sie bekommen kein Geld, sondern das Recht auf alle möglichen Waren (Fleisch, Butter, Bier, Zigarren, Kleider, Schuhwaren) zu billigsten Preisen alles auf Rechnung des Vooruit verfertigt oder zubereitet, und kein Kapitalist steht als Mittelsmann zwischen dem Erzeuger und dem Verbraucher. So ist also Vooruit wie ein kleiner sozialistischer Staat, der seine Arbeiter gut bezahlt und in Krankheits- und Sterbefällen sich der Kranken, der Witwen und Elternlosen annimmt.

Man verweilt lange bei dem Rathause in Gent wie bei all diesen alten Rathäusern in den Niederlanden. Herrlich ist sein mächtiger Saal mit den breiten Fensternischen, fesselnd die alte geschnitzte Treppe, die etwas schmal ist, und die man seinerzeit mit höchst bezeichnendem Knechtssinn Napoleon I. gegenüber nicht für schön genug hielt, um sie vom Kaiser betreten zu lassen, weshalb man die Decke des Saales durchbrach und in seiner Mitte eine breite Treppe anlegte.

Dieses Rathaus hier und die mächtigen Rathäuser in Brügge, Antwerpen, Brüssel, Oudenaarde, Louvain sind nicht nur herrliche monumentale Gebäude, sondern erzählen auch laut von altem republikanischem Stadtstaatengeist.

Es gilt in diesen Städten als die allerhöchste Würde, Ratsherr zu sein. Hier verleiht die Beteiligung an der Verwaltung der Stadt nicht einen halbkomischen Titel wie Bürgermeister, sondern eine Stellung, über der ein alter Glanz liegt. Wenn ein Mann, selbst in einer kleinen Stadt wie Hasselt, zum Echevin ernannt wird, so feiert man dies mit einem großen Familienfest. Und auf den Visitenkarten stets Bezeichnungen wie Schepen der Stad oder Lied van den Gemeenteraad.

Von Gent ging die Reise infolge einer Einladung und in liebenswürdiger Gesellschaft nach Oudenaarde, berühmt wegen seines besonders schönen Rathauses.

Hier lebt der in den Niederlanden wohlbekannte Historiker Edmond van der Straeten in einem Hause, das ganz mit alten ethnographisch und künstlerisch merkwürdigen Sachen angefüllt ist,

die er zu Spottpreisen bei den Bauern der Umgegend erworben hat. Die Zimmer gleichen alten Turmräumen und sind mit Gemälden, Büchern, Möbeln und musikalischen Instrumenten dermaßen überfüllt, daß man sich kaum darin bewegen kann.

Van der Straeten, einer der eifrigsten Enthusiasten der flämischen Sache, hat die Geschichte der niederländischen Musik geschrieben, ein großes Werk in neun Bänden, und außerdem eine Unmenge Spezialschriften über einzelne Instrumente, über die Musik in den einzelnen Städten, über einzelne Komponisten und Organisten, über die belgischen Musiker im Auslande, besonders in Italien, wohin die Flamländer, die in der Kunst des Wohlklangs fast ebenso hervorragend waren wie auf dem Gebiet der Malerei, die Musik gebracht haben. Die Flamländer sind, wie van der Straeten bewiesen zu haben glaubt, überall die ersten Lehrer der Italiener in der Musik gewesen.*) Auch nach dem Norden sind sie als Musiker gekommen. Es waren nicht wenige Niederländer in Christian IV. Kapelle. Der ausdauernde Archivforscher hat in Briefwechsel mit dänischen Gelehrten gestanden, um alle seit jener Zeit erhaltenen Namen flämischer Kapellenmitglieder zu erfahren. Einen Mann mit mehr Begeisterung für sein Vaterland kann man lange suchen. Es ist ihm nicht nur wie andern Flamingants klar, daß es nirgends im Norden einen Volksschlag gibt, der so vollblütig, so arbeitsam und zugleich so streitbar und so künstlerisch veranlagt ist, wie diesen; nein, die Flamländer sind, neben den Griechen, das erste Volk der Welt, das höchste Kunstvolk.

Seine Tische sind überschwemmt von Lebenserinnerungen aus Flanderns Geschichte. Unter anderem blätterten wir in denen des Herzogs von Alba, aus denen hervorgeht, daß der fürchterliche Büttelherzog im Privatleben ein anständiger Mann war. Daneben liegen Auszüge aus den Archiven des Vatikans, die van der Straetens Gattin für ihn besorgt hat. Liebenswürdig, glücklich, warmfühlend für Flanderns Sache und die Freiheit des Gedankens, ist sie auf eine anmutige Art gelehrt und hilft ihrem Mann bei seinen

---

*) Van der Straeten: La Musique aux Pays-Bas, avant le XIXme siècle. — Douze Monographies de la Musique aux Pays-Bas. — Le Trombone. — Recherches sur la musique à Audenarde. — Les musiciens belges en Italie usw.

spanischen und italienischen Forschungen, hat auch seinetwegen bei Päpsten und Kardinälen Audienz gehabt.

VI

Von Oudenaarde nach Brüssel! von der stillen Stadt, wo Gras auf den Straßen wächst und wo Karl V. als Jüngling in idyllischer Ruhe in einem kleinen Hause am Kanal mit der schönen Johanna van der Gheenst lebte, die ihm Margarete von Parma gebar —, in wenigen Stunden nach Brüssel, einem Paris im kleinen, ganz von Licht und Lärm erfüllt. Hier hört man keine andere Sprache als französisch.

Auch in dieser Stadt sind noch große Partien alt zu nennen, wunderschön in ihrem niederländischen Stil. Alt sind die mittelalterlichen Gildehäuser des Rathausplatzes, die noch heutzutage mit ihren wiedervergoldeten Giebelfronten leuchten; aber das Leben selbst ist hier äußerst modern, und was das Geistesleben betrifft, so ist man derartig vorgeschritten, daß man in seinem Wohlwollen für die neueste Kunst und die jüngste Poesie Paris gewöhnlich um eine Pferdelänge voraus ist.

Die Schriftstellernamen sind hier noch größtenteils flämisch (Eeckhoud, Verhaeren, Maeterlinck), aber die Schriftsteller, selbst die von flämischer Abkunft, können nur französisch schreiben, haben ihrer eigenen Aussage nach nur als Kinder ein bißchen flämisch gelernt, um mit dem Gesinde sprechen zu können.

Hier herrscht französische Kultur, doch mit einem mehr weltbürgerlichen Schwung als in Frankreich, und das gleichmäßig in dem Kreise, der sich um den alten Charles Potvin, den Herausgeber der Revue belge, dem Organ des älteren Geschlechts, versammelt, und in der Gruppe, die sich um die Herausgeber der beiden Zeitschriften La société nouvelle und La jeune Belgique schart.

Eine Viertelstunde nach meiner Ankunft in Brüssel wurde ich von dem Professor Paul Fredericq aus Gent abgeholt, der mich zur belgischen Akademie fuhr, wo gerade Sitzung war, und wo ich sofort eine Reihe lehrreicher Bekanntschaften machte. Die Akademie ist nach dem Muster der französischen eingerichtet. Sie vereint Gelehrte, Dichter, Journalisten. Ich sah dort unter anderen van

der Kindere, in dessen Übersetzung Ibsens Puppenheim in Brüssel aufgeführt worden ist, und der zu den vielen Niederländern gehört, die nordische Sprachen und Literaturen kennen.

Charles Potvin, der nach Conscience die sorgenfreie Stellung eines Direktors des Musée Wiertz erhalten hat, entführte meinen Begleiter und mich von der Akademie in sein Heim am Museum. Eigentliche Bewunderung für Wierts Kunst kann ich nicht empfinden; der merkwürdige Künstler ist eine Art Bastard von Rubens und Delacroix mit viel germanischem Idealismus in seinen Adern. Allzuviel Gedankenmalerei und Effekte. Trotzdem erweckt Wiertz durch sein begeistertes künstlerisches Streben Mitgefühl, ungefähr in der Weise, wie Overbeck es hervorrufen kann.

Potvin, der Wiertz' bester Freund war, ist ein feiner und kluger alter Mann, mit einem ungewöhnlichen Überblick über die germanischen Literaturen, den er hauptsächlich seiner in Deutschland geborenen Gattin verdankt, und mit einer Kenntnis aller leitenden zeitgenössischen Persönlichkeiten, die ihn zu einer Goldgrube von Anekdoten gemacht hat. Sämtliche großen Schriftsteller und Politiker, die Brüssel besuchten, haben als Gäste in seinem Hause geweilt, besonders all die großen Franzosen, die sich entweder infolge von Verbannung oder infolge von Schulden dort aufhielten. Aus dem ersteren Grunde war Victor Hugo aus dem letzteren der ältere Dumas Belgiens Gast.

In der Zeitschrift La société nouvelle haben lange Zeit die bekannten Sozialistenführer César de Paepe und Domela Nieuwenhuis Seite an Seite mit den in der Regel äußerst verfeinerten Dichtern und Schriftstellern der jungen Schule wie Eeckhoud, Maurice Warlomont, Maeterlinck, Camille Lemonnier geschrieben.

Von ihnen ist in letzter Zeit Maeterlinck berühmt geworden. Es war ein Artikel Octave Mirbeaus im Figaro, der durch seine starken aber übertriebenen Lobpreisungen Maeterlincks Namen außerhalb der Grenzen seines Vaterlandes berühmt machte. Mit einer höchst unangebrachten Bezeichnung wurde er zum belgischen Shakespeare gestempelt. In seinen beiden Schauspielen L'intruse und Les aveugles hat er seine sehr eigentümliche Begabung gezeigt, ergreifende Unglücksstimmungen hervorzurufen. Seine Symbolik hat zweifellos etwas besonders Flämisches an sich; er scheint

Richtungen fortzusetzen, die in Belgiens Malkunst weit zurückliegen. Das Motiv zu den **Blinden** hat er so augenscheinlich von Pieter Brueghels bekanntem Gemälde gleichen Namens, das ebenfalls schildert, wie der Tod des Führers die Ursache des Unterganges all der Blinden wird, und das gleichfalls ein Sinnbild des Erdenlebens sein soll. Maeterlinck ist der originale Dichter der stillen elementaren Ursprünglichkeit; er ist der Schöpfer einer ganz neuen zarten Poesie und verdient seinen Weltruhm; er ist indessen weder ohne Wiederholungen noch ohne Affektation.

Von den übrigen Jüngeren ist George Eeckhoud der hervorragendste, eine solide, charaktervolle, etwas schwerfällige Begabung, ein Erzähler mit scharfer moralischer Satire und Empfindung ohne Sentimentalität, knotig, selbständig, männlich und derb. Man lese von ihm **La nouvelle Carthage** oder **Les fusillés de Malines.**

Sein Freund und Gegenstück Emile Verhaeren ist ein kräftiger in eigenartigen Worten und alten Melodien sich wiegender Lyriker von der Art der Dekadenten, dessen Gedichtsammlung **Les apparus dans mes chemins** feineren Duft und ausgesuchteren Klang hat, als die meisten französischen Gedichtsammlungen der Nach-Verlaineschen Richtung.

Ein vielseitiger Schriftsteller ist endlich der Mann, dessen Haus ein Mittelpunkt aller vorgeschrittenen Kunst im französischen Belgien ist, der große Advokat, Maitre Edmond Picard.

In diesem reichen Lande sind Privathäuser ja nicht selten wahre Museen. So enthält das Haus des Millionärs van Branteghem griechische Terracottasachen, wie sie das Museum in Berlin nicht aufzuweisen hat — aber Picards Haus in der Avenue de la Toison d'or ist sicherlich die modernste Sammelstätte der Kunst in Belgien, ganz mit Malereien und Statuetten der jüngsten französischen Schule angefüllt. Dort gibt es ein paar Gemälde von Goya, einen einzelnen Gervex, im übrigen Gemälde von dem ganzen Heere der Impressionisten und eine große Schar Zeichnungen und Lithographien, verrückt und unendlich interessant, von Odillon Redon, dem Freunde des Hauses.

Modern in seinem Geschmack, äußerst radikal in seiner Politik, im hohen Grade Millionär und im hohen Grade Künstler, ist Picard als Schriftsteller ein Meister in seinem Fach. Wie die

übrigen belgischen Schriftsteller verkauft er wenig von dem, was er schreibt. Aber er will auch nicht mit seiner Feder verdienen. Er verschenkt gewöhnlich seine Bücher. Er läßt sie in zweihundertfünfzig Exemplaren auf köstlichem holländischen Papier drucken mit Rändern, so breit wie ein Arm, mit schönen großen schwarzen Typen, mit geistvollen Illustrationen von Redon oder Theo van Rysselberghe — und er hat einen Stil, tief persönlich, sprühend vor Haß gegen alles Herkommen.

In seinem Hause herrscht französischer Geist ohne französische Vorurteile, ohne deutschfeindliche Stimmungen. Alle Volksstämme, alle Literaturen, die Kunst aller Länder sind dort gleich gut angeschrieben. Man kennt in seinem Kreise die dänische und die norwegische Malerei äußerst gründlich, nicht nur Kroyer und Johansen, Werenskjold und Thaulow, sondern auch die jüngsten wie Willumsen.

Die französisch schreibenden Männer in Belgien haben vor dem flämisch Schreibenden das voraus, daß sie in der weit, weit entwickelteren Sprache einen viel geschmeidigeren Stoff haben und außerdem in Brüssel einen geistigen Brennpunkt besitzen. Aber beide Gruppen sind gleich ansprechend.

Dieses belgische Land, das dichtestbevölkerte des Erdbodens, ist gleichzeitig eines der reichsten. Sein Reichtum, geistiger wie äußerlicher, tritt dem Fremden überall entgegen. Das ist um so überraschender, weil dieses Land so lange unter fremder Herrschaft gestanden hat.

Doch natürlich, noch anziehender und noch fesselnder als Belgien ist notwendigerweise das Land, das, während die südlichen Niederlande unterlagen, sich seine vollständige Freiheit erkämpfte und Nordeuropas geistige Freistätte wurde. Noch lockender und anziehender als Belgien ist Holland.

Holland

(1892)

I

Wenn man sich vom Süden aus Holland zum ersten Male nähert, so ist eine gewisse Spannung und Neugierde unvermeidlich. Was wird wohl den ersten und stärksten Eindruck machen? Die Flachheit der Landschaft, die Fruchtbarkeit, die Kanäle oder die Architektur der Städte?

Anfangs sieht man indessen bekanntlich in allen Ländern nur Stationen, größere oder kleinere Bahnhöfe. Die Einförmigkeit bleibt sich überall gleich, die Pünktlichkeit ebenfalls — mit Ausnahme gewisser entlegener Stätten Europas. Zuerst entdeckt man von dem neuen Lande nur Perrons, Eisenbahnbeamte, Stationsvorsteher, Dienstmänner, und an allen gelben Mauern leuchtet es von den Schildern: Van Houtens Kakao.

Schon in Belgien hatte Van Houtens Kakao eine große Rolle gespielt. Wo man ging, wo man stand: Van Houtens Kakao. Aber in Holland war es rein wie behext. Wie den reisenden Briten nach Goethes Erzählung in den Römischen Elegien überall, von Paris nach Livorno, von Livorno nach Neapel das Volkslied von Marlborough verfolgt, so verfolgt den heutigen Reisenden die Reklame. Auf allen Stationen mit roten, blauen oder gelben Buchstaben, auf schwarzem, gelbem, himmelblauem Grunde: Van Houtens Cacao best goodkoepest in gebruik. Landschaften — man sieht fast nichts von ihnen, so schnell fährt der Zug, und hält man einen Augenblick lang einen bestimmten Gegenstand im Fluge fest, so ist es ein Pfahl mit der Inschrift: Van H . . . .

oder ein Plakat, auf dem man die Endsilbe bruik ahnt. Der Zug hält bei einer Stadt; man sieht über Roosendaal oder Dordrecht hinaus — nichts, helle Mauern mit best goodkoepest in Riesenbuchstaben, und von allen Dampfstraßenbahnen, allen Straßenecken leuchtet dieselbe Formel. Man erhält den Eindruck, ins Kakaoland gekommen zu sein, spürt förmlich Schokoladengeschmack im Munde, das fatale Gewäsch geht einem nicht aus dem Kopf, man kommt aus der Stimmung und muß dann überdies zu seinem Ärger erfahren, daß Blookers Kakao bedeutend besser ist.

Doch gibt es auf der Reise von Brüssel nach Amsterdam wenigstens einige Augenblicke, wo man die häßliche Marktschreierei vergißt und stutzt und in Entzücken gerät. Das ist, wenn der Zug hoch oben in der Luft über der großen schönen Hafenstadt Rotterdam dahin und an ihr vorbeigleitet. Der Zug läuft in gerader Linie mit den Dächern des mächtigen Börsenplatzes. Man blickt hinunter in eine sehr große Stadt mit schönen, wohlgebauten Giebelhäusern, erblickt durch einzelne hochgelegene Fenster Holländer und Holländerinnen bei ihrer Arbeit, erhält in der Vogelperspektive einen Eindruck von dem kräftig pulsierenden Leben der Stadt, dem Treiben am Hafen, den Hunderten von Schiffen in weiter Ferne — und gerade darunter: der große Gemüsemarkt, wie man sich einen Markt zu Christian IV. Zeiten denkt, eingefaßt von hohen Häusern, und mitten im Gewimmel und Gemüse die Bronzestatue eines schönen, gelehrten Mannes, der in einem Buche blättert und in dem man sofort Erasmus ahnt. Er ist es auch wirklich, der dasteht, einsam in dieser wimmelnden Schar, er, der kluge Gelehrte, der die Satire Preis der Torheit schrieb, die jetzt wieder in einer so reizenden französischen Ausgabe mit Zeichnungen von Hans Holbein vorliegt.

Einen Augenblick später ist die Vision verschwunden, die Landschaft breitet sich aus, flach und üppig, mit Windmühlen allerorten, am Horizont und vor den Augen. Dann plötzlich ein Gefühl, als sollte man ersticken. Infolge einer Unachtsamkeit ist man in ein Rauchcoupé geraten, und in diesem haben sich allmählich sieben dicke Holländer angesammelt, denen als echten Holländern nicht menschenwürdig zumute ist, wenn sie nicht die Luft um sich herum mit Rauchtabak verpesten. Sie rauchen ununterbrochen, gewissenhaft, als erfüllten sie eine Pflicht. Einer von ihnen hat Angst vor Zug; und

das hat bloß noch gefehlt; sie schließen die Fenster, und während ein anderer den Liebenswürdigen spielt und einem Holland und den holländischen Charakter zu erklären beginnt, wird die Luft allmählich immer undurchsichtiger, nicht zu atmen, stinkend, unmöglich, bis man in verzweifelter Stimmung alle Viere streckt und nur einen Gedanken hat: Amsterdam.

Endlich ist man da und schnell im Wagen zum Hotel, das vortrefflich mitten in der engen Hauptstraße, der Kalverstraat gelegen ist. Man tritt auf den Altan des Hotels hinaus. Welch überraschender Anblick! Die schmale asphaltbelegte Straße entlang bewegen sich in starker Beleuchtung von elektrischen und Gasflammen zwei dichte Menschenströme in einer Art Korso aneinander vorbei. Zu beiden Seiten erheben sich die Häuser, ganz schmal, mit drei, zuweilen nur zwei Fenstern nach der Straße hinaus, Häuser aus schwarzen und roten Backsteinen mit spitzen Giebeln, aus denen ein Balken vorragt. Vermittelst eines Taues, das von dort herabhängt, werden alle Sachen von der Straße aus in die Etagen hinaufgewunden.

Dem Hotel Adrian gegenüber liegt ein Haus, das eine wahre elektrische Lichtquelle zu sein scheint. Das Parterregeschoß sieht aus wie der Vorraum zu einem Panorama; in kleinem Format stellt der breite Fensterrahmen eine fremde Landschaft dar. Ich gehe auf die Straße hinab und nehme sie in Augenschein. Durch eine tropische Gegend, amerikanisch oder asiatisch, läuft ein mächtiger Fluß; auf ihm fährt ein niedlich ausgeführtes Dampfschiff zwischen großen Plantagen von Kakaobäumen dahin. Ich erhebe den Blick und lese in Bronzebuchstaben quer über der Fensterscheibe: Van Houtens Cacao best goodkoepest in gebruik.

II

Wenn ich an Amsterdam oder an eine der anderen holländischen Städte denke, so steht mir zunächst eine G r a c h t vor Augen, d. h. eine Straße, deren Mitte von einem breiten Kanal gebildet wird, und deren geräumige Bürgersteige zu beiden Seiten eine Reihe hoher üppiger Ulmen mit mächtigen Kronen aufweisen, in deren Schatten man unter der Sommersonne kühl geht. Nirgends sonst in Europa sieht man solche Straßen. In Venedig fehlen

die Bäume; in Berlin und Paris, wo es viel Bäume gibt, fehlen die Kanäle; aber diese Mischung von Fahrweg und Wasserweg, von Spaziergang und Schiffahrt, von Ländlichkeit und Stadtleben und Flußleben ist einzig holländisch, gleichzeitig gemütlich und malerisch. Und dann hat das alles ein entzückendes unmodernes Gepräge, unmodern, ohne verfallen oder unbequem oder alt zu sein, nur altmodisch-ehrwürdig und doch ganz praktisch.

Amsterdam ist bekanntlich eine Stadt, die auf künstliche Weise erstanden ist und zwar in noch höherem Grade als Venedig und Petersburg, aufgeführt, wie man in der vorhistorischen Zeit, in den Tagen der Pfahlbauten, baute. Es ist von einem nordischen Volk mit Schönheitssinn errichtet; von dem einzigen germanischen Volk, das, sowie es als Volk erwachte, malerischen Sinn und künstlerische Ursprünglichkeit an den Tag gelegt hat.

Ausschließlich infolge des Gegensatzes fällt einem die andere, im Meere erbaute Stadt ein, die Patrizier- und Palästestadt Venedig. Dies hier ist eine volkstümliche Bürgerstadt; sie hat trotz ihres grauen Himmels, ihres regnerischen Wetters und ihrer armseligen gebrannten Ziegelsteine ein eigenartiges Ideal verwirklicht, und sie hat im Gegensatz zu Venedig ihren Handel und ihren Reichtum zu bewahren vermocht.

Welche Reichtümer in diesem alten Holland, welche Werte in seinen Ecken und Winkeln ringsumher! Ich war bei einem der großen Bankiers der Stadt eingeladen. Er bewohnte ein schönes aber anspruchsloses Haus mit einer Veranda, die nach einem Gärtchen nach der Heerengracht zu gelegen war. Er war der richtige Typus dieser internationalen baronisierten Millionäre, die in Paris, Warschau, Petersburg dieselben sind, ruhig, klug, wohlwollend, allwissend. Er kannte z. B. die Handelsverhältnisse und die leitenden Persönlichkeiten Kopenhagens in- und auswendig. Machen Sie Geschäfte mit den Rothschilds? fragte ich — habe gemacht, antwortete er. Nun mache ich in der Regel nur Geschäfte mit Regierungen. Ich teilte ihm meinen Eindruck von Hollands Reichtümern mit. Ja, sagte er, es ist unglaublich, welch ein Reichtum hierzulande ringsum verborgen ist. Man merkt das bei jeder Gelegenheit, wo Ansprüche an ihn gestellt werden.

Als eine Welt für sich liegt in einer Ecke dieser nordischen Stadt das Judenviertel, bewohnt von mehr als dreißigtausend

Menschen; eigenartig dadurch, daß man hier eine jüdische Bevölkerung in allen Beschäftigungen sieht: Krämerinnen auf der Straße, Gemüsefrauen auf dem Markt und Hausknechte sowohl wie Kaufleute und Ladengehilfen, alle sind Juden. Mit seinem lärmenden Straßenleben zur Sommerszeit erinnert dieser Teil der Stadt an das alte Ghetto in Rom, das jedoch im Vergleich mit ihm spärlicher bevölkert und bedeutungslos erscheint.

Hier wurde 1845 Sarah Bernhardt geboren. Es gibt noch viele in Amsterdam, die sie und ihre Eltern gekannt haben; der französische Edelmann mit seiner bis zu den Kreuzzügen zurückreichenden Ahnenreihe, der ihr Vater sein sollte, muß wohl aller Wahrscheinlichkeit nach in das Bereich der Sage verwiesen werden.

Hier lebte in seiner frühen Jugend Baruch Spinoza.

Hier am äußersten Rande des Viertels in der Jodenbreenstraat wohnte endlich von 1640—1663 der Mann, welcher der größte Name der Niederlande auf dem Gebiete der Kunst ist, wie Spinoza ihr größter Name in der Philosophie ist — Rembrandt van Rhijn. Hier hat er täglich die Modelle zu der überraschenden Menge jüdischer Gesichter in seinen Gemälden und Radierungen vor Augen gehabt.

Auf diesem engen Raum begegnen sich also diese beiden ungeheuren Namen Spinoza und Rembrandt, der Mann, der den menschlichen Gedanken befreite, indem er ihn aus der Mittelalterlichkeit erlöste, und der Mann, der die Malkunst wiedergebar oder richtiger sie auf nordischem Boden von neuem erschuf.

Spinoza — man empfindet eine gewisse Wärme in der Brust, so oft man an ihn denkt und mit ihm fühlt. Wer ihn in seiner Jugend gelesen hat, dessen Gedanken haben eine Feuertaufe erhalten, die geläutert und gezündet hat. Spinoza ist der Heilige des Gedankens, wie Shelley der Heilige der Poesie ist. Holland, das Cartesius Obdach gab und Spinoza angesichts des wahnwitzigen Glaubenseifers seiner eigenen Stammesgenossen eine Freistatt vergönnte, verdient als das alte trotzigstolze Vaterland der Freiheit im Norden den Glanz, der es nun von diesem Namen aus umstrahlt.

Und doch kostete es heutzutage Kämpfe, als es galt, Spinozas Statue in der Paviljoengracht im Haag aufzustellen.

Mein erster Gang im Haag galt Hollands größtem lebenden Maler, mein zweiter Hollands größtem Toten, Spinozas Bildsäule

in der Spinozastraße. Ich fand sie in einer grauen Julimorgenstunde, diese abgelegene Straße mit ihrem schmalen Kanal und ihren Bäumen, und dort, so fern vom Getriebe der Stadt auf einem roten Granitsockel die sitzende Bronzegestalt, bescheiden, in fast nur natürlicher Größe — ein Werk Heksamers. Ein Meisterwerk ist es nicht, aber ein ernsthaftes, bedeutungsvolles Kunstwerk. Ja, so hat er ausgesehen, so nachdenklich und grübelnd, mit so erhabenem Antlitz, so nachlässig in der Haltung, er, der einfachste Denker und der tiefste.

Und ich dachte an sein Lebenswerk, an die Originalausgabe seiner Nachgelassenen Werke in ihrem Pergamentband zu Hause in meinem Regal und an den unauslöschlichen Eindruck, den ich bei der ersten Lektüre von diesem Buche empfing. Ethica stand vor mir und von diesem Werke wieder der dritte Teil, die Erklärung der menschlichen Leidenschaften, die eine so merkwürdige Kenntnis des Seelenlebens verrät und hie und da einen Einblick in das persönliche Leben des Denkers gewährt. Er muß selbst unter der Eifersucht in seiner Liebe gelitten haben, um sie mit so starken und nackten Worten beschreiben zu können. Doch frühzeitig hat sein Gedankenleben sein Gefühlsleben zurückgedrängt, und er hat in voller Versöhnung mit dem Dasein gelebt, getragen von seiner philosophischen Gottesidee, nie überwunden von den Sorgen des Erdenlebens, unangefochten von Verbannung und Haß, unendlich geduldig einfältigen Schülern gegenüber, die ihn nicht verstanden und statt nach Verständnis zu streben, danach strebten, ihn zu ihrem Mirakelglauben zu bekehren.

Wo jenes Haus steht, das zweistöckige, schmale, wenige Schritte von der Statue entfernt, da hat er oben in der Dachstube gelebt. Von dort aus ist er täglich den stillen Kanal in diesem abgelegenen Stadtteil entlang gegangen, und von hier hat man ihn mit den Füßen nach vorn hinausgetragen, um ihn in frommer Unschuld und Unwissenheit in die nieuwe kerk bei Spui zu bringen, als wäre er ein Gläubiger und ein Christ gewesen.

Vielleicht kommt einst die Zeit, wo diejenigen zahlreich sein werden, die in Spinoza ihren geistigen Stammvater, den ersten Entdecker oder Ahner der Grundanschauung und der Wahrheiten des modernen Geisteslebens und der modernen Wissenschaft erblicken — so zahlreich wie heutzutage die, denen sein Geist fremd ist.

Dann, einst in fernen Jahrhunderten, werden die Orte, wo er in Holland gelebt hat, und dieser wo er starb, das Mekka der freien Geister werden.

Ist nun Spinoza der stärkste Lichtschimmer des Geistes, der von diesem Holland ausstrahlte, das trotz seiner Kleinheit allein seine Freiheit gegen den Glaubenszwang und die schreckliche Tyrannei der spanischen Weltherrschaft behauptete, so ist Rembrandt der stärkste Lichtschimmer der Kunst, der von diesem Herde der Freiheit aufflammte. Rembrandt ist die höchste künstlerische Personifizierung des Wesens der nördlichen Niederlande, wie Rubens das Wesen der südlichen Niederlande verkörpert. Doch Rubens Kunst ist nicht in demselben Maße einheimisch und persönlich wie die Rembrandts. Ganz Italien steckt in der Kunst des großen Flamländers; hier verspürt man Michelangelo, hier Tizian, hier Veronese; hier ist romanische Komposition zu flämischen Farben, oder richtiger: hier ist die großartige Mischung von Romanisch und Germanisch, — das Romanische in das Derbere übersetzt; das Germanische mit dem stilistisch Arrangierten gemischt — welches das Wesen des Südniederländers selbst ausmacht.

Tritt man im Amsterdamer Rijksmuseum in den großen Mittelsaal ein, wo man rechts Bartholomäus van der Helst, links Frans Hals hat, so steht man gerade vor Rembrandts Nachtwache (die Tagwache heißen müßte), ein Doelenstück (Schützenfest) wie die anderen, insofern im Geist der Zeit aufgefaßt, aber ausgeführt, wie nie vorher in der Welt ein Doelenstück gemalt worden war.

Selbst wenn man Rembrandt ringsum in Europas Galerien gesehen hat — hier unter seinen besten Zeitgenossen versteht man ihn erst ganz.

Welche Macht des Genies! Rembrandt hat den Hauptmann Frans Banning Cocq, den Leutnant Willem van Ruitenberg und all diese anderen unbedeutenden Menschen, die zehn Jahre nach ihrem Tode vergessen gewesen wären, unsterblich gemacht, so lange unsere Kultur besteht. In gewisser Hinsicht kann man es Rembrandt ansehen, daß er schon einer Zeit des Verfalles angehört oder richtiger: er wie Correggio, ja schon Michelangelo haben etwas an sich, eine Art Prophezeiung davon, daß der schwindelnde Höhepunkt nun erreicht ist, von dem aus der Verfall beginnt. Aber als ich dasaß und dieses Bild in meinem Innern aufnahm, sprach es in mir:

Er ist unbedingtes, entscheidendes Genie, weil er etwas Neues gefunden hat, das stets gewesen ist und doch nie vor ihm mit diesem Bewußtsein gesehen oder wiedergegeben worden ist — den Zauber des Lichtes. Man kann die anderen Bilder im Saale — und es sind Meisterstücke darunter — nach dem Anblick seines Gemäldes nicht mehr ansehen. Dies ist eine Begabung, die — obwohl gepflegt und entwickelt, — mit der Ursprünglichkeit und Stärke einer Naturmacht tief von innen, aus dem Innersten eines Menschen hervorbricht, welcher der größte Seher seines Volkes war. Und er ist ein Kind seines Volkes, so eigenartig er ist. Pieter Lastmans kleines Gemälde in Haarlem, Die Flucht nach Ägypten ist schon ein Rembrandt im Keim, freilich nur im Keim.

Keine großen Gefühle werden in der Nachtwache wiedergegeben — überhaupt keine Gefühle — und die Köpfe wie die Gestalten sind ohne Schönheit. Aber es ist, als wäre man Zeuge davon, wie die Poesie des Lichtes entdeckt würde.

In Wirklichkeit hat Rembrandt die Malerei erfunden; er ist der Maler aller Maler. Er hat die Malerei erfunden wie Pascal das Christentum erfand. Rembrandt ist Michelangelos Gegenpol. Der gewaltige Italiener gibt den wundervollen Umriß, durch sein großartiges Genie beseelt von hoher düsterer Leidenschaft; er ist auch in der Malerei Plastiker. Rembrandt hat allerdings Porträts im größten Stil gemalt, wirkungsvoll ohne Effekte, und er hat unschätzbare Zeichnungen hinterlassen: doch am eigenartigsten ist er als Hohepriester des Licht- und Farbenstrahles, und kraft dieser seiner seelischen und malerischen Anlage ist er der Versteher und Schilderer der Not und des Elends und des christlichen Mitgefühls geworden.

Keiner hat wie er das Bodenlose in der Dunkelheit der Finsternis, keiner wie er die Schwermut der Schatten, keiner wie er das Gewaltsame im Einbrechen des Lichtes und dessen zauberhaftes Spiel auf den alltäglichsten Gegenständen wiedergegeben, die es halb in seine verklärte Welt hinein versetzt; keiner deshalb wie er das Menschenleben, das im Schatten lebt und herumkriecht, dargestellt. Man denke an das Hundertguldenblatt. Was hier auf der rechten Seite des Bildes gesammelt ist, das sind die Kranken und Leidenden, die Gichtbrüchigen und Lahmen und Blinden, die Gebrochenen und Ängstlichen der namenlosen armen Bevölkerung, die nur eine

31*

Hoffnung bewahrt hat. Und in ihrer Mitte steht wie ein Strahl aus der Welt des Lichtes in einem Strahl aus der Welt des Lichtes, Christus, der Trost in Menschengestalt, das ewige Mitleid, schwermütig wie die Elenden, schwermütiger als sie.

Die italienische Kunst ist eine kirchliche und eine adlige Kunst. Unter dem Vorwand, fromme (oder wie in Venedig) patriotische Malerei zu geben, stellt sie die edelsten Bäume des Menschenwaldes dar — eine Priester-, Fürsten- und Patrizierwelt. Die holländische Kunst ist bürgerlich und republikanisch. Sie ist die Thronbesteigung des starken, befreiten, lebensfrohen Bürgerstandes. Überall bei ihr bürgerliche Gesellschaft, Stadtverordnete, Innungsvorsteher, Hospitalverwalter, Schützengilden, für die Nachwelt porträtiert. Hierzu kommen in den Gemälden aus dem Volksleben Kleinbürger und Bauern, in ihrer Zufriedenheit mit dem Dasein dargestellt. Aber bei Rembrandt ist außerdem das niedere Volk dazu gekommen, nicht in prosaischer Wiedergabe oder munterer Komik, sondern mit der Teilnahme des Herzens aufgefaßt, wie es sein stilles Pflanzenleben im Schatten oder vom Licht erlöst lebt. Rembrandts Kunst enthält ein schwaches sozialistisches Element.

III

Ich saß und träumte davon, als ein holländischer eifriger sozialistischer Schriftsteller mich im Hotel aufsuchte. Er verdiente sich sein Brot als Beamter einer Lebensversicherungsgesellschaft, war aber mit seinem ganzen Interesse Mitarbeiter an der Zeitschrift des jungen Holland De nieuwe Gids, mit deren anderen leitenden Männern ich bald bekannt werden sollte. Die Sozialisten sind unter Domela Niuwenhuis' Führung in Holland wie überall eine aufwärts strebende Macht. Herr van der G. machte einen vortrefflichen Eindruck; sein Blick für die Mängel der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ließ in bezug auf Schärfe nichts zu wünschen übrig; er hatte eine durch selbständiges Nachdenken erworbene Überzeugung, und es ist in der Regel unterhaltend, mit überzeugten Männern zu sprechen, die nicht durch Erbschaft oder Ansteckung zu ihrem Glauben gelangt sind. Dieser junge Mann war wie alle Zukunftsmusiker vor allem von seiner vollkommenen Nüchternheit in der Auffassung des Zukünftigen überzeugt. Er hatte es so

geordnet, daß wir, wenn die neue Staatsform gesiegt hatte, uns mit vier Stunden täglicher Arbeit bescheiden und im übrigen nach Belieben beschäftigen und entwickeln konnten. Es sei unrichtig, den Sozialismus als Zwangs- oder Beamtenherrschaft aufzufassen. Er würde im Gegenteil die persönliche Freiheit sichern, wie sie nie vorher gesichert worden sei. Auf welche Weise dies im einzelnen vor sich gehen solle, davon war und blieb es schwer, sich eine Vorstellung zu machen. Der junge Sozialist gab sich auch nicht den Anschein, die Runen der Zukunft enträtseln zu können, glaubte nur im allgemeinen zu wissen, welcher Weg zum Ziele führe.

Wir gingen zusammen durch die Stadt. Er zeigte mir den Hafen mit dem Schreijerstor, so genannt, weil die über das Weltmeer segelnden Schiffe, in alten Tagen von dort ausgingen und Frauen und Kinder also beim Abschied dort zu weinen pflegten. Wir kosteten in Wijnand Fockings berühmtem alten Ausschank den vortrefflichen holländischen Genever. Wir lasen die Plakate in den Fenstern der großen Läden. Eines lautete: Glaube, daß eine Zeit kommen wird, da die Politiker offene ehrliche Männer sind. Glaube, daß die Zeit kommen wird, da die Frauen mit aller elenden Koketterie aufhören und einzig an ihre Männer und an ihr Haus denken werden. Glaube, daß die Zeit kommen wird, da die Staaten abgerüstet haben und der Krieg als eine unmögliche Barbarei betrachtet werden wird. Aber glaube niemals, daß eine Zeit kommen wird, wo der Mann, der sich mit der hier und hier allein zu habenden Musterseife gewaschen hat, von seiner Frau Schelte bekommt, weil seine Hände nicht gut riechen.

Der Menschenschwarm, den man zur Sommerszeit in den Straßen sieht, ist ohne Eleganz. Die vornehme Welt ist fort; was man täglich vor Augen hat, das sind die Frauen und Männer des niederen Mittelstandes. Diese Klasse ist ohne Anstand und ohne Haltung, ungefähr wie die entsprechende Klasse in der Schweiz. Und diese Frauen aus dem Volke in den Städten! Ihr Anblick ruft einem Heines Worte über Frau von Staël ins Gedächtnis: Hätte Helena so ausgesehen, wäre der trojanische Krieg nicht entstanden. Sie sind klein und mäßig gebaut, ohne Spur von Schönheit oder Anmut, und diejenigen von ihnen, die in den Straßen auf und ab wandern, um Bekanntschaften zu machen, sind in all

ihrer Reizlosigkeit unternehmender und aufdringlicher, als man es sonst in großen Städten sieht.

Natürlich finden die Eingeborenen selbst ihre Frauen schön. Für den richtigen holländischen Vaterlandsfreund sind die Frauen in Holland die schönsten auf der Welt, wie die holländische Sprache die wohlklingendste und majestätischeste ist.

Ein holländischer Maler, in dessen Begleitung ich an der Küste spazieren ging, und der mich sowohl auf den Typus der Fischer und Fischermädchen wie auf die schönen Männer und Frauen aus den wohlhabenden holländischen Familien aufmerksam machte, die in den Badeorten zu sehen waren, sagte: „Ja, unsere Frauen sind herrlich. Sehen Sie, die Venus von Milo — das ist eigentlich die typische Holländerin. Vor einigen Jahren — aber sagen Sie meiner Frau nichts davon — hatte ich ein Modell, zugleich meine Freundin, das ganz wie die Venus von Milo geschaffen war. Und sehen Sie sich um, Sie treffen den Typus allerorten: Niedrige Stirn, kleine gerade Nase, breite Taille und — niet veel intelligentie. Sie sehen, ganz dieselben Charaktermerkmale wie bei der alten Venus. Auch in ihren Gesichtszügen ist ja nicht so besonders viel Intelligenz."

Es wird dem Fremden nicht leicht möglich sein, mit so entzückten Augen zu sehen. Er wird hie und da bei einer auffälligen Tracht stutzen, wie bei dem Anzuge der Frauen aus Friesland, die unter einer Kappe eine goldene Platte um den Kopf tragen, oder bei dem der Zeeländerinnen, die an den Ohren Spirale aus demselben Metall haben; doch er wird sich selten nach einem schönen Gesicht umdrehen; nur in Rotterdam waren manche Frauen aus dem Volke sehr schön, groß und prächtig geformt. Doch sie entsprachen mehr dem Begriff des flämischen Typus, als den Erscheinungen der holländischen Rasse, die der Fremde sonst zu sehen Gelegenheit hat.

Wie jeder richtige Holländer stolz auf die Frauen seines Landes ist, so auch auf die Sprache, deren Klang zu preisen er nicht müde wird. Flämisch gilt ihm nur als eine minder wohlklingende Abart. Die holländische Sprache, die sich wie Englisch mit einem reichlichen Zusatz von Hebräisch anhört, klingt in den Ohren des Fremden im allgemeinen nicht schön. Hie und da, wo sie dem Deutschen zu sehr gleicht, scheint sie uns im feier-

lichen Stil äußerst komisch zu klingen. So wurde z. B. im Amsterdamer Theater ein Selbstmörder dargestellt, der, indem er die Giftflasche leerte, dreimal hintereinander ausrief: Goeden nacht! (was in nordischen Ohren wie Chruten klingt). — Wahr ist es übrigens, daß der Klang in Versen und in feierlicher Rede etwas gewissermaßen Majestätisches an sich hat.

Mit dem Dänischen hat die holländische Sprache nicht wenig Berührungspunkte. Viele Worte (wie Afdeeling und ähnliche) werden fast wie im Dänischen geschrieben, und die Dänen haben in früherer Zeit zahlreiche Worte, besonders Seemannsausdrücke, von den Holländern übernommen, so Schoutbynacht oder ein Wort wie Orlog, (der gesetzlose) Kriegszustand. Es ist recht ärgerlich für einen Dänen, es eingestehen zu müssen; aber sicher genug ist es, daß die dänische Sprache in den Ohren der Holländer durchweg abscheulich klingt. Sie finden sie — ungefähr wie die Schweden — matt und charakterlos. Um so angenehmer wird man davon überrascht, daß die Kenntnis von dänischer Sprache und Literatur merkwürdig verbreitet ist. In jeder Stadt können ein paar Menschen Dänisch. Besonders die Damen sind wißbegierig und gelehrig genug, die Sprache zu lernen — nicht um sie im praktischen Leben zu verwenden, sondern um die Literatur im Original zu lesen. Man vergleiche hiermit den Faulenzerzustand und die Interesselosigkeit in Dänemark! Wo würde der Holländer, der in Dänemark herumreist, eine Dame treffen, die holländische Schriftsteller zu ihrem Vergnügen liest, geschweige denn auf Dutzende junge Männer und Frauen, die in seiner Sprache zu Hause sind, wie der Däne solche in Holland trifft. Man hat in den Niederlanden in der letzten Zeit Verschiedenes aus den skandinavischen Sprachen übersetzt; die Namen der bekanntesten nordischen Dichter und Schriftsteller sind durchgedrungen. Freilich hat der Übersetzer nicht immer die nordische Sprache genügend beherrscht. So ist der Titel von Ernst Ahlgrens Roman M o d e r n (D i e M u t t e r) in der Übersetzung mit M o d e r n e wiedergegeben worden. Man hatte die Betonung auf die letzte Silbe gelegt.

Die sprachen- und literaturfreundlichen Männer, die ich in Amsterdam kennen lernte, gehörten alle der älteren Richtung an, deren Organ van Halls weit verbreitete Zeitschrift De Gids ist. Sie sehen zornig und vorurteilsvoll auf das junge, aufwärtsstrebende

Geschlecht, beschuldigen es, in seinen Romanen und Novellen beim Schmutzigen und Unpassenden zu verweilen und in Abhandlungen philosophischer oder sozialer Natur materialistischen Anschauungen zu huldigen. Ihre Gedanken drehten sich hauptsächlich um die Behauptung der Verantwortlichkeit des Menschen, um die sittlichen Ideale, im Kantschen Sinne aufgefaßt.

Von Henrik Ibsen, der sie sehr beschäftigte, weil die Jüngeren sie mit ihm zu necken und zu ärgern pflegten, kannten sie nur die Gespenster, die sie aufs Äußerste empört hatten, weil der Verfasser als echter Materialist (!) dem Menschen in seiner Eigenschaft als Nachkommen von jeder Verantwortung für seine Handlungen losspräche. Vergebens bemühte ich mich, ihnen in bezug auf dies Stück die ebenso gültige Anschauung vorzuschlagen, daß der Mensch als Urheber der Nachkommen eine doppelte Verantwortung für seine Lebensführung hätte. Ibsen war für diese Alten ein Schreckbild geworden. Ja, in der friedlichen Universitätsstadt Leiden sagte ein liebenswürdiger und feingebildeter Professor der Literaturgeschichte, als ich in einem Gespräch bloß Ibsens Namen nannte: „Ach, sprechen Sie nicht von ihm! Ibsen — das ist der Feind!"

Selbstverständlich besaß Ibsen dafür das Wohlwollen des jüngeren Geschlechtes, und mit ihm, wie früher mit H. C. Andersen, sind eine ganze Anzahl nordischer Bücher in Übersetzungen ins Land gedrungen. Trotzdem muß man es hier wie anderwärts spüren, wie klein und unbeachtet die nordischen Reiche in Europa sind und wie gering das Interesse für die beiden nordischen Sprachen ist. In dem großen Leseklub Het Leesmuseum in Amsterdam fand man Blätter und Zeitschriften aus allen Ländern der Erde, nicht nur eine Menge europäische, sondern selbst asiatische und afrikanische, doch nicht ein dänisches, norwegisches oder schwedisches Blatt. So war (oder ist) es auch im Journallesesaal in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Dort gab es vor wenigen Jahren keine Zeitschrift in einer skandinavischen Sprache. In der Beziehung geht es einem in Berlin und Amsterdam als wäre man in Bombay oder Peking, und dabei trennt einen doch nur eine zwölf- oder vierundzwanzigstündige Reise von Kopenhagen.

Die Männer der jungen Schule, sie, die De nieuwe Gids schreiben, schenkten der nordischen Literatur im allgemeinen eine nicht ganz geringe Aufmerksamkeit, wenn auch eine geringere als

der englischen oder französischen. Mit deutscher Schönliteratur beschäftigten sie sich fast gar nicht. Literarisch waren sie eifrige Symbolisten und Dekadenten. Mallarmé und Verlaine betrachteten sie schon als Stammväter; ihre ganze Teilnahme galt den jüngsten französischen Lyrikern, deren Bedeutung für die Zukunft so zweifelhaft ist. Die Männer der älteren Generation in Holland brachten gegen diese Jüngeren die gleichen Bedenken vor, wie sie Leconte de Lisle oder Sully-Prudhomme gegen die jüngsten Dichter in Frankreich richten. Gewöhnlich pflegte man zu fragen: „Können Sie unsere jungen Dichter und das Holländisch, das sie schreiben, verstehen? Dann gratulieren wir Ihnen, denn wir verstehen es nicht." — Eines Abends in Amsterdam hatte ich ein paar junge Poeten in meinem Zimmer, von denen mir der eine mit Begeisterung und Andacht seine Verse vorlas. Die holländische Sprache nahm sich in seinem Munde reich und stattlich aus, aber es haperte bei mir in bezug auf den Sinn: „Sie trat in die glasartige Stille hinaus?" Ich unterbrach: „Was versteht man unter einer glasartigen Stille?" „Ja, wenn Sie so fragen wollen, dann kann man Ihnen keine lyrische Poesie vorlesen." — „Die Tränen rollten melodisch ihre Wangen hinab." — „Wie melodisch?" — „Ach, Sie verstehen es ganz gut."

IV

In Amsterdam erhielt ich von einer Familie aus Haarlem eine Einladung, dorthin zu kommen und von De Maatschappij ter befordering van nijverheid (zur Förderung der Industrie) eine Einladung zu den Festlichkeiten, mit denen diese Gesellschaft ihre 114. algemeene vergaadering in Haarlem abschloß.

Man hatte einen kleinen Dampfer gemietet, auf dem fünfunddreißig Herren und fünfunddreißig Damen sich an Bord begaben, um von Haarlem aus auf den Sparnefluß zum Hafen bei Ijmuiden zu segeln, wo man die neuen, prächtigen Schleusen besichtigen, und von dort aus auf einem anderen besser gebauten kleinen Dampfer eine Fahrt in die Nordsee hinaus unternehmen wollte. Das war für einen Fremden eine willkommene Gelegenheit, eine vornehmere holländische Gesellschaft kennen zu ernen. Der Ton war ungezwungen und gut. Männer verschieden Parteirichtungen unterhielten sich mit ausgesuchter Höflichkeit; Männer

aus verschiedenen Ständen suchten einander auf: Tulpenhändler und Ärzte, Gelehrte und Kaufleute, Industrielle und Beamte. Manche der Damen waren sehr schön, ihr Wesen natürlich und zurückhaltend, keine Koketterie. Selbst die Künstlerinnen unter ihnen machten den Eindruck, ihre ganze Zeit im Schoße der Familie zugebracht zu haben. Beim Frühstück an Bord wurden ein paar pflichtschuldige Reden gehalten, die jedoch nicht so langweilig waren, wie derartige Reden in Deutschland zu sein pflegen; diese sollten nämlich nur gutmütig scherzhaft sein, hatten nicht den hochgespannten Schwung der Deutschen.

Abends war im Frederikspark in Haarlem große Illumination des Schlosses Paviljoen, in dem Napoleons Bruder, König Ludwig von Holland, eine Zeitlang Hof hielt. Es wurde musiziert und getanzt, und die holländischen Damen zeigten all ihre Anmut, eine Anmut, die etwas Englisches an sich hatte, nur waren ihre Füße zu klein, um Engländerinnen angehören zu können. Während die Musik ertönte, und der Tanz seinen Fortgang nahm, wurden an den kleinen Tischen unter freiem Himmel leichte und lebhafte Gespräche geführt, und junge Holländer unterhielten mich von modernen Malern und Schriftstellern, von Whistler, der neulich hier zu Besuch gewesen war und dessen Humor sie nicht weniger entzückt hatte als seine Kunst; von ihrem Aufenthalt in Paris, wo es ihnen nicht geglückt war, Schriftstellern wie Barrès auf den Grund zu kommen, und wo sie, die sich als Brüder all derer fühlten, die zu ihrem Lager gehörten, sich darüber wunderten, daß die jungen Dichter so durchweg aufeinander loshackten . . . Auf dem großen Platz in Haarlem, wo die Hauptkirche, das Rathaus und das herrliche Schlachthaus liegen, in dessen Stil die Kopenhagener Börse erbaut ist, prangt in übernatürlicher Größe eine Bildsäule des Kosters, der die Buchdruckerkunst nicht erfand, dem aber Patriotismus und Humbug im Verein dies Verdienst zusprechen wollen. Ein wahrer Schandpfahl in Bronze für den närrischen Patriotismus. Vom Schlachthaus ist nur das Äußere sehenswert, doch das Rathaus fesselt durch seine berühmte große Sammlung von Gemälden des Frans Hals. Hier kann man seinen ganzen Entwickelungsgang vom dreißigsten bis zum achtzigsten Jahre erforschen, wie man in Venedig Tizians Entwickelung in einem noch längeren Zeitraum beobachten kann. Was das Rathaus von Hals' Werken

enthält, sind alles große, offizielle, auf Bestellung gemalte Porträtgruppen, in der Zeit seiner Kraft bewundernswürdig gemalt. Sehr lehrreich war es, auf dem Porträt eines jungen Offiziers Michiel de Waal, der sowohl 1627 wie 1639 unter den Offizieren der St. Joris Doele (St. Georgs Schützenkorps) vorkommt, Frans Hals' Begabung zur Auffassung und Wiedergabe der im Laufe der Jahre bleibenden und veränderlichen Züge eines Gesichtes studieren zu können.

Neben der Frans Hals-Galerie verlohnte es sich, das große Kolonialmuseum in Haarlem zu durchwandern. Ich hatte Gelegenheit, es unter der Führung des Direktors zu besichtigen. Wer ist sonst nicht abgestumpft gegen den Eindruck von ethnographischen Sammlungen. Aber diese Sammlung ist durchweg fesselnd, denn sie erklärt dem Fremden das Land, das er um sich sieht.

Allerdings wird er in Holland bei jedem Schritt, den er tut, an die Kolonien erinnert, denn überall stößt er auf Leute, die von gemischter ostindisch-holländischer Abstammung sind, oder auf Leute, die von draußen auf Urlaub zu Hause weilen, oder die, in den Kolonien von europäischen Eltern geboren, lange Zeit dort lebten, oder die heimgekehrt sind, nachdem sie sich in der Fremde ein Vermögen verdient haben. Doch erst hier im Museum begreift man ohne Anstrengung, was die Kolonien für das Land bedeuten. Holland scheint ja ein kleines Reich mit nur vier Millionen Menschen zu sein; aber die Zahl täuscht. Denn Holland hat in Asien allein achtundzwanzig Millionen Untertanen. Und man darf Hollands Besitzungen in Asien keineswegs mit denen Belgiens am Kongo vergleichen. Denn der Kongostaat ist bis jetzt nur ein von Beamten verwirtschaftetes Land, das Belgien große Scherereien mit den Nachbarmächten verursachen kann, während die asiatischen Kolonien — trotz des fürchterlichen Atschinkrieges — ein großartiges Feld für den nationalen Unternehmungsgeist und eine stetig fließende Quelle des Reichtums sind. Ohne die Kolonien wäre Holland nicht denkbar, ohne sie wäre es eine Macht fünften Ranges. Oder, wie es ein Holländer mir gegenüber mit leisem Lächeln mehr wahr als schmeichelhaft ausdrückte: Ohne die Kolonien wäre Holland ja ein Dänemark.

Während die amerikanischen Kolonien das Mutterland Geld kosten, sind die ostindischen Inseln sehr einträglich, und ihre natürlichen Reichtümer versetzen den Besucher in Staunen. Das Museum

enthält alles, was es auf den Inseln gibt: Steinsorten, Nahrungsmittel, Holzsorten, Pflanzenfasern und Webstoffe, Arzneimittel, Farbstoffe, Öle und Gummisorten, Kautschuk und Guttapercha (d. h. Getah aus Pertja, Harz aus Sumatra), endlich Proben der bedeutenden industriellen und naiven künstlerischen Erzeugnisse der Eingeborenen. Man glaubt gar nicht, was sich allein aus den lange Zeit hindurch fortgeworfenen Fasern verfertigen läßt, die die Schale der Kokosnuß umgeben.

In diesem Lande hat es eine tatkräftige Jugend nicht nötig, sich das Leben dadurch sauer zu machen, daß sie im Kontor hockt und Bücher führt und nie etwas anderes sieht als die vier Zimmerwände und die Mauer des gegenüberliegenden Hauses. In einem Monat ist der junge Mann drüben, wo ihn die mannigfachste Freiluftbeschäftigung erwartet. Der Direktor sagte: „Ich jage alle dort hinüber, die her kommen und um Rat fragen, wie ich meinen eigenen Sohn hinüber geschickt habe, erst dorthin und dann nach Venezuela. Ich sage zu allen, die das Museum aufsuchen, um die Verhältnisse kennen zu lernen: Reist bloß, seht und erlebt etwas, bebaut den Boden oder gründet Industrien drüben; so nützt ihr Holland am meisten."

Hollands Gegenwart ist in allen Verhältnissen gesichert; seine unruhige kampfesvolle Vergangenheit war groß. Ab und zu stößt man in den holländischen Städten auf historische Erinnerungen, die diese große Vergangenheit mit voller Lebensfrische erfüllen. Ich denke nicht so sehr an moderne Gemälde mit historischen Stoffen wie das in Haarlem, das uns die Frauen der Stadt auf den Wällen zeigt, wie sie kochendes Wasser auf Albas gepanzerte Soldaten herabgießen oder gleich Männern mit Lanzen und Schwertern gegen sie kämpfen. Denn diesen Gemälden fehlt es ja an zeitgenössischem Gepräge. Wertvoller sind schon die historischen Porträts, so die vielen Bilder des Admirals Ruiter, Hollands Nationalhelden, das vierschrötige verwitterte Gesicht mit dem in der Stirn gescheitelten Haar, von denen auch die Kopenhagener Galerie ein Exemplar besitzt. Doch den stärksten Eindruck von der alten Zeit erhielt ich, als mein Führer im Museum zu Leiden mir ein weißes Fahnentuch mit einem lebensgroßen Christus zeigte. Es wurde erobert als die spanische Armada sank. Diese eine Fahne, dieser Christus, lebensgroß in der Flagge —

und der ganze religiöse Fanatismus Spaniens mit seinem Gefolge von Inquisition und Ketzerverbrennungen erhob sich aus der Vergangenheit vor meinen Augen, und es war, als hörte ich den wilden Rachegesang der Holländer aus dem Jahre 1570 Het Standbeeld van Alva, als das niedere Volk seine Bronzestatue in den Kot schleifte, ein derbes Lied des Triumphes über den spanischen Hochmut, der vor dem Fall kam.

V

Leiden ist eine Universitätsstadt von altem wohlverdienten Ruf. Nicht ohne Ehrfurcht betritt man den berühmten Senatssaal mit allen Porträts der Professoren aus den Tagen der Skaliger bis in unsere Zeit, diesen Saal, von dem Niebuhr gesagt hat, daß es für die Wissenschaft keinen ehrwürdigeren Raum in Europa gäbe. Ja, es war ein Zufluchtsort der Freiheit, dieses Holland, dem auch der erste Ausflug unseres Holberg galt.

Eine Einladung, die bei meiner Ankunft in Leiden auf meinem Tische lag, von einem Mann, dessen Adresse Oude Rhijn lautete, rief mir ein paar Worte des alten Dichters Fr. Paludan-Müller ins Gedächtnis. Er pflegte zu uns jungen Leuten zu sagen: „Machen Sie was Sie wollen, aber sorgen Sie dafür, nicht wie der Rhein bei Leiden im Sande zu verlaufen."

Ich habe den Rhein als Quelle unten in der Schweiz gesehen; dort ist er an manchen Stellen so schmal, daß ein Gymnastiker von seinem einen Ufer bis zum andern hinüberspringen könnte; ich sah ihn als brausenden Wasserfall wieder und habe ihn endlich breit und majestätisch unter der Eisenbahnbrücke bei Köln dahinrollen sehen. Hier kroch er schwach und fast still stehend in schmutzigen Kanälen, und ringsum an seinen Ufern baute man gerade Baracken und feierte Kirmeß mit Drehorgeln und Bajazzi wie zum Hohn. Wie er doch recht hatte, der alte kluge Herr! nicht wie der Rhein im Sande bei Leiden.

Ich gestehe eine Ketzerei: von allem, was ich in Holland gesehen habe, erscheint mir der Haag am schönsten. Auf dem Vijverberg zu stehen und über den anmutigen See hinauszublicken, wo Dutzende weißer Schwäne schwimmen, zum Binnenhof hinüberzuschauen (dem mächtigen Schloßkomplex, der auf so vielen alten und modernen Gemälden verherrlicht ist), dort bei Tage zu stehen,

nachts wiederzukommen und die dunklen köstlichen Massen drüben auf dem anderen Ufer unter dem Sternenhimmel zu bestaunen — das ist ein Genuß, der einem die schönsten Freiluftsaugenblicke verschafft, die man in Holland haben kann.

Der Haag ist freilich als holländische Stadt weniger eigenartig als Amsterdam, Haarlem, Leiden, Rotterdam und soviele andere Städte, aber vielleicht mit seiner vornehmen Mischung von weltbürgerlichen und nationalen Eigenschaften noch anziehender als die anderen besonders für die kurze Zeit. Hier allein findet man im Hochsommer die feinere Gesellschaft der Stadt zu Hause.

Es ist der Traum jedes hart arbeitenden Holländers, reich zu werden, um sich im Haag niederzulassen und ein paar Sommermonate in Scheveningen verbringen zu können. Man ist in nur zwölf Minuten mit dem elektrischen Eisenbahnzuge dort. Hier ist reine Luft, freies Meer und vielleicht ein etwas frischeres Leben als in Ostende und Blankenberge.

Im Haag wohnt der alte weitberühmte Maler Josef Israels, der große moderne Erneuerer des malerischen Ruhmes aus Hollands Vergangenheit. Er ist Gegenstand einer solchen Bewunderung dort in der Stadt, daß ein Besuch von ihm das Ansehen des betreffenden Gastes im Hotel förmlich erhöht. Von dem Augenblick an, da er mich einigemale im Hotel aufgesucht hatte, war ich Gegenstand der ausgesuchtesten Aufmerksamkeit seitens des Hotelwirts.

Von den liebenswürdigen Künstlern, die ich gekannt habe, ist Israels einer der liebenswürdigsten. Klein und beweglich, lebendig, begeistert, schnurrig und sorglos, so ist er als Künstler. Hinter sich hat er als Maler einen Zeitraum weitgehender Sentimentalität. Nun macht die Teilnahme, die er für das Leben der einfachsten Wesen empfindet, ihn nicht mehr weich, verleiht nur der Liebe zum Schönen, die hinter seiner Kunst liegt, eine Schattierung von menschlicher Innigkeit.

Neben seinen Arbeiten sind es Mesdaghs Marinebilder und die Landschaften der Gebrüder Maris, bei denen in den Haagschen Sammlungen moderner holländischer Kunst der Blick am längsten verweilt.

Doch war es nicht die neuere Kunst, der ich meine tiefsten Eindrücke im Haag oder überhaupt in Holland verdankte. Den tiefsten Eindruck, so stark fast, wie ich ihn in meiner ersten Jugend

von Michelangelo oder Leonardo empfing, verdanke ich Jan Vermeers Gemälde von Dordrecht in der Galerie im Haag.

Ich kannte Jan Vermeers nicht als Landschaftsmaler. Als ich das erste Mal in Jongheers Six' Amsterdamer Galerie seine Straßen betrachtete, durchzuckte die Freude mir wie ein elektrischer Strom Leib und Seele. Vermeer ist freilich als Maler hauptsächlich Pieter de Hoogh verwandt, aber er wirkt noch eigenartiger, weit breiter und stärker. Er ist der einzige Holländer, der mit dem Aberglauben an die Notwendigkeit des Halblichtes für die Poesie der Malkunst gebrochen hat. Die anderen, selbst die größten unter ihnen, haben um der Harmonie des Ganzen willen der Natur Gewalt angetan, das natürliche Licht willkürlich geändert, indem sie das anziehend Geheimnisvolle der halbdunklen Räume anstrebten. Er allein vermochte es, den Sonnenstrahl des klaren Tageslichts in dem Rahmen seiner Bilder zu fangen.

Schon die Straße in Delft in der Sixschen Sammlung leuchtet wie ein Stern. Ihr Himmel ist so munter, und im Torgewölbe eröffnet sich ein Wunder der Perspektive, man sieht und sieht in den offenen Torweg hinein, wo das alte Weibchen steht und wäscht. Es herrscht eine Stille in dieser Straße, daß man förmlich die Katzen auf den Dächern miauen hört.

Doch weit bedeutender ist das Bild von Dordrecht im Haag, ein Architekturbild, wie man es nie vorher gesehen hat. Im Vordergrunde links flacher Strand, goldighell mit schwarzem Boden und kleinen dunklen Frauengestalten mit hellen Kopfbedeckungen und Umhängen. In der Mitte das Wasser mit schönen hellgrauen Flächen und Schattenspiegelungen. Im Hintergrunde streckt Dordrecht sich aus, mächtig und malerisch mit seinen Häusern und Türmen und schweren derben Gebäuden mit offenen Torräumen und nach dem Hafen zu mit Türmchen. Links dunkelrote farbensatte Dächer. In der Mitte Sonnenlicht auf hellroten Ziegeln, und dann ein Konzert von grauen, roten, braunen und wieder grauen Farben in einer mittelalterlichen Turm-Architektur, die links in goldgelben Farbenwechsel ausklingt. Vor allem zieht jedoch das Gebäude rechts mit den beiden Türmchen den Blick auf sich. Es ist soviel Seele in dieser Mauer. Sie ist ganz Schönheit, eine Gesamtheit von zahllosen, tiefen, in entzückender Weise verschmolzenen Farben.

Mitten auf der Landstraße hielt der Bauer an. Er erklärte mir, daß er nicht imstande sei, mich weiter zu fahren und mich deshalb absetzen müsse; er selbst wolle nämlich gar nicht nach Farum. Aber dort auf der Landstraße käme gerade ein Torfkutscher, der dorthin wollte, und da brachte er mich Wehrlosen also unter. Das Geld hatte er ja bekommen; ich hatte nichts, was ich dem anderen geben konnte, und mit Wehmut vertauschte ich den raschen Trab der braunen Pferde mit dem Langsamschritt der Torfmähren. Mein erster Eindruck von Männerhinterlist!

Endlich war ich da. Auf einem hohen, breiten Hügel — hoch und breit, wie er mir damals erschien — erhob sich stolz das mächtige Schulgebäude, ein kleines Christiansborg, mit der Wohngelegenheit rechts und dem Schulraum links. Und der Schullehrer, Herr Leth, trat freundlich lächelnd heraus mit einer Pfeife in der Hand, die ein gut Stück größer war als ich, und gab mir die Hand und forderte mich auf, einzutreten, und sofort gab es Kaffee und Ausdrücke der tiefsten Verachtung für den Bauern, der für eine solche Bagatelle zwei Taler genommen und mich dann mitten auf der Landstraße hatte stehen lassen.

Gleich bat ich um Feder und Papier und in Chiffernschrift schrieb ich an einen Kameraden, mit dem ich mich vorher über diese geheime Art der Mitteilung verständigt hatte, er solle meinen Eltern sagen, daß ich ausgezeichnet empfangen worden sei. Ich wollte nämlich infolge einer gewissen Schamhaftigkeit nicht, daß Herr Leth sehen sollte, was ich aus seinem Hause an die Meinigen schrieb. Ich gab ihm das Blatt mit der Bitte, es zusammenzulegen, was ich selbst nicht konnte; Kuverts gab es damals nicht. Doch wer beschreibt mein Erstaunen, als er ohne weiteres mit einem Lächeln meine künstlichen Chiffern laut vorlas: „Ich bin ausgezeichnet empfangen worden“ usw. Nie hätte ich solchen Scharfsinn für möglich gehalten. Und mein Respekt vor ihm und seiner langen Pfeife wuchs.

In diesem Augenblick klopfte es leicht an die Tür. Und herein traten zwei Mädchen, ein großes und ein kleines, von denen das erstere mir reinweg alle Besinnung raubte. Sie war blond, die Schwester negerschwarz. Sie waren zehn und acht Jahre alt, hörten auf die Namen Henriette und Nina, stammten aus Brasilien, wo sie ansässig waren, sollten ein paar Jahre in Dänemark zu-

bringen, kamen in der Regel täglich, aber jetzt besonders, um den fremden Jungen in Augenschein zu nehmen. Als ich zwei Minuten lang das blonde Haar und die wundervollen grauen Augen der schönen Henriette angesehen hatte, verschwand ich aus dem Raum und kam nach fünf Minuten wieder — angetan mit jener dunkelblauen Jacke und jener weißen Weste mit den Goldknöpfen, die an Wochentagen zu tragen mir streng verboten worden war. Und von dem Augenblick an ging ich Sünder jeden Tag, den Gott werden ließ, in meinem Staatsanzuge — aber mit welchen Gewissensbissen!

Ich sehe herrliche kornreiche Felder vor mir, an deren Rande wir spielten; wir machten Jagd auf schöne gesprenkelte Schmetterlinge, die wir mit unseren Hüten fingen und grausam auf Nadeln spießten, und die Mädchen bewarfen meinen neuen Anzug mit Hafer, und wenn der Hafer festhing, bedeutete das irgend etwas — Liebschaften, glaube ich. Ich und Liebschaften!

Dann kam eine Einladung vom Rittergut; das Gebäude war groß und stattlich, ein wahres Schloß. Dort wohnte der alte, überaus schöne weißhaarige Kammerherr, der General, der gewöhnlich an Frederiks VII. Tafel speiste und uns Kindern stets Leckerbissen vom Dessert mitbrachte, herrlich große Stücke Kandiszucker in Papieren mit bunten Bildern von liebenden Paaren im Hirtenstil und Knallerbsen mit langen Papierfransen. Sein jüngster Sohn, der eine Insektensammlung und vieles andere Schöne besaß, wurde mein geschworener Freund, d. h. ich wurde seiner, denn er machte sich nichts aus mir; aber ich merkte es nicht und war froh und stolz auf seine Freundschaft und segelte mit ihm und vielen anderen Knaben und jungen Mädchen auf dem schönen Farumer See und ich fühlte mich mit jedem Tage mehr als ein ganzer Kerl. Ein Jahrhundert war es her, seit ich Blusen getragen hatte.

Alle Morgen brachte ich Dr. Dörr, dem deutschen Hauslehrer auf dem Schlosse, sämtliche Zeitungen und alle Morgen begegnete ich zufälligerweise Henriette und dann trennten wir uns nicht mehr recht für den Tag. Ich wußte keinen Ausdruck für die Bewunderung, die mich an sie fesselte. Ich wußte, sie war blendend schön, das war alles. Wir wollten gern etwas zusammen lesen und lasen so Wange an Wange den ganzen Don Quijote in Charlotte Biels Übersetzung im Gartenhause. Wir verstanden natürlich nur die

32*

Hälfte davon, und ich weiß noch, wie wir vergeblich Aufklärung über das oft vorkommende Wort „Dulle“ (Dirne) zu erlangen suchten; aber über das, was wir verstanden, lachten wir Tränen. Und diese Lektüre des Don Quijote hat noch alle meine späteren Versuche, in dies Werk einzudringen, beherrscht.

Aber Henriette hatte einen Ton, der mir ganz abging: sie amüsierte sich damit, Ränke zu spinnen, war erfindsam und intrigant. Eines Tages forderte sie mich auf, den Kindern in der Schule, diesen kleinen weißköpfigen Knaben und Mädchen, die wir alle schon längst kannten, einen ordentlichen Possen zu spielen. Ich sollte an ein neunjähriges Mädchen, Ingeborg, im Namen eines elf bis zwölfjährigen Jungen, der Per hieß, einen richtigen Liebesbrief schreiben, und um diesen herum wollte dann Henriette, die listige Kreolin, ein duftendes Blumenkränzchen aufnähen. Der Brief wurde verfertigt und überbracht. Aber er hatte nur zur Folge, daß Per am nächsten Tage, als ich mit Henriette auf der Landstraße ging, sich von seinen Begleitern trennte, mich einen Kopenhagener Flaps nannte und mich zum Raufen aufforderte. Von Zurücktreten konnte natürlich keine Rede sein, aber ich entsinne mich noch so deutlich, daß mir die Sache ein bißchen bedenklich erschien; er war viel größer und breiter als ich, und ich hatte überdies eine schlechte Sache zu verfechten. Doch kaum waren die ersten Versuchskniffe zwischen uns gewechselt, als ich ganz übermütig wurde. Das arme Balg! Er hatte ja keine Ahnung davon, was es hieß, sich prügeln. Aus meinem täglichen Kopenhagener Schulleben kannte und konnte ich die Hunderte Kniffe und Finten, die er nie gelernt hatte, und sobald ich das heraus hatte, warf ich ihn wie ein Bund Flicken in den Graben. Er schnellte wieder auf, doch mit vornehmer Gleichgültigkeit warf ich ihn zum zweitenmal zur Erde, daß ihm der Schädel summte. Es befriedigte mich, daß ich mich in Henriettens Augen nicht blamiert hatte, die übrigens meine Leistung mit großer Kälte aufnahm und mir kein Wort dafür sagte. Dagegen fragte sie mich, ob ich sie am selben Abend unter der alten Linde treffen wollte. Als wir uns dort trafen, hatte sie zwei lange Riemen bei sich und fragte augenblicklich etwas spöttisch und trocken, ob ich Mut genug hätte, mich binden zu lassen. Meine Antwort lautete selbstverständlich bestätigend, worauf sie sehr sorgfältig und umständlich meine Hände mit dem einen Riemen

zusammenschnürte. Ob ich die Arme bewegen könnte? Nein. Darauf schwang sie mit eifriger Hast den andern Riemen und ließ ihn auf meinen Rücken fallen. Immer wieder. Immer wieder. In meiner ersten feinen Jacke bekam ich die Jacke voll. Sie genoß es höchlichst, ihre Macht auszukosten. Ich wollte selbstverständlich in meiner Knabenehre weder schreien noch klagen; ich betrachtete sie nur mit der tiefsten Verwunderung; sie gab keine Erklärung, löste meine Hände; wir gingen jeder seines Weges, und ich wich ihr für den Rest meines Aufenthaltes aus. So lernte ich zum erstenmal Weiberhinterlist kennen.

Indessen, ich trug es ihr nicht lange nach, und am Abend meiner Abreise trafen wir uns auf ihre Bitte noch einmal, und da gab sie mir den ersten und einzigen Kuß, wobei jedoch weder sie noch ich etwas anderes sagte als: Lebewohl.

Ich habe sie nie wiedergesehen. Ich weiß, daß sie vor zwanzig Jahren in Brasilien gestorben sein soll. Aber nach zwei Jahren, als ich mich mit meiner ersten Schuljungenliebe zu einem elfjährigen Mädchen trug, fertigte mich dieses auf dem Kinderball mit der höhnischen Bemerkung ab: „Ach, du bist es, der sich unter dem Maienbaum in Farum von Henriette prügeln ließ!"

Ja, ich war es. So grausam war meine Schöne gewesen, daß sie es sich nicht einmal versagt hatte, unter ihren Freundinnen das Gerücht von der schmachvollen Behandlung zu verbreiten, die sie einen Kameraden zuteil werden ließ, der aus reinem Ehrgefühl nicht wieder geschlagen hatte.

Das war mein erster wirklicher Eindruck von der Natur des Weibes.

Schweden

Eisenbahnfahrt

(1866)

Welches Knaben Herz hat nicht vor Teilnahme gepocht, wenn er in der Biblischen Geschichte von Jehu, dem Nimsis Sohne, las. Nicht seiner Tugenden wegen, denn Jehu ist grausam, roh und hinterlistig, sondern weil das Zeichen, an dem ihn die Wache wiedererkennt, darin besteht, daß er fuhr, als ob er toll wäre. Denn daß diese Fahrt die einzig vernünftige ist, das begreift jeder Knabe. Entweder zieht man es vor, spazieren zu gehen, und dann ist es dumm und unschön, sich die Seele aus dem Leibe zu laufen, oder man wünscht vorwärts zu kommen, und dann ist es höchst einfältig, mit Ochsen oder mit dem Omnibus oder mit dem Güterzuge zu fahren. Segeln ist gut, Reiten ist herrlich, und die Gondel des Luftballons ist zweifellos ein anreizendes Beförderungsmittel; aber die jagende Schnelligkeit, die sausende Eile, mit der mich der Dampfwagen durch den Raum fährt, rascher und sicherer als der Geist des Ringes; sie zu empfinden lohnt, wie sie in allen Nerven zu verspüren ist, während die Muskeln sich in gemächlichem Müßiggang dehnen. Und nun denke man sich, daß die Menschen für eine solche Eile keinen stärkeren Ausdruck haben als wahnsinnig, daß eine wahnsinnige Eile den höchsten Grad der Schnelligkeit bedeutet! — Wäre denn ein Glück größer als das, stets mit einer solchen Eile vorwärts gehen zu können, niemals müde, niemals ermattet oder schwach? Haben wir denn wirklich soviel Zeit zu verlieren? Aber so ist es; alles im tiefsten Grunde Vernünftige, alles göttlich Kühne nennen die Spießbürger, die mit

der Macht der Mehrzahl die Redensarten der Sprache regieren, verrückt und wahnsinnig.

Auf den dänischen Eisenbahnen ist die Langsamkeit oft geradezu unleidlich. Dann lieber eine ehrliche Droschkenfahrt, da weiß man, woran man ist. Auf den schwedischen Eisenbahnen geht es viel rascher, aber doch nur dann mit befriedigender Schnelligkeit, wenn der Zug, nachdem er infolge der Bodenschwierigkeiten langsamer gefahren ist, mit verdoppeltem Eifer das Versäumte nachholt. Und doch — befriedigend ist die Fahrt nicht; aber es ist die Frage, ob selbst eine viel größere Schnelligkeit, wie die der englischen oder französischen Züge, ganz befriedigen könnte; es ist die Frage, ob eine Schnelligkeit denkbar wäre, so groß, daß sie den Hang, die Sehnsucht, die Begierde, die Raserei sättigen und aufheben könnte, mit der der Mensch schneller, schneller, noch weit, weit schneller davonzufahren verlangt.

Sieh aus dem Fenster! Du siehst das Land nicht gründlich von einem Eisenbahnwagen aus, so sieh wenigstens gründlich, was du siehst! Warte nicht, bis dein Nachbar dir sein Sieh! zuruft. Denn ehe du dich umgedreht hast, ist das Bild entflohen. Die Landschaft, die du betrachtest, ist nicht vor dem Fenster, sondern im Fenster selbst; ein bewegliches Gemälde, in jedem Fenster ein anderes, das von einer unsichtbaren Hand an dir vorbeigezogen wird. Jetzt Wald auf der einen, der Zipfel des Sees auf der anderen Seite, jetzt Wald gegenüber dem Felde, jetzt Feld auf beiden Seiten, jetzt klare Wasserpfützen, jetzt Felsstücke, feucht vom Regen, jetzt tannenbewachsene Berge.

Sieh wie diese Birken beständig wiederkehren in dieser demütigen, geduckten Stellung, als wollten sie dir ihr Bild einprägen, daß du sie nicht gleich vergissest! Wirf den Blick auf diese mit großen Steinen besäte Wüstenei, und du wirst dir wünschen, daß du ein Deukalion wärest, um die Steine hinter dich zu werfen und sie als Menschen auferstehen zu lassen — man kann sie gebrauchen in diesem spärlich bevölkerten armen Lande. Höre diese kleinen niedlichen Mädchen dem vorbeieilenden Zug ein Hurra zurufen; sieh diese kleinen forschen Lümmel dir eine lange Nase machen, der du den Kopf aus dem Fenster steckst, und lerne, was der Beifall der Welt und ohnmächtige Beleidigungen für den bedeuten, der per Eisenbahn auf sein Ziel zugeht.

Lege dich dann in den Wagen zurück und sieh das Bild der einen Scheibe mit dem darin enthaltenen Gemälde sich wie eine schwache aber deutliche Fata Morgana in der anderen spiegeln. Sieh die Telegraphendrähte, die jüngeren schwesterlichen Begleiter des Dampfwagens, deren Strammheit und Steifheit einen Funken verbirgt, in seiner Einzelheit gewaltiger als all das Feuer, das den Dampf zum Pruschen und Kreischen bringt — sieh, wie sie sich erheben und sinken, zerstreut werden und sich sammeln, gekreuzt und getrennt werden, während du auf deiner Bahn von Station zu Station fliegst, über Brücken, zwischen Klippen, bald in der Sonne, die dein Auge blendet, bald unter einer Regenwolke, die dich bei der Begegnung mit einem Sprühregen begrüßt, später unter einer, die mit dir denselben Weg hat, die sich aber vor dem Zuge trollen muß, der unter ihrem hintersten Rande hinein und — siegreich in seinem Wettlauf — unter dem vordersten wieder hinausläuft.

Höre dann dieses Schnurren, dieses Rasseln, dieses stoßweise, ungeduldige Rütteln, mit dem ein Wagen den anderen zieht, und versinke in Schlummer, träumend von der Klugheit, mit welcher der Menschengeist hier Hindernisse umgangen, ausgefüllt und geebnet hat, und von der gesunden Kraft, mit der er sich seinen Weg gesprengt hat, wo Gewalt nötig war. Aber wache vor allem so zeitig auf, daß dir die breite, von dunklen Felsen umschlossene Fläche des Vetterns nicht verloren gehe, auch nicht der vollgerundete Regenbogen, der gerade jetzt wie eine ausgespannte Ehrenpforte über seinem Spiegel steht.

Der Toppfall (Trollhätta)

(1866)

Empfange, du wunderbarer Strom, nach Verlauf so vieler Jahre von neuem meinen Gruß. Du erkennst mich nicht wieder seit dem letzten Mal, und ich bin auch nicht mehr derselbe. Aber von uns beiden bin nur ich ärmer und reicher, schwächer und stärker, älter und jünger geworden seit dem letzten Male; du bist unverändert. Vollkommen wie du in deiner grauenvollen Schönheit warst, konntest du nichts gewinnen, und ebensowenig hast du einen Tropfen von deinem überströmenden Born verloren. Heute wie heut nacht, heut nacht wie gestern, gestern wie vor tausend Jahren und wie in tausend Jahren stürzest du dich gleich gewaltig, gleich schäumend und dampfend über die Klippen hinab und in dein Lager hinaus, als kostete es das Leben, wenn du inne hieltest oder eine Sekunde rastetest. Dann verringerst du deine Eile und bezwingst deine Heftigkeit, dann vergissest du die kochende Leidenschaft, mit der du den Schaum wie Schneeflocken und Tropfen in die Höhe schleudertest, lässest den Wind den Gischt von deiner Fläche pusten, lässest kleine und große Schiffe über deinen Rücken hingleiten und mischst dich zuletzt mit dem Meere, außerstande, die Einheit deines Wesens oder auch nur deinen Namen festzuhalten. Aber hier! welche Kraft! welche unbändige Heftigkeit! Die starken Felsen begegnen ihr mit ruhiger Hartnäckigkeit; neckend stellen sie die Gleichgültigkeit wie einen Schild der Wassermasse entgegen, die über sie hin und ihnen entgegenbraust; aber empört über diese Geringschätzung, verdoppelt er seine Hitzigkeit, wirft, stürzt, wirbelt sich gegen die Felsenwände und wird von neuem in einem Schaum-

meer zersplittert, dessen Hitze nicht das Gefühl, sondern das Auge wahrnimmt. Welche reißende Schnelligkeit! Es wird einem schwindlig bei dem Anblick. Welch klares Weiß! Man wird von seinem Glanz geblendet. Welche Reinheit und Gesundheit! Der Schmutz der ganzen Welt scheint hier in einem Augenblick weggewaschen werden zu können.

Der Lärm zwingt den, der reden will, zu rufen, erleichtert dir aber das Schweigen, wenn du es vorziehst, zu schweigen. Sieh also schweigend hinab unter dich, unter die schwächliche Brücke, die vom Lande aus zur Topp-Insel hinübergeworfen ist! Kann etwas dir einen Eindruck von der Majestät der Natur vermitteln, von dem „Erhabenen", von dem die großen Denker der Vorzeit gesprochen haben, so mußt du es beim Anblick dieser klaren blanken breiten Wasserstrahlen empfinden, die sich feierlich senken, sich mit Blitzesschnelle, aber durchsichtig, inwendig unbeweglich unter deinen Füßen fortschieben und doch immer noch da sind. Und kann, umgekehrt, irgend etwas dich die Wildheit in der Natur kennen lehren, die sich mit dithyrambischer Gewalt selbst aufreibt, dann sieh rechts eine Handbreit von diesem Wasserarm entfernt, den Mahlstrom, der den Gesetzen des Elementes trotzend, sich ein trichterförmiges Loch bohrt und dann sprudelnd oben hinaus gesprengt wird, in Tropfen zersplittert, zu Staub zerschmettert.

Rastloser Strom! Unabhängig von allen Stimmungen des Lichtes und der Dunkelheit, der Sonne und des Schattens, des Lenzes und des Herbstes, führst du Minute für Minute dasselbe Schauspiel auf. Dein Sieden wird nie auch nur von der dünnsten Eisfläche abgekühlt. Wenn alle andern Gewässer schlafen, wachst du. Du gleichst der Zeit: denn du verrinnst wie sie ohne Stillstand, ohne Aufenthalt. Du gleichst der Ewigkeit, denn du bist in allen Veränderungen ewig derselbe: Die mächtigste Schwingung deiner Bewegung ist im voraus abgemessen; dein Tanz kopfüber in den Abgrund hinab zeigt stets denselben Sturz; deine himmelstürmende Leidenschaft wird beständig in dieselbe Form gezwungen; dein Puls steht still. In dieser gegebenen festen Gestalt ist dein fließender Körper unwandelbar befestigt und gefesselt. Sogar dein Werden ist ein Sein, deine Bewegung Ruhe.

Welche großartige Dialektik! Sprich laut, du schöner Strom; rufe laut, du starker Fall, daß sie dich hören können, die Denker deines Landes, die tauben und blinden, welche die Wahrheit nicht fassen wollen, die du täglich predigst: Daß der Widerspruch, den sie vom Leben des Gedankens fern halten wollen, zum Gedanken gehört, daß die Bewegung nicht von der Ruhe, die Ruhe nicht von der Bewegung zu trennen ist, und daß Zeit und Ewigkeit einander nicht ausschließen, sondern ewig eines sind.

Böhmen

Prag

(1892)

I

Unmöglich, hinauszureisen und Städte und Schlösser und Menschen anzusehen, müde und nach Einsamkeit verlangend, wie ich es war. Ich flüchtete also zu der Freistätte dort unten in dem kleinen deutschen Dorfe, wo mein Freund sich seine Villa gebaut hat und wo immer eine geräumige Schlafkammer und ein geräumigeres Arbeitszimmer für mich bereit stehen. Ich bedurfte der Stille und Sammlung, und da war Frieden. Ein duftender Garten, wo die Lindenbäume in Blüte standen und alles mit ihrem Wohlgeruch erfüllten. Vor dem Dorfe einsame Wege und Pfade durch Felder, reich an Korn und Blumen. Es war die Zeit der Heuernte, und es roch allerorten entzückend nach frischgemähtem Heu. Es war nicht zu warm und nicht zu kalt, trocken ohne Dürre, feucht ohne Regenzeit, und in dem großen Arbeitszimmer mit lebhaften Gemälden und ernsthaften Kupferstichen nach Michelangelo im Holzpaneel war gut sein und leicht schreiben. Nie eine läutende Glocke, nie ein Besuch.

Ruhig muntere Mahlzeiten mit den Damen der Familie, die von Jahr zu Jahr meine Gewohnheiten und längst vergessenen Äußerungen im Gedächtnis behielten; Gespräche bis tief in die Nacht hinein mit meinem Freunde, der den Tag hindurch in seinem Atelier beschäftigt gewesen war. Manchmal kam die junge aus Frankreich gebürtige Burgfrau von dem Palast in der Nähe hin-

über, um ein wenig zu plaudern, sie, die Besitzerin des größten zusammenhängenden Grundbesitzes im nordwestlichen Deutschland, eine junge kinderlose Witwe mit dem Wesen eines jungen Mädchens. Das war die einzige Zerstreuung, und selbst wenn ich hin und wieder mit der elektrischen Eisenbahn in die Stadt fuhr, ging ich nur in den Straßen umher, um eine Stunde lang Menschen zu sehen, besuchte aber niemand, ging in kein einziges Haus, obwohl ich in jeder zweiten Straße Bekannte hatte.

Auf diese Weise wurden die verstimmten Saiten meiner Nerven wieder gestimmt. Ich ließ die Ruhe des Schweigens und der Stille auf mich sinken. Einige wenige gute und uneigennützige, verständige und feine Menschen und ein einzelner hochbegabter Geist ersetzten mir die Menschheit. Wenn man zu denen gehört, die von vielen geplagt und mit Bitten bestürmt werden, so wirkt es beruhigend, sich hin und wieder in die Gewässer der Einsamkeit gleiten zu lassen, den Blick einzig auf den bewölkten, unsteten Himmel seines Lebens gerichtet, sich als ein Entschwundener zu fühlen, abwesend, abseits, anderwärts zu sein ...

Als ich mich lange genug vom stillen Ozean der Einsamkeit hatte wiegen lassen und nachdem ich mir ein Stück Arbeit abgewälzt, war ich zu dem bißchen Sommerreise aufgelegt, das mir bevorstand.

II

Die Liebenswürdigkeit bisher unbekannter Freunde lockte mich nach Prag. Auf dem Bahnhofe wurde ich mit scharfen Blicken gemustert, mit Hilfe alter Porträts wiedererkannt, und da ich die Gastfreiheit ausschlug, die man mir anbot, zu dem Hotel gefahren, das ich auf Grund seines guten Namens und seines alten Rufes bevorzugte. Auf allen Treppen waren dort auf Tschechisch und Deutsch Verbote für die Bedienten angeschlagen, in denen es ihnen untersagt wurde, irgendwelchen Lärm zu machen, laut zu sprechen, zu singen oder sich geräuschvoll zu betragen; man erhielt auf den ersten Blick den Eindruck, daß hier der Frieden der Gäste ganz besonders geschirmt und behütet würde. Der Anschlag war sicherlich nicht unnötig; denn nie habe ich unter einem solchen Lärm in den Treppenfluren eines Hotels gelitten wie hier.

Vor vielen Jahren hatte ich mir als Jüngling dieses Hotel in meinem Taschenbuch angemerkt als ich auf der Reise von Dresden nach München war und die Absicht hatte, mich unterwegs in Prag aufzuhalten. Ich kam auch dorthin, erhielt einen flüchtigen Eindruck von der Stadt, sah die Moldau sich ausbreiten, schäumen, die Schützeninsel, die Sophieninsel, die Malteserinsel umarmen, hörte sie unter den vielen Brücken brausen; ich ging auf die Karlsbrücke und sah mir den heiligen Nepomuk an. Aber ob es der Anblick dieses zweifelhaften Heiligen war oder was sonst, die fremde Sprache um mich herum, der Umstand, daß ein Droschkenkutscher, den ich anrief, mich nicht verstehen konnte oder wollte, gleichviel: das Gefühl der Einsamkeit und Fremdheit, das Bewußtsein, hier nichts zu suchen zu haben, überwältigten mich dermaßen, daß ich noch an demselben Tage weiter südwärts fuhr.

Diesmal hatte man mich erwartet, und es wurde in jeder Weise dafür gesorgt, daß ich mich nicht einsam und fremd fühle. Schon das Hotel sprach mich an. Von meinem Fenster hatte ich die Aussicht auf den schönen alten Pulverturm, der zu Prags monumentalen Gebäuden gehört.

Beim Eintritt in das erste böhmische Heim, das sich mir öffnete, mußte ich an Brozíks Gemälde denken. Die Gestalt der Hausfrau, kräftig und etwas vierschrötig, das runde offene Gesicht mit dem liebenswürdigen Lächeln erschienen mir ganz wie aus einem von Brozíks Rahmen herausgetreten. Wenn man Brozíks Darstellungen der Frauen des alten Böhmen Glauben schenken darf, so hat sich der Typus seit dem Mittelalter nicht verändert. Aber natürlich hat er Zeitgenossen zu Modellen genommen.

Wie die Frau des Hauses in ihrer ganzen Gestalt der Typus einer böhmischen Frau, so war der Herr des Hauses der Typus eines böhmischen Patrioten. Nicht in dem Sinne, daß ihm fremder Einfluß auf sein Land bedenklich erschienen wäre. Im Gegenteil! die allgemein europäische Kultur besaß in ihm einen Verehrer und Fürsprecher. Aber er war mit ganzer Seele und nach besten Kräften für die Sache seines Volksstammes tätig.

Dieses Ehepaar erschien mir, wie gesagt, typisch; trotzdem fühle ich sehr wohl, wie schwierig es ist, dieses Wort zu gebrauchen, wenn man nicht mehr Böhmen gesehen hat, als ich. Übrigens

ist neuerdings ein höchst interessanter Versuch gemacht worden, das Typische genau zu bestimmen. In Dresden sah ich bei einem Freunde eine Reihe merkwürdiger Photographien, ausgeführt von einem Amerikaner namens Bauditsch: die Durchschnittsbilder der übereinander photographierten Köpfe von zwölf amerikanischen Ärzten, vierundzwanzig Pferdebahnkutschern, vierundzwanzig Pferdebahnkondukteuren, vierhundertsechsundvierzig jungen männlichen und fünfhundert jungen weiblichen Studenten aus nordamerikanischen Universitäten. Die Ärzte und Studenten waren hübsch, die Kondukteure sahen ein bißchen verständiger aus als die Kutscher. Aber der Typus erschien seltsam genug wie eine Art Idealtypus: sonst ist Ideal und Durchschnitt ja nicht ein und dasselbe.

III

Heutzutage werden allerdings die böhmischen Bäder, Karlsbad, Marienbad usw. reichlich so häufig besucht wie die alte Hauptstadt des Landes. Aber sie verdiente sicherlich, gesehen zu werden. Prachtvoll und malerisch erstreckte sie sich zu beiden Seiten des mächtigen Flusses, beherrscht von dem schönen, hochliegenden Hradschin und dem Laurentiusberg auf dem linken Flußufer. Die grünen Bergeshänge leuchteten in der Sonne; der Blick verweilte bei dem Weißen Berge, so berühmt infolge der Schlacht, die im Dreißigjährigen Kriege Böhmens Schicksal entschied.

Ein Däne wird hier zunächst Erinnerungen an Tycho Brahe suchen. In der Teynkirche steht am letzten Pfeiler rechts vom Eingange Tychos Grabstätte mit seinem Reliefporträt und seinem Namen. Es ist eine wirkliche Porträtähnlichkeit angestrebt worden; denn die künstliche Nasenspitze ist deutlich bezeichnet; doch im übrigen hat der Stein wenig Kunstwert. Eher dazu angetan, die Erinnerung an Tycho zu beleben, ist das vor Prag gelegene feine, luftige Lustschloß Belvedere, von Kaiser Ferdinand I. in italienischem Renaissancestil erbaut. Es wird gemeinhin als Tycho Brahes Observatorium bezeichnet. Ein Observatorium ist es wohl nie gewesen, doch man weiß, daß Kaiser Rudolf im Verein mit seinem dänischen Astronomen oft von dem rings um das Schloß laufenden Balkon das Sternengewimmel beobachtet hat. Im Sommer ist es hier besonders schön. Im Schloßgarten unten mit den vielen

seltenen Bäumen murmelt der Springbrunnen, und die Aussicht über die Umgegend ist weit.

Der zweite dänische Name, der einem hier ins Gedächtnis gerufen wird, ist ja der Name Dagmars, obwohl sie gewiß nur als Kind in Prag gelebt und nach der Scheidung der Eltern mit der Mutter in Meißen gewohnt hat, bis sie 1205 nach Dänemark kam. Aber diese böhmische Natur ist die erste, auf denen die Augen der jungen Dragomir geruht haben; sie hat die älteste feste Steinbrücke über der Moldau liegen, hat den Hradschin mit Böhmens ältesten christlichen Kirchen und Klöstern befestigt gesehen. Sechs Jahre, bevor sie nach Dänemark geholt wurde, ist sie mit der Mutter Adda nach Meißen gezogen, da der Vater sich schnell wieder verheiratete.

In der Domkirche, der berühmten St. Veitskirche auf dem Hradschin, befindet sich das Grabmal des Vaters. In Stein gehauen, liegt Premysl Otakar I. auf seinem Sarkophag ausgestreckt, ein Kissen unter dem Kopf, die Füße gegen einen liegenden Löwen gestemmt, in ein langes, faltiges Gewand gehüllt. Um die Stirn und um das lange lockige Haar trägt er eine Krone. Aber leider ist das Gesicht durch eine Beschädigung der Nase entstellt. Die Böhmen behaupten, daß Otakar keineswegs wie man in Dänemark glaubt, ein schlechter König gewesen sei; er konnte nur nicht mit seiner Königin auskommen, und es war traurig für Dagmar, daß er die Prinzessin Constantia von Ungarn ihrer Mutter vorzog. Von Dänemark aus ist in letzter Zeit in dem gebildeten Böhmen von neuem das Interesse für die junge Prinzessin Dragomir erweckt worden, die in einem anderen Lande eine so sehr bewunderte und geliebte Sagengestalt wurde.

Auf dem Platze vor der Domkirche steht eine kleine bronzene Reiterstatue, die Prags vorzüglichstes Kunstwerk sein dürfte. Es stellt St. Georg zu Pferde dar und ist im Jahre 1373 von zwei einheimischen Künstlern, den Brüdern Clusenbach, ausgeführt worden. Wenn man bedenkt, daß die Jahreszahl 1373 bedeutet: dreiundvierzig Jahre vor Donatellos St. Georg, so wird man von der größten Bewunderung ergriffen. Selbstverständlich müssen diese Künstler in Italien in die Schule gegangen sein; sie haben aller Wahrscheinlichkeit nach Nicolo und Giovanni Pisanos so herrliche aber so ganz anders geartete Arbeiten gesehen. Nichtsdestoweniger

haben sie ein durchaus eigentümliches Genie an den Tag gelegt. Die Bewegung des Pferdes und die Haltung des Heiligen, besonders die Drehung des Körpers, vom Rücken aus gesehen, machen durch ihre entzückende Natürlichkeit den tiefsten Eindruck. Zu der Zeit, als diese Gruppe in Prag ausgeführt wurde, war in den drei nordischen Ländern die Ausführung eines solchen Kunstwerkes eine Undenkbarkeit, und selbst in den Niederlanden war sie unmöglich. Die in letzter Zeit so hochgepriesene niederländische Gruppe, St. Jörgen mit dem Drachen in Stockholm, ist hundertundsechzehn Jahre jünger und überdies noch ein Kunstwerk von bedeutend niedrigerem Range. — Ich sollte meinen, daß die kleine Reiterstatue der Jéanne d'Arc in Paris Anklänge an die Prager Gruppe enthält.

Die Burg auf dem Hradschin, die alte Königsburg, gegründet von dem Nationalhelden, Kaiser Karl IV., hat einen Turm, der das Auge besonders fesselt. Das ist der sogenannte Daliborsturm. In einem Artikel über Nürnberg erzählt Holger Drachmann die lokale Sage von dem Ritter Eppelin, einem Räuber, der sich vor seiner Hinrichtung die Gnade ausbat, dreimal um den inneren Burgplatz in Nürnberg auf seinem Lieblingspferde herumreiten zu dürfen, und der dann in einem halsbrecherischen Sprunge über die Brustwehr seine Freiheit suchte und fand. Ganz dieselbe Sage erzählt man hier von Dalibor, nach dem der Turm genannt ist, in dem er schmachtete. Hier schmuggelte seine Geliebte, um den im Schlangenhof sitzenden Ritter zu trösten, sein Saitenspiel ein, und er spielte so schön, daß die Menschen sich um den Turm scharten. Vom Hradschin aus soll er den wahnwitzigen Sprung gewagt haben. Heut' ist er wie so viele andere berühmte Helden als Tenor von den Toten auferstanden. Er hat Smetana den Vorwurf zu der Oper D a l i b o r geliefert.

Das Schloß hat, wie alle anderen Schlösser, schöne Säle, doch der schönste Raum Prags befindet sich nicht hier, sondern in Wallensteins (oder wie der Name eigentlich lautete: Waldsteins) Palast. Er wurde 1623 von dem durch Schiller unsterblich gemachten Feldherrn des Dreißigjährigen Krieges aufgeführt, steht noch fast unverändert da und gemahnt mit seinen historischen Porträts in den schönen Räumen lebhaft an das Zeitalter und den Mann. Nach dem Garten zu liegt hier die schöne offene Loggia,

wo Wallenstein, wenn er zuweilen Zeit hatte, das Leben in Prag zu genießen, mit seinen Offizieren zu Mittag aß. Sie ist hoch, diese mächtige Halle, und es muß am Tische für alle bedeutenderen Befehlshaber des Heeres Platz gewesen sein.

Jan Hus' altes Vaterland, das seine nationalen und religiösen Kämpfe mit Heldenmut ausgefochten und zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges nach der Niederlage des erbärmlichen protestantischen Königs notgedrungen dem Katholizismus huldigen mußte, ist heut als ein römisch-katholisches Land zu betrachten. Doch nicht in dem Sinne wie Polen. Denn unter der offiziellen Rechtgläubigkeit gedeiht hier frei und unangefochten der religiöse Freisinn wie in Frankreich und Deutschland.

Die Anzahl der Protestanten in Prag ist äußerst gering. Es gibt hier von alters her weit mehr Juden. Auf fünfundfünfzig katholische Kirchen kommen drei protestantische Kirchen und zehn Synagogen. Von diesen letzteren ist eine, die älteste, sehenswert. Sie soll schon im Jahre 600 aus Holz aufgeführt, im 12. Jahrhundert aus Stein wieder erbaut worden sein; in ihr wird die mächtige Fahne aufbewahrt, die Kaiser Ferdinand III. den Juden für ihre Tapferkeit bei der Verteidigung Prags gegen die Schweden 1648 schenkte. Die Fahne, die ganz ausgespannt ist und eine merkwürdige dreieckige Form hat, erstreckt sich groß und schön mit dem Salomonssiegel als eingesticktem Abzeichen fast über die ganze Länge des Gebäudes unter der Wölbung.

In der Nähe dieser Synagoge liegt der uralte, schon seit über hundert Jahren nicht mehr benutzte jüdische Kirchhof, der mit Recht von allen in Prag weilenden Fremden in Augenschein genommen wird. Er ist ein wahrer Urwald von Grabsteinen. Dicht aneinander, in allen Winkeln gegeneinander gedrängt, stehen hier, von Rasen umgeben und oft von Schlingpflanzen umwunden, Tausende von Steinen, mit hebräischen Inschriften bedeckt und gewöhnlich mit einem eingehauenen Symbol versehen, das Stamm oder Namen andeutet. Da sind einzelne, die man bis auf die Zeit Karls des Großen zurückführen will, und wenn dies auch Übertreibung ist, so sind Anblick und Eindruck dieser Jahrhunderte und aber Jahrhunderte umspannenden Denkmäler vom Leben und Sterben unglücklicher Ghettobewohner doch ungewöhnlich; sie scheinen nebeneinander aufgewachsen zu sein wie ein aus der Erde geschossenes

Steinheer. Besonders originell wirkt das hohe Grabdenkmal eines berühmten und geliebten Lehrers, das von den niedrigeren Leichensteinen seiner Schüler umgeben ist.

IV

Der Name Böhmen hat für den Nordländer noch einen gewissen abenteuerlichen Klang. Es ist das Reich, aus dem Dagmar, dem Heldenliede zufolge, angesegelt kam. Es ist das Reich, an dessen phantastischen Küsten man bei Shakespeare landet. Der Name in seiner französischen Form Bohème-Bohèmiens ruft die Vorstellung von einem freien Zigeunerleben ins Gedächtnis zurück; er scheint das alte Zigeunerland oder die Heimstätte der modernen Heimatlosen zu bezeichnen. Und dann entspricht kein slawisches Volk solchen Vorstellungen weniger als die tschechischen Bewohner Böhmens. Von allen slawischen Stämmen sind die Tschechen der häuslichste, der fleißigste, der am beständigsten und am tüchtigsten strebende Stamm.

Wer das Bild, das er sich von ihnen machte, von der alten französischen Namensverwechselung oder von dem unvorteilhaften Zeugnis herleitete, das ihnen früher von der deutschen Bevölkerung Wiens ausgestellt wurde — man bezeichnete sie gewöhnlich als besonders geeignet zu Angebern und Polizeispitzeln — wird stutzen, wenn er sie näher kennen lernt. Die besten unter ihnen machen einen ungewöhnlichen Eindruck von Sanftheit und Festigkeit. Es ist ein Volk von sieben Millionen Menschen, das sich mit erstaunlicher Schnelligkeit und Kraft in die Höhe arbeitet.

Vor nur einem Menschenalter war in Prag offiziell alles deutsch. Die tschechische Sprache wurde (wie in Flandern die flämische) im Verkehr mit den Dienstboten gesprochen und besaß kein einziges öffentliches Organ. Jetzt stehen an allen Straßenecken und auf allen Schildern die tschechischen Namen als gleichberechtigt neben den deutschen; überall ist die tschechische Sprache der deutschen gleichgestellt; und sie hat Organe jeder Art: Presse, Universität, Theater. Von Prags dreimalhunderttausend Einwohnern sprechen heute nur fünfzigtausend Deutsch als ihre Muttersprache, wenn es auch in den gebildeten Klassen alle und in den

33*

niederen die allermeisten verstehen. Es geht hier wie auf den Dampfschiffen, die den Kanal zwischen England und Frankreich befahren, wo selbst der geringste von der Mannschaft zwei Sprachen spricht.

Aber die Verschiebung geht in der Weise vor sich, daß das Tschechische an Erdboden gewinnt und das Deutsche verliert, und die nationale Leidenschaft des tschechischen Stammes ist so stark gewesen, daß sie Böhmens Aussehen und Prags Gesicht verändert hat. Viel Kraft hat in diesem Volk verborgen gelegen, da sie so schnell durchbrechen konnte. Sein Wesen machte auf mich den Eindruck, wie eine Kirche, deren Fresken eine barbarische Hand vor Jahrhunderten mit Kalk übertüncht hat. Es ist jetzt, als sei der Schleier mit einem Male entfernt worden und die ursprüngliche Bilderpracht zeigt sich plötzlich mit ihren Formen und Farben.

Diesen Vergleich, den ich in Prag in einer Rede bei einer Abendgesellschaft anwandte, die tschechische Schriftsteller und Künstler mir zu Ehren auf der Sophieninsel veranstalteten, wurde so richtig gefunden, daß Jaroslaw Vrchlicky ihn aufgegriffen und in einem sehr schönen Sonett weiter entwickelt hat, das in seiner Gedichtsammlung Bodláci Parnasu 1892 veröffentlicht wurde.

Es wäre übrigens kein Wunder, wenn einer von Böhmens deutschen Bewohnern behauptete, der Vergleich könne mit größerem Recht umgekehrt werden, insofern als vieles ursprünglich Deutsche in letzter Zeit mit hastig wirkender Leidenschaftlichkeit mit einem slawischen Firnis überstrichen worden ist. So zahlreiche deutsche Namen, die auf Slawisch buchstabiert werden, so die jetzt geteilte Universität, die älteste Deutschlands und Österreich-Ungarns (gegründet 1348), und so die Wissenschaft, die in dieser Universität gelehrt wird. Sie wird freilich in tschechischer Sprache vorgetragen, und man benutzt tschechische Handbücher; doch die Wissenschaftlichkeit selbst ist nicht tschechisch, sie ist allgemein europäisch und noch eigentlich deutsch.

Bedienen sich die Tschechen der deutschen Sprache, so bezeichnen sie sich stets als Böhmen und ihre Sprache als böhmisch, obwohl sie in ihrer eigenen Muttersprache diesen Namen niemals anwenden. Sie behaupten, daß das Wort tschechisch auf deutsch einen herabsetzenden Klang habe und neueren Datums sei. Früher sagte man

auf deutsch stets „böhmisch". Die Deutschen wenden hiergegen ein, daß sie als in Böhmen ansässig und von in Böhmen wohnenden Vorfahren abstammend, dasselbe Recht auf den Namen Böhmen haben wie ihre slawischen Landsleute. Das Wort Böhmen, Boheim, ist, wie sie sagen, ein germanisches Wort, seine erste Hälfte ist Boji, ein von den römischen Schriftstellern erwähntes keltisches Volk, und das Wort bedeutet also das Heim der Bojer. Sie bezeichnen, um ihr eigenes Recht als Kinder des Landes zu betonen, sich selbst als Deutschböhmen, die Tschechen als slawische Böhmen.

Das Verhältnis zwischen beiden Gruppen ist (wie der Reisende, der in beiden Lagern verkehrt, bald erfährt) äußerst gespannt, jedoch nicht in dem Grade, wie das Verhältnis zwischen Polen und Russen in Warschau. Es ist nicht ganz leicht, sich in beiden Kreisen zu bewegen, und es wäre mir persönlich schwer geworden ohne die Liebenswürdigkeit und den Takt, den die Mitglieder der deutschen wie der jungtschechischen Partei, die ich kennen lernte, an den Tag legten.

Als ich mich ein paar Tage in Prag aufgehalten hatte, aber lange genug, um nicht wenige Bekannte sowohl unter den Tschechen wie unter den Deutschen zu haben, brachte das alttschechische Organ einen Artikel, der mich willkommen hieß und mir mehrere gute Eigenschaften nachrühmte, besonders aber die, „zu den ausgeprägtesten Feinden Deutschlands" zu gehören. Man hatte mich damals in das deutsche Kasino eingeführt, aber als ich am Abend dort eintrat, machte mir keiner ein weniger freundliches Gesicht. Man scherzte ein bißchen mit dem Artikel — das war alles: Und man begnügte sich damit zur Rechtfertigung, in einem deutschen Blatte seinem Publikum zu berichten, teils, daß ich einer Einladung zufolge den deutschen Studentenverein besucht, teils, daß ich mehrere Abende im Deutschen Hause zugebracht hatte.

In hohem Grade rührte mich die Sorgfalt der Jungtschechen, einen Fremden nicht in eine schwierige Stellung zwischen diesen nationalen Gruppen zu bringen. Infolge einer Aufforderung von ihrer Seite war ich nach Prag gekommen; sie standen mir am nächsten; es war endlich der tschechische Studentenverein, der nur aus Jungtschechen besteht, der mich zu einer Zusammenkunft in seinem Lokal einlud, wo wieder Reden

von halb politischer Färbung gehalten wurden; doch die jungen Männer sorgten dafür, daß keines ihrer Organe ein Wort darüber brachte oder eine einzige Äußerung der Wirte oder des Gastes wiedergab.

Bei der letztgenannten Zusammenkunft wurden übrigens alle Formen beobachtet. Junge Leute, deren farbenprächtige Visitenkarte unter dem Namen die Bezeichnung starosta „Slavie" trug, holten den Gast an dem verabredeten Tage ab. Erst wurde das Lokal besichtigt, das geräumig und ziemlich nett ausgestattet war. An den Wänden hingen Bilder von nationalen Berühmtheiten. Das einzige hier, das einen spärlichen und ärmlichen Eindruck machte, war die Bibliothek, und die Ursache hiervon war höchst bezeichnend für die örtlichen Verhältnisse. Vor einigen Jahren hatte der Verein zu dem Begräbnis Victor Hugos oder eines anderen anerkannten Franzosen einen Kranz übersandt nebst einem Schreiben, das die Gefühle ausdrückte, welche diese Jugend mit Frankreich verband. Es ließ sich als ein jugendlicher Einspruch gegen den Dreibund auffassen. Nun enthielten die Statuten dieses wie aller ähnlichen Vereine einen Paragraphen, der es — falls der Verein sich mit Politik befaßte, — ermöglichte, ihn aufzuheben und sein Eigentum an einen anderen gleichartigen Verein zu verschenken. Der alttschechische Stadtrat ergriff begierig die gebotene Gelegenheit. Man beraubte den Verein seiner Bibliothek, ließ dann die Söhne der weisen Väter des Rates gemeinsam mit einigen wenigen anderen Söhnen alttschechischer Eltern einen Miniaturverein von ungefähr vierzig Mitgliedern gründen und schenkte diesem die ganze reichhaltige Büchersammlung, wobei wohl auf jedes Mitglied an tausend Bände kamen.

Diese jungen Studenten machten als Persönlichkeiten einen ganz vortrefflichen Eindruck, bescheiden, liebenswürdig, geradezu, warmfühlend. Um den sprachlichen Unterricht und die Ausbildung in den Geisteswissenschaften schien es dagegen nicht gut bestellt. Ich erhielt den bestimmten Eindruck, daß der Unterricht in Latein und Griechisch allzuviel Kraft verschlänge, die besser für neuere Sprache und moderne Studien angewandt wären. Den Schulunterricht hatten sie auf Tschechisch erhalten; außerdem hatten sie Deutsch gelernt; aber sie kamen zur Universität ohne die geringste Ausbildung im Französischen oder Englischen. Die jungen Tschechen

schwärmen für Frankreich, ohne seine Sprache zu kennen: dies zeigte sich am deutlichsten vor kurzem, als der Turnverein Sokol (Falke) zum patriotischen Turnfest nach Nancy kam und so glänzend empfangen wurde. Keiner der Teilnehmer konnte ein Wort in französischer Sprache an die Wirte richten, und da von diesen keiner ein Wort in tschechischer Sprache sprechen konnte, so war man auf die Pantomime beschränkt. Indessen durften die Tschechen in Nancy doch ihre gymnastischen Fertigkeiten zeigen, während die französischen Turner, als sie seinerzeit nach Prag kamen, während der Turnfeste in den Hotels eingeschlossen waren und nicht öffentlich auftreten durften.

Nachdem die Räumlichkeiten besichtigt waren, ordnete man sich um die Tische. Der Präsident bat um die Erlaubnis, in französischer Sprache eine Rede auf mich zu halten mit der Bitte, daß ich dann in derselben Sprache antworte. Es war ein großer, schöner, junger Mann, der längere Zeit in Frankreich studiert hatte. Er sprach, ich antwortete; man rief Nazdár! (Glückauf!) und die Privatgespräche begannen. Doch kaum war ich in ein Gespräch verwickelt worden, als ein junger Student um meinen Stuhl herumging, meine Schulter berührte und mich sehr höflich und drollig bat, die Rede, die ich eben gehalten habe, in deutscher Sprache zu wiederholen; denn an seinem Tische verstünde niemand Französisch — ich zog daraus meine Schlüsse in betreff der anderen Tische und war unleugbar recht verwundert; das ausdrückliche Ersuchen des Präsidenten hatte mich ja veranlaßt, französisch zu sprechen; er hatte hinzugefügt: Offiziell wollen wir uns sehr ungern der deutschen Sprache bedienen. Es war mir natürlich unmöglich, die Rede zu wiederholen, aber ich versprach, noch eine auf deutsch zu halten. Und diesmal erklang der Nazdár! mit anderem Nachdruck.

V

Gleich am ersten Abend führte man mich in das böhmische Nationaltheater. Man gab das Drama Jan Vyrava, ein nationales Schauspiel von dem Direktor F. A. Schubert, das im Jahre 1781 spielt. Die Darstellung war gediegen, ohne hervorragend zu sein, das Stück talentvoll, wenn auch etwas altmodisch in seiner Technik.

Dieses Nationaltheater in Prag ist der Stolz des tschechischen Stammes. Man betrachtet es mit Recht als ein Nationalmonument, ein Zeugnis ungewöhnlicher Art von dem Willen des Volkes, seine Existenz und seine Lebenskraft auf eine aller Welt sichtbare Art und Weise zu offenbaren. Im Renaissancestil erbaut, entfaltet es sich mächtig und prachtvoll am Ufer der Moldau, gegenüber dem Berge Petrschin, jenseits des Flusses.

Dieses Theater hat seine höchst lehrreiche Geschichte, die gleichbedeutend ist mit der Geschichte des tschechischen Selbstgefühls.

Als im Jahre 1620 nach der Schlacht am Weißen Berge, die der elende König Friedrich V. während eines Zechgelages verlor, das böhmische Königreich seine ganze Selbständigkeit verloren hatte, ging es mit der tschechischen Sprache, die im vorhergehenden Jahrhundert schon eine reiche Literatur entwickelt hatte, dermaßen zurück, daß sie am Ende des 18. Jahrhunderts als tot zu betrachten war. Das Land schien völlig verdeutscht.

Im Anfang dieses Jahrhunderts regte sich das nationale Streben hier wie allerwärts von neuem, und die Sehnsucht erwachte bald, die Volkssprache von der Bühne herunter zu hören. Es gab damals in Prag ein festes Theater, wo zuerst abwechselnd italienisch, deutsch und zuweilen tschechisch, später deutsch und ein oder zweimal wöchentlich tschechisch gespielt wurde. Es entwickelte sich natürlich der Wunsch, ein besonderes tschechisches Theater zu haben. Da die Regierung in den vierziger und fünfziger Jahren dem nationalem Streben Böhmens nicht günstig gesinnt war, so mußte man versuchen, sich aus eigener Kraft eine Bühne zu schaffen. 1850 wurde in Prag ein Ausschuß zur Errichtung eines böhmischen Nationaltheaters aus freiwilligen Spenden eingesetzt. Die Regierung vereitelte indessen die Tätigkeit des Ausschusses, und erst in den sechziger Jahren konnte man von neuem beginnen. 1868 legte man den Grundstein oder richtiger die Grundsteine, denn wie um zu zeigen, in welchem Grade das Unternehmen als ein nationales aufgefaßt wurde, sandte man Steine von allen historisch denkwürdigen Stätten des Landes, von den Bergen, die in der Geschichte des böhmischen Altertums von Sagen umsponnen waren, ja selbst von den böhmischen Kolonisten Amerikas.

Das Sammeln von Beiträgen wurde fortgesetzt; die Wohlhabenden gaben nach Kräften, aber der kleine Mann sandte sein

Scherflein in so reicher Anzahl, daß gerade die Pfennigbeiträge die größten Summen ergaben. Über anderthalb Millionen Gulden waren schon daraufgegangen; man hatte einige Probevorstellungen gegeben, und es erübrigte nur noch, das Theater gegen Feuersgefahr zu versichern, als im August 1881 beim Legen der Blitzableiterdrähte ein Stück glühende Kohle, das in ein Loch des Daches hinabfiel, einen Brand verursachte, der in wenigen Stunden das ganze innere Theater verzehrte.

Höchst natürlich wurde dieser Verlust als ein Nationalunglück empfunden, und man ging augenblicklich daran, das Geschehene wieder gutzumachen. In nur vier Wochen war abermals eine Million Gulden gesammelt. Man beschloß, das Theater wieder aufzubauen, doch bedeutend größer, und schon im Herbst 1883 stand das neue Theater fertig da. Eine förmliche Volkswanderung von allen böhmischen Gegenden fand statt, um es zu sehen, ja aus allen Gegenden Österreichs und Deutschlands, wo Tschechen ansässig waren. Man veranstaltete zu diesem Zweck Massenausflüge. Bis fünfhundert Personen auf einmal taten sich zusammen; man wollte das Werk sehen, zu dem man beigetragen hatte, und die tschechische Sprache von der Bühne herunter hören. Sogar von Amerika aus wurde 1884 eine Reise mit Sonderzug von Hamburg nach Prag veranstaltet, um das fertige Theater zu sehen.

Es ist sicherlich auch sehenswert und kann mit vollem Recht als eines der schönsten in Europa bezeichnet werden. Für das Äußere ist ein prächtiger inländischer Sandstein, für das Innere durchweg teils wirklicher, teils künstlicher Marmor verwendet worden, und die Loggia, das Foyer, der Korridor davor sowie der Zuschauerraum sind mit Gemälden verschiedener einheimischer Maler geschmückt worden. Die Zimmer des Königs und der Königin (des Kaisers und der Kaiserin) hinter dem Zuschauerraum sind wahre Schloßgemächer, mit schönen Tapeten und einem geschmackvollen und seltenen Mobiliar verschwenderisch ausgestattet.

Überall wo es möglich war, ist hier Eisen statt Holz verwendet worden, und das Theater wird von mehr als dreitausend Edisonschen Lampen elektrisch erleuchtet. Im Jahre 1883 war dies die größte elektrische Einrichtung, die es überhaupt auf der Erde gab.

Die Verwaltung des Theaters wird von einer patriotischen Gesellschaft (dem Nationaltheater-Konsortium) geleitet, die der Landtag des Königreiches ernennt. Jedes dieser Mitglieder hat eine oder mehrere Anteile von fünfhundert Gulden eingezahlt. Die Ausgaben betragen viermalhundertundvierzigtausend Gulden jährlich; doch das Theater deckt seine Kosten vollständig, zum Teil dank einem verständigen Direktor, der sowohl das Künstlerische wie das Ökonomische unter sich hat, teils dank der Gunst, in der das Unternehmen bei der ganzen tschechischen Bevölkerung steht. Man gibt meist nationale Schauspiele, Opern und Ballette, im übrigen aber Kunstwerke aller Länder, und nicht selten wird zweimal täglich gespielt. Die unter den Bevölkerungsgruppen herrschende gegenseitige Abneigung ist so stark, daß kein Deutscher seinen Fuß in dieses Theater setzt oder gesetzt hat, ebensowenig wie ein Tscheche das deutsche Schauspielhaus besucht.

VI

Böhmen besitzt eine wirkliche Nationaloper, begründet von Fr. Smetana, der, nachdem er lange Zeit nur eine örtliche Berühmtheit gewesen, jetzt eine europäische geworden ist.

Seltsam für mich, diesem Namen wieder zu begegnen. Als ich siebzehn Jahre alt war, begegnete er mir zum ersten Male. Smetana ernährte sich damals als Musiklehrer in Göteborg. Er wurde von seinen jungen Schülerinnen angebetet, hatte lange Haare und weiße Hände. Sein Bild hing an der Wand in einem Zimmer, wo ich ihm damals seinen Platz beneidete.

Bei den internationalen Vorstellungen in Wien im Sommer 1892 hatten seine Opern, von denen Die verkaufte Braut die Lieblingsoper seines Heimatlandes ist, den außerordentlichsten Erfolg. Smetana wurde mit den Jahren taub, komponierte aber wie Beethoven trotz seiner Taubheit. Er starb im Jahre 1884 als Geisteskranker.

Andere böhmische Komponisten sind Anton Dvorák und Zdenko Fibich. Der letztere hat die große Trilogie Hippodamia von Böhmens beliebtestem Dichter Jaroslaw Vrchlicky völlig durchkomponiert.

Dieser, sowie Svatopluck Czech sind im Augenblick Böhmens hervorragendste literarische Begabungen. Czech (geboren 1846) ist von beiden der verschlossenere und einsamere Geist, nationaler in der Wahl seiner Stoffe, grübelnder und weniger fruchtbar; Vrchlicky (geboren 1853) ist lebhaft und offen, leicht und stark von allen Eindrücken beherrscht. Das Nationalgefühl erscheint ihm so selbstverständlich, daß er keineswegs häufiger nationale als fremde und wirklichkeitsferne Stoffe wählt, aber er beherrscht seine Muttersprache mit einer Virtuosität sondergleichen und ist wahrscheinlich der fruchtbarste aller zeitgenössischen Dichter in Europa.

Von diesen beiden lernte ich nur Vrchlicky persönlich kennen. Eine Anzahl seiner Gedichte und Erzählungen hatte ich schon vorher gelesen. Feinheit und Sanftheit sind die Grundzüge seines persönlichen wie seines geistigen Gesichts.

Zur Aufführung im tschechischen Theater fertigte er vor einigen wenigen Wochen eine Versübersetzung von Emerich Madáchs ungarischem Riesenopus an, der Tragödie des Menschen, einem Werk, das die patriotisch begeisterten Landsleute des Dichters mit Maurus Jokai an der Spitze in einem Atemzug mit Goethes Faust nennen, das aber mit seiner Breite und Einförmigkeit, mit seiner, aus des Dichters rein persönlichen Lebensverhältnissen stammenden Frauenverachtung und mit seiner dramatischen Unmöglichkeit nur als Ausstattungsstück eine Wirkung ausüben kann. Die Szenerie war vortrefflich; Kulissen und Gewänder, die der ungarische Patriot Fürst Esterhazy dem Theater unentgeltlich überließ, waren geschmackvoll und kostbar. Man arbeitete während meines Aufenthaltes in Prag eifrig an den Proben, und es fand bei seiner Aufführung Beifall. Doch die Ausführung bot in Wirklichkeit nur ein Moment von Interesse dar, und zwar in der neunten Szene (Paris während der großen Revolution), als die Marseillaise angestimmt wird. Die Richtung des Schauspiels ist völlig revolutionsfeindlich, das Pariser Volk tritt nur als eine blutdürstige und schreckliche Bande auf, doch das Publikum kümmerte sich nicht im geringsten um die Richtung. Kaum erklangen die ersten Töne: Allons, enfants, als ein betäubender Beifall losbrach, der kein Ende nehmen wollte. An den Haaren zog man die Gelegenheit herbei, seine Liebe zu Frankreich an den Tag zu legen. Und weit davon entfernt, von einer Aufführung zur anderen abzunehmen,

hat diese Gesinnungs-Kundgebung dermaßen an Stärke zugenommen, daß den Zeitungsnachrichten zufolge das Stück jetzt nach mehr als dreißig Aufführungen auf Grund der eifrigen Begeisterung für die Marseillaise von der Prager Polizei verboten worden ist.

Sehr anmutig ist unter Vrchlickys Schriften die kleine Sammlung ironischer und gefühlvoller Geschichten, die den Titel führt Bunte Scherben. Jedes Geschichtchen hat sein besonderes Gepräge; es liegt eine zarte Poesie darin. Besonders böhmisch scheint diese nicht zu sein, aber sie ist menschlich und original.

Ihren Namen führt die Sammlung nach der ersten kleinen Geschichte von einer schönen und reichen Dame, die in ihrem Lebensüberdruß, ihrem Abscheu vor der Leere und Trostlosigkeit des Lebens, mit einem jungen Maler zu plaudern beginnt, der bei seiner Kunst glücklich ist. Um ihr seine Lebensanschauung zu erklären, nimmt er aus dem Sand des Weges eine Anzahl farbiger Glasscherben auf und zeigt ihr, wie bunt und merkwürdig die Welt aussieht, sobald man sie nur durch diese Scherben betrachtet; bald erscheint sie hellrot, bald hellblau, eine Welt von Kristallen oder Opalen.

Eine andere Seite von dem Wesen der Kunst und der Lebensverhältnisse des Künstlers ist auf den paar Blättern gemalt, die Poesie und Prosa benannt sind. In ein und demselben Hause einer abgelegenen Straße in der großen Stadt wohnen ein breitschultriger gutmütiger Bäcker, der sein Leben im Duft des warmen Brotes zubringt, und ein Parfümeur, der kein gewöhnlicher Handwerker ist, sondern in seinem Fache Versuche und Erfindungen macht, dem der Duft der Veilchen und Rosen, Reseda und Nelken alltäglich scheint und der ständig Flüssigkeiten zersetzt, zusammenstellt, auflöst, vermengt und kocht. Er läßt seiner Phantasie über die Grenzen des guten Geschmackes hinaus die Zügel schießen, nur um neue, bisher unbekannte Arten des Wohlgeruches zu entdecken. Bei seiner anstrengenden Arbeit wird er krumm und mager. Während die Glocke des Bäckerladens beständig klimpert, läutet es selten an seiner Tür. Er hat wenig Kunden, und diese sind nicht einmal sicher.

Eines Nachts, als er allein über seine Bücher gebeugt sitzt, mit Blumen einer fremden Fauna und gärenden, faulenden

Stoffen beschäftigt, hört er vom Trog des Bäckers den wundervollen Gesang des Brotes zu sich emporklingen: Ich bin das Manna der Armen, die Hostie des Lebens für sie, die arbeiten und bedrückt sind. Jede Brotkrume ist heilig, sie ist der Schweiß der Arbeiter, die Träne der Elternlosen. Ich flöße Leben ein, denn ich bin das Leben, ich komme aus dem Schoß der Erde hervor, wachse und gedeihe, atme Mutterwärme, bin Fleisch und Milch usw. — Da strömen große Tränen über die bleichen eingefallenen Wangen des Mannes. Und er ruft aus: „O Gott! wie glücklich sind sie, die die Welt mit dem Alltäglichen glücklich machen können, und doch danke ich dir, daß du mich nicht wie den Bäcker dort unten schufest!" ... Aber in demselben Augenblick greift er in seine Tasche, und als er dort nur etwas armseliges Kleingeld findet, wiegt er es lange in der Hand und flüstert mit schmerzlichem Lächeln: „Jetzt wird es doch wohl Zeit, daß ich heruntergehe und mir ein Brot kaufe."

In einem so treffenden und anmutigen Sinnbild schilderte Vrchlicky sein Los als Dichter und sein Schicksal als Schriftsteller in einer Sprache, deren Lesewelt nicht zahlreich ist.

Seine graziöse Geschmeidigkeit ist echt slawisch, doch sie ist kein Ausdruck der Unzuverlässigkeit, nur ein Ergebnis der erstaunlichen Empfänglichkeit seines Wesens. Man pflegt einen solchen hohen Grad von Empfänglichkeit als weibisch zu bezeichnen; sicher mit Unrecht; sie ist gerade in strengem Sinne männlich, denn sie beruht auf einem stets bereiten, äußerst leichtgeweckten künstlerischen Schaffenstriebe. Besäße die Frau eine solche erhöhte Empfänglichkeit, so wären die Frauen die ersten Kunstübersetzer der Welt. Aber in allen Literaturen sind die Kunstübersetzer Männer.

Vrchlicky, der mit seinem bürgerlichen Namen Emil Frida heißt und sich sein Brot als Sekretär des Prager Polytechnikums verdiente, bis er jetzt zum Professor der Geschichte der modernen Literaturen an der Prager Universität ernannt worden ist, hat, neununddreißig Jahre alt, vierzig Bände Gedichte, achtzehn Dramen und Lustspiele, zahlreiche Erzählungen, Essays usw. veröffentlicht, hat außerdem im Versmaß des Originals Dantes ganze Göttliche Komödie und Vita nuova, Tassos Befreites Jerusalem, Ariostos Rasenden Roland, die Gedichte Michelangelos, Leopardis

und Carduccis, Goethes Faust, beide Teile, eine umfassende Anthologie aus der italienischen Poesie, den größten Teil von Victor Hugos Gedichten, eine große Anthologie aus der französischen Lyrik, Edgar Poes Gedichte, und endlich eine bedeutende Anzahl Dramen und Poesien aus der deutschen, spanischen, englischen und provençalischen Literatur, im ganzen siebenundzwanzig Bände Übersetzungen, veröffentlicht.

Über die Vortrefflichkeit dieser Übersetzungen herrscht nur eine Stimme. Ich habe von deutschen Böhmen seine Faustübersetzung als unvergleichlich, als die beste, die man sich denken könne, bezeichnen hören. Und von ihr erzählte er, daß er sie im Sommer auf dem Flußdampfer geschrieben hätte, der ihn von dem Ort, der seiner Familie als Landaufenthalt diente, hin und her führte.

Ja, Vrchlicky ist der erste Virtuose unter allen Sprachkünstlern der Gegenwart.

VII

Es war einmal ein fremder Mann, der nach Prag kam. Er hatte verschiedenes erlebt, viele Menschen, ja viele Völkerschaften kennen gelernt; war auf Liebe gestoßen, die in einem Nu aufflammte, und auf Haß, der ein Menschenalter hindurch währte; hatte den nie ganz fuselfreien Trunk des allgemeinen Wohlwollens und die gesunde bittere Mixtur der allgemeinen Mißbilligung gekostet; und er bildete sich ein, daß kein Ort Europas in bezug auf Popularität oder Unbeliebtheit für ihn etwas aufgespart habe, das er nicht im voraus kannte, und mit dem er nicht im voraus fertig sei.

Aber da kam er nach Prag, das ihm neu und wo die einfache Herzlichkeit der Bevölkerung ihm unbekannt war. Nun sind in Prag und seiner Umgebung alle Wege von Schlagbäumen begrenzt, die nur gegen eine Abgabe hochgezogen werden, und alle Brücken gesperrt, falls man nicht jedesmal, wenn man sie zu Fuß oder Wagen passiert, Brückengeld bezahlt. Dieses Brückengeld beträgt einen Kreuzer für Fußgänger, aber mehrere Kreuzer für die im Wagen Fahrenden. Der Fremde war öfter zur Sofieninsel gefahren, und dort war er eines Abends zu einem festlichen Gelage eingeladen worden.

Als er nach einigen Tagen angefahren kam und auf der zur Insel führenden Brücke hielt, um die gewöhnliche Abgabe zu entrichten, sah ihn die Brückenfrau einen Augenblick an und sagte dann: „Von Ihnen nehme ich kein Geld."

Da sprach der Fremde für sich, was einer der größten Söhne Böhmens bei einer tragischeren Gelegenheit sagte: „Sancta Simplicitas!" Und er fügte hinzu: „Heiliger Jan Hus! Du, der du weit mehr und ganz anders als irgend ein Nepomuk Böhmens Heiliger und Schutzpatron bist! Hast du in deinem Himmel einen Einfluß an höchster Stelle, so gib, daß diese Frau schon hier auf Erden für jeden Kreuzer, den sie mir nachgelassen hat, mit tausend Gulden belohnt werde. Amen!"

Österreich

Strzebowitz

(1901)

In Österreichisch-Schlesien liegt das Schloß hinter seinem Garten, von einem Walde gedeckt. Es ist im zwölften Jahrhundert von einer polnischen Herzogin als befestigte Burg aufgeführt worden, was die Dicke der Mauern bezeugt. So dick sind sie, daß hier Platz für drei doppelte Fenster ist, mit je ungefähr einer Elle Zwischenraum. Aus der ältesten Zeit stehen die Keller noch wie sie waren, mit Bogenwölbungen. Dann ist das Schloß erst im fünfzehnten Jahrhundert, und dann noch einmal im achtzehnten Jahrhundert mit beträchtlichen Veränderungen umgebaut worden. Aber in einem der Zimmer im Erdgeschoß befindet sich noch das Loch im Fußboden, durch das im Mittelalter die Gefangenen in das Verließ hinabgesenkt wurden. Dort ist der Steinfußboden schlüpfrig, die Luft wie in einer Grabkammer, feucht und kalt — ein schrecklicher Aufenthalt für den, der hier verschmachtete, während oben in der Burg Feste gefeiert wurden. So weit sind wir fortgeschritten, daß jetzt nur der Wein hier aufbewahrt wird. Der große Saal im ersten Stock hat an einer Stelle einen gehörigen Mauervorsprung von recht ansehnlicher Breite. Hier ist der Sage nach eine Nonne eingemauert. Und hier sind Zimmer, wo, wie es heißt, nachts ein Geist umgehen soll. Und andere, die besten, die den Namen eines polnischen Bischofs tragen, der sie einrichten ließ, und in denen jetzt ein

fremder Ketzer wohnt. Hier gibt es mittelalterliche Erinnerungen in Hülle und Fülle.

Doch gemeinsam mit ihnen gedeihen vortrefflich die Erinnerungen an die früheren Bewohner des Schlosses im neunzehnten Jahrhundert: an den Grafen, der zum Kummer seiner Gattin die Herrin eines Rittergutes, eine Meile von hier, liebte, an polnische, französische und böhmische Edelleute und Frauen, endlich an schöne und reizende ungarische Damen, welche alljährlich hier zu Besuch kommen und die alten Räume mit dem Duft ihrer verfeinerten Toiletten erfüllen. Hier gibt es strenge Säle und geheimnisvolle Stuben und muntere Zimmer, in denen die Sonne lacht, und lange Korridore, die nach zehn Uhr stockdunkel sind. Und der alte Diener ist schon fünfunddreißig Jahre lang hier, wie die alten Diener in Scribes Komödie, und alles Gesinde plumpst — wie slawische Dienstboten allerorten — zu den Türen herein, ohne anzuklopfen, läuft mit Besen und Eimer durch, um rein zu machen. Sie sprechen alle Tschechisch, verstehen und sprechen aber etwas Deutsch, während umgekehrt die Herrschaft von Kindheit an mit der ganzen Umgebung Tschechisch gesprochen hat.

Garten und Wald stehen jetzt in ihrer herrlichsten Pracht. Die Blüten der beiden Magnoliabäume sind gezählt worden; jeder hatte zweitausend. Doch noch schöner als sie ist die vierhundertjährige Eiche im Walde. Unten mächtig breit, teilt sie sich etwas höher hinauf in zwei dicke Stämme, und ganz oben entfalten sich ihre Kronen mit lauter hellgrünem, frisch entsprossenem Laub. Könnten Menschen Jahrhunderte alt werden, so würden sie vielleicht mit den Jahren auch schöner und imponierender werden; nun werden sie ja leider im allgemeinen das ganz Entgegengesetzte. Im Walde ertönt lebhafter Vogelsang, doch am angenehmsten ist das Gurren der Waldtaube. Steht man im Parke, dann wird der Horizont von den Karpathen begrenzt; hinter ihnen liegt Ungarn. Geht man durch das Dorf, so wimmelt es von flachsköpfigen kleinen Kindern, die meisten barfüßig, aber reinlich und ordentlich gekleidet. Das junge Fräulein auf dem Rittergut hat eine Garde von elf kleinen Knaben zwischen acht und dreizehn Jahren, die sie zu ihren Schützlingen gemacht und unterrichtet hat und die sie dafür anbeten und ihr Blumen bringen.

Die ganze Bevölkerung hier in der Gegend spricht Tschechisch, obwohl wir weit von Böhmen entfernt sind. Noch ganz bis nach Preußisch-Schlesien hinein reicht das Gebiet der tschechischen Sprache. Überall hört man nur slawische Laute, denn die großen Fabriken hier herum beschäftigen eine Menge polnischer Arbeiter aus Galizien. Die großen Gutsbesitzer haben hier einen schweren Stand; denn die tschechische Bevölkerung ist trotzig und überall sozialistisch organisiert. Der soziale Gegensatz ist gleichwohl weniger durchgreifend als der nationale, und hier erregt besonders folgende Tatsache die Aufmerksamkeit des Fremden. Wo vor dreißig, vierzig Jahren noch allerorten Deutsch gesprochen wurde, da ist nun die deutsche Sprache verschwunden, ganz verdrängt von der ungeduldig und rastlos vordringenden tschechischen Sprache. Die Tschechen gehen mit dem rücksichtslosen Vorwärtsstürmen eines jungen Volkes darauf los. Die Deutschen mit ihrer alten Kultur haben sich zu spät zu hartnäckigem Widerstande gesammelt. Es zeigt sich hier wie in den polnischen Provinzen Preußens und Österreichs: wo die slawische und die deutsche Sprache zusammenstoßen, da weicht die deutsche, selbst wo sie wie in Posen mit allen möglichen Machtmitteln von oben unterstützt, und wo die Sprache der Bevölkerung unterdrückt, ja nicht einmal als berechtigt anerkannt wird. In Wirklichkeit erstreckt sich im Westen wie im Osten die deutsche Sprache lange nicht so weit, wie man der Karte nach glauben sollte; ihr Gebiet heutzutage ist, wo sie auf das Polnische, Tschechische oder Französische stößt, verhältnismäßig eng. Nur eine Sprache gibt es, der gegenüber sie in neuerer Zeit ihre Ausdehnungskraft bewiesen hat — das ist die dänische. Diese hat sie noch im neunzehnten Jahrhundert aus Südschleswig vertrieben. Die dänische Sprache ist nordwärts vor der deutschen zurückgewichen, bis sie endlich, so ungefähr seit 1848, Halt gemacht hat; doch selbst wo sie sich heute trotz der Ungunst der Zeiten und Verhältnisse mühsam einigermaßen behauptet, kann doch niemals die Rede sein von einem siegreichen Vordringen oder von einem Zurückschleudern der deutschen Sprache wie jetzt bei dem Zusammenstoß mit dem Polnischen oder Tschechischen. Diese Sprachen wurden in vergangenen Jahrhunderten von der deutschen vertrieben, und zwar aus weiten Strecken Landes. Jetzt dagegen sind die Slawen an sprachlicher Kraft den Deutschen überlegen. Daß die

Dänen es nicht sind, kann wohl kaum einen anderen Grund haben als die Weichheit des dänischen Nationalcharakters. Wie die Dänen in Nordamerika schon im zweiten Gliede ihre Sprache ablegen und vergessen, wie sie jahrhundertelang ihre eigene Sprache in der Heimat vernachlässigten und verachteten, so haben sie auch an Dänemarks Südgrenze nicht eher den Hang empfunden, die Herrschaft des Dänischen zu verbreiten und zu befestigen, als bis es zu spät war.

Witkowitz

(1901)

Wenn man das große Eisenwerk — das größte Österreichs — betritt, dann ist einem, als befände man sich in einem Gewirre von aneinanderstoßenden ungeheuren Bahnhöfen. Die Architektur erinnert ein bißchen daran, der Lärm gleichfalls. Überall liegen Kohlenstaub, Eisenerz und Schlacken herum. Hunderte von Maschinen surren. Wo man geht und steht, strahlt vom Feuer, das man sieht oder spürt, eine brennende Hitze aus; das Wasser rieselt an den Seiten des Hochofens entlang; die Menschen ringsum sind eifrig beschäftigt, glühendes Eisen in verschiedene Formen zu baxen; fünfzehntausend zumeist tschechische, doch auch deutsche und polnische Arbeiter sind hier und in dem anstoßenden, siebenhundert Meter unter der Erde laufenden Schacht beschäftigt.

Es ist ein Leben, wie es Zola in den ersten Teilen seines Buches Die Arbeit geschildert hat.

Hier wird ein viereckiger, dicker, etwas länglicher, ungefähr ein paar Ellen langer, weißglühender Eisenblock aus einem Ofen ausgespieen. Von selbst hüpft und gleitet er, von sinnreichen Maschinenteilen gehoben und getragen, quer über die Halle und fügt sich unter die Walze in einer der großen Maschinen ein. Diese beginnt ihre Arbeit. Funken stieben. Der Block wird gequetscht und gestreckt und kommt wohl noch einmal so lang heraus. Wieder unter die Walze gebracht, kommt er von neuem heraus, noch einmal verlängert und verdünnt. Abermals wird die Methode wiederholt, und im Laufe von nur zehn Minuten ist der Block in eine Eisenbahnschiene verwandelt, lang, rotglühend, die gleich einer Schlange, welche ihr Haupt erhebt und aus ihrem Munde Feuer sprudelt, durch die Halle gleitet und deren ganzen Querschnitt ausfüllt.

Im Hochofen sind kleine Glasgucklöcher zum Durchsehen angebracht, hinter denen das geschmolzene Erz sich weiß wie Wolken zeigt. Der Kopf wird einem ordentlich heiß, wenn man hinein sieht; aber man vergißt den Anblick nicht.

Hier kann man beobachten, wie der Stahl entsteht. Das Roheisen wird im Feuer geschmolzen, bis es dünnflüssig ist wie Wasser und durch lange in den sandigen Lehm gegrabene Rinnen, läuft es wohl an die hundert Ellen hinab zu dem ungeheuren Behälter, in dem es gesammelt wird. Der Feuerfluß ist hochrot; er trägt hie und da dunkle Schlacken; ab und zu springen während des Laufes Funken aus ihm hervor. Die Arbeiter nähern sich ihm manchmal und gießen mit großen, an langen Stangen sitzenden Suppenlöffeln, etwas aus der Flüssigkeit in kleine Löcher, um es zur Prüfung ins Laboratorium zu bringen. Es ist ganz merkwürdig, den Feuerkanal mit den Augen zu verfolgen.

Bald ist der Behälter — „die Pfanne", wie man ihn nennt — ganz gefüllt. Eine Maschine umfaßt ihn und trägt ihn leicht und sicher ein Stockwerk empor. Wir stehen schon da, die Ankunft eines ein paar Mann hohen Feuertopfes erwartend. Er ist oben mit Kokes bestreut, damit das fließende Eisen nicht gerinnt. Er sieht aus wie die Kessel, in die der Phantasie des Mittelalters zufolge die Sünder der Hölle hinabgesenkt wurden. Eine Maschine ergreift ihn und führt ihn einem festen, ungeheuren Behälter entgegen, der Bessemer-„Birne" — so genannt nach ihrer Form und dem Namen des Erfinders — die jetzt der „Pfanne" zugekehrt und in welcher der Stahl gebildet wird. Eine Maschine gibt der „Pfanne" eine schräge Stellung, daß ihr Inhalt in die breite Rinne fließen kann, die den Feuerstrom in schräger Richtung zur Öffnung der „Birne" hinabführt. Ruhig geht dieses Abwärtsbeugen der Pfannenöffnung und das Ausfließen des Eisens nicht ab. Kein Feuerwerk kann eine Vorstellung von dem Gesprudel von Millionen Funken geben, das diesen Vorgang begleitet. Die Funken sprühen in mächtigen, fächerförmigen Strahlen nach allen Seiten hin, und diese glühenden Eisenparzellen brennen überall, wo sie hin fallen, Löcher ein. Doch vollkommen ruhig und gleichgültig hantieren die Arbeiter, mit langen Eisenhaken bewaffnet, an dem Behälter und dem Feuerstrom. Sie gehen herum in einfachen Leinenblusen, einen Schirm vor den Augen und Fechthandschuhe an den

Händen, und lassen sich vom Funkenhagel umsausen; einige mochten noch nicht einmal die Handschuhe anziehen; eine harte Haut müssen sie haben. Ihre kleinen schwarzen Hüte zeigen Löcher über Löcher, ihre Blusen ebenso.

Endlich ist der Behälter geleert. Mit Eisenhaken wird der letzte Bodensatz in die Bessemer-Birne hineingescharrt. Sobald diese gefüllt ist, wird sie, mit der Öffnung nach oben, von einer Maschine in die Höhe gehoben. In diesem Augenblick beginnen die ungeheuren Blasebälge in einer der Maschinenhallen ihre Tätigkeit. Sie blasen einen Sturmwind in das fließende Eisen hinab. Und jetzt beginnt die Verbrennung alles darin enthaltenen Kohlenstoffes, bis nur der reine Stahl übrig bleibt.

Dieses Schauspiel ist, sollte ich meinen, das größte, das man in einem Eisenwerk sehen kann. Aus der breiten Öffnung des ungeheuren Behälters steigt in schräger Richtung ein Strahlenbündel sausender Flammen gen Himmel, wie man es bei keiner Feuersbrunst und keinem Feuerwerk je gesehen hat. Die Beleuchtung des ganzen Raumes wird zauberhaft. Dem Schein dieses aufwärts sausenden Strahlenquells gegenüber sieht das Sonnenlicht schwachbläulich aus. Und der Strahlenfächer wechselt unaufhörlich die Farbe. Erst ist er weißglühend, dann scheint er gelblich, dann schwach violett, dann stärker lila, dann purpurrot, dann kirschrot, dann bläulich, dann wieder leuchtend weiß. Unmöglich, den Blick längere Zeit hintereinander auf diesem Flammenmeer verweilen zu lassen, welches das Auge völlig blendet, als starrte man in die Sonne selbst hinein. Schließt man die Augen, so sieht man ein weißglühendes Oval mit Purpurrändern vor sich.

Ist die Verbrennung zu Ende, dann wird dieser Behälter wieder so gedreht, daß der flüssige Stahl in den Kanal auslaufen kann, der ihn dorthin führt, wo er zu Panzerplatten verarbeitet wird. Man nähert sich dem Kanal etwas vorsichtig; denn der Strom hat eine Hitze von zweitausendfünfhundert Grad Celsius.

Die Annahme lag nahe, daß die ständige Beschäftigung mit glühenden Stoffen und Sprengstoffen nicht selten Unglücksfälle verursachen müsse. „Sie haben wohl täglich ein paar?“ fragte ich den jungen, liebenswürdigen Ingenieur, der uns auf Befehl des Generaldirektor umherführte. „Wir haben durchschnittlich fünfzig jeden Tag. Aber wir halten zehn Ärzte und haben unser eigenes aus-

gezeichnet eingerichtes Krankenhaus. Und wenn nun ein Arbeiter ein bißchen zu Schaden gekommen ist, dann legt er sich auf vier Wochen in ein reines Bett und läßt sich pflegen und befindet sich vortrefflich." — Er sprach, als wäre dies ein für Arbeiter geradezu beneidenswertes Los. In diesem Augenblick schlug die Uhr zwölf, und in Scharen kamen die Frauen und Töchter der Arbeiter, alle nett und reinlich gekleidet, mit kleinen Strohkörben am Arm, um den Rastenden Essen zu bringen. „Was essen sie?" fragte ich. — „Sie essen gut. Suppe, Fleisch, Gemüse. Die besseren Arbeiter verdienen vier, fünf, zuweilen sechs Gulden täglich. Sie sind also nicht unbemittelt." — „Was trinken sie dazu? Bier?" — „Sie können hier auf dem Eisenwerk Bier zu billigen Preisen geliefert bekommen. Sie ziehen indessen Schnaps vor." — Eine junge allerliebste Arbeiterfrau, die meiner Gesellschaft bekannt war, kam in diesem Augenblick vorbei. Meine Gesellschaft fragte sie auf Tschechisch: „Was bringen Sie Ihrem Mann?" — „Suppe, Sauce und Brot; mehr erlauben die Mittel nicht." — „Und was bekommt er dazu zu trinken? Bekommt er Bier?" — Bier! Nein, danach sind die Zeiten nicht. Er trinkt Wasser und trinkt immer nur Wasser."

Abbazia

(1901)

Seit Jupiter, auch der beste und größte Gott genannt, in Gestalt eines Stieres Europa seine Liebe erklärte, war es bekanntlich seine Absicht, daß die Europäer es gut haben und sich damit begnügen sollten, die Länder des Mittelmeeres zu bewohnen, die einzigen, wo er sich selbst stets wohl befunden hatte und von denen sein Kultus in den verschiedensten Gestalten ausgegangen war. Ursprünglich waren sie denn auch der Sitz aller geistig fortgeschrittenen Völkerschaften und aller Kultur. Seitdem haben sich ja die Europäer so stark formiert, daß sie Jupiters wohlwollende Absicht zunichte gemacht haben, und jetzt sind die nördlicher Wohnenden genötigt, kürzere oder längere Reisen zu unternehmen, wenn sie den Drang empfinden, von neuem einen Schimmer des lieben Meeres zu sehen, wie es sich unter einer kräftig wärmenden Sonne ausbreitet.

Von den schönen Punkten an seiner Nordküste ist in den letzten zwanzig Jahren keiner schneller zur Berühmtheit gelangt als Abbazia an dem Einschnitt des Adriatischen Meeres, der den Namen Quarnero führt. Vor 1882 dachte niemand an Abbazia als Winteraufenthalt, 1883 bis 1884 wurde der Ort von eintausendvierhundert Reisenden besucht. Jetzt ist der jährliche Besuch auf fünfzehntausend gestiegen.

Abbazia (deutsch Abbazia, italienisch Abbázia) bedeutet Abtei und führt seinen Namen nach einer hier im 15. Jahrhundert errichteten Benediktinerabtei, was von neuem davon Zeugnis ablegt, welchen Natursinn die Benediktiner besaßen, und mit welchem Blick für Naturschönheit sie die Punkte wählten, wo sie ihre Klöster anlegten. Von dem wundervoll herrlichen Subiaco bei Rom ging

der Orden aus, und allerorten ließ er sich an den schönsten Punkten der Gegend nieder.

Warm und gedeckt liegt Abbazia — geschirmt von hohen Abhängen hinter der Stadt, von Felseninseln vor ihr, und von Bergketten, einer über der andern, draußen am Horizont — tief im Innern der herrlich geschwungenen Bucht, die wiederum von der ganzen Istrischen Halbinsel gegen die Stürme des Adriatischen Meeres in ihrem Zorn und ihrer Wucht gedeckt ist. Weht auch hier oft ein meersalziger Wind, so ist er doch milde, gleichsam unterwegs gezähmt. Es ist so warm, daß man im Mai am besten tut, während der ganzen Nacht die Fenster offen zu halten.

Zieht man des Morgens die eisernen Fensterschirme in die Höhe und sieht über das Meer hinaus, so erstreckt es sich bald faul und blank wie grauschimmernder Atlas, bald glitzernd blau mit schaumbekränzten Wellen, soweit das Auge reicht. Die fein geformten Inseln, Cherso besonders, erfreuen das Auge durch die wogenden Umrisse ihrer Berglinien, wenn auch keine von diesen Inseln in bezug auf Schönheit auch nur entfernt an Capri heranreicht. Capri ist nun einmal unvergleichlich. Von Fiume, das in einer halben Stunde zu erreichen ist, gleitet stündlich das Dampfschiff nach Abbazia hinüber, und außerdem wird Quarnero von eigenartig geformten Fischerbooten mit Masten am Vorder- und Hintersteven die Kreuz und Quer befahren.

Der Zug nach Abbazia hält in Mattuglie, und von dort rollt man zu Wagen eine gute halbe Stunde eine breite Chaussee durch eine ganz italienische Berglandschaft hinab. Die weißen Häuser haben flache Dächer; sie liegen da im Schatten von Olivenbäumen, von Weingärten umgeben. Über die Mauern hängen in dicken Büscheln Rosen in starken Farben, voll aufgeblüht. Das Auge verweilt bei dem roten und rotbraunen Schimmer der Bergeshänge, der von der roten Erde kommt, mit der der Stein hier unten durchsetzt ist. Während das Plätschern des Meeres das Ohr mit seinem fernen aber deutlichen Rhythmus erfüllt, sucht der Blick die ganze Landschaft zu umfassen und verweilt mit Behagen auf den Wellenlinien des Karstgebirges, die mit zärtlicher Umarmung sich nach Fiume hinüberrollen, steigend und sinkend, jedoch so, daß vier Reihen Kalkberge sich hinter- und übereinander unterscheiden lassen.

Wenn man in einem Zuge von Mitteleuropa hier heruntergefahren ist, so macht sich die Veränderung in Klima und Pflanzenwuchs sehr stark fühlbar. Allerdings gibt es hier Eichen und Buchen und Eschen. Doch nicht diese spärlich vorkommenden Bäume sind es, die der Vegetation hier ihr Gepräge geben. Das sind die zahlreichen Lorbeerhaine. Der Lorbeerbaum ist hier der am häufigsten vorkommende Baum; man wandert in den Gärten der Villa Angiolina stets unter seinem dunklen Laube. Bis hundert Meter über dem Meere gedeihen die Lorbeerbäume überall im Freien, ohne irgendwie den Winter über geschirmt zu werden; sie kommen in zwei Varianten vor; die Palmen finden sich hier in sechs verschiedenen Arten; sie stehen jetzt mit ihren üppigen grünen Blüten in voller Pracht. Und hier gibt es Kamelienbüsche und Myrten, und auf der Bank, wo ich mich gesetzt habe, streckt mir der Feigenbaum seine dicken, grünen Früchte büschelweise entgegen.

In die Bergwand über dem Meere hat man mit großen Kosten zwei herrliche, sehr lange Spazierwege eingehauen, einen etwas mehr von Laubwerk gedeckten nach Süden, und einen freieren, mit weiterem Blick, nach Norden. Geht man einen dieser beiden entlang, — und man kann es durch Stunden tun — so ist dies ein wahres Fest für einen Menschen mit feinen Geruchssinn. Denn ein würziger Duft von tausend verschiedenen, durchweg süß duftenden Pflanzen steigt an den Felsen empor, vermischt mit der frischen, salzigen Luft des Meeres, das sich zu unseren Füßen bricht. Setzt man sich — und alle hundert Schritt sind Bänke angebracht —, so werden die Sinne gleichzeitig von der Wohlgeruchssymphonie, dem Plätschern des Adriatischen Meeres und dem Farbenschimmer auf Küsten und Inseln in Anspruch genommen.

Die starke Wärme macht es notwendig, mindestens einmal täglich zu baden. Die Beschaffenheit des Meeres macht dies zu einem Genuß. Das erstemal, wenn man untertaucht, wird man von seiner scharfen Salzigkeit überrascht. Und wenn man glaubt, daß es einen nur salziger und bitterer vorkomme, als irgend ein anderes Wasser, in dem man gebadet hat, so erfährt man bald aus den mitgeteilten wissenschaftlichen Untersuchungen, daß das Meer hier wirklich salzhaltiger ist als an irgend einem Kurort, den man kennt. Bei den Messungen des Salzgehaltes in einem Liter Seewasser hat man gefunden, daß das Wasser der Ostsee-

bäder 10—19 Gramm, das der Nordsee 28—33 Gramm, das Atlantische Meer bei Havre 30—37 Gramm, das bei Abbazia dagegen 37,8 Gramm Salz enthält. Da der Abstand zwischen dem Herren- und Damenbad hier nur wenige Ellen beträgt, so ist vollständige Badetracht vorgeschrieben.

Die Sprache der hiesigen Bevölkerung ist kroatisch; doch wird auch viel Italienisch gesprochen. Alle behördlichen Bekanntmachungen, alle Ortsnamen, alle Inschriften sind in drei Sprachen: Kroatisch, Deutsch und Italienisch abgefaßt. Der größte Teil der Fremden besteht aus Ungarn, da der Weg von Ungarn über Fiume so außerordentlich billig ist; außerdem halten sich hier Österreicher, Rumänen und Russen auf; man hört nicht wenig Französisch, doch selten so, wie es von geborenen Franzosen gesprochen wird.

Unter den Gästen hier befindet sich ein junger Honvedleutnant aus sehr vornehmer Familie, dessen Name wie Szechenyi klingt. Er leitete schnell eine Bekanntschaft ein, und da er hübsch, wohlerzogen und für einen jungen Offizier sehr gebildet und belesen war, so gab er einen unterhaltenden Begleiter auf den beiden schönen langen Promenaden ab. Er machte gleich am ersten Tage einen merkwürdig unruhigen Eindruck und richtete gewöhnlich den Blick auf einen anderen Tisch, wo einige Herren und Damen, die miteinander bekannt waren, einen geschlossenen Kreis bildeten. Ich folgte einige Male unwillkürlich der Richtung seines Blickes, und schon am dritten Tage begann er sich mir gegenüber mit vollem Vertrauen auszusprechen; er stand in dem jugendlichen Alter, in dem man nur schwer verschweigen kann, was man auf dem Herzen hat.

Er fragte mich, ob ich eine gewisse, näher bezeichnete Dame am andern Tisch bemerkt hätte, und wie ich sie fände. Offen gestanden — sie hatte überaus wenig Eindruck auf mich gemacht, wenn ich sie auch ein bißchen beobachtet hatte, weil sie augenscheinlich meinen Tischgenossen so stark beschäftigte. Ihr Gesicht war voll, ihre Stirn niedrig, mehr eigensinnig als verständig; ihr Blick hatte etwas Dunkles, Strenges oder Tristes an sich; sie lächelte weder mit den Augen noch mit dem Munde. Sie sprach äußerst wenig mit ihrer Gesellschaft, aß aber mit einem Ernst und einer Aufmerksamkeit, als wäre das Speisen an sich für sie eine äußerst wichtige Sache. Vormittags trank sie ein paar Glas einfachen Landweines von den Inseln hier, doch mit Wasser gemischt; zum

Abendessen trank sie nur Mineralwasser. Wenn sie saß, machte sie in keiner Weise einen bemerkenswerten Eindruck; aber wenn sie in den Speisesaal eintrat oder ging, so staunte man über die Schönheit ihrer Erscheinung. Sie schien ungefähr dreißig Jahre alt zu sein und war also nicht wenig älter als mein junger Offizier, der eben vierundzwanzig geworden war. Ihr ganzes Wesen war kalt, verschlossen, zugeknöpft und in hohem Grade damenhaft.

An einem dunklen Abend, als das Wetter besonders schön war und König Georgs Schiff draußen im Meere, ringsum illuminiert von zahlreichen Lampen an den Schiffsseiten, Masten und Raaen, den Augen einen glänzenden Ruhepunkt bot, eröffnete mir der Honvedoffizier sein Herz, während wir auf einer bequemen Bank draußen am südlichen Spazierweg saßen. Zu dieser späten Stunde kam kein Mensch vorbei, also sprach er laut. Und — seltsam genug — von dem Augenblick an, da er von seiner Angebeteten zu sprechen begann, wechselte seine Stimme den Charakter und bekam einen neuen, tieferen, mir fremden Klang, während sie ab und zu vor Leidenschaft bebte.

„Haben Sie ihren Mund gesehen? Haben Sie begriffen, wie verschieden er ist von allen anderen Mündern, die Sie gesehen haben können? Zunächst seine Farbe. Sie ist Purpur, und die kleinen weißen Zähne hinter diesem Purpur schimmern doppelt schön. Dann seine Form. Seine Zeichnung ist ideal, und diese Lippen schwellen wie Kissen. Endlich ihre Gestalt. Sie kennen sie ja nicht, wie ich; aber es ist Venus selbst, Venus, sage ich Ihnen, schöner, sinnberückender, als sie jemals aus diesem Wasser emporgestiegen ist. — Sie hat mich geliebt, wissen Sie, vier Jahre lang geliebt. Wir sahen uns zuerst in Budapest, wo sie unter dem Namen ‚die schöne Witwe' bekannt war. Seitdem ist sie in aller Stille zu mir gekommen, wo ich auch in Ungarn in Garnison gelegen habe. Vier Jahre habe ich in einem Glücksrausch gelebt. Von dem Augenblick an, da sie ein Auge auf mich warf, habe ich kein anderes Weib angesehen. Vorher hatte ich Weiber genug. Ich will nicht prahlen, aber, Sie verstehen, ein junger Offizier, der leidlich gut aussieht, aus guter Familie ist, eine hübsche Uniform hat — der kann an jedem Finger eine haben. Doch in all der Zeit hat keine andere für mich existiert als sie. Drei schöne Weiber gebe ich dafür hin, den Duft ihres Kleides

einatmen zu dürfen, wenn sie vorübergeht. Und jetzt ist alles aus. Ihre Vermögensverhältnisse sind zurückgegangen, und sie will wieder heiraten. Dazu bin ich ihr zu jung; ich kann nicht einmal die vierundzwanzigtausend Gulden Kaution stellen, die von einem Leutnant verlangt werden, der sich verheiraten will, geschweige denn ihr die sechzigtausend Gulden jährlich geben, die sie braucht. Haben Sie den Ungarn mit dem schwarzen Backenbart gesehen, der an demselben Tisch mit ihr ißt? Das ist ihr Auserkorener; der alte Knaster ist reich, und um seinetwillen verschmäht sie mich und tut, als ob sie mich kaum mehr kenne. Aber ich kann nicht von ihr lassen, so schlecht sie auch gegen mich ist. Ihr Alter muß nach Budapest zurück, um sein Geschäft zu versehen, und ich bleibe hier, wer weiß wie lange, — so lange sie hier ist; ich muß mit ihr sprechen und sehen, zu —" Er unterbrach sich. Es näherten sich Schritte. Einen Augenblick später strich ein Paar, gedämpft plaudernd, an uns vorüber, ohne einen Blick auf die Bank zu werfen, auf der wir saßen. Die Dame, die uns zunächst ging, hatte den sicheren rhythmischen Gang, der ausgezeichnet gebauten Frauen eigen ist. Ein feiner, durchdringender Duft von ihrem Gewande wehte zu uns hinüber.

Der arme Bursche blieb stumm sitzen, ohne eine Bewegung. Der Eindruck seiner heißen Leidenschaft verschmolz mit dem Eindruck der warmen, dunklen, würzigen Luft, wie der Eindruck des Rhythmus in ihrem Gange mit dem des Rhythmus verschmolz, mit dem das Adriatische Meer gegen den Strand schlug.

Finnland

(1900)

Wer in Kopenhagen am Hafen wohnt, hat im Sommer und Herbst schon aus dem Grunde an Finnland denken müssen, weil Hunderte und Aberhunderte von Auswanderern von dort allwöchentlich vor seinen Fenstern ans Land gestiegen sind, meist junge Menschen und meist junge Männer, doch auch junge Frauen in großer Anzahl, viele dieser Emigranten so arm, daß sie die Nacht, während deren sie sich auf der Durchreise in Kopenhagen aufhielten, truppweise in der Havnegade sitzend zubrachten, den Rücken gegen eine Mauer gelehnt. Und Wehmut hat ihn bei diesem Anblick ergriffen.

An so manch einem Abend erhob sich dann vor seinem inneren Auge das Bild des Landes der tausend Seen und hunderttausend Inseln und der Millionen Holme, der mannigfachen Buchten und Wieke, der tannenbestandenen Granitfelsen, der dichten Fichtenwälder, der heidekrautbedeckten Hügel, der länglichen oder runden Holme mit ihren Buketts von Birken und dem flachen, steinigen Strande — diesem Lande, das zu den verschiedenen Tages- und Nachtzeiten mit seinem Reichtum an Wasser unter einem nordischen Himmel in unzähligen wechselnden Farbentönen spielt, die ineinander übergleiten und harmonisch verschmelzen. Und in seiner Erinnerung sind die typischen Gestalten einer Bevölkerung aufgetaucht, die teils finnisch, teils schwedisch, teils gemischt, die etwas langsam in ihrem äußerlichen Auftreten, doch mehr zäh als träge und in ihrem tiefsten Inneren leidenschaftlich genug ist, die sich von den niedrigsten

Schichten an durch eine Reinlichkeit auszeichnet, die das beste Zeugnis der Kultur und sinnbildlich ist für die strenge Ehrlichkeit, die die Bevölkerung durch alle ihre Schichten bezeichnet.

Wie die meisten Dänen lernte ich Finnland zuerst durch Johan Ludvig Runebergs Werke kennen, und ich kannte Fähnrich Ståls ersten Teil, ehe der zweite erschien; siebzehn Jahre alt, hatte ich alle seine Arbeiten gelesen — und mit Andacht und Bewunderung gelesen; die erste Reihe Vorlesungen, die ich in meinem Leben hielt, beschäftigte sich mit ihnen. Orla Lehmann, der sich seinerzeit ein bißchen für mich interessierte, suchte mich auf und bat mich, diese Vorlesungen im großen Saale des Kasinotheaters zu Kopenhagen zu wiederholen; doch ich war zu jung und scheu, um in dieser Weise öffentlich aufzutreten, so aufrichtig mein Enthusiasmus für den finnischen Dichter auch war.

Gleich nachdem ich Runeberg zum ersten Male gelesen hatte, lernte ich das einzige Epos der nordischen Lande, Kalevala, kennen und bald darauf Longfellows Hiawatha, das so stark davon beeinflußt ist.

Zu den lieben Kameraden meiner ersten Jugend gehörte Walter Runeberg, fast seit der Zeit, da er im Atelier des alten Bissen die Bildhauerei erlernte. Einen anderen jungen schwedischen Bildhauer Takanen lernte ich im Hause des Philologen Vilhelm Thomsen kennen, das frühzeitig ein Sammelpunkt für alle Finnländer war, die Kopenhagen besuchten. Takanen war sehr still und verschlossen, Walter Runeberg dagegen ein ausgezeichneter Erzähler, ein wahrer Improvisator und ein Humorist mit scherzhaften Einfällen. Ehe ich sein Talent kannte, hatte mich seine schlichte und echte Menschlichkeit gefesselt. Zwei kleine Stückchen von ihm will ich erwähnen, die, so unbedeutend sie sind, für mich Bedeutung gehabt haben. Als ich, ungefähr in meinem achtzehnten Jahre eines Tages aus Bissens Bildhauerwerkstätte hinausgehen wollte, kam ein junger Mann mit prachtvollem dunklem Lockenhaar mir mit einer Bürste nachgelaufen; ich hatte Gips auf den Rock bekommen und er wollte mich abbürsten. Wir standen beide in dem Alter, wo man unbekannten Gleichaltrigen gegenüber in hohem Grade auf seinem Posten ist und eigentlich in jedem Fremden einen Feind sieht. Da machte es einen ungeheuren Eindruck auf mich, daß dieser junge begabte Mann in seiner Geradheit und

Natürlichkeit mir einen Sklavendienst erweisen wollte. Zum zweiten Male rührte er mich in Rom 1870. Als ich gleich am ersten Tage meiner Ankunft von den Dänen in Genio beschuldigt worden war, mein Vaterland zum Vergnügen herunterzumachen und mich von ihnen hatte zurückziehen müssen, suchte mich Runeberg am selben Abend auf, berührte das Geschehene und bat mich, mit ihm Brüderschaft zu trinken.

Er ist einer der aufrichtigsten und warmfühlendsten Skandinavier, die ich gekannt habe. Es fehlt ihm dagegen an dem Weltgepräge, das oft die Mitglieder der höheren Klassen des finnischen Volkes auszeichnet.

Früh schon mußte ich mich darüber wundern, daß finnische Damen meist einen deutlicheren Stempel europäischer Bildung zeigen als die Frauen der übrigen nordischen Nationen. Sie können in der Regel mehr Sprachen und können sie besser, haben geschmeidigere Umgangsformen, verraten gleichsam unwillkürlich, daß sie der großen Welt angehören. Trifft man sie auf Reisen, und sie reisen ungewöhnlich viel, so empfängt man den Eindruck, daß sie bei ihrer sprachlichen Begabung und ihren guten Kenntnissen der Sitten der verschiedensten Länder sich auch außerhalb ihres Heimatlandes zu Hause fühlen; ich möchte nur an die feine und liebenswürdige Malerin Alina Toppelius erinnern.

Was die Männer anlangt, so trifft man, wie mir scheint, einen doppelten Typus: den ruhigen, langsamen, starken, der, wenn auch noch so hoch und vielseitig entwickelt, an das finnische Land im Gegensatz zur Stadt erinnert — teils den schönheitsliebenden, weltbürgerlichen, dessen geistige Geschmeidigkeit eine Eleganz hat, wie sie weder Schweden, noch Norweger oder Dänen so leicht erreichen. Der Vertreter des ersten Typus ist Nordenskjöld, der berühmteste Sohn Finnlands, der seinerzeit notgedrungen seinen Heimatsort verlassen mußte. Wenige Männer machen wie er den Eindruck massiver Überlegenheit, jener soliden Tüchtigkeit, die, wenn sie sich mit seltenem Mut und ungewöhnlicher Unternehmungslust paart, zur Größe wird. Alles, was er sagt, belehrt. Ein Ruf wie der seine hätte einen schwächeren Mann hochmütig machen können. Nordenskjöld ist die Einfachheit, ja die Schlichtheit selbst in seinem Auftreten, trotzdem er wissen muß, daß jede von ihm erwiesene Aufmerksamkeit dem Betreffenden schmeichelt. Selten bin

ich stolz auf das Wohlwollen eines Menschen gewesen; aber eine Aufmerksamkeit von Nordenskjölds Seite hat mich gerührt.

Den entgegengesetzten Typus vertritt Finnlands berühmtester Maler, Edelfelt. Bei all seiner brennenden Vaterlandsliebe ist er Weltbürger, und sein Wesen wie seine Kunst besitzen die eigene Art der Anmut, für welche die dänische Sprache keinen Ausdruck hat, und die man unter dem Worte Eleganz versteht. Allerdings fehlen ihm weder der Sinn für das Schlichte und Derbe noch die Fähigkeit, es auszudrücken; aber sein Wesen tritt doch am wahrsten zutage in Gemälden wie dem innigen Porträt seiner Mutter oder dem Bilde des jungen Paares am Klavier, die beide einen innigen Schönheitssinn verraten.

Ein Gegenpol Edelfelts ist sein Freund Axel Gallén, origineller als Maler, ursprünglicher als Geist, Illustrator Kalevalas, starr, finster und drohend wie die Vaterlandsliebe eines unterdrückten Volkes.

In Literatur und Schauspielkunst scheint die schwerfälligere, bodenständigere, vielleicht in tieferem Sinne nationale Richtung bei Juhani Aho und Minna Canth, beide finnische Schriftsteller, und bei Ida Aalberg hervorzutreten, der ersten Trägerin des finnischen Theaters in Helsingfors. Ida Aalberg ist von geringer Herkunft; aber feurig und hochstrebend hat sie auch außerhalb Finnlands ihrer Kunst Bewunderer und Freunde gewonnen. Der weltbürgerliche Zug fehlt ihr zwar nicht: sie hat ohne sonderlich fremde Betonung auf dänischen Bühnen gespielt und hat auf deutschen Schauplätzen an Kainz' Seite ein reines Deutsch gesprochen. Doch den Hauptbestandteil ihres Wesens bildet die etwas schwerfällige Innigkeit, die dem geborenen Finnländer eigen ist.

Groß und frisch, gesund und rotwangig, ist Juhani Aho in diesem Augenblick der erste literarische Vertreter des reinen Finnentums, wohl geeignet, jetzt, unter schwierigen Verhältnissen, der Fürsprecher seines Landes zu sein. Die nun verstorbene Minna Canth, — eine der finnischen Frauen, die die eigenartigsten Gaben und kühnsten Anlagen besaß — die als arme Witwe in Kuopio lebte und kämpfte, muß als eine der Persönlichkeiten betrachtet werden, die für die Entwickelung selbständigen finnischen Geisteslebens bahnbrechend gewesen sind. Ich für mein Teil bin ihr besonders verpflichtet, da sie die schwierige und ermüdende Aufgabe auf sich

nahm, sechs dicke Bücher von mir ins Finnische zu übertragen. Es war nicht ihre Schuld, daß geistlicher Einfluß auf den Verlag die Veröffentlichung der Hauptströmungen gleich nach dem Erscheinen des ersten Heftes vereitelte.

Zu der mehr allgemein europäischen Geistesrichtung gehören von den verstorbenen finnländischen Schriftstellern Karl Tavastjerna und Hjalmar Nejglick, von den noch lebenden Jacques Ahrenberg an. Der letztere ist mehrseitig begabt, Architekt und Romanschriftsteller, ein Weltmann, der viele Sprachen fließend und leicht spricht, sogar Russisch, worin die Finnländer sonst nur notdürftige Kenntnisse besitzen. Wie die allermeisten hervorragenden Finnen ist er nicht nur ganz im allgemeinen Skandinavier, sondern besonders ein warmer Freund Dänemarks. Das finnländische Wesen spricht die Dänen unmittelbar mehr an als das norwegische, das ihnen zuweilen formlos scheint, und als das schwedische, das ihnen nicht selten formell vorkommt. Merkwürdig ist es auch, daß die finnländisch-schwedische Aussprache in den Ohren der Dänen wie Schwedisch mit dänischer Betonung klingt.

Tavastjerna war gewißlich einer der feinsten und umfassendsten Geister des jungen Finnland. Keiner hatte so große Versprechungen gegeben wie er, keiner stand so hoch an lyrischer Begabung und Humor, keiner war gleichzeitig so kräftig finnländisch und so modern europäisch wie er. Große Gaben besaß er, Klang und Pracht der Meisterschaft in seinen Versen, und doch war er gedämpft, friedfertig, stilvoll und wohlerzogen wie ein echter Finne. Einen wie wehmütigen Anblick bot er in den letzten Jahren, da die Krankheit ihn zerstört und sein Ohr fast den Tönen des Lebens verschlossen hatte!

Ungefähr ein Jahrzehnt vor ihm starb, erst neunundzwanzig Jahre alt, sein Freund und Kritiker, der junge Gelehrte, dessen Umgang den größten Einfluß auf die Entwickelung seines Talentes gehabt hatte, Hjalmar Nejglick, Psychologe, Psychophysiker und ästhetischer Kritiker von Rang. Niemand, der ihn gesehen hat, kann jemals seine schöne, feurige Gestalt mit den ungewöhnlich strahlenden Augen vergessen. Wie freundliche Gesinnungen die Finnen auch oft für Dänemark hegen, so hat doch kaum einer Dänemark so lieb gehabt wie er, für den Kopenhagen, wie er schrieb, ein wahres Paradies war. Er übersah die Fehler der Dänen,

um sich nur an ihren guten Eigenschaften zu freuen. Wir Dänen vergessen es ihm nicht, daß er geschrieben hat: „Nein, hoch Dänemark! In seinen zwei Millionen Köpfen steckt mehr gesunder Verstand als in den vierzig Millionen Köpfen des großen Vaterlandes," wenn man auch in Dänemark genug gesunde Vernunft besitzt, sich dieses Wort nicht dermaßen zu Kopf steigen zu lassen, um die wirklichen Verhältnisse zu vergessen. Doch wir antworten mit einem: „Hoch Finnland! In seinen zwei Millionen Herzen steckt mehr Kultur als in den hundertunddreißig Millionen des großen Nachbarlandes!"

Wer als Jüngling den Melodien Kalevalas und Runebergs gelauscht, als Mann am Imatrafall und an den fesselnden Küsten des Saimasees gestanden und allmählich fast alles kennen gelernt hat, was das Suomiland an Seltsamem und Ausgezeichnetem auf geistigem Gebiete besitzt, wird mit noch größerer Wärme als andere in den Ruf einstimmen.

35*

England

Eindrücke aus London

(1896)

I

Mit einem Bekannten fuhr ich im offenen Hansom an einem Herbstabend den Kensington-Gardens entlang. Es war um die Theaterzeit. Ein feiner Nebel hüllte Häuser und Straßen und die Bäume der Gärten ein; alles war hell erleuchtet, und durch den Silbernebel glänzten Hunderte und aber Hunderte eilig bewegter Laternen von den Wagen, die in dichten Scharen aneinander vorbeirollten und sich wieder trafen.

„Ach, mein schönes London!" rief mein Begleiter aus.

Ich stutzte ein wenig bei dem Worte. Dann fühlte ich dessen Wahrheit. Ja, London war an einem solchen Abend bestrickend schön. Wir sahen allerdings nicht viel mehr als Umrisse massiver Gebäude, eine Kontur eines Monumentes und die nächsten eiligen Fußgänger und Pferde. Aber diese tausend sich fortbewegenden Sternenlichtchen in dem leichten Nebel waren reizend. Dieses unermeßliche Leben, dieses lautlose Hasten über das vorzügliche Pflaster, das allen Lärm ausschließt, diese Kraftentfaltung hatte ihre Schönheit. Dies war schön, nicht von einer deutlichen, architektonischen oder handgreiflichen Schönheit, sondern von einer feinen malerischen Schönheit, die kaum einer mit dem Verständnis und dem künstlerischen Gefühl wiedergegeben hat wie Whistler in seinen Notturnos von der Themse. Und wir sprachen über diesen seltenen und eigen-

artigen Künstler und seine geistvollen Zeichnungen, von denen das Haus, in dem ich bei meiner Ankunft für einige Tage Gastfreiheit genoß, eine kostbare große Anzahl birgt, und von der schalkhaften Sammlung seiner streitbaren Artikel, die er unter dem drolligen Titel The gentle art of making enemies (Die edle Kunst, sich Feinde zu machen) herausgegeben hat, eine wahre Goldgrube überlegener Künstlerunverschämtheit und streitbarer Weltmannsironie. Es machte mir seinerzeit in Haarlem Spaß, daß der holländische Schriftsteller, der Whistler am besten kennt, eine Ähnlichkeit zwischen seiner ironischen Gesprächsform und der eines dänischen Schriftstellers entdeckte, der im Vergleich mit ihm doch sicherlich „eine bescheidene Fliege" ist, und es hat mich gewundert, diesen Vergleich durch einen Ausruf in einem ganz anders gearteten Pariser Kreis bestätigt zu hören.

Es war ein paar Wochen später, an einem Morgen, einem sonnenhellen Sonntagmorgen. Nachdem ich während des Gottesdienstes in der Westminsterabtei gesessen und den Blick auf den schönen Statuen Beaconsfields, Cannings und Robert Peels hatte ruhen lassen, trat ich hinaus, verglich die Bildsäulen der Staatsmänner drinnen mit denen derselben Männer draußen auf dem Platze, und ging dann mitten auf die Westminsterbrücke und sah mich um, blickte dann den Fluß links und rechts hinab und betrachtete das mächtige Parlamentsgebäude, das sich mit seiner ungeheuren Hauptfassade an der Themse entlang erstreckt. Und zum zweiten Male fand ich London schön; schön durch seinen Ausdruck massiver britischer Wucht.

Wer aus einem Lande kommt, wo die Worte Kleinheit und kleine Verhältnisse jeden Tag von den Lippen der Leute fließen und wo die Luft erfüllt ist von all der Kleinlichkeit, die ununterbrochen erzeugt wird — der fühlt sich entzückt in einer Stadt, wo alle öffentlichen Gebäude und das gesamte öffentliche Leben Zeugnis ablegen von Größe, uralter und noch stets steigender Macht.

London bietet sich dem Auge dar als eine Stadt, in der alles Wertvolle, das erhalten werden konnte, erhalten worden ist. Kein Vandalismus hat dergleichen zerstört. Niemals war hier ein Eroberer, und der kurze Bürgerkrieg unter Karl I. ist im ganzen neueren Kulturzeitalter der einzige Krieg gewesen. England ist das

Land der Vergangenheitstreue, und nirgends ist sie schön wie hier; ja man könnte sagen: nirgends ist sie schön außer hier, weil sie auf der ganzen Welt nur hier mit Freisinn gepaart ist, und zwar mit einem Freisinn, der nicht von gestern oder von vorgestern oder vom vorigen Jahrhundert ist, sondern der — wenn auch bei weitem nicht unbedingt oder allumfassend — politisch seine Probe bestanden hat. Es gibt eine englische Beschränktheit, die nicht um ein Haar besser ist als die Beschränktheit im übrigen Europa; doch kein Volk ist wie das englische der Beschützer der politischen Freiheit, und kein Land ist wie England die politische Freistätte gewesen. Als Palmerston 1858 nach Orsinis Mordversuch auf Napoleons Bitte dem Parlament ein Gesetz vorlegte, welches das Asylrecht beschränkte, zeigte es sich, wie fest die Vorstellung von England als Freistätte in den Gemütern eingewurzelt war. Der Zorn über den Vorschlag fegte den beliebten Minister fort.

Wie englische Vergangenheitstreue und englischer Freisinn großen Stil haben, so auch Englands eroberndes Vorwärtsschreiten. Das römische Imperium war eng an Umfang im Vergleich mit dem britischen.

Der Natursinn und der Wirklichkeitssinn der Engländer machen ihre Größe in Wissenschaft und Kunst aus. Teils kraft dieser Größe, teils kraft ihrer praktischen Anlagen und wirksamen Ausdauer sind sie die Männer der Tat und besitzen die große Unternehmungslust. Ihre Tatkraft hat sie zu den ersten Anhängern und Trägern der persönlichen Selbständigkeit, vielleicht auch selbstsüchtig und selbstzufrieden gemacht wie kein anderes Volk der Welt.

Selbst jemand, dem das englische Temperament ganz fremd ist, bereitet es Freude, sich in den englischen Geist zu vertiefen.

II

Ein Land verkörpert sich uns leicht in einer oder der anderen vertretenden Persönlichkeit.

In meiner Jugend war England für mich das Vaterland Stuart Mills. Von allen Männern, die ich persönlich kannte, hatte Mill den klarsten Eindruck von Größe auf mich gemacht.

Von großen Talenten hatte ich schon damals genug gekannt — von großen Männern nur ihn. Und er war es, den ich in England suchte.

Später wurde England für mich das Land Shelleys. Ich hatte mich in Shelley verliebt zu einer Zeit, da er in Dänemark so unbekannt war, daß die Jugend noch nicht einmal seinen Namen gehört hatte. Als ich zum ersten Male öffentlich über ihn sprechen wollte und dem Studentenverein den Titel meines Vortrages mit deutlicher Handschrift mitteilte, kündigte man nichtsdestoweniger einen Vortrag über Schelling an; man glaubte, ich hätte mich verschrieben; der Name Shelley besagte den Ohren jener Zeit gar nichts. — Shelley ist der lichteste, feinste Ausdruck englischen Freisinnes, und eines Freisinnes besonders auf den Gebieten, wo der Engländer sonst in der Regel unfrei ist; er ist außerdem der geistigste Ausdruck jener reinen Lyrik, die stets auf englischem Boden erblühte.

Das England, das ich jetzt suchte, war das Land Shakespeares. Es war kein Lebender in London, der mich dorthin zog; es war so manches Jahr her, daß ich mich dort aufgehalten hatte, und ich hatte keine Verbindungen in England. Aber Shakespeare zog mich. Ich wollte zufrieden sein, wenn ich in London und Stratford in bezug auf meine Untersuchungen über Shakespeare und sein Zeitalter Kenntnisse und Klarheit gewinnen könnte; darüber hinaus erwartete ich nichts. Als Zugabe zu dem, was ich zu gewinnen erhofft hatte, erhielt ich indessen eine Bereicherung mit kräftigen Eindrücken, die bei weitem jede Erwartung übertraf, die ich hätte hegen können.

Gleich nach meiner Ankunft in London meldete der Diener meinen einzigen Bekannten und Freund in der Stadt, Edmund Gosse, den ich zweiundzwanzig Jahre lang nicht gesehen hatte. Ein Wiedersehen nach so langen Jahren ist auf wehmütige Art erfreulich; man wäre auf der Straße an dem Freunde vorbeigegangen. Er trat ein, breiter von Gestalt, fester in der Haltung, aber mit der alten Herzlichkeit im Wesen und dem guten Lächeln. Schnell erkannte ich sein Gesicht wieder. Er hatte sich jung gehalten; nicht ein Haar war auf seinem blonden Kopf ergraut. Groß war die Veränderung trotzdem. Aus dem geschwinden, fieberhaft unruhigen Jüngling war ein Mann ohne Sehnen geworden, dessen Rede

eine friedfertige Sicherheit verriet. Nie habe ich einen jungen Schwärmer mit so lyrischem Wesen gesehen wie Edmund Gosse, als er in den zwanziger Jahren stand. Es war eine reine Verwandlung, ihn so gesetzt zu sehen. Im tiefsten Innern hatte er sich jedoch nicht verändert; den Freisinn seiner Jugend, seine Menschlichkeit und die Milde seines Wesens hatte er sich erhalten. Seine Anschauung der Dinge war licht, jetzt wie einst; er machte sofort den Eindruck eines glücklichen Mannes, den der spätere Verkehr mit ihm bestätigte, und er überraschte durch die seltenste aller Eigenschaften, Treue in der Freundschaft.

Bald nach ihm fand sich mein Wirt ein, der bekannte englische Verleger Mr. Heinemann. Er zeigte sich als der liebenswürdige und kluge Mann, den ich in ihm zu treffen erwartete; eine Vorsehung für einen fremden Schriftsteller in London; ein Mann von dreißig und einigen Jahren, der überall gewesen war, sogar in Japan, der englische Literatur und Kunst, englisches Theaterwesen und alle leitenden Persönlichkeiten in Kunst, Literatur und Theater in London kennt.

Drei, vier Stunden nach meiner Ankunft war ich in der Bibliothek des British Museum; ich wollte nicht einen Tag vergeuden. Zum Glück erwies sich der erste Bibliothekar als einer meiner Korrespondenten aus der Zeit, da ich ein bißchen Mitarbeiter an The Academy war, Dr. Richard Garnett. Wir hatten Briefe gewechselt, uns aber nie gesehen. Er nahm sich meiner wie ein Freund an, wies mir für die Zukunft sofort einen Platz hinter dem mächtigen und schönen Lesesaal an, in dem großen Zimmer, Large Room genannt, wo ich einen größeren Tisch zu meiner Verfügung hatte und wo nur einige wenige Begünstigte zu sitzen pflegen, und führte mich in der Bibliothek herum, um mich allen ihren Beamten vorzustellen und sie zu ersuchen, mir in jeder Weise behilflich zu sein. Es zeigte sich, daß drei dieser Beamten nordische Sprachen verstanden. Einer von ihnen überraschte mich, indem er die schwierigen Worte aussprach: De Haderslevske Laereres Skole, ein anderer, Mr. Nisbet Bain hatte gerade eine ausführliche Lebensbeschreibung H. C. Andersens herausgegeben. Schwedisch verstand und sprach so ziemlich Mr. John Naake, der dienstfertigste von allen Beamten der Bibliothek, ein seit 1863 landflüchtiger Pole, der nun ein ganzer Engländer geworden war.

(Von anderen Gelehrten, welche die nordischen Sprachen lesen konnten, traf ich später zwei, Mr. Powell York, Froudes Nachfolger als Professor der Geschichte an der Universität zu Oxford, und den berühmten Fürsten Krapotkin.)

Dr. Garnett und ich waren uns früher in unserer Liebe zu Shelley begegnet, von dessen hinterlassenen Papieren er einen Schatz besitzt. Jetzt hatten wir eine Menge Berührungspunkte. Er ist viel mehr als der liebenswürdigste und gelehrteste Oberbibliothekar über eine Welt von Büchern; er ist ein feiner Poet und ein hervorragender Literarhistoriker. Von seinen Schriften ist besonders anziehend die Sammlung phantastischer und philosophischer Novellen, die unter dem Titel The Twilight of the Gods erschienen ist. Philosophisch sind diese Erzählungen, fast wie Voltaires oder wie Disraelis Ixion im Himmel oder wie Heyses Der letzte Kentaur. Der in ihnen niedergelegte Witz ist außerordentlich, ein Scherz mit religiösen und philosophischen Gedankengebäuden, wie er — trotz seiner milden Form — nicht kühner und ausgelassener sein könnte. Es liegt zudem eine verwegene Phantasie in der ganzen Ausführung. Es ist Kaviar fürs Volk, doch die Lektüre bereitet dem feineren und urteilsfähigeren Leser einen Genuß. Hier spricht ein Schüler Shellings als Humorist der Gegenwart.

Wenige Gebäude üben solchen Zauber auf das Gemüt aus wie das British Museum. Nichts kann gemütlicher sein als der ungeheuer große strahlenförmige Lesesaal, dessen runde Wände mit Büchern bedeckt sind, und die stillen Räume dahinter. Nichts kann praktischer eingerichtet sein. In jedem Augenblick stehen einem die sämtlichen in alphabetischer Reihenfolge aufgestellten Kataloge zur Verfügung, und alles, womit man sich bekannt zu machen wünscht, wird sofort gebracht. Bald kennen einen alle, selbst die Boten, als hätte man sein Lebelang dort studiert. Man fand jeden Vormittag seine Bücher vom gestrigen Tage bereit gelegt, bekam einen Haufen neuer dazu gebracht, und während das Auge auf den warmen Farben des Saales verweilte und von einem Sonnenfunken gefesselt wurde, der, von der blankpolierten Lehne eines Stuhles zurückgeworfen, wie ein Stern leuchtete, träumten die Gedanken von viel neuem Wissen, und dieser und jener Einfall kam und mit ihm das behagliche Gefühl, die Reise nicht vergeblich gemacht zu haben.

III

Ein praktisches und tatkräftiges Volk, kein künstlerisches Volk; das sieht man in London täglich mehr ein. Es hat Zeitalter gehabt, wo es herrliche Kunstwerke schuf, und es hat einige der größten Dichter der Welt besessen, aber der Volkssinn ist unkünstlerisch.

Die erste Vorstellung von Trilby im Haymarket-Theater. Hier ist niemand, der sich nicht schon monatelang vorher den Eintritt gesichert hätte; denn dies wird als die größte Première der Saison betrachtet. Man ist gespannt, weil Du Mauriers Roman, dem der Stoff entnommen ist, in Hunderttausenden von Exemplaren in England und Nordamerika verkauft wurde, „wo der Trilbyismus zur Religion geworden ist." Der Verfasser, einer der ersten Zeichner Englands und des Punch war schon als Zeichner populär; am Schauspiel hat er keinen unmittelbaren Anteil. Man ist außerdem gespannt, weil die Hauptrolle von einer jungen Debutantin, Fräulein Dorothea Baird, ausgeführt werden soll, die noch nie in London aufgetreten ist. Das einzige, was man sicher von ihr wissen will, ist, daß sie wohlgeformte Füße hat, da sie im Stück barfuß gehen muß.

In der Loge, in der ich als Eingeladener meinen Platz habe, befindet sich ein Herr, der in seiner frühen Jugend nach Südafrika ging, um sein Glück zu versuchen, nachdem er vom Vater des jungen Mädchens, um dessen Hand er warb, wegen allzugroßer Armut abgewiesen worden war. — Er bat sie, auf ihn zu warten; zehn Jahre später kam sie zu ihm nach Afrika und sie heirateten sich; nach Verlauf von zwanzig Jahren ist er nach England zurückgekehrt mit einem Vermögen, das ihm eine Jahreseinnahme von mehr als einer Million Mark abwirft. Er ist wohlerzogen, fast bescheiden, seine Frau liebenswürdig, deren Schwester, die lange mit dem Paare in Afrika gewesen ist, frisch und hübsch. Sie hegt von vornherein ein lebhaftes Interesse für die Vorstellung, da sie mit der Debutantin zur Schule gegangen ist.

Das Resultat war insofern zufriedenstellend, als der Erfolg der jungen Schauspielerin überwältigend war. Sie hatte gewißlich recht wohlgeformte und sehr reine Füße, aber von einem Umfang . . . sie erinnerten an die Füße, die man auf Bildsäulen sieht, die neun

Ellen hoch sind. Das Publikum war schon im voraus für die ganze Aufführung gewonnen. Gleich die ersten, recht dürftigen Repliken riefen lebhaften Beifall hervor, und dieser hielt sich und stieg. Der manager des Theaters sagte mir, daß das Haymarket-Theater noch nie solchen Erfolg gehabt hätte.

Ich entsinne mich nicht, seit ich in Kopenhagen Molbechs Ambrosius sah, etwas so Fades gesehen zu haben; kein mir bekanntes Theaterstück hat einen so sinnlosen Inhalt. Dies dumm zu nennen, hieße eine Artigkeit sagen; es war verblüffend, verstimmend idiotisch.

Und nun das feinste, reichste Londoner Publikum entzückt zu sehen von diesem hoffnungslosen Blödsinn, diesen elenden Erinnerungen aus Murgers Zigeunerleben und Dumas' Kameliendame, aufgekocht mit Hypnotismus und Zauberei für erwachsene Wickelkinder!

Uns gegenüber der Prinz und die Prinzessin von Wales; über ihnen in einer Loge der geniale Illustrator Aubrey Beardsley mit einigen schreibenden Damen; im Parkett nicht wenig Berühmtheiten, so Englands anerkannter Dramatiker Arthur Pinero, und ein jedenfalls äußerst wohlhabendes, sicher auch, wie man so sagt, hochgebildetes Publikum, und dieses Publikum war entzückt; denn der Jubel kam keineswegs bloß von den Galerien. Einen besonders tiefen Eindruck machte es, als Trilby lange nach Svengalis Tod einen Brief von ihm empfängt — „ich kenne die Handschrift" sagt sie — und dazu sein Porträt, d. h. der Schauspieler selbst hinter einem Rahmen in elektrischer Beleuchtung stehend.

Und zu dieser theatralischen Erniedrigung ist das England des Jahres 1600 herabgesunken! Kein noch so grober, noch so vorstadtmäßiger Effekt war diesen Zuhörern zu stark. — Ein einziger, sehr hervorragender Schauspieler trat auf, der Direktor des Theaters, Mr. Herbert Beerbohm-Tree, der als Svengali stets auf der Bühne war; aber die Natur des Stückes zwang ihn in ein bis zum Volkstümlichen übertriebenes Spiel hinein.

Im Royal Lyceum-Theater sah ich mit großem Vergnügen Shakespeares Romeo und Julia. Erstens war die ganze Inszenierung, Ausstattung, Kostümierung usw. völlig befriedigend. Es war, als sähe man lebendige Gemälde von Pinturicchio. Sodann wußte Frau Patrick-Campbell als Julia die Grund-

stimmung des Stückes hervorzuzaubern, den Zuschauer in dessen Welt zu versetzen. Bewundernswürdig bekam sie das Kind, die wahre Kindlichkeit in Julias Wesen heraus. Vierzehnjährig konnte sie freilich nicht sein; aber sechzehnjährig war sie. Ihr Tanz auf dem Ball war wundervoll, eine Schönheitsoffenbarung, die vollendetste Anmut. Sie reichte dem Zuschauer hier wie in einem goldenen Becher die reiche Poesie des Stückes, und ihr Typus war echt italienisch; denn ihre Mutter ist eine Italienerin. Entzückend war sie auch in der Balkonszene mit Romeo; ihre allzu deutliche in den Ohren der Engländer fremdklingende Diktion kam einem Fremden sehr gelegen. Im übrigen zeigte ihre Darstellung große Mängel. Sie übersprang aus Müdigkeit den Monolog: Gallop apace, you fiery-footed steeds und entschuldigte sich nach der Vorstellung bei uns deswegen. Sie war eintönig, fast ausdruckslos, im Auftritt mit der Amme, mit dem Mönch, in dem Auftritt, als sie den Giftbecher leert, und in der Todesszene. Doch der Gesamteindruck war trotzdem mächtig; unvergeßlich, glaube ich.

Höchst bezeichnend für Londoner Kunstsinn war indessen das Urteil über die Aufführung, das man allerorten hörte: Mrs. Patrick Campbell sei zu alt für die Rolle; immer wieder wurde es im vollen Ernst geltend gemacht, daß sie in Wirklichkeit zweiunddreißig Jahre zähle. Ein Kritiker hatte es sich nicht versagt, dies zu schreiben. „Na! Ist es nun wahr, daß ich aussehe, als ob ich achtunddreißig Jahre alt wäre!" rief sie uns auf der Bühne entgegen. Zu diesem Tadel paßte auch der Einwand, den man ständig gegen ihre Ausführung der Hauptrolle in Pineros: The second Mrs. Tanqueray erheben hörte: daß sie sie nur allzugut gespielt hätte; wenn sie nicht selbst ein weibliches Wesen derselben Art gewesen wäre, wie das von ihr dargestellte gefallene Weib, so hätte sie es nicht so glaubwürdig spielen können.

Herr Forbes Robertson war tüchtig und verständig als Romeo; das gesamte übrige Spiel war weniger als mittelmäßig. Nicht einmal die Komik der Amme, nicht einmal Mercutios Humor vermag moderne englische Schauspielkunst wiederzugeben.

Im Drury Lane-Theater ein großes malerisches Melodrama Cheer, Boys, Cheer. Der Hauptreiz die Kostüme der Damen; alle von Worth in Paris im Werte von einigen hunderttausend Franks; eine genaue Darstellung des Rotten Row in London

während der Saison; eine nicht minder genaue Darstellung eines zu Anfang des Jahres stattgefundenen Gefechtes in Südafrika zwischen ein paar hundert Mann englischer Truppen und einem ganzen Heer von Matabilen, in dem die tapferen Engländer bis auf den letzten Mann niedergesäbelt wurden. Im übrigen ein echtes Melodram mit dazugehörigem Schurken, der den Ruf eines Weibes auf die infamste Art vernichtet und zuletzt seine Strafe empfängt.

Wirkliches Interesse bot nur der Auftritt im Matabile-Lande, und zwar aus doppeltem Grunde.

Er war ergreifend durch sein Wirklichkeitsgepräge. Die Begebenheit war von Minute zu Minute so vor sich gegangen. Als die Truppe ihr Schicksal klar vor Augen sah, wußte, daß ihr nur noch eine halbe Stunde Zeit bliebe, bis die Wilden sich einfinden, sie umzingeln und niederschießen müßten, gab der Kapitän jedem seiner Leute ein Blatt Papier und einen Bleistift, damit er den letzten Gruß an den liebsten Menschen, den er in der Heimat zurückgelassen hatte, niederschreiben und diese Briefe dann bei den Leichen gefunden werden könnten, wenn ihre Landsleute einträfen. Der stumme Auftritt, als die Soldaten schrieben, war besonders wirkungsvoll. Unmittelbar darauf erfolgte der Überfall, während dessen die kämpfenden Engländer zum letzten Male das Lied Cheer, Boys, Cheer anstimmten.

Merkwürdig war sodann die Haltung des Publikums während des Auftrittes. In keinem anderen Lande wäre es wohl einem Theaterdirektor erlaubt worden, ein halbes Jahr, nachdem ein solches Ereignis erst stattgefunden, es auszunützen, während im Publikum nahe Verwandte der Verstorbenen sitzen konnten, bei denen Entsetzen und Trauer noch frisch waren. Ein großer Teil der Zuhörer lachte und scherzte unmittelbar vor und nach der Szene, als behandelte sie etwas rein Erdichtetes. Kälte und Gleichgültigkeit zeigte sich in der Art, wie man diesem Stück wie jedem anderen folgte. Und doch wurde ein Fremder ergriffen von dem Ernst und der Kraft, womit im Theater die einfachen Worte ausgesprochen wurden: we will fight and die as Englishmen.

Im Empire spielte man ein großes Ballett Faust; mit einer Ausstellung von Hunderten von Frauen, wohlkomponierten Aufzügen und Massenbewegungen von Tänzerinnen. Sogar Faust

wurde von einer Dame gespielt. Es war eine abstumpfende, betäubende Augenweide sehr untergeordneter Art, ganz wie Trilby und das Melodram auf die Menschenmillion berechnet. Es kommt für die Theaterdirektoren im heutigen London darauf an, ein Stück in Szene zu setzen, dessen Zugkraft auf die breiten Schichten so stark ist, daß es sich ein paar hundert Mal hintereinander aufführen läßt. Alles wird auf the long run angelegt; von einem Schauspielrepertoire für ein Theater ist keine Rede mehr. Es gibt Stücke wie Charleys Tante, die dreiundeinhalbes Jahr in einem weg tagaus tagein, ja bisweilen täglich zweimal, gegangen sind. Die Rücksicht auf Geschmack und Behagen der Massen verschlingt die Rücksicht auf die Kunst.

Im Comedy-Theater Arthur W. Pineros Schauspiel The benefit of the doubt. Ein modernes englisches Ehe- und Scheidungsdrama, dessen Thema das Unheil bildet, das die rücksichtslose Leidenschaft einer eifersüchtigen Frau über zwei Familien bringt; auf guten Beobachtungen aufgebaut, zum Teil gut geformt, aber ideenlos und unbefriedigend. Es wird gleichmäßig gut gespielt, mit derselben seelenlosen Fertigkeit, mit der es geschrieben ist, und löst sich in Leere auf. Trotzdem ist dieses Schauspiel von einem Mann geschrieben, der große und entschiedene Begabung gezeigt hat, das moderne englische Drama zu schaffen, das man so lange entbehrt hat.

Arthur Pinero ist ein kräftig begabter und noch strebender Geist, der vielleicht schließlich das Meisterwerk schreiben wird, das er einige Male im Begriff stand zu liefern.

Den ersten entscheidenden Bühnenerfolg brachte ihm sein ausgezeichnetes Schauspiel The second Mrs. Tanqueray. Das Stück, das in Kopenhagen unter dem Titel Die zweite Frau aufgeführt worden ist, erweckte dort, gewiß auf Grund des sehr mangelhaften Spieles, bei weitem nicht soviel Interesse, wie es verdiente. Sein Thema konnte etwas abgenutzt erscheinen: die inneren und äußeren Schicksale, welche die Ehe eines ehrenhaften Weltmannes mit einer Dame der Demimonde zur Folge hat; man wird womöglich zu der Annahme neigen, einen solchen Stoff mit erschöpfender Kenntnis und der Überlegenheit der Erfahrung zu behandeln sei das Vorrecht der Franzosen. Aber das Drama ist grundenglisch und sein Seelenstudium aufrichtig und kräftig.

Vergleicht man Pineros **The second Mrs. Tanqueray** mit Emile Augiers **Mariage d'Olympe**, das vor vierzig Jahren einen ganz ähnlichen Stoff behandelte, und das ganz bestimmt Pineros Schauspiel in seiner dramatischen Anlage beeinflußt hat, so ergibt sich folgende einschneidende Ungleichheit: während die Hauptperson des französischen Schauspiels nur als eine freche niedrige und ganz wertlose Person erscheint, ist die Engländerin ein höchst zusammengesetztes Wesen mit vielen bedeutenden Eigenschaften und nichts weniger als frech; doch ein Wesen, das sich nie zu einer großen Gesinnung zu erheben vermag, dessen Liebe in einer niedrigen und mißtrauischen Eifersucht besteht und das sich von dieser zu so unmöglichen Handlungen wie zur Unterschlagung von Briefen verleiten läßt. Überwältigt von ihrer Vergangenheit, gibt sie sich schließlich selbst den Tod. Eine wahre Meisterschaft zeigt sich in der Art, wie ihre Seelengeschichte dramatisch durchgeführt ist.

Pineros zweites ernsthaftes Drama **The notorious Mrs. Ebbsmith** ist wie das vorhergehende eine bedeutende Arbeit und wie dieses ein ganz konservatives Werk. Seine Heldin ist an und für sich interessanter, eine jener begabten und willensstarken Frauen, die sich aus reiner Überzeugung an der sozialistischen Agitation beteiligen. Sie hat, trotz ihrer Jugend, schon lange im Widerspruch mit der bestehenden Gesellschaft gelebt; sie glaubt weder an die Staatsreligion noch an die Ehe, und sie geht mit einem jungen vornehmen Mann, der schriftstellerischen Ehrgeiz besitzt, eine freie Verbindung ein, in der sie für ihre Ideale leben und die Menschheit umformen wollen. Das Stück legt dar, weshalb und wie ihre Vorsätze scheitern. Lucas Cleeve ist nicht die Führer- und Denkernatur, für die Agnes Ebbsmith ihn eine Weile lang gehalten hat. Er ist nur durch zufällige Verhältnisse mit einer Gesellschaftsordnung in Streit geraten, gegen die anzukämpfen, seiner Meinung nach, für eine Frau unschön und für einen Mann fruchtlos ist. Er knickt im entscheidenden Augenblick zusammen und ist bereit, zu dem zurückzukehren, was er verlassen hat. Aber auch Agnes hat sich selbst nicht gekannt. Anfangs war sie vollkommen ehrlich, wenn sie ihr Zusammenleben als eine in ihrem Wesen rein geistige Verbindung, eine Kameradschaft mit gemeinsamen großen Zielen betrachtete. Als sie fürchten muß, ihn dadurch nicht festhalten zu

können, gewinnt ihr Geschlecht, auf das sie herabblickte, in ihr die Oberhand, und sie putzt sich, um ihm zu gefallen, versucht, ihr schönes Äußere, das sie verachtet hat, als Kampfmittel geltend zu machen. Soweit ist Pineros Beobachtung treffend und richtig. Später hat er, entweder infolge konservativer Beschränktheit oder einer wenig würdigen Rücksicht auf die Ansprüche eines Londoner Theaterpublikums die Figur entstellt. Agnes kehrt zur Gesellschaftsordnung und zum Bibelglauben zurück; ein braver englischer Priester und seine Schwester nehmen sich der Gebrochenen an. Dies ist der schwache Punkt des Stückes. Doch sein Wert beruht nicht wie der seines Vorgängers einzig auf der Ausführung der weiblichen Hauptperson. Es enthält eine ganze kleine Galerie von Gestalten, besonders von Vertretern der höchsten englischen Gesellschaftskreise, die mit scharfem Blick beobachtet und ohne einen Schatten von Übertreibung mit einer beißenden Satire wiedergegeben worden sind.

IV

Wie der Reisende in Italien es bald aufgibt, die Bezeichnung Italiener zu gebrauchen, sondern Piemontesen und Römer, Florentiner und Neapolitaner als äußerst verschiedene Völkerschaften auffassen lernt, fast so empfindet er auch bald, daß Engländer, Schotten und Irländer ungleichartige Nationalitäten sind, untereinander genau so verschieden wie Engländer und Nordamerikaner; nur durch die Sprache vereinigt.

Von den Irländern als Kelten kann dies nicht wundernehmen; ihr ganzes Wesen ist eigenartig. Ihre Religion, die ja nichts weiter ist als ein Ausdruck ihres Wesens, ist ein farbenreicher Katholizismus, nicht wie die der Engländer und Schotten, angepaßter Puritanismus. Sie haben von Natur aus mehr Lebensfreude, weniger politischen Sinn, reichere künstlerische Begabung. Ein großer Teil dessen, was England an künstlerischen Kräften besitzt, ist keltischer Abstammung. Doch merkwürdig ist es gleichwohl, durch Gespräche die allgemeine Haltung der irischen Frage gegenüber zu beobachten. Ein Fremder erhält den Eindruck, daß Gladstones Plan einer Wiedererrichtung des irischen Parlamentes auf absehbare Zeit gescheitert ist. Die Gefahr für Groß-

britanniens Einheit, die in diesem Plan liegt, hat eine übermäßige Volksstimmung dagegen ins Leben gerufen; selbst alte Demokraten wie Swinburne haben gegenüber den irischen Ansprüchen umgeschwenkt und sich leidenschaftlich gegen die Zersplitterung der britischen Gewalt ausgesprochen. Es erschien mir persönlich auffällig, daß fast alle die in vielen Beziehungen freisinnigen Männer, mit denen ich in Berührung kam, in politischer Hinsicht entschieden konservativ und besonders gegen alles waren, was die britische Staatseinheit auflösen könnte. Einer von ihnen, dessen Gemüt sonst weich genug ist, sagte recht brutal: Die irische Frage löst sich von selbst. Die Irländer wandern ständig zu Hunderttausenden nach Nordamerika aus; bald sind nur noch ein paar Millionen übrig, die in Irland selbst in entschiedener Minderzahl sein werden."

Interessanter und anregender, denn feiner, ist der Unterschied zwischen Engländern und Schotten. Jeder Schotte betont ihn unweigerlich in den ersten Gesprächen mit dem Fremden. Es ist mehr ein Temperaments- als ein Charakterunterschied, und ein Temperamentsunterschied, der auf höchst ungleichartige Weise bestimmt wird, indem man bald das Kalte, Harte und Logische im schottischen Gemüt, bald umgekehrt den Feuergeist der Schotten (perfervidum ingenium Scotorum) betont und indem man zuweilen Strenge und Barschheit, die Begabung zu auflösender Untersuchung und Spitzfindigkeit, zuweilen wieder die Tiefe der geistigen und die Naturfrische der dichterischen Anlagen als schottische Nationaleigenschaften bezeichnet. Ein hervorragender Schotte hat die schottische Gemütsbeschaffenheit als einen Hang zur Kernhaftigkeit, zu dem, was man in der Rhetorik Nachdruck nennt, bestimmt. Die ruhige Allseitigkeit, die eine Mannigfaltigkeit von Eindrücken nebeneinander stellt und gruppiert, ist nicht schottisch; aber das wuchtige Betonen irgend eines Grundsatzes oder wuchtige Vaterlandsliebe, wuchtige Gefühlsart überhaupt. Nichts ist weniger schottisch als beruhigte Zuschauerhaltung oder geheimnisvolles Versinken in Gott. Aber ebensowenig schottisch ist andererseits der allumfassende Blick eines Shelley oder eines Shakespeare. Schottland hat große Dichter wie Burns und Scott, große Eiferer wie Knox oder Irving oder Carlyle, bedeutende Denker wie Reid, Adam Smith, Hume, James Mill, William Hamilton gehabt, starke Geister mit

einem würzigen Duft vom Erdboden ihres Landes, aber keine geschmeidigen Naturen, denn Geschmeidigkeit ist nicht schottisch, und keine allumfassenden Geister, denn Allseitigkeit ist es ebensowenig.

Der junge hervorragende Lyriker John Davidson verbreitete sich eines Tages in einem Gespräch über den Nationalunterschied zwischen Engländern und Schotten. Er ist selbst ein Schotte, mit frischen Wangen, klaren braunen Augen, ernsthafter männlicher Haltung, hat sich dem jungen, anmutigen englischen Dichter Richard Le Gallienne eng angeschlossen und findet in dessen Kritik den besten Ausdruck für seine künstlerischen Anschauungen. Ich erinnerte ihn an die Zeit, da Hume die englischen und die schottischen Schriftsteller in zwei Kolonnen gegeneinander aufstellte und den schottischen die Palme reichte; ich meinte, eine solche Einteilung ließe sich heutzutage nicht durchführen. „Der Unterschied besteht noch unverändert," sagte er. — Ich selbst habe gefühlt, daß er gegen den tüchtigen und mutigen Kritiker William Archer geltend gemacht wurde. Ich für mein Teil hege die größte Achtung vor seinem klaren Verstande, seiner wahrheitsliebenden Derbheit, seiner Kenntnis der Technik der dramatischen Kunst und der Unverzagtheit, mit der er seine Meinung sagt, auch wo sie englischen Vorurteilen zuwiderläuft. Aber ich habe gespürt, daß seine Unbeugsamkeit englischen Blicken zuweilen als Starrheit erscheint.

Gewisse Eigenheiten des schottischen Temperamentes zeigten sich deutlich bei einer sehr schönen Dame, die ich kennen lernte; sie war väterlicherseits schottischer, mütterlicherseits spanischer Abstammung. Sie ist erst fünfundzwanzig Jahre alt, aber schon eine Persönlichkeit, ständige Mitarbeiterin der Saturday Review. Sie besitzt ein großes Talent, aber zu wenig Kenntnisse, nur die Kultur des Gesellschaftslebens. In den Fragen, die nicht die einzige Sache betreffen, die sie beschäftigt, die Unabhängigkeit der Frau, ist sie kaum viel mehr als ein Echo des Mannes, den sie bewundert. Wie die meisten schönen Frauen ist sie im tiefsten Innern Männern gegenüber kalt, gleichgültig. Sie behauptet, jedesmal, sobald sie einen Mann gefunden zu haben glaube, enthülle er sich ihr gegenüber als ein greinender Schwächling und suche bei ihr Hilfe und Trost. Sie hat alle Triumphe der Schönheit in reichem Maße genossen und lebt nur in ihnen, badet sich

in der Huldigung, die ihr beständig und von den verschiedensten Seiten dargebracht wird, wie eine Katze im Sonnenschein; aber die Wärme dringt nicht unter die Haut ein. Sie hatte eines Tages in einem Wochenblatt geschrieben: „Um der Frau der Neuzeit seine Huldigung darzubringen, ist dem Manne noch nichts Besseres eingefallen, als seine üblichen Buketts. Vom Straßenpflaster bis zum Dach hinauf müßte die Treppe unter Blumen verborgen sein, wenn es einen Eindruck auf das Herz der neuen Frau machen sollte.“ Als sie mittags nach Hause kam, waren der Bürgersteig vor ihrem Hause und die Treppe bis zum Boden mit Rosen bedeckt. —

Doch sie, die behauptet, noch nie einen Mann gefunden zu haben, den sie länger als drei Wochen lieben konnte, hegt einen glühenden literarischen Ehrgeiz und hat eine kräftige, fast schneidend kühne Art, ihre Anschauungen hinauszuschleudern. Ich habe in London kein besseres Exemplar des Typus getroffen, den man in England the new woman nennt, — ein Typus, über dessen Existenzberechtigung noch einige Zweifel herrschen, und den wohl eigentlich die Frau bildet, die alle Autoritäten und Überlieferungen über Bord geworfen hat, in der Regel, ohne trotzdem eine einzige gesellschaftliche Vorschrift übertreten zu haben. Aber das perfervidum ingenium der Schotten macht sich nicht bloß in den Artikeln geltend, die sie schreibt, in denen große Sicherheit und Schärfe der Form mit einer etwas dürftigen und einseitigen Kultur gepaart sind, sondern in der ganzen eigenartigen Energie ihres Wesens. Sie ist zum Beispiel eine leidenschaftliche Bewundererin von Oskar Wildes Talent. Eines Abends zog sie ein Kostüm an, in dem sie einem Heiligen den Kopf verdrehen konnte, um ins Theater zu gehen — mit wem, wohl? Mit keinem anderen als Wildes Todfeind, dem Marquis von Queensbury. Sie hatte ihn eingeladen, in der Hoffnung, ihn in den Zwischenakten umzustimmen, damit er ihrem bewunderten Wilde die Geldstrafe erließe, die dieser laut gerichtlichem Erkenntnis nach Ablauf seiner Gefängniszeit dem Marquis zu erlegen hatte. Es zeigte sich indessen, daß der eigenartige Edelmann ebenso hartnäckig war wie sie.

Ein Schriftsteller, in dessen Wesen das schottische Naturell sich noch verspüren läßt, wenn auch von hoher und vielseitiger

36*

Kultur zurückgedrängt, ist der ausgezeichnete Schriftsteller Andrew Lang, sicherlich am angesehensten in seiner Eigenschaft als Max Müllers Widersacher in der Auffassung vom Wesen des Mythus. Er ist der Verfasser des sinnreichen Buches Custom and Myth. Daneben ist er ein gelehrter Hellenist, der unter anderm die Odyssee und die Iliade in Prosa übersetzt hat, ein lyrischer Dichter in Theophile Gautiers Richtung (Ballades in Blue China, Rhymes à la Mode) und endlich ein sehr fruchtbarer, sehr feiner und geschmackvoller, aber recht konservativer Kritiker. Er ist schön, mit seiner hohen, schmalen, etwas aufgeschossenen Gestalt, dem regelmäßigen klugen Gesicht, den dunkeln Brauen zu den schneeweißen Haaren. Es wirkt verblüffend, daß er bei all seiner Gelehrtheit als Geist nicht wenig weibisch und — trotz seiner konservativen Haltung als Kritiker — Schelmenstücken gar nicht abgeneigt ist.

Als Schotte reist er alljährlich nach Schottland, ist als Professor in Saint Andrews in einer schönen Natur ansässig, die er der Englands vorzieht. Vielleicht ist auch seine schottische Abkunft schuld daran, daß er in seinen literarischen Urteilen so merkwürdig und eigensinnig ist. — Keinen modernen Schriftsteller stellt er über den älteren Dumas; keiner amüsiert ihn wie Dumas. Spricht man ihm von Ibsen, so schneidet er ein Gesicht und sagt: Dumas ist unterhaltender.

Was Lang von moderner fremder Kultur in sich aufgenommen hat, ist französisch — und dies war bei fast allen den Engländern der Fall, die ich traf. Nur ganz vereinzelte englische Gelehrte (wie Dowden oder Garnett) verraten Einwirkung von Deutschland; in der schönen Literatur gibt es gegenwärtig gar keinen deutschen Einfluß, während trotz der politischen Spannung für alles, was Frankreich an Geist besitzt, ein lebhaftes Interesse herrscht. Die Städte London und Paris sind einander äußerst nahe gerückt. Nur ein Siebenstundenabstand trennt sie. Man kann Frühstück in London und Mittag in Paris essen. Wie englische Damen nach Paris fahren, um sich einen Hut zu kaufen, so ebenfalls die Engländer, um ein paar Tage mit Bekannten, Kunst- oder Gesinnungsgenossen zuzubringen.

Swinburne lieferte seinerzeit ein großes Beispiel eines englischen Dichters, der sich fast ebenso stark mit Frankreich wie mit England

verbunden fühlte. Er trat bei jeder Gelegenheit als ehrfürchtiger, ja fanatischer Bewunderer Victor Hugos auf, und er steht in seinen ersten Dichtungen in einem Verhältnis nicht nur zu Theophile Gautier, sondern auch zu Charles Baudelaire. Jetzt ist es Verlaine, der verschiedene von Englands jüngsten lyrischen Dichtern gepackt hat. Erwähnt sei von ihnen Arthur Symons, der Verfasser der Gedichtsammlung London Nights, der in seiner geschliffenen, sinnlichen Lyrik modernere Stoffe behandelt, als man auf englischem Boden gewohnt ist. In seiner Dichtung sind Londoner Nächte nicht sehr verschieden von Pariser Nächten; aber er ist ein gewissenhafter Sprachkünstler von Rang. Er war froh und stolz darüber, daß Verlaine ihn einmal besucht hatte. In seinem Arbeitszimmer im Fountain Court in Temple hatte Verlaine seinen Namen zur Erinnerung mit Bleistift an die Wand geschrieben, entre le bon dieu et une danseuse, wie er selbst gesagt hatte, zwischen einem Kruzifix nämlich und einer Photographie.

Sollte ich ein Beispiel von ausgeprägtem englischen Stil in moderner englischer Lyrik nennen, so würde ich William E. Henley nennen. Henley ist ein fünfzigjähriger Mann, der das Unglück gehabt hat, daß ihm nach einer Krankheit ein Fuß amputiert werden mußte, was ihm das Gehen äußerst beschwerlich macht und ihm beständig heftige Schmerzen verursacht. Man findet Erinnerungen und Eindrücke aus der Zeit seiner Krankheit dichterisch verwertet in dem Abschnitt In Hospital: Rhyms and Rhytms, in seiner Gedichtsammlung A Book of Verses. Seine zweite Gedichtsammlung London Volontaries enthält den schönen und tapferen Gesang des Schwertes, der mir das Bezeichnendste von seinen Poesien zu sein scheint. In ihm erzählt das Schwert seine Sage vom ersten Tage an, da der Mann es das Kriegsding, den Kameraden, den Vater der Ehre, den Spender der Herrschermacht, den Ruhmschmied, den Sangesmeister, den Frauenbringer, den Priester, der den Mann zum Siege weiht, nannte. Es liegt in diesem Liede ein Grundton englischen Kriegergeistes, der Kampflust und des Siegeswillens in diesem Geiste selbst. Es ist derselbe Geist, den der Leser in einem anderen Gedichte der Sammlung wiederfindet, das von den Engländern als von dem auserwählten Volke des Willens handelt, in dessen Hand Gott, als er es schuf, ein Schwert legte, das kein anderes Volk erheben oder führen konnte.

East and west and north, wherelves the buttle grew
As men to a feast we fared, the work of the Will to do.

Marching, building, sailing, pillar of cloud or fire,
Sous of the Will, we fought the fight of the Will, our sive?

Till now the name of names, England, the name of might,
Flames from the austral hounds to the ends of the boreal night.

And the call of her morning drum goes in a girdle of sound,
Like the voice of the sun in souz, the great globe round and ronnd.

Die Ausdrucksweise dieser Liebe zum Vaterland hat unleugbar eine Spur von Vaterländerei, Henley wird immer mehr zum Dichter des brutalen Imperialismus, aber es liegt auch wirkliche Kraft darin. — Als Kritiker ist Henley streitbar und scharf.

Einen polaren Gegensatz zu ihm bilden englische Lyriker wie Edmund Gosse und Austin Dobson, milde und formvollendete Künstler, deren Wesen eine friedfertige Humanität ist.

Von den Schriftstellern, die ich in London persönlich kennen und schätzen lernte, sei noch der Amerikaner Henry James erwähnt, der in seinem Wesen mehr von einem Engländer oder vielleicht eher von einem Europäer als von einem Nordamerikaner an sich hat. Er lebt deshalb auch nicht in seiner Heimat, sondern ist in London ansässig und hält sich alljährlich mehrere Monate in Italien, am häufigsten in Florenz auf. Fein und gedämpft, mit einer Neigung zur Schwermut, gehört James nicht zu den Schriftstellern, deren Bücher sich an ein sehr großes Publikum wenden. Trotz eines in zwei Weltteilen verbreiteten Rufes, hat Henry James einen verhältnismäßig spärlichen Leserkreis. Aber er dürfte gegenwärtig auf dem Gebiet der Schönliteratur Amerikas allseitigst gebildeter Geist sein, und seine Kritiken (z. B. das Buch über die französischen Schriftsteller, und das Werk Parteiische Porträts) sind Muster der feinen, eindringlichen Kritik eines Weltbürgers. Er ist, wie alle hervorragenden Schriftsteller Englands, mit den ersten heutigen Autoren Frankreichs persönlich bekannt und zum Teil befreundet. So ist Paul Bourget sein naher Freund.

Man kann nicht behaupten, daß es in Frankreich eine Kenntnis der englischen Literatur gäbe, die dem in England so verbreiteten Interesse für französische Literatur entspräche. Das ältere Ge-

schlecht in Frankreich verrät zuweilen eine überraschende Unwissenheit. Es erregte ein gewisses Aufsehen, daß Zola, als er kürzlich London zum erstenmal besuchte, in einer Rede bei einem ihm zu Ehren gegebenen Festessen bemerkte, daß er mit der englischen Sprache ganz unbekannt sei; denn es gibt nicht einen englischen Schriftsteller, wie gering er auch sei, der mit der französischen Sprache ganz unbekannt wäre. Man behauptete von einem anderen, kaum weniger berühmten französischen Romanschriftsteller, der sich, gleichfalls zum erstenmal, bis kurz vor meiner Ankunft in London aufgehalten hatte, daß er aufgefordert, Oxford zu besuchen und nachdem er auf die Frage, was da zu sehen wäre, die Antwort bekommen hatte: „Nun, die Universität," ausgerufen habe: „Ach, es ist eine Universität in Oxford! Das ist ja sehr interessant."

V

Einen großen Bestandteil der Anziehungskraft, die London als Weltstadt ausübt, bilden die ungeheuren Fremdenkolonien.

Zunächst möchte ich eine Gruppe der in London Eingewanderten erwähnen, und zwar die Dänen. Einige meiner Landsleute sind zweifellos drüben gut vorwärts gekommen. Ich könnte einzelne Männer und Frauen anführen, die sich einen Weg gebahnt und eine Stellung geschaffen haben. Aber der allergrößte Teil der dort wohnenden Dänen besteht aus armen Handwerkern, die von der englischen Sprache nur soviel können, wie zum notdürftigen Hausgebrauch gehört, und denen es schwer fällt, in der zugeknöpften englischen Gesellschaft auch nur zu einem bescheidenen Wohlstand zu kommen.

Es gibt einen Dänischen Verein in London, in dem regelmäßige gesellschaftliche Zusammenkünfte mit Vorträgen, Konzerten und dergleichen stattfinden. Ich verlebte dort einen Abend und habe nur zu danken für den guten Empfang, der mir dort zuteil wurde. Aber es war ein wehmütiger Anblick, das für den Abend gemietete, bescheidene Lokal zu sehen, wenn man in den letzten Wochen einen englischen Klub nach dem anderen besucht hatte. Die Engländer, die nicht in Cafés gehen — es gibt deshalb gar kein Caféleben in London —, haben statt dessen ihre Klubs, und ein einziger Mann ist oft zugleich Mitglied in einem Dutzend Klubs.

Ich war als Gast in einer großen Anzahl von ihnen eingeladen, im Athenaeum, National, Savoy, Conservative, Savil, National Liberal, Authors und New Vagabond-Club. Bädeker gibt eine höchst unvollständige Liste von fünfundsechzig Klubs. In diesen englischen Klubs beträgt die Aufnahmegebühr nach der Abstimmung durch Kugeln durchschnittlich fünfhundert Mark, aber auch achthundert Mark, und der Monatsbeitrag in der Regel wohl ein Pfund Sterling. Im Dänischen Verein kostete die Mitgliedschaft einen Schilling pro Quartal, die Aufnahme gar nichts. Indessen, die verschiedenen Klassen mischten sich in diesem einfachen Verein. Der dänische Legationssekretär war zugegen, und der norwegische Legationssekretär sang die schwedischen Gluntar vor einem dänischen Zuhörerkreise; es herrschte Herzlichkeit und gutes Einvernehmen.

In einer Londoner Gesellschaft finden sich gewöhnlich verschiedene Völkerschaften zusammen.

Eines Abends bei einem großen Rout im Hause des Schriftstellers Douglas Sladen, in einem Menschengedränge, bei dem man sich kaum einen Weg von einem Zimmer zum andern bahnen konnte, erklang die englische Sprache mit mehr Betonungen, als ich es jemals gehört hatte. Dort waren nicht nur Amerikaner. Italiener und Deutsche, sondern auch Japaner. Der Wirt hatte sich, wie so mancher Engländer, einige Zeit in Japan aufgehalten, und an seiner Wand hingen nicht wenig japanische Bilder, doch nur moderne Sachen, und nach meinem Dafürhalten nicht von sonderlichem Kunstwert. Ich fragte einen der japanischen Herren, mit denen ich mich unterhielt, nach seinem Urteil über diese Sachen, erhielt aber die vorsichtige Antwort: „Ich bin durchaus kein Kenner.“ Aus dieser Verschanzung ließ er sich nicht heraustreiben.

Man lud zur Zeit des Krieges nicht gern Japaner und Chinesen zusammen ein. Diese letzteren waren in London — wie in Petersburg und Berlin — sehr eifrig bestrebt, am Gesellschaftsleben teilzunehmen. Ich hatte gerade kürzlich in Petersburg drei dieser klugen gelben jungen Herren in Seidenmänteln und Filzschuhen gesehen, wie sie einem jungen schönen Mädchen aus meinem Bekanntenkreise in ihrer anständigen und taktvollen Weise die Kur machten und sich ihrem Stabe einordneten. Nun traf ich bei einem Nachmittagstee hier in London fast die ganze chinesische Gesandtschaft.

Man machte mich auf den Gesandtschaftssekretär, Herrn Kingeast Tsêng, aufmerksam, einen Sohn des berühmten Marquis Tsêng, der sich in hervorragender Weise am Taiping-Aufstande beteiligt hatte. Wir kamen miteinander ins Gespräch, das ich mit den Worten einzuleiten versuchte, daß der Name seines Vaters mir bekannt sei. Er antwortete, ein wenig peinlich berührt, wie es schien, aber lächelnd: „Ich muß doch bemerken, daß ich hier nicht meinen Vater, sondern die chinesische Regierung vertrete." Die Rede kam auf verschiedene Gedichte der klassischen chinesischen Literatur, mit der ich durch Übersetzungen recht vertraut war, und ich nannte ihm die Gedichte, die ich am meisten bewunderte. So kamen wir in nähere Berührung. Er hatte selbst eine Anzahl alter chinesischer Poesien übersetzt — ich weiß nicht recht, ob ins Französische oder ins Englische — aber keinen Verleger finden können. Dann kam das Gespräch auf die literarischen Verhältnisse in China. — „In wieviel Exemplaren wird wohl ungefähr das Buch eines angesehenen Schriftstellers gedruckt?" — „Wohl in einer Million." — „Einer Million?" — „Sie müssen bedenken, daß die Einwohnerzahl auf vierhundertundfünfzig Millionen veranschlagt werden kann, die alle lesen gelernt haben."

An und für sich ist diese Zahl ja keineswegs überraschend. Allgemeinverständliche illustrierte Blätter werden sogar in Dänemark fast in hunderttausend, im Auslande in vielen hunderttausend Exemplaren gedruckt. Aber seltsam bleibt die Vorstellung doch, daß, wenn man all die Bücher zusammen nähme, die es in der Kopenhagener königlichen Bibliothek und der Universitätsbibliothek gibt, noch immer ein paar hunderttausend Bände an der Anzahl von Exemplaren fehlen würde, in denen ein einziges erfolgreiches chinesisches Buch erscheint.

Marquis Tsêng fuhr fort: Aber der Verfasser bekommt nichts für sein Buch. Er wird auf andere Weise belohnt, wird übrigens schon durch die Ehre belohnt; wohin er in China kommt, ist er bekannt. Aber wer da will, kann sein Buch nachdrucken; es gibt kein Urheberrecht. Was er schreibt, soll dem ganzen Volke zugute kommen. Das ist eine volkstümliche Maßregel, und wir Chinesen sind Demokraten. Ich halte die Anordnung für nützlich und gut. (Darauf etwas mißtrauisch:) Ich sehe, Sie lächeln innerlich über das, was ich sage. (Ich lächelte nicht im geringsten.) „Ja, ja, ich bin doch Demokrat und halte es für nützlich."

Ein anderes Mal kam die Rede auf chinesische Verhältnisse im Vergleich zu europäischen. „Diese Verhältnisse sind in allem Wesentlichen ganz dieselben," sagte der kleine verständige Chinese und blinzelte mit seinen etwas schiefen Augen; „sie sind in Peking wie in London, wie in Bèrlin, wie in Pàris." Ich wußte, wie gern die Chinesen im allgemeinen die Unterschiede und den Abstand zwischen ostasiatischen und europäischen Gebräuchen verkleinern, fragte deshalb ohne sonderliche Verwunderung nur: „Wieso?" „Nehmen Sie die Religion," antwortete Herr Tsêng. „Hier sind die einfachen Leute christlich: Der Himmel für die Guten, die Hölle für die Schlechten usw. Die Gebildeten haben keine Religion. Bei uns sind die einfachen Leute Buddhisten: Der Himmel für die Guten, die Hölle für die Schlechten usw. Die Gebildeten haben keine Religion. — Sie sehen, ganz wie in Bèrlin, wie in Pàris, wie in London."

„Aber nun das Verhältnis zwischen den Geschlechtern," sagte ich, „das ist doch stark verschieden. Ist das wahr, was man mir erzählt hat, daß die jungen Mädchen bei Ihnen nie einen jungen Mann allein sehen oder allein mit ihm sprechen? Oder ist es eine Wahrheit auf dem Papier?" — „Nein, nein, es ist wahr." — „Das heißt, es ist ihnen verboten, aber es geschieht trotzdem?" — Nein," nein, es geschieht niemals; sie wagen es nicht. Die Schande, die damit verbunden ist, ist zu groß." — „Wann und wo lernt das Mädchen denn seinen zukünftigen Mann kennen?" — „Sie schließen ihre Bekanntschaft im Brautgemach. Wir meinen, das ist früh genug." — „Und geht das?" — Er (mit einer unsäglichen Verschmitztheit in den kleinen klugen Augen): „Geht es hier?" (Es ließe sich ja über diese Frage ein Teil philosophieren. Ich begnügte mich damit, zu fragen): „Aber nachher, wenn die junge Frau frei mit anderen Männern verkehrt und Neigung zu einem andern faßt, als dem Manne, mit dem sie auf diese derbe Art verbunden worden ist. Was dann?" — Er (mit ganz unbeschreiblicher Verschmitztheit): „Das können Sie sich gewiß selbst denken; bei uns wie in Bèrlin, wie in Pàris, wie in London." — „Ich kann es mir denken. Aber was dann? Was machen Sie dann mit ihr? Schlägt der Mann oder der Staat sie dann tot? Wird sie öffentlich hingerichtet?" — „Hingerichtet! Bewahre, wo denken Sie hin? Sie bekommt sieben, acht Jahr Zuchthaus." — „Sieben, acht Jahr

Zuchthaus! allen Respekt." — „Ja, Sie müssen mich nicht mißverstehen. Sie kommt ins Gefängnis, wenn man's weiß. Aber wann weiß man es? Das ist die Sache. Man weiß es nicht. Wenn der Mann es zu wissen glaubt, so weiß er es auch nicht; welches Interesse hat er daran, es zu wissen? Es nützt ihm ja nichts. Sie sehen selbst: bei uns wie in London, wie in Páris, wie in Bérlin."

VI

Eines Tages sagte Dr. Garnett zu mir: Russische Emigranten haben nach Ihnen gefragt; sie haben mit Interesse Ihr Buch über Rußland gelesen, möchten Sie gern kennen lernen." — So kam ich in Berührung mit den Landflüchtigen in London zuerst mit Krawschinski, genannt Stepniak, dann durch ihn mit mehreren anderen.

Eine Dreiviertelstundenfahrt von Earls Court entfernt, weit draußen im Westen, wohnte Stepniak in einem anheimelnden Häuschen. Nirgends in London brannte, wie mir's schien, das Kaminfeuer so gemütlich wie dort.

Als ich das erstemal hinkam, stand die Hausfrau auf, um mir Guten Tag zu sagen, und ich reichte einem Herrn an ihrer Seite die Hand, um ihm für einen der herzlichsten und ehrendsten Briefe zu danken, die ich in meinem Leben empfangen hatte — er antwortete lächelnd, daß Stepniak mir zur Station entgegengegangen sei, mich mit Hilfe eines Bildes in einem meiner Bücher hätte erkennen sollen, mich aber verfehlt haben müsse; er selbst wäre Krapotkin. Einen Augenblick darauf kam Stepniak zurück. Der erste Abend, den ich mit diesen seltenen Menschen zubrachte, gehört zu meinen besten Erinnerungen. Ich habe nicht oft in meinem Leben so sehr das Gefühl gehabt, in guter Gesellschaft zu sein.

Es war zwölf Jahre her, seit ich Stepniak als Schriftsteller kennen gelernt hatte. Durch die verstorbene Sonja Kowalewski wurde ich auf sein Buch Das unterirdische Rußland aufmerksam gemacht, das sofort einen tiefen Eindruck in mir hinterließ. Nun stand ich ihm selbst gegenüber.

Stepniak war dreiundvierzig Jahre alt, untersetzt, athletisch gebaut, mit kleinen, schwarzen Augen, schräg gegen die Nase liegenden

schwarzen Augenbrauen, einem Ausdruck lichter sorgloser Energie, und von außerordentlicher Lebhaftigkeit in Frage und Antwort.

Seine Gattin, eine große hübsche Südrussin aus Simferopol in der Krim, in den Dreißigern, brünett, großäugig, mit überreichem, krausem Haar, warmfühlend, seelenvoll, war ganz Dame und doch ganz Mensch.

Fürst Krapotkin, zweiundfünfzig Jahre alt, sah viele Jahre älter aus; eine überlegene Persönlichkeit. Er war kahlköpfig mit einem starken, langen Bart, einem etwas eingefallenen Mund; man sah, daß das Gefängnisleben ihn sehr angegriffen hatte. Der erste Eindruck, den man von ihm empfing, war der Eindruck von Feinheit, der feinen Bildung und dem artigen Wesen eines großen Herrn; seine Haltung hatte etwas in hohem Grade Sanftes und Edles. Der nächste Eindruck war der von Bestimmtheit und hartnäckigem, unbezwinglichen Mut; seine Sanftheit wirkte doppelt ansprechend, weil man fühlte, daß er in seinen Gedanken so kühn, in seinen Handlungen so entschlossen war. Der gesammelte Eindruck war der von selbständiger, vorwärtsschauender Genialität.

Die beiden Männer hatten die merkwürdigsten Erlebnisse hinter sich.

Peter Krapotkin stammt in gerader Linie von dem alten Königsgeschlecht der Ruriks ab, gehört also zu Rußlands höchster Aristokratie. Seine Freunde sagten in seiner Jugend oft von ihm, daß er mehr Anrecht auf den Thron Rußlands hätte, als der Kaiser, der nur ein Deutscher sei. Er war anfänglich Page am Hofe Alexanders II., eine Stellung, die nur den Söhnen der Hofaristokratie zugänglich ist. Er studierte Mathematik und Geographie und unternahm zu geologischen Zwecken wissenschaftliche Reisen durch Sibirien und das nördliche China, deren Ausbeute er später im Vereine mit Elisée Reclus verwertet hat. Er machte sich durch geographische Arbeiten und ein Buch über die Eiszeit einen geachteten Namen als Gelehrter. In seiner Jugend schloß er sich am engsten dem Sozialismus in der Bakuninschen Schattierung an: einem halb anarchistischen Kommunismus. Später hat er sich zu einem wissenschaftlichen Anarchisten besonderer Art und Richtung entwickelt.

Nach Rußland zurückgekehrt, wurde Krapotkin 1873 ohne regelrechten Prozeß gefesselt und in die Peter Pauls-Festung ge-

bracht; er wurde dort gefangen gehalten, bis es ihm 1876 mit Hilfe seiner Freunde und einer bewundernswerten Berechnung aller Verhältnisse und Umstände gelang, mitten am Tage und vor den Augen seiner bewaffneten Wächter zu entfliehen — wie es Stepniak in einem bekannten, wohl in fast alle Sprachen übersetzten Kapitel seines ersten Buches beschrieben hat. Krapotkin widmete sich dann in Genf und in England seinen Studien und der Verbreitung seiner revolutionären Gedanken; aber als er sich 1883 nach Frankreich begab, wurde er, obwohl er sich nie eines Mordversuches schuldig gemacht hatte, und obwohl die Internationale längst eingegangen war, unter dem Vorwande, daß er einem internationalen Verein zugehöre — hauptsächlich aber wohl auf Grund seiner aufrührerischen Vergangenheit und aus Liebedienerei gegen Rußland — zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Nach dreijähriger Gefangenschaft in Clairvaux wurde er begnadigt und hat seitdem in England gelebt, wo er auf englisch in den verschiedenen Städten zahlreiche Vorträge über ökonomische Gegenstände, Ackerbaufragen und dergleichen hält.

Mit welcher Gemütsruhe und welchem Heldenmut er seine Gefängnisjahre getragen hat, zeigt vielleicht am besten sein in der norwegischen Neuen Zeitschrift (November 1892) abgedruckter Brief an den armen jungen Arne Dybfest, als diesem das Gefängnis drohte. Nichts ist geeignet, mehr Ehrfurcht vor Krapotkins Charakter einzuflößen. Er spricht dort von jahrelanger Gefängnisstrafe wie von einem geringfügigen, oft für unsere Sache ganz ersprießlichen Mißgeschick, über das man ohne besondere Schwierigkeiten hinwegkommt, wenn man bloß in seiner Zelle zehn Minuten vormittags und zehn Minuten nachmittags ein wenig Gymnastik treibt und dann im übrigen seine Energie durch irgend welche geistige Beschäftigung frisch erhält: „Ich sagte mir: Bilde dir ein, daß du auf einem Nordpolzuge im Eise eingefroren seist; die Teilnehmer seien gezwungen, zwei Winter in einer engen Kajüte bei schlechter Kost zuzubringen; sie könnten sich nicht rühren, seien aber genötigt, ihre Geistes- und Körperkraft aufrechtzuerhalten.“

Krapotkin ist gleichsam eine Verkörperung des ausdauernden Mutes. Als ich eines Tages im Scherz sagte: „Es gibt nur eines, worauf man bauen kann: die Dummheit. Auf diesem Felsen will ich die Kirche der Zukunft erbauen“ — antwortete er:

„Ach nein, sagen Sie lieber, die Feigheit. Die ist noch weit verbreiteter.“ — Und doch baut er nur auf die edlen Triebe.

Höchst unterhaltend war es, Krapotkin von seinem Gefängnisleben erzählen zu hören, von dem Verständigungssystem mit Hilfe des Klopfens auf den Fußboden, das die Gefangenen unter sich zu einer solchen Fertigkeit entwickeln, daß sie — nachdem es anfangs stundenlang gedauert hat, bis sie einen kurzen Satz Buchstaben für Buchstaben ausdrücken konnten — so weit gelangen, im Augenblick einen weitläufigen Gedankengang ganz mitzuteilen. So erzählte er, daß eines Tages, als man in der Peter-Paulsfestung Besuch empfangen durfte, eine junge Dame durch Klopfen auf dem Rande ihres Strohhutes die Mitteilung von der Flucht dreier bekannter Gefangenen aus dem Gefängnis in Charkow machte; in ein paar Sekunden ging die Nachricht auf diese Weise weiter, und der Gefängnishof hallte plötzlich von Hurra auf Hurra wieder, zum Erstaunen der Wächter, die keine Ahnung von der Ursache hatten.

Krapotkin erinnert durch seinen Verstand, sein vielseitiges Wissen, seine Tatkraft und Rücksichtslosigkeit im Dienst großer Ideale an jene griechischen Heroen aus den ältesten Zeiten, die, als es noch kein geordnetes Rechtswesen gab, sich nicht nur selbst ihr Recht schafften, sondern das Recht auch als Rache und Strafe ausübten. Für Männer von Krapotkins Gedankengang ist der Rechtszustand der heutigen Staaten immer etwas schlimmer, als ob es gar keinen gäbe — man beachte die leidenschaftliche Geringschätzung des Richterstandes, die sich in all seinen Schriften ausdrückt — und er befindet sich selbst in der Lage jener ältesten Sagenhelden.

Krapotkin führt in seinem Buche Die anarchistische Moral die Geschichte eines jungen polnischen Arztes an. Dessen Verbannungszeit in Sibirien war in wenigen Tagen abgelaufen, und das Leben winkte ihm von neuem, als er von einem kleinen tollen Hunde gebissen wurde. Er achtete nicht weiter auf die Wunde, ätzte sie, statt sie auszubrennen, nahm aber dann eines Tages wahr, wie sie zu schwellen begann. Wohl wissend, was dies zu bedeuten habe, stürzte er zu einem Freunde, einem anderen verbannten Arzt, und sagte: Schnell! Strychnin! In einem Augenblick habe ich die Tollwut und verderbe euch andere!“ Der Freund

konnte es nicht über sich gewinnen, ihm das Gift zu geben, sondern wollte eine Gegenkur versuchen. Die Krise stellte sich jedoch ein, und das Strychnin wurde notwendig. Die Moral und Logik dieser Geschichte ist für Krapotkin folgende: Wie der beherzte Mann lieber selbst sterben denn als vergiftetes Wesen die Ursache von anderer Unglück werden will, so hat er auch das Bewußtsein einer guten Tat und gewinnt die Billigung derer, die er achtet, wenn er eine giftige menschliche Kreatur totschlägt, um diese zu hindern, weiteren Schaden anzurichten.

Es findet sich bei Krapotkin ein Kultus der starken Persönlichkeit, der in keinem wirklichen Widerspruch mit seinem Kampf für die gesellschaftliche Gleichheit steht. Er sagt irgendwo: Sei stark! Ergieße deine Leidenschaft und die Kraft deines Geistes — und dein Verstand, deine Liebe, dein Tatendrang werden in andere überströmen. Darauf läuft die ganze Pflichtenlehre hinaus, wenn sie von der Heuchelei der morgenländischen Entsagung befreit ist. Sei stark, sei groß in deinen Handlungen, entfalte deine Existenz nach allen Seiten, sei so reich an Tatkraft wie möglich, falls du ein ganzes, volles, fruchtbares Leben führen willst!"

Die englischen Zeitschriften enthalten häufig wissenschaftliche Artikel von Krapotkin. Die norwegische Zeitung, die seinen Brief an Arne Dybfest veröffentlichte, hat seinerzeit einzelne wertvolle kleinere Stücke von ihm gebracht. Zu agitatorischen Zwecken hat er französisch eine Reihe Schriftchen, zu zehn Centimes das Stück, herausgegeben (Aux jeunes gens, Un siècle d'attente 1789—1889, Les prisons, Le salariat usw.). Eine Sammlung von ihnen, vortrefflich und aus einem Guß, hat Elisée Reclus unter dem Titel Paroles d'un Révolté herausgegebenen. Soweit ich seine Schriften kenne, scheint mir Die Eroberung des Brotes (La conquête du pain) das unvergleichlich Bedeutendste zu sein.

Mich für mein Teil hat Krapotkin nicht überzeugt. In der Verurteilung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bin ich allerdings so einig mit ihm, daß mir kein Ausdruck, den er braucht, zu stark ist. Doch wenn er aufbauen will, folge ich ihm nicht. Wer bauen will, muß auf Granit bauen, und die Granitschicht in der menschlichen Natur ist die Eigenliebe, die unter Krapotkins Händen verschwindet. Es ist sein großes Verdienst, daß er zahl-

reiche übersehene Zeugnisse eines mächtigen Triebes zur gegenseitigen Hilfe hervorgehoben hat; aber ein System und eine Zukunft auf der Überzeugung von der Güte der Menschennatur aufbauen, heißt auf Sand bauen.

Eine große Entbehrung bedeutet es für ihn, daß er sich nicht frei in Europa bewegen und Rußland nicht wiedersehen kann.

Sehnsucht nach der Heimat haben alle Landflüchtigen. Bei keinem hat sie mich so gerührt wie bei Vera Sássulitsch.

Seltsam, daß dieser Name, der einmal in ganz Europa widerhallte, der Jugend nichts mehr sagt. Die Männer aus dem älteren Geschlecht haben ihn nicht vergessen. Es war im Jahre 1877, als das erste russische Attentat stattfand. Der damalige Chef der dritten Abteilung, General Trepow, hatte einen politischen Gefangenen, der es versäumt, ihn im Gefängnishofe zu grüßen, vom Profoß peitschen lassen. In seinem Zorn fand sich ein ganz junges Mädchen, das den Gefangenen gar nicht persönlich kannte, zur Audienz bei dem General ein, feuerte einen Pistolenschuß auf ihn ab, und verwundete ihn gefährlich. Das ganze junge Rußland sah in Vera Sássulitsch eine Charlotte Corday, und man weiß es noch sehr gut ringsum im russischen Reiche und an vielen Orten außerhalb Rußlands, welches Aufsehen und Entzücken es erregte, als das Geschworenengericht auf die Frage nach ihrer Schuld sie für unschuldig erklärte. Gendarmen wollten, dem Befehl gemäß, gleichwohl sich ihrer bemächtigen, als sie aus dem Gerichtssaale trat; doch sie entkam, befreit von klugen und energischen Freunden. Es ist nicht zuviel gesagt, daß das Gefühl der russischen Jugend ihr gegenüber in Anbetung bestand. Sie hielt sich lange in Petersburg verborgen; dann verschwand sie ins Ausland.

Vera Sássulitsch war eine Art Traumgestalt für mich, die ich nie glaubte in der Welt der Wirklichkeit treffen zu können. Es versetzte mich in einige Gemütsbewegung, als ich erfuhr, daß wir uns begegnen sollten. Vera war noch keine vierzig Jahre alt, mit schönen, grauen Augen, ernsthaften, stark mitgenommenen Zügen, älter als ihre Jahre; doch mit einem inneren Leben, feurigen Handbewegungen und einem reißenden Redestrom, der jeder ihrer Äußerungen ein Gepräge ungeschwächter Jugendlichkeit gab. Sie ist die Einfachheit selbst. Sie haßt es, Aufsehen zu erregen und lebt in

London unter einem angenommenen Namen, dem einzigen, unter dem sie bekannt ist, und unter dem sie alle ihre Briefe empfängt. Sie lebte mehrere Jahre unter diesem Namen in der Schweiz. Aber als die Behörden dort vor anderthalb Jahren eines schönen Tages von ihr verlangten, sie solle dem russischen Konsul ihren Paß einsenden, merkte sie, daß sie ausspioniert wurde, und verließ die Schweiz, um nach England zu gehen.

Man kann lange suchen, ehe man einen bewunderungswürdigeren Charakter, eine vortrefflichere, redlichere, willensstärkere und arbeitsamere Frau findet. Sie lebt in London in äußerster Dürftigkeit, ganz allein, ohne Bedienung, und bringt ihren Tag damit zu, im British Museum zu studieren und Flugschriften und Bücher nationalökonomischen Inhalts auszuarbeiten, die russisch innerhalb und außerhalb Rußlands erscheinen. Es können Wochen vergehen, in denen sie kein Wort mit einem Menschen wechselt. Gegenwärtig ist sie mit dem Studium und der Darstellung französischer Ökonomen des 18. Jahrhunderts beschäftigt.

Ich brachte eines Abends, nach einer gesellschaftlichen Zusammenkunft bei Stepniak dreiviertel Stunden mit ihr in einem Eisenbahnwaggon zu, und wir gingen später gemeinsam zu Fuß durch die Stadt, in einem jener Nachtgespräche, in denen man sich mehr offenbart, als am Tage. Wir sprachen unter anderm von den Attentaten. Ich bedauerte den Kaisermord und all die Reaktion, die er zur Folge gehabt hatte. Sie sagte wehmütig: „Indem sie den Kaiser töteten, töteten sie zugleich die revolutionäre Bewegung. Es gibt keine Spur revolutionärer Organisation in Rußland mehr."

Auch Vera Sássulitsch sehnt sich beständig nach ihrem Vaterlande zurück. Und vor einigen Jahren wurde die Sehnsucht so heftig, daß sie ohne weiteres, mit einem Paß versehen, nach Archangelsk hinaufreiste und dort ein ganzes Jahr lebte. Dann konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, Petersburg wiederzusehen und blieb einige Monate dort. „Zeigten Sie sich dort wirklich auf den Straßen, Vera?" fragte ich. „Ja wohl. Natürlich, ich fuhr nicht Omnibus: aber ich fuhr Droschke. Da sieht einen niemand, und kommt es wirklich einem Polizeibeamten so vor, als sollte er das Gesicht kennen, so ist man fort, ehe er den Wagen anhalten kann." All ihr frischer Humor, all die unruhige Keckheit, die sie stets verrät,

und all die Sorglosigkeit, die in ihrem Sinn schlummert, kam in diesen Worten zum Ausdruck.

Meine englischen Bekannten scherzten zuweilen über meinen merkwürdigen Hang, in London mit „Mördern" und „Mörderinnen" zu verkehren. Doch das kann ich versichern: hatte ich den Abend mit meinen „Mördern" zugebracht und war am nächsten Tage in feiner und vornehmer Gesellschaft zu Mittag eingeladen, so hatte ich das Gefühl, von der höheren, besseren Gesellschaft zu einer von viel niedrigerem Range hinabgesunken zu sein.

VII

Es gab eine Nationalität, mit der ich in London in Berührung kam, für die ein lebhaftes und schmerzliches Interesse in meinem Sinn erweckt wurde: die armenische Nationalität.

Ich lernte eines der Häupter des armenischen Aufstandes kennen, Avetis Nazarbek, einen jungen Mann von seltener Schönheit. Er hatte in Genf studiert, sich dann in London niedergelassen. Er gab in London nicht weniger als drei Zeitschriften in armenischer Sprache heraus, das Wochenblatt Hentschak (Die Glocke), die satirische Monatsschrift Optak (Die Ohrfeige), mit politischen Karikaturen, und die Vierteljahrsschrift Zahápar (Die Idee), eine wissenschaftliche ökonomische Zeitschrift im Stil der großen englischen Revuen. Seine Wochenschrift war das Zentralorgan der revolutionären Partei in Armenien, die sich danach benannt hatte.

Er erzählte mir von seinem Volk, diesem merkwürdigen und so hoch begabten Volk, das in seiner Lage, seiner Verbreitung, seiner Handelswirksamkeit und anderem an die Israeliten erinnert, ein Volk, das etwas mehr als vier Millionen zählt, mit einer der ältesten Kultursprachen der Welt, und in dem die Gebildeten außer ihrer Muttersprache noch die Nachbarsprachen Türkisch, Persisch und Russisch sprechen. Er skizzierte mir auch die Geschichte der neueren Literatur in diesem Volk und die Einwirkungen, denen dieses Geistesleben ausgesetzt gewesen ist: hauptsächlich französische und englische. Mit einem gewissen Stolz denken die Armenier noch daran, daß Byron in Venedig bei den Mönchen in San Lazaro Unterricht in der armenischen Sprache nahm.

In dem Berliner Traktat hatte man Armenien, das von der Türkei so gewaltsam unterdrückt worden war, das Recht gesichert, Englands Vermittelung anzurufen, und ebenso war England dabei das entsprechende Recht zum Einschreiten gesichert worden. Lord Salisbury hat es dazu verwandt, der Türkei in einer Sprache zu drohen, deren Gewaltsamkeit höchst ungewöhnlich war, den Armeniern Englands Hilfe zu versprechen und die Bedrängten dann schließlich, aus Furcht, Rußlands Geschäfte zu besorgen, vollständig im Stich zu lassen. Sein letzter Ausspruch ist: The sultan may perhaps do something for the Armenians, if he is let alone (Der Sultan wird vielleicht etwas für die Armenier tun, wenn man ihn zufrieden läßt).

Was die Türkei seinerzeit beim Berliner Traktat den Armeniern gab, waren teils Gelübde, welche die Türkei nie zu halten beabsichtigte, teils Versprechungen, die, wenn sie gehalten würden, nichts zu besagen hätten. Seitdem haben die Gesandten Englands, Frankreichs und Rußlands in gleichlautenden Noten Zugeständnisse vom Sultan gefordert, darunter nützliche, wie eine Amnestie für politische Vergehen, aber auch völlig überflüssige, wie z. B. daß Gouverneure und Vizegouverneure christlich sein sollten, wo die Christen in der Mehrzahl wären, im entgegengesetzten Fall mohammedanisch. Da die Gouverneure vom Sultan ernannt werden, so ist die Bestimmung über ihre Religion gleichgültig; viele der ärgsten Beamten sind ursprünglich christlich gewesen und haben die Religion gewechselt, die mohammedanische angenommen um des Amtes willen; sie wären nicht um ein Haar besser gewesen, wenn sie christlich geblieben wären. Man weiß es ja auch von Europa her: der Umstand, daß ein Mann christlich ist, gibt nicht immer die Gewähr dafür, daß er auch ein edler, uneigennütziger Mann ist.

Bis 1885 war das Verhältnis zwischen den Kurden und Armeniern, wobei die Armenier die Vasallen der ersteren waren, einigermaßen leidlich. Aber als zu diesem Zeitpunkt aus den wildesten Kurdenstämmen die Baschi-Bozuk Regimenter Hamidieh gebildet wurden, nahmen die an den Armeniern verübten Brandschatzungen und Gewalttätigkeiten einen unerträglichen Grad an. Im November 1894 wurde Europa durch die Mitteilung von den Mordtaten aufgescheucht, die im August und September in Sassun in Großarmenien stattgefunden hatten; die Anzahl der gemordeten Armenier wird verschieden, aber nach Tausenden angegeben.

37*

Regulär lasteten auf jeder Familie in Sassun folgende Abgaben: vierzig Piaster — ein Piaster hat ungefähr achtzehn Pfennig — für jedes Wesen männlichen Geschlechts, von der Geburt an gerechnet; eine Einkommensteuer von hundert bis zweihundert Piastern; für jeden Mühlstein dreißig Piaster, für jeden Webstuhl — jede Familie besitzt mindestens einen — dreißig Piaster, für das Futtergras, das auf den Bergen gepflückt wird, zwei Piaster für jeden Armvoll; für jedes Schaf — das Schaf ist dreißig Piaster wert — fünf Piaster. Sodann beanspruchte der Steuererheber ein Sechstel der gesamten Ernte — das jedoch nicht in natura erlegt werden durfte, sondern ein Viertel über den örtlichen Wert berechnet wurde; und für die jährliche Quittung über die Bezahlung aller Abgaben forderte er für seine eigene Person unabänderlich hundert Piaster. Ferner verlangten die Kurden, die sich als die Herren der Armenier betrachteten, von ihnen den sogenannten Nafirat (Steuer auf die Irrgläubigen), die in natura erhoben wurde; sie forderten von jeder Familie zwei Schafe, eine Decke im Werte von fünfzig Piastern und fünf bis sieben Kilogramm Butter. Man hatte also im ganzen ungefähr einhundertundfünfzig Piaster an jeden kurdischen Häuptling zu erlegen. Aber oft kam der eine kurdische Häuptling nach dem andern, und derjenige, der nichts mehr vorfand, begann zu plündern, zu schänden, zu brennen und zu morden.

Im Kreise Sassun hängte man die Männer an den Beinen auf, brannte ihnen Füße, Brust, Zunge und Stirn mit glühenden Eisen und vergewaltigte die Frauen. Während des langjährigen Kampfes, der sich entspann, säbelte man sechstausend Menschen nieder. Einer der Hauptleiter des Widerstandes, namens Hampartzum Bojadjan, wurde in Bitlis in ein dunkles und feuchtes Gefängnisloch geworfen; man legte ihm einen eisernen Ring um den Hals und eiserne Ketten um Arme und Beine. Man ließ ihn hungern, damit er eine Erklärung unterschriebe, in der er sich als von der englischen Regierung bestochen und irregeleitet erklärte. Als er sich hartnäckig weigerte, verdoppelte man seine Ketten, hängte ihm eine zehn Kilogramm schwere Eisenkugel an den Hals, peitschte ihn, schlug ihn mit Knüppeln, riß ihm seine Barthaare einzeln mit Zangen aus, besteckte den Fußboden seines Gefängnisses mit spitzen Nägeln und rollte ihn darauf entlang, bis er das Bewußt-

sein verlor. Dann wurde er ins Bewußtsein zurückgerufen und gehenkt. —

Allein in der Festung St. Jean d'Acre in Syrien sitzen aus politischen Gründen noch siebenundsiebzig Armenier, deren fünf Häuptlinge die Türken buchstäblich verhungern ließen, indem sie ihnen alles Essen verweigerten.

Im letzten halben Jahr haben die Gedanken aller Armenier sich um das Schicksal der Stadt Zeitun gedreht. Sie liegt nördlich im armenischen Cicilien in einem Tale des Taurusgebirges. Der Name Zeitun ist aus historischen Gründen jedem Armenier teuer. Dort befand sich die Residenz des armenischen Königreiches, bis 1393, wo es dem Eroberungszuge der Seldschucken zum Opfer fiel.

Die Mordtaten an den Armeniern haben ja im verflossenen Jahre meist in der Weise stattgefunden, daß die Türken die Auslieferung aller Waffen, ja jedes Messers forderten und darauf die Bevölkerung ausrotteten. Als der Gouverneur in Marasch den Einwohnern Zeituns ihre Waffen abforderte, wurden diese indessen verweigert, und seit die türkischen Truppen Anfang Oktober gegen die Stadt zogen, haben sich eine Reihe von Kämpfen abgespielt, in denen die gegen zehnfache Übermacht kämpfenden Bewohner sich ebensosehr durch Heldenmut wie durch Kriegstüchtigkeit auszeichneten. Zuletzt lagen dreißig bis vierzigtausend Mann vor Zeitun. In den Dörfern des Nachbarlandes, Anapat und Dunkalai, wo die Armenier zweihundertundfünfzig Häuser hatten, wurde buchstäblich jeder einzelne ermordet. (Die Anzahl der im Laufe des Jahres teils niedergesäbelten, teils von der Hungersnot, teils als Obdachlose von der Kälte getöteten Armenier erreicht jetzt dreimalhunderttausend.) Im April mußte sich Zeitun übergeben, und ihre ganze provisorische Regierung kam Mitte dieses Monats zu Avetis Nazarbek nach London, fünfundzwanzig bis dreißig Mann stark, so daß sein kleines Haus jetzt wie ein Lager aussieht. Jeden Tag sind sie alle bei ihm zu Tisch; jede Nacht schlafen sie bei ihm auf dem Fußboden.

Ein Merkmal weist das Leben der politischen Flüchtlinge in London auf, das den Fremden in Erstaunen versetzt, und das er sich verpflichtet fühlt, hervorzuheben. Es ist die Dürftigkeit ihrer Verhältnisse. Sie schämen sich ihrer Armut nicht, sind eher stolz

darauf. Nie war Wein auf ihrem Tisch, und nie entschuldigten sie sich deshalb; aber einfache Gerichte und englisches Bier haben mir nirgends besser geschmeckt.

Es lohnt sich, eine Reise zu machen, nur um Menschen zu treffen wie diese Landflüchtigen.

Um das Jahr 1887 bildeten Avetis Nazarbek, seine Gattin und ein paar Freunde, alles junge Studierende, die gesamte armenische Opposition, und die ganze Partei setzte das Blatt Hentschak. Ihre Setzerei war die Küche ihrer kleinen Wohnung in Genf. Ihre Namen kamen nie im Blatte vor, und als Ort des Druckes wurde London angegeben. Das war notwendig, damit die türkische Regierung ihre Namen nicht kennen lernte, da sie ununterbrochen Reisen von und nach der Türkei unternehmen mußten. Nach einem Jahre besaßen sie einen sehr großen Freundeskreis und konnten Männer in die Türkei entsenden, die insgeheim bestimmte Verhältnisse zu untersuchen und die Bevölkerung zu organisieren hatten; diese Männer selbst waren natürlich steten Verfolgungen und Gefahren ausgesetzt. Nazarbeks junge Gattin reiste sogar 1893 nach dem armenischen Cicilien, um dort die revolutionären Kräfte zu ordnen und sie diensttauglich zu machen. Nazarbeks vielleicht schönstes Gedicht ist sein Abschied an sie bei ihrer Abreise. Es glückte ihr, Zutritt zu der Festung St. Jean d'Acre zu erlangen, um ihre gefangenen und gefesselten Freunde dort zu besuchen. Es ist das erstemal, sagte Avetis Nazarbek stolz zu mir, daß eine armenische Frau in dieser Absicht nach dem türkischen Armenien reiste, und es ist bis jetzt das einzige Beispiel. — Wehmütig stimmt es nur, wenn man bedenkt, wie fruchtlos der in Verzweiflung unternommene und mit so großen Opfern geleitete Aufstand gewesen ist.

VIII

Man reist aus vielen Gründen. Es hat sein Interesse, in neuen Gegenden zu leben, Gebäude und Denkmäler zu sehen, das Volksleben zu beobachten, die klassische und die nationale Kunst kennen zu lernen, die Museen und Sammlungen in einer Weltstadt enthalten.

In London fühlt man sich glücklich in der Nationalgalerie, dieser ausgesuchten Sammlung von köstlicher italienischer und

spanischer und höchst lehrreicher englischer Kunst. Das Herz schlägt höher bei dem Wiedersehen mit Botticelli, Leonardo, Perugino, Velasquez. Es ist auch interessant, so etwas wie Alma Tademas Prachtwohnung zu sehen, die lebhaft an seine eleganten und kühlen Bilder erinnert; nicht die kleinste Spur malerischer Unordnung findet sich in dem Festsaal, der sein Atelier vorstellt, so wenig wie in einem seiner Gemälde. Eine Sammlung wie das naturhistorische Museum, wo Darwins Statue inmitten der Welt der Tiere, Pflanzen, Mineralien angebracht ist, macht einen unvergeßlichen Eidruck selbst auf den, der zu ihrer Besichtigung wenig Vorkenntnisse mitbringt.

Man lernt indessen doch mehr von den Menschen, die man auf der Reise trifft, als von den Denkmälern, Sammlungen und Kunstschätzen der Vergangenheit. Wer nie vorher unter Engländern gelebt hat, wird zweifellos starke und bleibende Eindrücke von einem Aufenthalt in London heimbringen, manche Persönlichkeit und manche Äußerung für den Rest seines Lebens in der Erinnerung bewahren. Auf jemand, der aus einer kleineren Stadt kommt, wo ihm die Denkungsart aller Menschen im voraus bekannt ist, wird London sogar notwendigerweise überwältigend reich wirken. Ein Mensch, dessen Tage in kleinen Verhältnissen dahingehen, muß zuweilen reisen, nur um die Empfindung zu erlangen, daß er noch am Leben ist. Es können ja Monate in unserer täglichen Existenz vergehen, wo man arbeitet und vegetiert, ohne ein sonderlich starkes Gefühl davon zu haben, daß man lebt. Der Verkehr mit Menschen einer großen fremden Nation, wie der englischen, läßt uns dann von neuem fühlen, daß das lebendige Leben in uns pulsiert. Und damit ist immer so viel gewonnen. Aber wer ein geistig bewegtes Leben lebt, begehrt mehr. Er will große Menschen sehen und neue Ideen aussprechen hören. Er entsinnt sich des Mißmutes, mit dem Saint-Simon seinerzeit nach einer Reise enttäuscht England verließ mit der Äußerung, daß er dort „keinen neuen Gedanken auf Stapel gefunden habe.“ Was ein Reisender, der anderes und mehr sucht als bunte Eindrücke und abwechselnde Zerstreuung, am liebsten treffen möchte, das sind Persönlichkeiten, die größer sind, als er sie gewöhnlich zu treffen pflegt, und Gedanken, die — sie seien nun richtig oder mangelhaft — angetan sind, den Sinn von Hunderttausenden in Sturm zu versetzen.

Nun ist das heutige England sicherlich eines der Länder, wo das Geistesleben am höchsten steht und wo am meisten gedacht wird. Man trifft — auch außerhalb des Kreises der schon längst anerkannten Denker — Männer, die ursprüngliche und gesunde Grundgedanken in ihren Schriften darlegen. Von denen, die ich persönlich kennen lernte, sei J. B. Crozier erwähnt, dessen Schrift Civilisation and Progress gelesen und erörtert zu werden verdient. Doch Englands ruhige und geordnete Verhältnisse machen es notgedrungen schwieriger, unter Engländern die Art von großen und merkwürdigen Persönlichkeiten zu treffen, die es allein mit einer ganz veralteten Gesellschaftsordnung oder mit dem bösen Prinzip selbst aufnehmen, wo es sich in einer Staatsgewalt verkörpert findet. Daß man in England und nur in England solche Persönlichkeiten trifft, beruht auf Englands einzigartiger Stellung in Europa als Freistätte. Männer wie Stepniak, Nazarbek, Krapotkin gibt es nur dort. Und wenn Saint-Simon heute in England reiste, und wenn sein Blick nur auf die Reihe Abhandlungen Mutual Aid fiele, die Krapotkin von 1890—1896 im Nineteenth Century veröffentlichte, so würde er diesmal England nicht verlassen haben, ohne einen neuen Gedanken auf Stapel zu finden.

Inhalt

Georg Brandes

Gesammelte Schriften

Deutsche Original-Ausgabe

Bisher erschienen:

Erster Band:	Deutsche Persönlichkeiten Geheftet 7 Mark, in Halbfranz geb. M. 8.50
Zweiter Band:	Skandinavische Persönlichkeiten. 1. Teil Geheftet 10 Mark, in Halbfranz geb. M. 11.50
Dritter Band:	Skandinavische Persönlichkeiten. 2. Teil Geheftet 12 Mark, in Halbfranz geb. M. 13.50
Vierter Band:	Skandinavische Persönlichkeiten. 3. Teil und Französische Persönlichkeiten Geheftet 10 Mark, in Halbfranz geb. M. 11.50
Fünfter Band:	Englische Persönlichkeiten. 1. Teil Lord Beaconsfield Geheftet 6 Mark, in Halbfranz geb. M. 7.50
Sechster bis achter Band:	Englische Persönlichkeiten. 2.—4. Teil William Shakespeare. 1.—3. Teil Dritte durchgesehene Auflage Jeder Band geheftet 7 Mark, in Halbfranz gebunden M. 8.50

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





YC 28672
280380
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

